10011065869

Claremont
Graduate School
and
University Center
Library

Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Graduate School
Library

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Albert Ostertag.

Fünfter Jahrgang. 1861.

Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaier's Buchh. (C. Detloff) in Basel.

Druck von C. Schultze.

CLAREMONT GRADUATE SCHOOL
and
UNIVERSITY CENTER LIBRARY

7366 164814

Inhalt.

	Seite.
Die Entdeckungen in Afrika und die Mission	3
Die Nilagiri und die Basler Mission.	
I. Das Land und die Volksstämme	57
II. Die Gründung der Basler Mission auf den Bergen	109
III. Die Basler Missionsarbeit und ihre Erstlingsfrüchte	189
Moschesch, der Häuptling der Bassuto's	142
Der Missionar und die Politik	249
Eine Glaubensheldin der Südsee	265
Die Taipings in China	281. 329. 469
Die neue Moslem-Missionsgesellschaft	319
Eine indische Hochzeit. Zur Charakteristik des indischen Volkslebens	377
Zehn Tage in Allahabad. Ein Bild aus dem indischen Militär-Aufstand vom 5. bis 14. Juni 1857	421
Proceß und Verurtheilung des Missionars Long in Kalkutta	533
Missions-Zeitung:	
Die Bibel in den indischen Regierungsschulen	137
Indien im Jahr 1860	179. 242
Neu-Guinea	277
Gesellschaft zur Förderung des christl. Volksunterrichts in Indien	326
Die Mission in Central-Südafrika	372. 402
Aus dem 31. Jahresbericht der rheinischen Missionsgesellschaft v. Jahr 1860	464
Missions-Literatur:	
Burkhardt, Kleine Missionsbibliothek. 3r. Bd.	55
Missionsbüchlein. Zum Besten des badischen Missionsvereins	106
Der Elephantenführer Gowinda	107
Dittmar, die Geschichte der Welt	107. 462
Album der Basler Mission	108
Hübner, Finsterniß und Licht	327
Missions-Atlas der Brüder-Unität	328
Schrumpf, südafrikanische Cap- und atlantische Seebilder	463

Bibelblätter:

I. Marianne, die Bibelfrau von St. Giles.
II. Heiliges Leben — seliges Sterben.
III. Die Zigeuner und das Wort Gottes. Erste Abtheilung.
IV. „ „ „ „ „ „ Zweite Abtheilung.

Bibelzeitung:

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.
Jahresfest der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.
Jahresfest der französischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Illustrationen.

1. Das Missionshaus zu Kisuludini, Ostafrika.
2. Kartenskizze von Afrika zur Uebersicht des Standpunktes der Reisen und Entdeckungen im Innern dieses Kontinentes.
3. Todtenfeier der Toda's auf den Nilagiri.
4. Die Missionsstation Käti auf den Nilagiri.
5. Moschesch, der Häuptling der Bassuto's.
6. Der alte Kaiser-Palast zu Delhi.
7. Der Vulkan Kilauea auf Hawaii.
8. Ansicht des Tai-hu oder großen See's, in der Nähe von Nanking.
9. Kin-schan, oder goldene Insel, im Yang-tse-kiang unter Nanking.
10. Mosilikatse und der alte Häuptling.
11. Das Fort von Allahabad, mit der Stadt im Hintergrund.
12. Die große chinesische Mauer.
13. Hindu-Landleute, dem heiligen Strom Verehrung darbringend.

Das Missionshaus zu Kisiludini, Ostafrika. (Vergl. S. 22.)
(Missionar Rebmann predigt den Wanika's.)

Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

Die Entdeckungen in Afrika und die Mission.

1. Schranken und Hinderungen.

Machet Bahn, machet Bahn dem, der durch die Wüsten einherfährt; Herr ist sein Name; und jauchzet vor Ihm. Ps. 68, 5. So tönt der göttliche Heroldsruf seit dem Tage, da der Herr ein Volk auf Erden sich erwählt hat, „da die Erde erzitterte und auch die Himmel trofen vor Gott: dieser Sinai vor Gott, dem Gott Israels." Er ertönt fort und fort von Land zu Land, von Volk zu Volk, so weit noch die geistlichen „Wüsten und Einöden" reichen, durch welche der, deß Name Herr ist, einherzuschreiten beschlossen hat, um Seine Herrlichkeit zu offenbaren. Denn die Erde, die ganze Erde wird voll werden von Erkenntniß der Ehre des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt. Habak. 2, 14.

Jener Heroldsruf: Machet Bahn dem, der durch die Wüsten einherfährt, ist nicht etwa blos eine poetische Redeblume, noch auch eines eifrigen Israeliten frommer Wunsch für seine Zeiten und für seine Verhältnisse. Gleichwie dieser Aufruf im Worte des lebendigen Gottes, das für alle Zeiten gilt, fixirt ist und somit heute noch forttönt, so schließt er auch Kräfte des lebendigen Gottes in sich, die da göttlich wirksam sind und alles das ausrichten, wozu sie geredet worden. In dem Buche der Offenbarung Johannis, so schwierig die Deutung aller darin niedergelegten Geheimnisse sein mag, ist doch das Eine klar, daß allen großen Bewegungen auf Erden jedesmal entsprechende Bewegungen und Kundgebungen im Himmel, in der unsichtbaren Welt des Geistes, vorangehen. Immer wieder hebt der

erleuchtete Seher, wenn er uns auf große Wendungen im Reiche Gottes auf Erden vorbereiten will, zuerst den Vorhang der himmlischen Welt und zeigt uns, daß dort zuerst der Rath der ewigen Wächter gehalten und ausgesprochen wird, der dann in der sichtbaren Welt sofort zur Ausführung kommen soll. Ein solcher Wächterruf aus der unsichtbaren himmlischen Welt ist auch jenes Wort: Machet Bahn, machet Bahn dem, der durch die Wüsten einherfährt. Es wohnt ihm inne die ganze Kraftfülle eines vom Thron der ewigen Majestät Gottes ausgehenden Machtbefehls, und alle Kräfte der himmlischen Welt setzen sich von den Tagen an, da er ausgieng, in Bewegung, um ihn auf Erden in Ausführung zu bringen. Deshalb kann auch der gotterleuchtete Psalmist hinzufügen: „Der Herr giebt das Wort mit großen Schaaren von Evangelisten."

Die Entwicklungen des Reiches Gottes auf Erden gehen nicht in Einem stillen, ruhigen, gleichmäßigen Flusse fort. Sie gleichen den Bewegungen des Meeres mit seiner Ebbe und Flut, mit seiner spiegelglatten Ruhe, seinen maaßvollen Strömungen und Wallungen, und mit seinen daherbrausenden Stürmen. Alles hat auch in der Welt des Geistes seine göttlich geordneten Zeiten. Die Feststellung dieser Zeiten liegt in der Hand unsres frei waltenden Gottes. Er heißt Ebbe und Flut, Ruhe und Bewegung kommen nach Seinem Wohlgefallen. Ob ein neuer Befehl des Allerhöchsten zu neuen großen Epochen des Reiches Gottes vom obern Heiligthum ausgegangen sei, das merkt seine Gemeinde auf Erden erst an den Wirkungen.

Wenn es aber je eine Zeit gegeben hat, wo jeder, dem da geöffnete Sinne für die Dinge des Geistes gegeben sind, merken kann, daß der Heroldsruf von Oben: Machet Bahn dem, der durch die Wüsten einherfährt, aufs Neue gotteskräftig in die Welt ausgegangen sei, so ist es wahrlich die unsre. Die Wirkungen zeigen es. Beides, das wunderbare Aufthun „der Thüren der Welt, daß der König der Ehren einziehe," sowie das Aufgebot und der Auszug „ganzer Schaaren von Evangelisten," — Beides liegt in nie gesehener Weise in unsern Zeiten zu Tage. In einem so wunderbaren und denkwürdigen Zusammentreffen, wie es nur die Hand Gottes selbst anordnen kann, findet sich seit 70 bis 80 Jahren Beides neben einander: die Eröffnung der Wüsten der Heidenwelt und der Länder des Islam, und das Erwachen des lebendigen Missionsgeistes.

Man überschaue die Geschichte des letzten Halbjahrhunderts. Der

Reihe nach öffnet sich die unabsehbare Inselwelt des großen Oceans, es eröffnet sich Ostindien, China, Hinter-Indien und Japan; Madagaskar thut sich auf, schließt sich wieder und wird abermals geöffnet; Afrika läßt an allen Enden seine Pforten aufgehen; die muhamedanische Welt muß Schritt für Schritt ihre Riegel aufstoßen; Nordamerika, das die Herolde des Friedens schon längst in die nördlichen Eisgefilde von Grönland und Labrador zugelassen, thut nun auch die Einöden von Rupertsland bis hinüber zur Vancouvre's Insel auf; und im Süden jenes Erdtheils hat der Fuß der Evangelisten selbst die Sturmküsten von Feuerland und Patagonien betreten.

Diesem wunderbaren Bahnbrechen entspricht das gleichzeitige Erwachen und kräftige Wachsthum des Missionsgeistes. Nachdem seit mehr als einem Jahrhundert zuerst die Männer Gottes in Dänemark und Halle, dann die Brüdergemeinde und die einzelnen Glaubenshelden in Neu-England (Nordamerika) den Reigen geführt und scheinbar vergebens die übrige schlummernde Kirche zur Nachfolge aufgerufen hatten, regen sich endlich am Schluß des vorigen Jahrhunderts die Baptisten in Großbritanien und schütteln den Schlaf von den Gliedern. Ihnen folgt die Londoner (Indepedenten), die bischöfliche, die wesleyanische Missionsgesellschaft. Die Schotten bleiben nicht zurück. Die Kirchen Nordamerika's raffen sich zum Wetteifer auf. Auf dem europäischen Kontinent rühren sich zuerst die sonst so behaglichen Niederländer in Rotterdam. Pastor Jänike in Berlin folgt mit der Eröffnung einer Missionsschule. Im Wupperthal, und in den Rheinlanden überhaupt, bilden sich Missionsvereine. In Basel entsteht, getragen von dem Eifer Deutschlands und der Schweiz, eine evangelische Missionsgesellschaft. Der Trieb des Wachsthums ruft bald neue Verzweigungen und selbstständige Vereine hervor. Barmen, Berlin, Leipzig, Hamburg (oder jetzt Bremen) tritt im Namen des Herrn in die Schranken. Und während diese Alle in gleichartigen, der Neuzeit eigenthümlichen Formen sich bewegen und wirken, schafft der Geist des Herrn sich durch die Hand eines seiner reichbegabten Knechte eine neue außergewöhnliche Form durch die Bildung einer eigentlichen Missionsgemeinde in Hermannsburg. Und wie ist überall aus kleinen unscheinbaren Anfängen ein so großes Werk, eine solche weltgeschichtliche Macht geworden! Die Mission ist, — ihre Gegner mögen es zu läugnen versuchen und darob sich erzürnen, oder nicht, — sie ist aus Gottes Rath und Willen eine Macht ge-

worden in unsrer Zeit, und wahrlich nicht die unbedeutendste. Denn sie gehört wesentlich und nothwendig in den Zusammenhang der jetzt wirkenden Lebenskräfte, welche die Geschicke der Welt bedingen und gestalten.

Die geheimnißvollen Wirkungsweisen, durch welche dieser Missionsgeist in den Gemeinden des Herrn von Oben herab gepflanzt, befruchtet und genährt wird, sind uns zum Theil verborgen und unerkennbar; denn es gehört dieß in das geheimnißvolle Gebiet der Wirkungen des ewigen Geistes auf die endlichen Geister. Anders ist es meist mit den augenfälligen Ursachen, welche die Eröffnung der Länder und Völker für den Weltverkehr und für die Mission herbeigeführt haben und noch herbeiführen. Sie sind, obwohl auch hier überall im Hintergrund ein Geheimniß göttlichen Wirkens und Waltens liegt, dennoch in der Regel leicht erkennbar und nachweisbar. Bald sind es die Interessen des Handels und der Industrie, die an die bisher verschlossenen Pforten der Völkerreiche pochen und Einlaß begehren, wie in China und Japan; bald ist es die Schifffahrt, welche sichere Häfen bedarf, bald der Seehunds- und Wallfischfang, für welche überseeische Depots nöthig sind, bald die Uebervölkerung der Heimath, die nach neuen Kolonien sucht. Dann wieder treten politische Fragen auf, welche den althergebrachten Bestand der entlegenen Reiche verändern, wie in der Türkei; oder es ist die Wissenschaft, welche ihre Vertreter aussendet, um die unbekannten Länder und Völker zu erkunden und die leeren Stellen der geographischen Karten auszufüllen, wie in Afrika. Daß aber alle diese Ursachen zu einer und derselben Zeit so mächtig und unwiderstehlich zusammenwirken, um die ganze Welt zu öffnen, — was ist es anders, als eine Wirkung jenes Heroldsrufs, der von der oberen Welt in unsern Tagen ausgegangen ist: „Machet Bahn, machet Bahn dem, der durch die Wüsten einherfährt; Herr ist sein Name!"

Indem wir heute einen neuen Jahrgang unsrer Zeitschrift im Namen des Herrn beginnen, um wie bisher die Entwicklungen des Reiches Gottes unter den Völkern der Erde nach den eben angegebenen Grundgedanken zu beobachten und zu beleuchten, möchten wir zuvörderst unsre Leser nach Afrika führen. Dabei soll ein Versuch gemacht werden, ein möglichst deutliches Bild zu entwerfen von

dem Maaß der gegenwärtigen geographischen Bekanntschaft mit diesem Erdtheil; von den Hinderungen, die sich dort einem allgemeinen und wirksamen Völkerverkehr entgegensetzen; von den verschiedenen Versuchen, die gemacht wurden und noch werden, diese Hinderungen zu überwinden und einen offenen Weg bis ins Herz des Erdtheils zu bahnen; und von den Hoffnungen, die sich daran für die Sache des Reiches Gottes knüpfen mögen. Daß dieß nur Umrisse, und zwar höchst unvollkommene Umrisse sein können, versteht sich von selbst.

Eine lehrreiche „Kartenskizze von Afrika, zur Uebersicht des Standpunktes der Reisen und Entdeckungen im Innern dieses Kontinentes, am 1. Aug. 1860," von Dr. A. Petermann, herausgegeben von der kartographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha, ist in den letzten Wochen bei einem besonderen Anlaß erschienen.*) Sie ist diesem Hefte beigegeben. Ihr bloßer Anblick ist in hohem

*) Vor vier Jahren nemlich kam die Kunde aus dem Innern Afrika's, daß einer der kühnsten deutschen Reisenden, Eduard Vogel, der bis ins Herz dieses Erdtheils vorgedrungen war, als ein Opfer seines Eifers für die Wissenschaft gefallen sei. Der Sultan von Waday soll ihn haben enthaupten lassen. Ob diese Trauerkunde Wahrheit sei, ist noch immer nicht vollständig außer Zweifel gesetzt. Vielleicht ist er noch am Leben, vielleicht ist dieses Leben noch zu retten. Wenn aber dieß auch nicht mehr möglich sein sollte, so ist es doch von größter Wichtigkeit, seine schriftlichen Aufzeichnungen wo immer möglich aus der Hand seines Mörders, des Sultans von Waday, zu retten, — ein Gewinn, der für die Wissenschaft von so hohem Werthe sein müßte. Endlich ist ja noch immer die Aufgabe nicht gelöst, das unbekannte Innere eines uns so nahen Erdtheils der Wissenschaft, der europäischen Bildung und vor Allem dem edelsten Schatze der Menschheit, dem Christenthum, zu erschließen, — eine Aufgabe, die je länger je mehr zur Lösung drängt.

Um nun diese drei Zwecke mit Gottes Hülfe zu erreichen, hat sich in Mitteldeutschland ein Verein gebildet mit dem regierenden Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha als Präsidenten an der Spitze, Justus Perthes als Schatzmeister und Dr. A. Petermann als Sekretär, — ein Verein, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Mittel zur Aussendung eines neuen tüchtigen Reisenden zusammenzubringen. Ein solcher hat sich ihm bereits in der Person des Würtembergers, Hofrath von Heuglin, früher österreichischer General-Consul in Khartum, angeboten. „Er bietet," wie der Aufruf sagt, „jede Garantie der Energie und wissenschaftlichen Tüchtigkeit dar, da er Jahre lang in günstiger amtlicher Stellung am Zusammenfluß der beiden Nile gelebt, [auf großen Reisen in Ostafrika] die besten Erfahrungen gesammelt, dem verderblichsten Klima widerstanden hat." . . „Herr von Heuglin ist bereit, im Herbst 1860 nach Khartum zu reisen, wo ihm Dienerschaft, Kameele und andere Erfordernisse der Ausrüstung bereit sind; er beabsichtigt, von

Grade lehrreich. Sie läßt beim ersten Ueberblick erkennen, wie groß noch immer die Strecken sind, die noch von keinem Europäer betreten, noch viel weniger von einem Lichtstrahl des Evangeliums erleuchtet wurden. Auch die übrigen, von kühnen Reisenden durchforschten Gebiete sind keineswegs im eigentlichen Sinne des Wortes zugänglich oder dem freien Verkehr eröffnet; sie sind vielmehr zum größten Theil nur ein oder zwei Mal von den keckſten Europäern betreten und theils mehr, theils weniger für die geographische Wissenschaft erforscht worden. Im Grunde ist von dem ganzen Kontinent nur das Capland bis zum Orange-Fluß und bis Port Natal, ferner der größte Theil des Küstensaums von Mittel-Westafrika den Europäern zu freiem Verkehr eröffnet. Alles Uebrige ist entweder gänzlich oder beinahe ganz verschlossen. Welch ein niederschlagender Gedanke! Wie niederschlagend vor Allem für die Freunde der Mission!

Es drängt sich uns unwillkührlich die Frage auf, wie es komme, daß gerade der Kontinent, der uns am nächsten liegt, und der durch die unendlich erleichterten Verkehrsmittel am leichtesten erreichbar ist, zugleich dennoch der unbekannteste und verschlossenste blieb. „Eines seiner Länder, Egypten, hat ältere Kultur gesehen, als irgend ein anderes Land der Welt; in das vierte Jahrtausend vor unsrer Zeitrechnung weisen uns seine kolossalen Königsgräber hin; sein Götterdienst, seine Wissenschaft und Kunst haben ihre mächtigen Wirkungen über das nahe Asien verbreitet; der Nil war die Wiege aller menschlichen Bildung, — und verschlossen wie vor Jahrtausenden liegt noch in unsern Tagen der ungeheure Länderkoloß vor uns da, kaum daß

---

dort seine Reise ins Innere anzutreten, deren Dauer etwa auf vier Jahre veranschlagt ist."

Indem nun der Verein durch ganz Deutschland die Aufforderung zu Geldbeiträgen für den genannten Zweck ergehen läßt, fügen wir gerne unsre eigene Bitte hinzu, diesem Aufruf ein williges Ohr und eine offene Hand zu bieten. Beiträge sind an Herrn Justus Perthes in Gotha zu adressiren und werden wohl von jeder Buchhandlung angenommen und übermittelt. Wir wissen aber, daß diese Entdeckungsreisen nach dem Willen und Wohlgefallen Gottes geschehen, und daß sie mit dazu dienen müssen, „Bahn zu machen dem, der durch die Wüsten einherfährt; Herr ist sein Name."

Zugleich sprechen wir dem Herausgeber der „Kartenskizze," die dem Aufruf beigegeben ist, Herrn Justus Perthes, hier unsern Dank aus für die Bereitwilligkeit, mit der er uns gegen einen verhältnißmäßig billigen Preis Abdrücke derselben für unser Missionsmagazin geliefert hat.

die Blicke einiger Kühnen bis in sein Inneres gedrungen sind. Der Weltverkehr hat sich noch keine Wege dahin gebahnt; die Quellen des Nils, an dessen Ufern die Geschichte der Menschheit fast ihren Ursprung nahm, liegen noch in unsern Tagen in tiefes Dunkel gehüllt... Alle Theile der Erde liegen offen vor uns da, — und nur Afrika spottet noch der Wißbegierde der ungeduldigen Menschheit. Und doch streckt sich Tausende von Meilen lang sein Küstensaum durch vielbefahrene Meere, es fehlt nicht an trefflichen Hafenplätzen, breite Ströme versprechen die Schiffe bis tief ins Innere zu tragen, herrliche Produkte locken den Kaufmann, weite fruchtbare Strecken verheißen dem fleißigen Ansiedler reichen Ertrag, viele Millionen bildungsfähiger und bildungsbedürftiger Menschen harren dem Einzug jener friedlichen Eroberer entgegen, dem Einzug der aufopfernden hingebenden Boten des Christenthums und ihrer milden Lehre. Warum also hat der Strom der Entdeckungen gerade Afrika immer vermieden?"*)

Es ist wohl der Mühe werth, die Antwort auf diese Frage zu suchen. Man hat zuvörderst auf die Gestalt und geographische Lage dieses massenhaften Kontinents hingewiesen, um jenes Räthsel zu lösen. Und es ist wahr, daß eben hierin so eigenthümliche und schwer überwindliche Hinderungen liegen, daß schon dadurch die Abschließung Afrika's einiger Maßen erklärlich wird. Es fehlen alle Bedingungen für einen leichten, bequemen und lohnenden Weltverkehr. Die ganze ungeheure Küstenerstreckung sendet nicht eine bedeutende Halbinsel ins Meer hinaus, während Asien und Europa ihrer so viele und in so reicher Mannigfaltigkeit besitzen; sie hat fast nicht einen tiefern Meerbusen, wie sie dort in reichster Menge sich finden; sie hat keine Küsten-Inseln, wie sie zu Hunderten um die andern Kontinente der Erde sich lagern. Die Küstenlinien Afrika's laufen mit Ausnahme des Nordrandes starr und fast gerade ringsum, mit wenig Biegung und Mannigfaltigkeit, — ein Umstand, der für den Verkehr nach Außen so überaus abschreckend ist. Vor den Mündungen der größeren Ströme liegen langgestreckte Sandbarren mit mächtiger Brandung, die das Landen großer Schiffe unmöglich, das Aus- und Einladen der Waaren und Personen auf kleinen Kanoes überaus ge-

*) Vergl. das lehrreiche Werk: „Reisen in Central-Afrika von Mungo Park an bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel, herausgegeben von Dr. Ed. Schauenburg, mit Illustrationen und Karten. Zwei Bände. Lahr 1858 ff." Ist noch nicht vollständig erschienen.

fahrvoll machen. Ein großer Theil der Küste ist flacher Sandboden und unbewohnt, oder nur höchst spärlich bevölkert. Drei volle Viertheile des afrikanischen Kontinents liegen im tropischen Klima; die Flußmündungen, sowie der größere Theil des Küstensaums, bieten dem unternehmenden Europäer alle die Schreckniſſe entgegen, welche in einer mörderischen Fieberregion liegen. Dem Eintritt ins Innere aber lagert sich von Norden her der unabsehbare, breite regenlose Gürtel der Sahara, von Osten und Westen her die fieberreiche Region der Urwaldungen, von Süden herauf abermals die Wüste und das unwegsame Gebirg in den Weg. Schon diese geographischen Schwierigkeiten allein könnten geeignet sein, uns das Räthsel zu erklären, warum der größere Theil Afrika's Jahrtausende hindurch außerhalb des großen Weltverkehrs bleiben konnte. Nur der Nordrand und das Kapland, beide außerhalb der Aequatorial-Zone liegend und auch sonst viel günstiger gestaltet, sind in lebhaftere Beziehungen zur übrigen Menschheit getreten.

Doch die genannten Gründe sind keineswegs die einzigen, und wären wohl auch kaum genügend, um die Abgeschlossenheit Afrika's gegen die übrige Welt zu erklären. Als im Anfang des 15. Jahrhunderts der Geist der europäischen Völker, in seiner innersten Tiefe von einem geheimnißvollen göttlichen Antrieb geweckt, sich aufmachte, um sich neue Bahnen zu brechen, neue Lebensformen zu schaffen, da giengen die Portugiesen mit dem kühnen Entschluß voran, die noch unbekannten Länder und Völker der Erde in den Kreis des allgemeinen Verkehrs zu ziehen, neue Wege zu den Wohnplätzen der übrigen Menschheit zu suchen und vor Allem den durch die muhamedanische Welt verschlossenen Zugang zu dem fernen Goldland im Osten zur See zu gewinnen. In Heinrich dem Infanten von Portugal schien diese große Idee zuerst volle Lebendigkeit gefunden zu haben. Seine Schiffe giengen südwärts, um die Westküsten Afrika's zu untersuchen. Schritt für Schritt lichtete sich das Dunkel, das damals diesen ganzen Kontinent vor den Augen der Christenheit verhüllte. Porto Santo, Madeira und die Azoren wurden entdeckt (1418—1432), das grüne Vorgebirge ward umschifft (1445) und Guinea erreicht. Die „Linie" (der Aequator), von der man gemeint, daß ihre Hitze das Holz der Schiffe in Brand stecke und das Eisenwerk daran schmelze, war glücklich überschritten; die Königreiche Benin und Congo auf der südlichen Halbkugel wurden erreicht (1484) und für die Krone Portugals

in Besitz genommen. Denn der Pabst hatte kraft seiner „göttlichen Vollmacht" den Portugiesen alle Länder zugesprochen, die sie bis nach Indien hin entdecken würden. Zu gleicher Zeit schwand die lang gehegte Vorstellung, als werde der afrikanische Kontinent nach Süden zu breiter statt schmäler, und die Hoffnung, die Südspitze zu erreichen, wurde durch Bartholomäus Diaz (1487) verwirklicht. Sein berühmter Nachfolger, Vasco de Gama, verfolgte die gewonnene Spur, umfuhr das Vorgebirge der guten Hoffnung und fügte zu den umfangreichen Erwerbungen auf der Westküste Afrika's nun auch noch die neu entdeckten Königreiche Sofala, Mosambik, Mombas und Malinda auf der Ostküste. Der größere Theil des westlichen und östlichen Küstensaums lag zu den Füßen der Könige von Portugal. Faktoreien und Forts wurden erbaut, neue Reiche eingerichtet, Städte, Kirchen und Klöster gegründet, Handelsverbindungen mit dem Innern angeknüpft. Afrika schien bestimmt, Portugal zu einem der mächtigsten Reiche Europa's zu machen, um dann von ihm als Gegengeschenk die lebenskräftigen Elemente einer neuen christlichen Bildung zu empfangen. Und was hinderte diesen Erfolg? Afrika war reich an den kostbarsten Erzeugnissen, Portugal war bereit und wie es schien ganz geeignet, sowohl seinen Vortheil wahrzunehmen, als seine Pflichten zu erfüllen.

Es sollte nicht so sein. Nicht Afrika war das Ziel aller Wünsche, sondern das Goldland Indien; jenes war in Portugals Augen nur die Brücke zu diesem. Indien wurde zur See erreicht, Ceylon und die ganze Reihe der herrlichen Inseln des indischen Archipels gewonnen; eben damit eröffneten sich Quellen des Gewinns, die nicht nur viel zugänglicher, sondern auch weit ergiebiger waren, als die starren mörderischen Küsten Afrika's. Dorthin, dorthin also ergoß sich der Strom der Kaufleute, der Ansiedler, der Priester. Afrika stand weit zurück und mußte zurückstehen. Aber noch mehr. Als Vasco die Küste von Malabar im fernen Osten betrat (22. Mai 1498), hatten die Spanier längst (von 1492 an) die neue Welt im Westen entdeckt, — Westindien, Mittel- und Südamerika, — und die fabelhaften Berichte von der unerschöpflichen Fülle Goldes, das dort sich finde, lenkten den schwachen Rest von Aufmerksamkeit, welcher Afrika noch zugewandt war, vollends dem neuen Welttheil zu.

Doch nein, Afrika erhielt bald genug eine neue ungeahnte Bedeutung. Es besaß ja eine Waare, ohne welche der Besitz der neuen Welt im Westen mit all ihren Gütern und Herrlichkeiten werthlos

schien, — einen Handelsartikel, der erst Amerika zum rechten Goldland machen sollte, gerade wie die Zugesellung von Kupfer zum Zinn erst das kostbare Bronze-Metall herstellt. Die Waare heißt Negersklave. Der Freund und Wohlthäter der Indianer Amerika's, der Dominikanermönch Bartholomäus de las Casas, den das Erbarmen für diese unmenschlich zertretenen und zerplagten Eingeborenen Amerika's zwölfmal über den Ocean trieb, um ihr Loos zu erleichtern, wurde — ohne es zu wollen und zu ahnen — der tödtlichste Feind und grausamste Zertreter der Negerwelt Afrika's. Seine Billigung des Vorschlags, statt der schwachen Indianer lieber die kräftigeren Neger aus Afrika für die härteren Arbeiten in der neuen Welt zu nehmen, gab Veranlassung zu dem schändlichsten aller Verbrechen, zu dem afrikanischen Sklavenhandel, der nun seit mehr als zwölf Jahrhunderten der größte Fluch Afrika's und zugleich die schwerste Hinderung für den rechtmäßigen und friedlichen Verkehr mit seinem Innern geworden ist.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand des Negerhandels einzugehen. Es genüge zu sagen, daß, während nach den muhamedanischen Handelsstädten im nördlichen Afrika, namentlich Marokko, Tripolis und Kairo, noch alljährlich etwa 50,000 Negersklaven aus dem Innern des Kontinents geführt werden, im gleichen Zeitraum nach Amerika noch immer gegen 200,000 Schwarze über den westlichen Ocean gehen, abgesehen von den Zehntausenden, die beim Einfangen auf den Sklavenjagden, beim Transport nach den Seeküsten, in den Barracken auf den Küstenplätzen, und während der Seefahrt auf den Sklavenschiffen zu Grunde gehen! Man rechnet, daß Afrika durch die Sklaverei alljährlich gegen 600,000 Menschen verliert. Eben dieser fluchwürdige Handel aber bildet die allerhinderlichste Schranke für den Verkehr des Europäers mit dem Innern Afrika's. Es ist, als ob die Rachegeister der Millionen geopferter Neger die Gränzmarken des Kontinents hüteten, um den Fuß des Weißen, dieses Mörders der Kinder Afrika's, vom Betreten des Innern abzuhalten. Alle europäischen Reisenden, von Mungo Park an bis auf Eduard Vogel, stimmen darin überein, daß es der Fluch des Sklavenhandels ist, der die Durchwanderung Afrika's mehr als alles Andere erschwert und gefährlich macht. Dem Volke ist die Erscheinung des Weißen ein Schrecken, weil es in ihm seinen Peiniger und Mörder sieht; den Häuptlingen ist er willkommen,

wenn er Sklavenhändler ist und seine Launen, seine Gelüste, seine brutale Habgier zu befriedigen weiß; aber er duldet ihn nicht, wenn er nicht Sklaven einzuhandeln gekommen ist. In dem Augenblick, da Livingstone aus dem Gebiet der Betschuanenstämme im Süden in das der Neger übertrat, fiengen seine schwersten Leiden, seine größten Widerwärtigkeiten und Gefahren an, mit all der Aussaugung, der Plünderung, der brutalen Feindseligkeit, die das Ergebniß des Sklavenhandels ist. Es war dieß ebenso sehr der Fall auf der Westseite des südlichen Kontinents, gegen Loando zu, als auf der Ostseite gegen Kilimane. Scenen wie folgende kehren in Livingstone's Reisebeschreibung immer wieder: „Der Negerhäuptling Katende verlangte nach langem Hin- und Herreden einen Mann (d. h. Sklaven), einen Elephantenzahn, Perlen, kupferne Ringe oder eine Muschel als Bezahlung für die Erlaubniß, durch sein Land ziehen zu dürfen. . . . Da ich nichts hatte, so durchsuchte ich meine Hemden, wählte der schlechtesten eines für ihn und sandte es an Katende. Nach langem Sträuben nahm er es an und ließ uns ziehen."*) Kaum von dort abgegangen, gelangte die Reisegesellschaft an einen kleinen Fluß, über den eine elende Brücke führte, und an dessen jenseitigem Ufer ein Neger stand, der eine Abgabe verlangte. „Die Brücke gehöre ihm, sagte er, der Weg gehöre ihm, die Führer wären seine Kinder, und wenn wir nicht zahlten, würde er uns nicht weiter lassen. Er gab nicht nach, bis einer meiner Makololo seine kupfernen Armbänder hervorholte und zahlte." — So gieng es von nun an fort, bis Livingstone mit seinen Leuten in das Gebiet der Portugiesen kam, und zwar so völlig entblößt und ausgezogen, daß er von den ersten Europäern, mit denen er dort zusammentraf, erst wieder mit anständiger menschlicher Kleidung mußte versehen und zur Weiterreise nach Loando ausgestattet werden. Nicht anders war es auf der Ostseite des Kontinents. Er mußte am Ende sogar die Nähe menschlicher Wohnungen

---

*) Vergl. Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika, während eines 10jährigen Aufenthalts im Innern des Kontinents. Autorisirte, vollständige Ausgabe für Deutschland von Dr. David Livingstone. Aus dem Englischen von Dr. Hermann Lotze. Nebst 23 Ansichten in Tondruck, und zahlreichen eingedruckten Holzschnitten, 2 Karten und einem Portrait. Zwei Bände. Leipzig, Hermann Costenoble, 1858. Vergl. I, S. 374.

Wir empfehlen aufs Neue dieses lehrreiche und gut übersetzte Buch allen Freunden der Mission und der Länder- und Völkerkunde.

ängstlich vermeiden, sich mit seinen Leuten von Pilzen nähren, die auf Ameisenhügeln wuchsen, sowie von Wurzelknollen und wilden Baumfrüchten, und kam auch auf dieser Seite als ein zerrissener, ausgehungerter, völlig entblösster Bettler bei den portugiesischen Niederlassungen an.

In ganz gleicher Weise hat Missionar Dr. Krapf bei seinen Reisen von Mombas aus (Ostafrika) die Wirkungen des Sklavenhandels erfahren. Denn dieser abscheuliche Handel demoralisirt dermaßen die Häuptlinge und das Volk, daß das System der Erpressung, der Aussaugung und der Bettelei, den Reisenden gegenüber, die ins Innere zu dringen versuchen, alle Vorstellungen übersteigt. „Die Bettelei der Eingeborenen," sagt Krapf,*) „betrachte ich immer als eines der größten Hindernisse des Missionars [und Reisenden überhaupt], gegen welches ich noch kein Mittel gefunden habe, und welches ich mehr fürchte, als alle Gefahren zu Wasser und zu Land." . . . „Die Habsucht der Großen [im Dschaggaland]," erzählt Krapfs Mitarbeiter, Missionar Rebmann, „offenbarte sich bis zur Stunde unsres Abschieds. Von jeder Parthie [sowohl von Rebmann als von seinen Begleitern, den Wanika und Suäheli] ward eine besondere Bezahlung verlangt. Meine Wanika hatten nichts als eine Handvoll Glasperlen, die ich ihnen zuvor gegeben hatte, um ihre tägliche Nahrung zu kaufen. Aber einer der Suäheli trug ein besseres Kleid, das ihm nun auf die rohste Weise abgefordert wurde. Er mußte es vom Leibe weggeben, um für die Ehre der Verabschiedung Zahlung zu machen." — Wenn deßhalb Dr. Krapf, gleich Livingstone, wo möglich die Nähe der menschlichen Wohnungen vermied, so ist dieß nicht zu verwundern. „Ich fühlte mich," schreibt er selbst, „bald in der Wildniß wieder zu Hause, wo ich so gerne reise, weil da kein habsüchtiger und zänkischer Bettelkönig oder Häuptling mir begegnet, . . . und ich fühlte mich oft trotz aller Beschwerden von Hunger und Durst, von Müdigkeit, von dem Grimm der Dornen, die meine Kleider zerfetzten, und trotz der Gefahren von Räubern, innerlich und äußerlich viel glücklicher ꝛc."

Ist es nach alle dem zu verwundern, wenn nur Wenige den

*) Vergl. „Reisen in Ostafrika, ausgeführt in den Jahren 1837 bis 1855 von J. L. Krapf, Phil. Dr., vormals Missionar in Abessinien und den Aequator-Gegenden. Zur Beförderung der ostafrikanischen Erd- und Missionskunde. Zwei Bände. Kornthal im Selbstverlag des Verfassers, und im Buchhandel. 1858."

Muth und die Ausdauer besaßen und noch Wenigeren es gelang, das Innere von Afrika zu betreten? Doch noch ein anderer Grund bleibt uns zu erwähnen übrig, warum Inner-Afrika bis jetzt für den christlichen Europäer so fest verschlossen blieb, — ein Grund, der, obwohl zuletzt genannt, doch keineswegs der unbedeutendste ist. Es ist die weite Ausbreitung und das noch immer wachsende Vordringen des Islam in Central-Afrika.

In den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung war Egypten und fast der ganze Nordrand von Afrika mit christlichen Gemeinden besäet.*) Alexandrien und Karthago waren die leuchtenden Mittelpunkte, von wo aus das Licht des Evangeliums tiefer hinab in den Süden des Kontinents drang. Allein die alte nordafrikanische Kirche war so wenig lebenskräftig, daß sie in einem Zeitraum von 500 Jahren nur an einer einzigen Stelle vermocht hat, die christliche Bildung tiefer hinab in die südafrikanische Halbinsel vorzuschieben. Es ist dieß jene Stelle im Osten, wo die Missionsthätigkeit, die von Habesch (Abessinien) und zwar von den Klöstern ausgieng, sich bis nahe an die Aequatorländer erstreckt hat. Noch heute bestehen, obwohl abgelöst von der abessinischen Mutterkirche, in den kleinen Staaten von Gurague, Kombat und Wolamo zerstreute Christengemeinden. Auch in den Reichen von Narea, Kaffa und (am weitesten im Süden) in Susa finden sich unzweifelhafte Spuren des Christenthums. Noch ist es keinem europäischen Reisenden unsrer Tage gelungen, bis zu diesen Ländern vorzudringen; aber nach Allem, was man hört, ist das Christenthum dort in der allerverkümmertsten Gestalt vorhanden. — Im Westen ist es der nordafrikanischen Kirche nicht gelungen, bis nach Südafrika vorzugehen. Die Mission von Carthago aus drang nur in die große Wüste (Sahara) ein, und die Berberstämme derselben nahmen größtentheils das Christenthum an, weßhalb die Araber sie noch heute die „Christen der Wüste" nennen. Selbst noch über die Wüste hinaus finden sich leise Spuren, daß die Einflüsse der karthagischen Kirche sich bis gegen den Niger hin erstreckt haben; aber bis nach Südafrika reichten sie nicht. Es scheint dieser Kirche an der innern nachhaltigen Lebenskraft für solche Erweiterung gefehlt zu haben.

*) Wir schöpfen hier vornemlich aus einem in der Evangel. Kirchenzeitung von Hengstenberg erschienenen lehrreichen Aufsatz, der den Titel führt: „Islam und Christenthum in ihrem Vordringen gegen südafrikanisches Heidenthum."

Dieses wenig energische Vordringen der christlichen Bildung wurde durch die Invasion des Islam vollständig unterbrochen. „Im raschen Siegeslauf unterwarf das Kalifat noch vor Ablauf des siebenten Jahrhunderts den ganzen Nordrand Afrika's. Die christlichen Berberstämme der Sahara-Wüste wurden für den falschen Propheten gewonnen und erhielten dafür von den Arabern den triumphirenden Namen Tuareg, d. h. Verläugner des Glaubens. In mehreren kleineren Negerstaaten kam der Islam zur Geltung, indem er in Sonrhay, Sókoto, Bornu, Waday und Darfur eine Reihe moslemischer Reiche bildete. Allein wie wenig derselbe im Stande ist, dauernde Staatenbildungen zu Stande zu bringen und das heidnische Volksleben mit neuen lebensvollen Elementen zu durchdringen, tritt hier, wie anderwärts, aufs Handgreiflichste zu Tage. Die Geschichte der afrikanischen Moslemstaaten ist eine fortlaufende Reihe von Revolutionen, von Raub- und Eroberungszügen, die in Begleitung der rohesten Gewaltthat und maaßlosesten Barbarei vollbracht werden; und wo sich auch einmal durch das Aufstehen eines persönlich tüchtigen Herrschers der Ansatz zu einer soliderен Staatenbildung zeigt, da wird derselbe durch die entsittlichendsten Einflüsse, welche der Harem auf die Herrscherfamilie ausüben muß, und durch die wüste Eroberungslust der Nachbarn bald wieder niedergeworfen. . . . So viel steht indessen fest, daß jetzt der Islam am Nordrande Südafrika's fast die ganze Breite des Kontinents hindurch eine Stellung eingenommen hat, in der er gegen das Heidenthum des Südens, so weit seine Macht reicht, sich durchaus angreifend verhält. Die bekannten Sklavenkriege, welche jene Moslemreiche gegen die benachbarten heidnischen Stämme führen, sind eine Folge dieser Stellung. So missionirt der dortige Islam am liebsten, daß er die Heiden, die sich ihm nicht ergeben wollten, von der Erde vertilgt, und dagegen die, welche Hoffnung zur 'Bekehrung' geben, in die Sklaverei schleppt, um sie so zu Gliedern der moslemischen Welt zu machen. Gestachelt von der Aussicht auf Beute, die im Sklavenhandel verwerthet wird, und legitimirt durch die Vorschriften des Koran, dringen alle diese Moslemreiche von Sókoto an bis Egypten allgemach gegen Südafrika vor, und nehmen ein Heidenland ums andere für den Propheten in Besitz."

Die beiden bedeutendsten Stämme Nordafrika's, in denen sich der ganze Fanatismus des Islam verkörpert zu haben scheint, sind die Pullo (oder Fulbe, auch Fellatah) im Westen, und die

GOTHA: JUSTUS PERTHES. 1860.

Druck v. C. Hellfarth in Gotha.

Galla's im Osten. „Schon vor 200 Jahren zeichneten sich die Pullo's als ein energischer, durch Intelligenz hervorragender und dem Islam sehr ergebener Stamm aus. Ihr epochemachendes Auftreten beginnt jedoch erst mit dem Anfang unsres Jahrhunderts, als sie unter einem Scheikh aus ihrer Mitte (Osman) gegen die umliegenden Heidenländer zu den Waffen griffen und dieselben in entsetzlich verwüstenden Kriegszügen sich unterwarfen. Osman theilte bei seinem Tode sein mächtiges Reich unter zwei seiner Söhne, wodurch die Reiche von Gando und Sókoto zu Stande kamen. Von da aus verbreiten sich die Pullo theils gegen die Westküste hin und räumen unter den dortigen Negerstaaten mit Feuer und Schwert auf, theils dringen sie von Sókoto aus in die südlich vom Tsad-See gelegenen Länder unaufhaltsam vor und stehen hier in Adamaua (am obern Benue, Quellstrom des Niger) bereits auf südafrikanischem Boden." ... „Erbitterte Intoleranz gegen Alles, sei es Heidenthum, sei es Christenthum, eine Intoleranz, die sich ebenso angreifend gegen das bestehende Heidenthum, als abwehrend gegen christliche Einflüsse verhält," ist es, was sie hier charakterisirt.

In ähnlicher Weise, wenn schon nicht mit gleicher Energie, hat sich im Osten der aus dem Innern heraus in seine jetzigen Stellungen vorgedrungene Stamm der Galla's „im heftigen Gegensatz gezeigt sowohl gegen das Christenthum, auf das sie in Abessinien stießen, als auch, so weit sie selbst zum Islam übergegangen sind, gegen das umliegende Heidenthum." *) ... „An der ganzen Ostküste, vom Cap Guardafui an bis nach Sofala im Süden ließ sich (schon vom 11. Jahrhundert an) der Islam nieder und gründete die moslemischen Reiche von Mukidscha im Norden und Kiloa im Süden, und zwischen beiden in der Mitte die mächtigen Republiken Barawa, Malinda und Mombas."

So ist der Norden, Osten und Westen Afrika's durch den Islam, wie durch ein mächtiges Bollwerk, gegen alles Eindringen der christlichen Welt abgesperrt, und zwar zum größeren Theil mit einem Fanatismus der Intoleranz, der manchem kühnen Reisenden, und wohl auch dem neuesten unter ihnen, Dr. Ed. Vogel, das Leben ge-

*) Die Galla's, etwa 8 Millionen zählend und in viele Stämme getheilt, gehören auf ihren nördlichen Wohnsitzen (zunächst bei Abessinien) dem Islam an, während unter den südlicheren Stämmen noch das Heidenthum herrscht.

kostet hat. Fassen wir alle die Schranken und Hinderungen, die sich dem Vordringen des europäischen Verkehrs mit dem Innern Afrika's entgegenstellen, in Einen Blick zusammen, so möchte man auch heute noch an der Hoffnung verzagen, daß diese Riegel gesprengt und diese scheinbar unübersteiglichen Hindernisse könnten überwunden werden. Allein wenn der höchste und untrügliche Zeuge göttlicher Wahrheit, der Herr Jesus selbst gesprochen hat: „Es wird gepredigt werden dieses Evangelium vom Reiche in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker," so kann auch Afrika nicht ausgeschlossen sein, und so oder anders wird und muß „Bahn gemacht werden dem, der durch die Wüsten einherfährt; Herr ist sein Name."

2. Mittel und Wege.

Wir haben oben daran erinnert, wie der große bedeutungsvolle Umschwung, durch welchen im 15. und 16. Jahrhundert alle europäischen Verhältnisse in Staat, Kirche und socialem Leben umgestaltet wurden, gewissermaßen vorbereitet ward durch die Entdeckungen an der West- und Ostküste Afrika's, durch die Entdeckung Amerika's und durch die Auffindung des Seewegs nach Ostindien. Jetzt — nach vier Jahrhunderten — scheint der Geist der Völker sich abermals auf eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte rüsten zu wollen und zwar auf demselben Wege der Entdeckungen in allen Gebieten der Natur und des menschlichen Daseins. Es ist, als ob eine Ahnung durch die Menschheit gienge, daß irgend ein Neues und Großes, nicht bloß für einzelne Völker und Reiche, sondern für die Gesammtheit unsres Geschlechts sich vorbereite. Daher auch das in diesem Maaß nie dagewesene Sehnen und Streben, alle bis dahin getrennten und in sich selbst abgeschlossenen Glieder der großen Menschenfamilie aus ihrer Abgeschlossenheit zu erlösen und in Einen organischen und lebensvollen Verband zusammenzubringen. Alle, auch die entferntesten und vereinsamtesten Theile dieses Organismus sollen sich lebendig nahe gebracht werden, damit, wann das erwartete Große und Neue kommen würde, jedes Glied gleichzeitig und unmittelbar davon berührt und ergriffen werden könne.

Die Hand Gottes, in welcher alle Fäden unsres Geschickes liegen,

setzt in unsern Tagen zu diesem Ende die verschiedenartigsten Interessen in Bewegung. Bald ist es das geistige Interesse der Wissenschaft, dem kein Hinderniß zu groß, keine Schwierigkeit zu gewaltig ist, wenn es gilt, die Gränzen der Länder- und Völkerkunde zu erweitern; bald wieder ist es ein Impuls der Politik oder der politischen Machterweiterung, der die seit Jahrhunderten bestehenden Scheidelinien der Völker überschreitet und das, was lange ein Sonderdasein für sich geführt hat, dem Allgemeinen sich zu assimiliren zwingt. Bald sind es die materiellen Bedürfnisse des Handels und der Industrie, vor welchen die hemmenden Schranken des Weltverkehrs fallen müssen; bald endlich ist es der höchste und heiligste Trieb des Menschenherzens, die Macht der Liebe, welche gerne das edelste Gut der Menschheit, das Christenthum und die christliche Bildung, bis an die Enden der Erde tragen möchte, um alle Völker zu Einer Heerde unter Einem Hirten zu sammeln. Alle diese Kräfte und Triebe setzt die Hand Gottes in unsern Tagen in einer Weise in Bewegung, wie noch nie; und während China und Japan im fernen Osten eben jetzt die Wirkung dieser Kräfte erfahren, arbeiten sie zu gleicher Zeit auch an dem lang und fest verschlossenen Kontinent im Süden, an Afrika. Frankreich hat aus Politik von Norden her einen gewaltigen Keil in denselben getrieben, um die spröde Masse zu sprengen; Spanien ist ihm neuerdings durch seinen Krieg mit Marokko gefolgt. England hat von Süden herauf seine Gränzmarken weit vorgeschoben, und die holländischen Bauern-Republiken dringen noch weiter herauf und nähern sich dem Punkte, wo die schwarzbraunen Rassen des Südens mit den Negerrassen von Central-Afrika sich berühren. — Andererseits fängt der Handel an, seine Wasserstraßen ins Innere von Afrika zu suchen, weil ihn die Noth dazu drängt. Denn wenn ein plötzlicher politischer Bruch zwischen England und Amerika eines Tages den Baumwollmarkt der neuen Welt unversehens für die brittischen Spinnereien und Webereien schließen sollte, was müßte aus den Hunderttausenden von Arbeitern in Manchester und andern Fabrikstädten, und aus den Millionen Geldes werden, die daran hängen? Ja was müßte Englands Loos überhaupt werden, wenn für eine solche Stunde nicht anderswo ein Baumwollmarkt — nicht erst geöffnet würde, sondern geöffnet wäre? Diese Betrachtungen sind es, die nicht bloß die Fabrikherren und Kapitalisten Englands, sondern auch seine Staatsmänner neuerdings aufs dringendste gemahnt haben,

in Afrika das zu suchen, was ihnen bisher allein Amerika geliefert hat, — die unentbehrliche Baumwolle. Darin liegt auch der Grund, warum die Niger-Expeditionen, die christlichen Missionen im Yōruba-Land und die Reisen Livingstone's am Zambesi, die aufmerksamste Beachtung der brittischen Staatsregierung, ja zum Theil auch ihre großartige Unterstützung erfahren haben. Wir erkennen darin die Hand Gottes; denn Afrika soll geöffnet und aus seinem tiefen Jammer erlöst werden.

Mit der Politik und dem Handel wetteifert die Wissenschaft, um das lang verhüllte Geheimniß dieses Kontinents zu enthüllen. Seitdem Mungo Park am 21. Juni 1795 an den Ufern des Gambia landete, um von dort aus das tausendjährige Räthsel des Laufs des Niger zu lösen, ist die lange Reihe kühner und talentvoller Männer nie mehr unterbrochen worden, die es zur Aufgabe sich gemacht haben, Afrika zunächst der Wissenschaft und dann dem allgemeinen Verkehr zu öffnen; und die ungeheuern Opfer an Mühe und Drangsal, an Leiden und Entbehrungen, an Geld und kostbarem Menschenleben, die diese Forschungen gekostet haben, waren bis heute nicht im Stande, die Männer der Wissenschaft von immer neuen Versuchen zurückzuschrecken. Die Kartenskizze, welche diesem Hefte beigegeben ist, bietet mit ihren zahlreichen Reiselinien einen ebenso denkwürdigen, als erhebenden und großartigen Anblick dar, und erinnert uns nicht bloß an die zahllosen und schweren Opfer, die von edlen und hochgeachteten Männern für Afrika's Wohl gebracht wurden, sondern auch an die Gedanken des Friedens, die Gott über die Millionen dieses Kontinents hat.

Denn allen jenen Versuchen, ins Innere vorzudringen, zieht der Missionar auf dem Fuße nach, oder wohl auch ihnen voran, mit dem rettenden Worte des Evangeliums. Der mittlere Theil der Küste von Westafrika, sowie Südafrika bis zum Wendekreis des Steinbocks, sind seit Jahrzehnten von der evangelischen Mission fest in Besitz genommen, während die westliche Küstenstrecke von den Mündungen des Niger bis zur Wallfisch-Bay, und die Ostküste von Mosambik bis zur Delagoa-Bay heutzutage nur noch schwache, erlöschende Reste einer einst blühenden und einflußreichen katholischen Mission enthält. Die ganze übrige Ostküste, sowie der ganze Nordrand von Afrika hat nur überaus schwache Ansätze einer evangelischen Mission, nemlich die Versuche der kirchlichen Mission in Mombas und Zanzibar,

den schwachen Vorposten in Kairo und die Arbeiten der französischen Evangelisten in Algier. Ueberall aber sind es bis dahin fast nur die äußersten Ränder des Kontinents, die von der protestantischen Mission berührt sind; denn was vor einigen Jahrzehnten durch die englisch-kirchlichen Missionare in Abessinien geschah, war nur vorübergehend; welchen Erfolg aber die Arbeit der Pilgermissionare von der Crischona in diesem halbbarbarischen Christenreiche haben werden, läßt sich bis jetzt noch nicht absehen.

Aber die Mission kann an dieser Schwelle des afrikanischen Kontinents nicht stille stehen, und sie wird es nicht. Es liegt in ihrem Wesen, daß sie nicht ruhen kann, bis das Kreuz im innersten Herzen Afrika's aufgepflanzt ist. Wenn aber in diesen unsern Tagen die Interessen des Handels, der Wissenschaft und der Politik lebenskräftig und wirksam genug sind, um vor den Hindernissen nicht zurückzubeben, die dem Eintritt ins Innere entgegenstehen, so noch vielmehr das gottgewirkte Interesse der Mission. An drei Punkten ist sie es auch, welche die ersten Bahnen ins Innere gebrochen hat. Auf der Westseite ist sie auf dem Niger vorgedrungen und hat bereits in Rabba (am Kuarra) festen Fuß gefaßt. Im Süden hat Missionar Dr. Livingstone den ganzen Kontinent von Westen nach Osten durchzogen, und ihm nach sind die Missionare der Londoner MG. gegangen, um auf der Nord- und Südseite des Zambesi Stationen zu gründen. Im Osten hat Dr. Krapf mit seinen Arbeitsgenossen Rebmann und Ehrhardt von Mombas aus den Weg ins Innere gesucht, und obschon es diesen kühnen Streitern nicht gelang, quer durch den Kontinent eine Kette von Missionsstationen anzulegen, um zuletzt denen auf der Westküste die Hand zu bieten, so ist doch schon das kecke Erfassen eines solchen Planes etwas Großes. Denn große Dinge werfen ihren Schatten weit voraus, ehe sie selber eintreten.

Es ist der Rahmen unsrer Zeitschrift viel zu enge, um den Verlauf und die Ergebnisse aller dieser Unternehmungen auch nur einigermaßen ins Einzelne zu verfolgen. Doch sei es uns für dießmal gestattet, von den bedeutungsvollen Aufschlüssen, die im Osten von Afrika durch die Reisen der Missionare und der auf ihrer Fährte weiter gehenden englischen Reisenden uns geworden sind, einige Umrisse zu geben. Vielleicht findet sich später Gelegenheit, auch den Entwicklungsgang der Mission am Niger, sowie die Wanderungen Livingstone's durch Central-Südafrika und seine neuesten Untersuchungen

im Norden des Zambesi in kurzen Skizzen zu schildern. Es wird uns durch all dieß die Hoffnung gestärkt werden, daß die Zeit nicht mehr ferne sei, wo auch die Centralländer Afrika's die Einladung zum Abendmahl des Lammes vernehmen sollen.

---

3. Krapf und Rebmann in Ostafrika.

Es war im Anfang des Jahres 1843, daß die Missionare der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft aus Abessinien verjagt wurden. Mehrere derselben siedelten in andere Missionsgebiete über; einer aber von ihnen, Dr. Krapf, konnte es nicht über sich gewinnen, Ostafrika zu verlassen.*) Während seines Aufenthalts in Schoa wurde seine Aufmerksamkeit auf die heidnischen Galla-Stämme gelenkt, die im Süden von Abessinien wohnen und eine der mächtigsten und bedeutendsten Nationen Central-Afrika's bilden. Er beschloß einen Versuch zu machen, sie von der Küste aus zu erreichen, und wählte als Stützpunkt seiner Forschungen die kleine Insel Mombas, die vor der Mündung des Flusses Tuaca, etwa auf dem 4. Grad südlich vom Aequator liegt. Im Juni 1846 schloß Miss. Rebmann sich an ihn an, und sofort wurde auf dem gegenüberliegenden Festland eine Missionsstation (Rabbai Mpia) gegründet mitten unter den Wanika, einem Volke, mit welchem Krapf schon seit längerer Zeit in freundlichen Beziehungen stand.**) Die eigenthümliche Stellung, welche die Missionare in dieser noch völlig unbekannten Gegend des afrikanischen Kontinents einnahmen, lud zu weiteren Nachforschungen ein. Untersuchungsreisen wurden beschlossen. Die erste, im Juni 1848 von Rebmann unternommen, hatte Dschagga zum Ziel. Eine sieben-

---

*) Wir schöpfen dabei aus dem oben angeführten Buche von Krapf, sowie aus den Berichten der kirchlichen MG., namentlich dem Church Missionary Intelligencer 1860, S. 25 ff. — Wir verweisen zugleich bei den nachfolgenden Darstellungen auf die Karte von Afrika, die sich in dem Missionsatlas der Basler MG. findet.

**) Das zweite Missionshaus, das die Missionare bei Rabbai Mpia sich erbaut haben, unter dem Namen Kisiludini, stellt unser Titelbild dar. Das erste Haus, das sie bewohnt hatten, war kaum verschieden von den Hütten der Eingeborenen.

tägige Wanderung in westlicher Richtung mitten durch die Wüste brachte ihn an das Gebirg Bura, das aus mehreren Bergketten bestand, die mit einander parallellaufend etwa drei Tagereisen weit von Norden nach Süden sich erstreckten. Als er die zweite Kette bestieg, war es ihm, als wanderte er wieder über die prächtigen Berghöhen des Jura bei Basel, so kühl und frisch war die Luft, so schön die Landschaft. Fünf Tage später (11. Mai) kamen die Gebirge von Dschagga in Sicht, aus deren Mitte, gleichsam als der König der ganzen Gruppe, ein Bergkegel emporragte, dessen Haupt mit dem Silberdiadem ewigen Schnees gekrönt war. Schon in Mombas hatten die Missionare von diesem Berge gehört. Seltsame Sagen davon waren in Umlauf: es sei ein Silberberg, aber unzugänglich und gehütet von bösen Geistern, die Jeden umbringen, der ihn zu besteigen wage. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß es nichts anderes war, als Schnee, was nun Rebmann's eigene Augen sahen. Freilich war die Spitze des Kilimandschāro — so hieß der Berg — meist mit Wolken verhüllt; denn es war die Regenzeit; aber gleichwohl trat sie hin und wieder in vollem Glanze aus dem Gewölk hervor, und es war keine Täuschung möglich.

Im November desselben Jahres verließ Miss. Rebmann abermals Rabbai Mpia, um nach Kikuyu vorzudringen, nordwestlich von Dschagga. Jetzt war es die trockene Jahreszeit, und seine Reiseroute führte ihn sechs Stunden vom Fuß des Kilimandschāro vorüber. Die Umrisse des merkwürdigen Gebirgsstockes traten in voller Klarheit und Schärfe hervor; selbst beim Mondschein war er deutlich erkennbar, und die Kälte war so empfindlich, als in Europa mitten im November. Das Land, durch das ihn sein Weg führte, war von Thälern durchschnitten 1500 bis 2000 Fuß tief, und durchströmt von nie versiegenden Bächen und Flüssen, deren er nicht weniger als zwölf innerhalb anderthalb Tagmärschen zu überschreiten hatte. Dort war es, daß Rebmann zum ersten Mal von großen Seen hörte, die weiter im Innern lägen, — einer davon in oder nahe bei dem Lande Itandu, von wo aus der Kilimandschāro noch immer gesehen werden könne, ein anderer an dem nordwestlichen Fuße dieses Berges. Auch von einem Lande Uniamēsi sprach man ihm, das weiter im Westen liege und weit hinein nach Central-Afrika sich erstrecke. Doch ward es ihm zugleich klar, daß die gewöhnliche Reiseroute nach diesen mittelafrikanischen Ländern nicht durch Dschagga führe. Dem-

ungeachtet hielten die Brüder an der Hoffnung fest, mitten durch Dschagga nach Uniamesi zu gelangen, um so mehr, als der König dieses Landes versprochen hatte, den Reisenden eine militärische Eskorte mitzugeben zum Schutz gegen die umherschweifenden räuberischen Horden der Masai und Wakuafi. So unternahm Rebmann im April 1849 seine dritte Reise nach den Dschagga-Distrikten. Es war die Regenzeit; die Bäche und Flüsse waren angeschwollen, die Wege gefährlich und höchst ermüdend. Der König aber, statt dem einsamen Wanderer Schutz und Freundschaft zu gewähren, erwies sich als ein herz- und gewissenloser Räuber, und der Missionar, getäuscht in allen seinen Erwartungen, erreichte nur unter großen Beschwerden und Drangsalen die Küste wieder.

Den Missionaren entsank der Muth nicht. Galt es doch, einen Weg ins Innere zu finden und auf demselben das heilbringende Licht des Evangeliums in die Finsterniß Afrika's zu tragen. Eine neue Richtung ward eingeschlagen. Sie beschlossen, Ukambani aufzusuchen, ein umfangreiches Gebiet nordwestlich von Mombas. Im Nov. 1849 trat Dr. Krapf die lange Reise an, begleitet von einer kleinen Schaar von Wanika-Trägern. Nach dem Marsch durch die Küstenwüste wurde der Berg Maunga erreicht, von dessen Gipfel sich eine weite ausgedehnte Fernsicht dem Auge darbot. Unter andern deutlich erkennbaren Punkten sah er den schneegekrönten Kilimandschâro sich hoch über die Gebirge von Bura und Ndara erheben. Sein pyramidenförmiges Haupt, glitzernd vom Glanz des Schnees, kam bei verschiedenen Gelegenheiten zum Vorschein und zog immer wieder mit neuem Reize das Auge des Missionars auf sich. In Ukambani angekommen, hörte Krapf von einem großen Strom, über den einer seiner Wanika-Träger auf einer Reise, die er vordem von Dschagga durch die Wakuafi-Wüste nach Kikuyu gemacht, selbst gesetzt zu haben versicherte. Bei dieser Gelegenheit sprach Krapf die Ueberzeugung aus, daß noch wichtige Entdeckungen in diesen Gegenden werden gemacht werden, und daß künftige Geographen erstaunen werden über die höchst einfache Construktion, nach welcher die Länder Central-Afrika's unter sich verbunden seien. Er wies auf die Thatsache hin, daß alle die großen Ströme Afrika's, der Nil, der Tschadda (oder Niger), der Congo, der Kilimani (Zambesi) insgesamt, was ihre Quellen betrifft, auf die Aequator-Gegenden und auf das ausgedehnte Gebiet von Uniamesi hinweisen. In dem großen See von Uniamesi, oder wenig-

stens nicht ferne davon, müßten die Quellen aller jener Ströme einmal gefunden werden.

Von dem Wanika-Häuptling Kiwoi, dessen Gast Dr. Krapf in dem Ukambani-Dorf Kitui war, hörte er von einem andern Schneeberg, der in Kikuyu liege. Dieser Berg, von den Eingeborenen Kenia genannt, trage die Quellen vieler Flüsse in sich. Auch erwähnte Kiwoi ein „Bahari" oder Binnenmeer, das im Norden von Kikuyu liegen müsse, wie ihm die Wakamba-Elephantenjäger berichtet hätten. Endlich sprach er auch von einem „Feuerberg," der im Wakuafi-Gebiet sich finde, nordwestlich vom Kenia-Berg.

Was den Kenia betrifft, so führte Kiwoi seinen Gast auf eine Anhöhe etwa eine Stunde von seiner Wohnung, von wo aus „ich die große Freude hatte (sagt Krapf), den Berg deutlich zu erblicken. Da die Atmosphäre klar war, so stellten sich die Umrisse des Schneebergs in voller Deutlichkeit dem Blicke dar. Er liegt zwischen Kikuyu und Uembu, und erstreckt sich in der Richtung von Ost nach Westnordwest. Er erscheint wie eine Riesenmauer, auf deren oberster Höhe ich zwei Hörner bemerkte. Letztere stehen nahe bei einander und geben dem Berg ein großartiges majestätisches Ansehen." Bei seiner zweiten Reise nach Ukambani sah Krapf den Kenia nicht. „Als ich dem Fluß Dana mich näherte, lagen vor uns im Osten die Gebirge von Mbe und Uembu. Im Westen erblickten wir die hohen Kikuyu-Gebirge, deren Endpunkt und höchste Spitze der Ndur-Kenia ist; letzteren jedoch sah ich dießmal nicht deutlich, da er von Wolken verhüllt war."

Im Jahr 1851 trat Dr. Krapf eben diese zweite Reise nach Ukambani an, in der Absicht, eine Mission unter den Wakamba auf der Hochebene von Yata zu beginnen. Die Leiden und Gefahren dieser Reise waren unsäglich. Auf seinem Marsch durch die Wüste wurde der Missionar mit seinen Trägern von den Aëndi angefallen, einem räuberischen Stamm, der die niedrigeren Distrikte von Bura bewohnt. In Yata angekommen weigerten sich die Wanika-Träger, welche verabredeter Maßen ihm eine gute und solide Hütte bauen sollten, ihr Versprechen zu halten, und schickten sich zur Heimreise an, nachdem sie in aller Hast eine äußerst elende Hütte errichtet hatten. Unter diesen Umständen sah sich Krapf selbst genöthigt, die Errichtung einer Mission noch für eine Zeitlang zu verschieben. Vor seiner Rückkehr an die Küste jedoch beschloß er, das Land von Ukambani noch etwas

genauer zu erforschen, um hernach mit um so mehr Erfolg das Werk der Evangelisation beginnen zu können. Ein Ausflug nach dem Fluß Dana, der drei Tagereisen nördlich von Kitui, dem Wohnsitz seines Gastfreunds, des Häuptlings Kiwoi lag, wurde beschlossen; denn Krapf hatte vernommen, daß dieser Fluß, der unter dem Namen Osi ins Meer sich ergießt, am Kénia-Berg entspringe. Die Wanderung endigte überaus verhängnißvoll.

Am 24. Aug. 1851 trat Dr. Krapf, begleitet von dem Häuptling Kiwoi selbst und einer Karawane von über 50 Eingeborenen, die Reise nach dem Dana an. Der Weg führte durch weite baumlose Grasflächen, auf denen Nashörner und Antilopen weideten, während in der Luft die Geier kreisten, auf Beute wartend. Nach viel Mühsal und Widerwärtigkeit erreichten sie am 27. Aug. eine Gegend, die vom Dana noch eine starke Stunde entfernt war. „Auf einmal," schreibt Krapf, „deuteten die Sklaven Kiwoi's nach dem Walde hin, auf den wir eben von der grasigen baumlosen Ebene aus losmarschirten. Ich gieng neben Kiwoi her und sah eine Schaar von etwa zehn Mann aus dem Walde hervorkommen. Bald nachher kamen andere größere Parthieen von einer andern Seite her, offenbar in der Absicht, uns zu umzingeln. Unsre ganze Karawane gerieth in Alarm und das Geschrei 'Meida' d. h. es sind Räuber, durchlief unsre Reihen. Kiwoi feuerte seine Flinte ab und hieß mich dasselbe thun. Nachdem wir dreimal gefeuert hatten, fiengen die Räuber an, langsam zu gehen, wahrscheinlich, weil sie das Pfeifen unsrer Kugeln in der Luft gehört hatten. In der Verwirrung und Hast hatte ich den Ladstock im Flintenlauf stecken lassen und abgefeuert, so daß ich jetzt nicht mehr zu laden vermochte. Auch konnte ich an meiner Doppelflinte nur Einen Lauf benützen... Während unsre Karawane zum Kampfe sich anschickte, befahl Kiwoi einer seiner Frauen meinen Regenschirm aufzumachen. Sogleich giengen die Räuber langsamer. Auch hinderte sie das brennende Gras, das Kiwoi in Brand gesteckt hatte, um durch den Wind ihnen Rauch und Feuer ins Gesicht zu jagen. Als sie endlich auf Bogenschußweite uns nahe kamen, rief ihnen Kiwoi zu, stille zu halten. Dann lief er ihnen entgegen, um sie anzureden. Sie aber rannten auf und ab, schwangen ihre Schwerter und erhoben ein Jubelgeschrei. Nach einigen Minuten gelang es Kiwoi, drei Mann zu bewegen, in unser Lager zu kommen. Wir hatten uns nemlich in Reih und Glied auf den Boden gesetzt. Auch die Feinde setzten sich. Kiwoi erzählte

ihnen nun, wer er sei und wohin er gehe. Der Sprecher der feindlichen Partei lachte, versicherte uns ihrer friedlichen Absichten und hieß uns getrost weiter nach dem Dana ziehen, wohin sie uns folgen würden." — So zog die Karawane weiter, obwohl nicht ohne Besorgnisse. Die Räuber folgten aus der Ferne. Im Wald angekommen, eilte Krapf, sich einen Ladstock zu schneiden, und zog dann unter den Vordersten dem Flusse zu. Plötzlich erschienen von vorne fünf Männer, die unter Kriegsgeschrei anfiengen, ihre vergifteten Pfeile abzuschießen, während zu gleicher Zeit der Angriff von hinten begann, wo Kiwoi sich befand. Die Verwirrung wurde ungeheuer. „Die Pfeile fielen rechts und links zu meinen Füßen, ohne mich zu treffen," sagt Krapf. Endlich ergriffen die Begleiter des Missionars, erschreckt durch die Uebermacht der Feinde (es waren etwa 130 Mann), die Flucht und ließen jenen allein zurück. Jetzt dachte auch Krapf an die Flucht und eilte seinen Leuten nach. Beim Uebersetzen aber über einen 10 Fuß tiefen und wohl 4—5 Fuß breiten Graben (oder trockene Bachrinne) fiel er, brach den Kolben seiner Flinte und verletzte sich an den Lenden. Da er das entgegengesetzte steile Ufer nicht wieder sogleich erklettern konnte, lief er eine Zeitlang dem Rinnsal entlang, bis er eine Stelle fand, die ihm das Herauskommen erleichterte. Verfolgt von den Pfeilen der Feinde suchte er seinen Gefährten so gut es gieng nachzukommen; aber sie liefen schneller als er es vermochte, und endlich sah sich Krapf ganz allein im Walde. Aengstlich umherirrend glaubte er endlich die Seinen aus der Ferne wieder zu entdecken; aber mittelst des Perspektivs erkannte er, daß es die Feinde waren, die unter lautem Jubel das weggeworfene Gepäck des Reisenden sammelten und davon trugen. Er eilt wieder, glücklicher Weise unbemerkt, in den Wald zurück, trifft aber hier mit zwei Nashörnern zusammen, die ihm den Weg versperren. Doch sie weichen zurück und lassen den geängstigten Flüchtling ruhig passiren. Er warf sich unter einem Baume erschöpft nieder, dankte Gott für alle bisherige Errettung und flehte um fernere gnädige Leitung in dieser seiner verhängnißvollen Lage. Allein, ohne Kenntniß des dortigen Dialekts, unbekannt mit den Pfaden der Wildniß, noch weniger bekannt mit den Wasserplätzen der Wüste, entblößt von aller Habe, umgeben von blutdürstigen Feinden und 36 Stunden entfernt von dem befreundeten Dorfe Kiwoi's, — so lag der Missionar da in dem Schatten des Baumes. „In dieser Noth fiel mir ein, daß mir ja Gott gestern durch einen Löwen Speise ge-

geben habe*); ich sei ja nun ein armer Pilgrim Gottes, den Er versorgen könne und werde, und wo die Noth am höchsten sei, da sei die Hülfe Gottes am nächsten. . . Ich war sehr durstig, und hatte heute noch nicht getrunken. Aus der Ferne sah ich den Berg, an dessen Fluß der Fluß Dana vorbeifließen sollte. Dahin trieb mich jetzt nicht wissenschaftliche Neugier, sondern großer Durst." — Krapf machte sich auf, zog unbesorgt vor den Räubern über die baumlose Ebene, sah bald den fernen Schimmer des Wassers, und nach wenigen Augenblicken gelangte er an den Rand des kühlen prächtigen Stroms. Unter Loben und Danken stillte er seinen brennenden Durst, untersuchte Breite und Tiefe des Stroms (er ist etwa 150 Fuß breit und 6—7 Fuß tief, aber um der vielen Felsen willen nur zur Regenzeit mit Flößen zu passiren), füllte das Futteral seines Perspektivs und die beiden nutzlosen Flintenläufe mit dem erquickenden Getränk und trat aufs Neue die gefahrvolle Wanderung an. Die Nacht brach ein. Dem Windzug folgend setzt er über Steine und Baumstämme, über tiefere und kleinere Gruben, und durch das hohe ermüdende Gras den Weg fort, bis er erschöpft niedersank und einige Stunden schlief. Beim Erwachen sieht er aus der Ferne einen Hügel in Flammen (vom brennenden Gras), welche die ganze Gegend erhellten. Dem eilt er, ehe der Tag anbrach, mit neugestärkter Kraft zu. An zarten Blättern und Wurzeln seinen Hunger stillend und von dem Brüllen der Löwen begleitet, erreicht er die brennende Mauer und marschirt derselben entlang. „Das Brüllen des Löwen war Musik in meinen Ohren, weil ich hoffte, durch ihn eine Mahlzeit zu erlangen; der Grasbrand aber war ein großartiges Schauspiel, und die Wärme that mir sehr wohl in der kühlen Nacht." Bei Tagesanbruch stieg wieder die Sorge vor den Feinden. Die Nashörner, die ihm begegneten, flößten ihm keine Furcht mehr ein; den Weg zu erquickendem Wasser zeigten ihm die Affen, deren lautem Gekläffe er folgte; Wurzeln und Kräuter stillten nothdürftig seinen Hunger. Gottes Hand führte ihn endlich mit einem befreundeten Eingeborenen und seiner Frau zusammen, die gleich ihm glücklich aus dem feindlichen Ueberfall entkommen waren, und in deren Gesellschaft er den Rest des Wegs, obwohl unter unsäglichen Mühsalen, bis Kiwoi's Dorf glücklich vollendete. Kiwoi selbst, so hörte er hier, war unter den Erschlagenen am Dana. Seine

*) Krapf hatte ein großes Stück von einem Rothwild gefunden, das ein Löwe, dessen Fußtritte noch erkennbar waren, zerrissen hatte.

Verwandten gaben dem Missionar Schuld an diesem Mißgeschick, und ihre bösen Absichten kennend, entfloh Krapf am 4. Sept. in der Nacht, um unter neuen furchtbaren Mühsalen nach der Küste zu entkommen, die er unter Gottes mächtigem Schutz am 28. erreichte. —

Das Ziel, das die Missionare Rebmann und Krapf unter so vielen Leiden zu erreichen gesucht hatten, war Uniamesi gewesen. Dort wollten sie gleichsam im Herzen Afrika's eine Mission gründen, um dann, wenn der Herr weitere Thüren öffnen würde, noch tiefer ins Innere zu dringen. Rebmann hatte es dreimal auf dem Wege durch Dschagga (im Süden), Dr. Krapf zweimal auf dem mehr nördlichen Wege durch Ukambani zu erreichen versucht. Beide konnten nicht bis zum Ziele durchdringen, Jener verhindert durch die schamlose Bettelei und Habsucht der Häuptlinge, die den Weißen und seine Habe als ihre rechtmäßige Beute betrachteten, von der sich Jeder zueignen möge, was ihm beliebe; dieser aufgehalten durch die Raubüberfälle der wilden Wakuafi, die den Durchzug durch jene Gegenden so gefahrvoll, ja unmöglich machten. Selbst die arabischen Kaufleute und Händler an der Küste, in deren Händen der Elfenbeinhandel mit dem Innern liegt, fürchten so sehr jene räuberischen Stämme der Masai und Wakuafi, daß sie mit ihren Karawanen lieber den weiten Umweg über Unyanyembe (tiefer im Süden) machen. Doch behauptet Kapitän Speke, der in neuester Zeit jene Länder bereist hat, daß die Schwierigkeiten der Route durch Ukambani, welche Krapf eingeschlagen hatte, im Abnehmen begriffen seien. „Daß der Handel," sagt er, „eine wunderbare Wirkung auf die Milderung der barbarischen Sitten der afrikanischen Stämme ausübt, kann man im Lande der Masai sehen, sowie in den Gegenden, die nordwestlich von Mombas auf dem Wege durch Kikuyu ins Innere liegen. Hier ist die Umwandlung zum Besseren deutlich erkennbar. Selbst die wilden umherstreifenden Hirtenstämme, die früher unbezähmbar erschienen, fangen an allmählig sich den Regeln der Gesittung zu unterwerfen, und in nicht ferner Zeit wird unter ihnen sicherlich ein eben so starkes Verlangen nach unsern Baumwollstoffen und andern Luxusartikeln sich zeigen, als bei irgend einem civilisirten Volke der Fall ist. Denn es ist ganz natürlich, daß sie in Sachen der Bequemlichkeit, sowie in ihrer äußeren anständigen Erscheinung nicht hinter denen werden zurückstehen wollen, die sie beständig durch ihr Land hin und herziehen sehen. Mit jedem Jahr dringen die Karawanen weiter in jenen Gegen-

den vorwärts und erscheinen in immer größerer Zahl, und die arabischen Händler behaupten, daß diese Länder überall sehr gesund seien. Der sicherste Beweis, daß der ganze Distrikt überaus fruchtbar ist, liegt in der Thatsache, daß die Zahl der hier durchziehenden Karawanen jeden Tag größer wird." *)

Wird diese Route auf die Dauer eröffnet und ist sie gefahrlos für den Reisenden geworden, so steht der nächste, gesundeste und geradeste Weg ins Innere dem Missionar, wie dem Händler offen. Rechnet man dazu die Wichtigkeit der neu entdeckten großen Seen in jenen Gegenden Central-Afrika's, die den Verkehr, wie es scheint, so unendlich erleichtern, so eröffnet sich damit eine Aussicht auch für die Mission, die zu den fröhlichsten Hoffnungen berechtigt.

Nach dem Fehlschlagen der oben erzählten Reise-Unternehmungen durch Dschagga und Ukambani lenkte sich der Blick der keineswegs entmuthigten Missionare nach dem Königreich Usambara, das im Südwesten von Mombas liegt. Schon im Jahr 1844 hatte Dr. Krapf, als er Zanzibar, den Pangani-Fluß, Tanga, Wassin und andere Küstenorte besuchte, die prächtigen Gebirgshöhen von Usambara aus der Ferne gesehen, und schon damals war der Wunsch in ihm aufgestiegen, dessen König und Volk zu besuchen. Im Jahr 1848 hat er diesen Plan ausgeführt. Seine Zusammenkunft mit dem König Kmeri fiel im Ganzen günstig aus, indem die schwarze Majestät ihm die Erlaubniß ertheilte, sich, wann immer es ihm belieben sollte, im Lande niederzulassen und das Volk zu unterrichten. Nach der zweiten Rückkehr aus Ukambani nun beschloß Dr. Krapf abermals nach Usambara zu gehen, in der Hoffnung, der König werde, eingedenk seines Versprechens, ihm irgend einen bestimmten Punkt des Landes anweisen, wo eine Mission sofort in Gang gebracht werden könnte. Im Anfang des J. 1852 erschien er in Fuga, Kmeri's Hauptstadt, und dieser wies ihm die Küstendistrikte von Tengue, Pembina und Pangani als die zuerst zu besetzenden Plätze an. Krapf versprach, bald möglichst einen weißen Lehrer zu senden, der hier sich niederlassen würde; er selbst aber schickte sich zur Rückreise nach Mombas an.

Usambara ist ein „Gebirgsland, dessen Bergzüge sehr steil abfallen, eine dachstuhlartige Form haben und auf ihrer Spitze weder

*) Capitän Speke's „Entdeckung des Sees Viktoria Nyanza, der muthmaßlichen Quelle des Nil," in Blackwood's Magazin. Nov. 1859.

viele Bewohner, noch viel Kultur zulassen. Kleine Dörfer, Wälder und Plantanen-Pflanzungen ist Alles, was man auf diesen Berggipfeln findet." Krapf hatte viel Ungemach zu bestehen von dem steten Auf- und Absteigen über die Berge, und von den unaufhörlichen Kreuz- und Querzügen, die durch die gebirgige Beschaffenheit des Landes veranlaßt waren. „Hier mußten wir einen jäh abfallenden Abgrund umgehen, dort bot nur ein Strauch oder Grasbüschel einen Halt dar, um den steilen Pfad hinanzuklimmen." Bei der Rückkehr ward ein anderer Weg gewählt, bei welchem man die jähesten Alpenpässe vermied, und der sie durch das Thal von Kerenge ohne viel Mühsal an die Mündung des Pangani brachte.

In Betreff der Wichtigkeit Usambara's als einer Centralstation und als der günstigsten Pforte, die zum Innern Afrika's führe, sagt Krapf: „Meine Reise durch dieß Land hat mir gezeigt, daß keine Gegend Ostafrika's für den Missionar besser als Usambara gelegen ist, um von da aus seine Thätigkeit weithin auszudehnen. Von hier aus kann er leicht Para, Dschagga, Unguena und Ngu, sowie das Land der Masai und Wakuafi erreichen, und bis nach Uniámesi gelangen. Es führen Straßen nach allen diesen Gegenden."

Im August 1853 gieng Miss. Ehrhardt nach Fuga, um sich dem König Kmeri als den weißen Lehrer vorzustellen, der versprochener Maßen sich unter seinem Volke niederlassen und an dessen sittlicher und religiöser Hebung arbeiten sollte. An der Gränze des Königreichs trat ihm jene seltsame Mischung von afrikanischen Rassen entgegen, die dort sich zusammenfinden, und welche begierig waren, den Mfungu (Weißen) zu sehen: „Der nackte Mkamba mit seinem rothbemalten Leibe; der stolze Mfegua, eingehüllt in sein grellfarbiges Gewand; der hochgewachsene hagere Mdigo, Pfeil und Bogen in der Hand tragend, samt einigen in Felle gekleideten Wabondei." Beim Ueberschreiten des Muango, des höchsten Passes der Bergkette von Bondei, erfuhr er dieselben Schwierigkeiten, wie sein Vorgänger Krapf: „Der Muango ist ein trügerischer Berg. Als wir an ihm hinaufsahen, schmeichelten wir uns mit der Hoffnung, ihn, sobald wir nur einen gewissen Vorsprung hinter uns hätten, bald erstiegen zu haben; aber eine Höhe thürmte sich über die andere, ein Berg erschien hinter dem andern, so daß, als die Sonne untergieng, wir das Ende dieses Berglabyrinths noch immer nicht absahen. Die steilen Abhänge des Gebirgs sind mit riesenmäßigem Gras bedeckt,

das hier viel üppiger steht als in der Ebene. Bäume von bedeutendem Umfang und werthvollem Holz finden sich nur hin und wieder, während Niederholz sehr spärlich vorkommt. An manchen Stellen hat die wilde Rebe den Sieg über das Gras davongetragen; sie trägt sehr große schwarze Beeren. Auf den höhergelegenen Theilen des Bergs trafen wir ungeheure isolirte Felsblöcke, die überall umher lagen oder über den Abgrund hiengen. An einigen Stellen waren dieselben zu bedeutender Höhe über einander geschichtet. Es fiel mir auf, wahrzunehmen, daß es ganz die gleiche Art Sandstein war, sogar mit der gleichen Art von Höhlungen, wie ich sie in der Wüste angetroffen hatte. . . . Die Westseite des Bergs ist steiler und wasserreicher als die östliche. . . . Gegen Norden dehnte sich die Wüste bis an den fernen Horizont aus, während im Süden ein schöner See und die Ebene von Rufa lag."

Missionar Ehrhardt fand bald, daß ein Verbleiben in der Hauptstadt und am Hofe des Königs Kmeri nicht rathsam sei, und zog es (1854) vor, nach Tanga an der Küste überzusiedeln, wo seine erste Aufgabe in dem Studium der Landessprachen und in der möglichsten Vervollständigung der Nachforschungen über Land und Leute bestand. Tanga ist der Küstenpunkt, von wo aus die Karawanen ins Innere ziehen. Eben dieser Umstand gab ihm Gelegenheit, mit den verschiedensten Stämmen und Leuten in Berührung zu kommen. Hier war es auch, wo die Elfenbeinhändler aufs Neue von dem großen See von Uniamēsi immer und immer wieder sprachen. Schon Krapf hatte davon gehört während seines zweiten Aufenthalts in Ukambani. In dem Hause seines Gastfreunds, des Häuptlings Kiwoi, war er mit einem Händler zusammengetroffen, der aus Uembu stammte, — einem Lande, das nach dessen Aussage zwei Tagereisen jenseits des Dana-Flusses in nördlicher Richtung liegen sollte. Fünf Tagereisen weiter nach Norden liege der Ndurkēnia (oder der weiße d. h. Schneeberg). Bei diesem entspringe der Dana, der Tumbiri und der Nsaraddi. Der Dana fließe in den indischen Ocean (unter dem Namen Osi); die beiden letzteren aber ergössen sich in nordöstlicher Richtung vom Kēnia in einen See, aus dem er aber wieder herauskomme und endlich in einen viel größeren See falle, dessen Name Boringa sei.

Ein ander Mal (es war im J. 1850) traf Krapf an der Küste mit Eingeborenen aus Uniamesi selbst zusammen, die mit Elfenbein

und Sklaven handelten und drei Monate Zeit zur Reise aus dem Innern bis ans Meer gebraucht hatten. Sie alle sprachen übereinstimmend von einem großen See, der in ihrer Heimath sich ausdehne, und der einer Zu- und Abnahme seiner Wasserfülle, einer Art Ebbe und Flut unterworfen sei. Gleiche Zeugnisse sammelte nun auch Ehrhardt in Usambara über diesen Punkt. In der Küstenstadt Tanga sowohl als in der Hauptstadt Fuga ward er von Arabern, Suäheli's, Elfenbeinhändlern und Führern von Sklavenkarawanen aller Art in seinem Zelt besucht, und sie theilten ihm ohne Rückhalt mit, was sie von dem Innern wußten. „Und es ist in der That merkwürdig," schreibt er, „daß alle Leute, die ins Innere reisen, obwohl von ganz verschiedenen und gegen 100 Stunden weit von einander entfernten Küstenpunkten ausgehend, dennoch ohne Unterschied behaupten, sie kämen bei einem 'Bahari' oder großen Binnenmeer an. Ihre Aussagen deuten auch nicht auf zwei Seen, sondern nur auf Einen hin, indem nach ihrer Ansicht der Nyassa (=See) nur eine Verlängerung des See's von Uniamesi sei."

Endlich hatte auch Missionar Rebmann auf seiner Station Kisiludini (gegenüber von Mombas) abgerissene Nachrichten ähnlicher Art empfangen, und zwar von einem Mann, der als Sklave in Mombas lebte, und dessen Heimath, nach seiner Aussage, zwei Tagereisen westlich von einem See liege, den die dortigen Eingeborenen Nianscha oder Nianja nennen. Er selbst (der Mann) sei oft nach dem See gegangen, um eine gewisse Art Palme aufzusuchen, aus deren Fasern man Matten, Säcke ꝛc. verfertige, oder um Baumwolle zu kaufen, die nahe beim See wachse, und aus der man eine grobe Art von Tuch bereite.

Nach den Aussagen all dieser verschiedenen Leute schien es nun, bald als wenn es Ein See, bald als wenn es mehrere wären; auch die Namen wichen von einander ab, und Alles lag dunkel und verworren da. So glaubten die beiden Missionare (Ehrhardt und Rebmann) alle Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten dadurch lösen zu können, daß sie Alles in Ein ungeheures Wasserbecken oder Binnenmeer zusammenfaßten und darnach eine Karte entwarfen. Ein Abdruck derselben erschien 1856 zuerst im Calwer Missionsblatt,*)

*) Auch der Church Miss. Intelligencer und die königliche Geographische Gesellschaft in London veröffentlichten diese Karte.

und nach dieser Zeichnung ist der muthmaßliche kolossale See auch in die Karte von Afrika in unsrem Basler Missions-Atlas (1. Auflage) aufgenommen. Er erstreckt sich über eine Flächen-Ausdehnung vom Aequator an bis zum 13. Grad südl. Breite, und vom 24. bis zum 35. Grad östlicher Länge (von Greenwich). Das breite stumpfe Ende im Norden liegt auf dem 24. Grad östl. Länge, dagegen die schweifähnliche Verlängerung und Spitze gegen Süden reicht bis an den 35. Grad, während die anfangs nach Ost und West liegenden Ufer etwa zwischen dem 8. und 10. Grad südl. Breite eine Kurve nach Osten bilden. Hier nähern sich beide Gestade beträchtlich, bis sie unter dem 35. oder 36. Grad östl. Länge wieder die Richtung von Nord nach Süd nehmen und in eine schmale Spitze auslaufen. Dieses ungeheure Wasserbecken, bei welchem, wie wir jetzt wissen, nicht weniger als drei separate Seen in Einen zusammengefaßt sind, erhielt von den Missionaren ebenso viele Namen, als es muthmaßliche Gliederungen bildete. Die nördliche Hauptmasse ward Ukerewe-See, die südliche Kurve aber Nianja oder auch Nyassa genannt; das Ganze hieß der See von Uniamesi.

Das afrikanische „Binnenmeer" der Missionare wurde von vielen Seiten als ein Hirngespinnst leichtgläubiger und einfältiger Menschen verlacht, und es ward viel Hohn und Spott darüber ausgegossen. Und allerdings, hätten die Brüder, welche die Karte entwarfen, ihre Zeichnung als fertige und unwiderlegbare Thatsache in die Welt gesandt, so hätten sie solches bis auf einen gewissen Grad verdient. Allein davon waren sie so weit entfernt, daß sie selbst immer und immer wiederholten, daß die Kartenskizze aus mühsam gesammelten Berichten und Aussagen der verschiedensten eingeborenen Berichterstatter nach allgemeinen Muthmaßungen entworfen sei und keinen andern Zweck habe, als zu weiteren Nachforschungen anzustacheln. Vortrefflich sagt der Verfasser des Intelligencer (Aug. 1856), nachdem er die Berichte der Missionare mitgetheilt: „Die Sache liegt nun mit allem Für und Wider vor unsern Lesern. Ohne für die Richtigkeit der Ansichten unsrer Missionare einzustehen, und bei aller Rücksichtnahme auf die Unzuverlässigkeit der Aussagen von Eingeborenen, bleibt doch genug übrig, was die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf sich zu ziehen werth ist. Sollte es unmöglich sein, zu erfahren, was an dieser Sache Richtiges oder Unrichtiges ist? Sind nicht durch geographische Probleme von viel geringerer Wichtigkeit wiederholte

Expeditionen hervorgerufen worden, um die Wirklichkeit der Thatsachen ans Licht zu bringen?"

Dieß und dieß allein war der Zweck jener Kartenskizze der Missionare, und während oberflächliche Köpfe es beim Spott bewenden ließen, vornemlich weil die Sache von Missionaren herkam, hielten die ernsten und gediegenen Männer der „Königlichen Geographischen Gesellschaft" in London es wohl der Mühe werth, mit allem gewissenhaften Ernst den Thatbestand zu erforschen. Sie veranlaßten die Expedition der Capitäne Burton und Speke, welche selbst Freunde der Missionare in Ostafrika sind, und das Ergebniß ihrer höchst interessanten Entdeckungen liegt nun aller Welt vor Augen. Lernen wir diese in ihren allgemeinen Umrissen etwas näher kennen.

4. Die Forschungen von Burton und Speke.

„Viele," schreibt Capitän Speke, „werden sich der Sensation erinnern, welche eine seltsame Karte von Afrika und die noch seltsamere Gestalt eines ungeheuern Sees, der darauf figurirte, bei allen denen hervorbrachte, die im Jahr 1856 die Gemächer der königlichen geographischen Gesellschaft betraten. Es fehlte wahrlich damals nicht an spöttischen Bemerkungen. Um jedoch darüber Gewißheit zu erhalten, wie weit jene Karte richtig sei, gab die genannte Gesellschaft dem Capitän Burton den Auftrag, dieses Monstrum von einem See, der 14 Grade lang von Norden nach Süden sich ausdehnen, 70 bis 100 Stunden breit, und etwa 240 Stunden von Zanzibar entfernt sein sollte, aufzusuchen und näher zu erforschen. Da Capitän Burton und ich schon bei einer früheren Gelegenheit gemeinschaftlich den Auftrag gehabt hatten, die Somäli-Küste in Ostafrika zu untersuchen, so lud er mich ein, ihn auch bei dieser Entdeckungsreise zu begleiten."

Der Küstenpunkt, von dem die Expedition ausgieng, war Kaole, ein Dorf etwas südlich von der Mündung des Kingani-Flusses. Die Karawane bestand aus einem Araber, Scheikh Said, als Karawanenführer, etlichen Trägern aus dem Uniamesi-Stamm, und einer ganzen Schaar von Eseln zum Reiten und für den Gepäcktransport. Außerdem wurde von einem Händler an der Küste eine Anzahl Neger gemiethet, welche Flinten trugen und sonst sich sehr nützlich erwiesen.

Zuerst führte der Weg über die Ebene, die sich zwischen dem Küstengebirge und dem Meere ausdehnt. Dieselbe bietet, nach den Mittheilungen der Reisenden, eine mannigfaltige Abwechslung von Flachland und Terrassen dar, ist gut bevölkert und angebaut, und reich an Waldungen und großartiger tropischer Vegetation. Etwa 35 Stunden vom Meere erhebt sich das Küstengebirge, das etwa vom 9. Grad nördlicher Breite fast bis zum Cap der guten Hoffnung hinab sich erstreckt. Diese Gebirge, die sich nirgends über die Höhe von 6000 Fuß erheben, bilden langgestreckte Linien und Massen, durchschnitten von Thälern, durch welche die Ströme der Ostküste ihren Weg zum Meere finden. Nachdem die Reisenden diese Bergkette überschritten hatten, um dann gegen Westen abwärts zu steigen, erreichten sie eine Hochebene, die vornemlich mit Waldungen bedeckt und verhältnißmäßig wenig bevölkert war. Sie dehnt sich etwa 80 Stunden gegen Westen aus, bei einer durchschnittlichen Höhe von 2500 bis 4000 Fuß. Hier fanden sie die Wagogo- und Uniamesi-Stämme, „die in Hütten von sehr civilisirtem und viel behaglicherem Aussehen wohnen, als dieß bei irgend einem andern Stamm im Innern der Fall ist." Im Centrum des Uniamesi-Stammes liegt Kaseh, ein arabischer Handelsplatz, dessen nächste Umgebung Unyanyembe heißt. Von diesem Punkt aus gehen die Karawanen in den verschiedensten Richtungen weiter ins Innere, nach Norden, Westen und Süden, um dort mit den Stämmen des Innern zusammenzutreffen und Handel zu treiben. Hier (in Kaseh) blieben unsre Reisenden einen Monat. „Endlich gieng's mitten in der Regenzeit weiter nach Westen. Der Weg führte uns durch ein trefflich angebautes Land, wo Reis, Zuckerrohr und alle indischen Produkte gedeihen, und wo die Leute ihre Baumwolle selber spinnen und weben." Eine bemerkenswerthe Thatsache ist die, daß diese Gegend sich allmählig nach Westen zu senkt, und zwar bei einer Strecke von etwa 50 Stunden um 1800 Fuß. Nachdem die Reisenden das Ende dieser Senkung erreicht, hatten sie abermals eine Bergkette zu ersteigen, von deren Höhe aus sie plötzlich den prachtvollen See erblickten, auf dessen Entdeckung sie ausgegangen waren. Da lag er, auf seiner Nordhälfte überschattet von einer gewaltigen halbmondförmigen Masse von Bergen, in welchen die Reisenden sofort das wahre und ächte „Mondgebirge" erkannten. Die Lagerung desselben um den See her ließ sie sogleich das Passende und Naturgemäße dieser Bezeichnung verstehen. Am nördlichen Ende

des Sees ist die Gebirgsmasse gewaltig und dicht gelagert, während von diesem Centrum aus zu beiden Seiten nach Süden zu halbmondförmige Hörner ausgehen, die sich um die Ost- und Westseite des Sees legen. Der See selbst „liegt zwischen dem 3. und 8. Grad südlicher Breite und auf dem 29. östl. Länge (von Greenwich), hat eine Länge von 100 Stunden und ist in seiner Mitte 10 bis 15 Stunden breit, läuft aber gegen beide Endpunkte (nach Norden und Süden) in eine Spitze aus. Die Oberfläche des Sees liegt, wie ich aus der Temperatur des Siedpunkts erkannte, nur 1800 Fuß über dem Meer, und es sieht aus, als wäre er ganz in den Schooß dieser Berge eingesenkt. Er liegt in einer muldenartigen Einsenkung, so daß die Gewässer aller umliegenden Distrikte sich in seinen Schooß ergießen müssen. Sein Wasser ist ganz süß und wimmelt von vortrefflichen Fischen in großer Mannigfaltigkeit. Die Ufer sind reich bevölkert von zahlreichen Stämmen ächter Negerrasse, unter denen die hervorragendsten die Wabembe sind, — Menschenfresser, in deren Gebiet sich kein Araber je wagen darf."

Udschidschi (Ujiji) war der erste Punkt, den die Reisenden zu erreichen suchten. Es ist das Dorf auf dem östlichen Gestade des Sees, das die Araber hauptsächlich zu besuchen pflegen. Die Missionare Krapf und Rebmann hatten diesen Ort oft nennen hören als den Punkt, von wo die Boote abzustoßen pflegen, um ans jenseitige Ufer zu gelangen; und wirklich fanden auch unsere Reisenden, daß nur hier und sonst nirgends Kanoes zu haben waren. Diese waren jedoch nur elende Nußschalen, verfertigt aus ausgehöhlten Baumstämmen, die jeder Windstoß aufs Ufer werfen konnte, — ein Fall, der den Reisenden nicht eben sehr wünschenswerth erschien, indem die Stämme rings um den See insgesammt mit einander in Feindschaft lagen. Die eingeborenen Bootsleute wagen deßhalb auf denselben nicht weiter zu fahren, als auf kurze Strecken und ganz in der Nähe befreundeter Nachbarn. Doch konnten die Reisenden endlich, freilich um einen unmäßigen Preis, ein Boot bekommen, — „ein langes schmales Kanoe, ausgehöhlt aus einem einzigen Baumstamm. Die Stämme dazu finden sich im Distrikt von Uguhha, auf der Westseite des Sees. Die Eingeborenen fällen sie, hauen die Aeste und das obere und untere Ende ab bis auf die Länge, wie sie es bedürfen, bedecken dann die ganze Oberfläche mit feuchtem Schlamm und legen nun an den am Boden liegenden Stamm Feuer an, das eine Höh-

lung in denselben brennt; und dieß setzen sie so lange fort, bis nur eine Art Schale überbleibt, die dann vollends mit sehr rohen Aexten rein ausgehöhlt wird. Die Sitze in solchen Kanoes sind nichts als Holzbengel, die quer herübergelegt sind."

Als Burton und Speke das angekaufte Boot untersuchten, fand sichs, daß es beträchtlicher Reparaturen bedurfte, ehe es zur Fahrt brauchbar war. Mittlerweile konnte Capitän Speke, dessen Gesundheit, wie die seines Gefährten, ernstlich gelitten hatte, seitdem sie von der Hochebene in das üppige und fruchtbare Becken des Sees herabgestiegen waren, sich einigermaßen erholen. Er besuchte den Markt von Udschidschi. „Der Markt wird zwischen 10 Uhr Vormittags und 4 Uhr Abends in der Nähe des Hafens gehalten und besteht aus etlichen temporären Hütten, die aus langem Gras und Zweigen in aller Eile gebaut werden. Die meisten derselben werden Tag für Tag neu aufgerichtet. Die Waaren, die zum Verkauf gebracht werden, sind Fische, Fleisch, Tabak, Palmöl, geistige Getränke, verschiedene Arten Kartoffeln, Artischoken, mehrere Sorten von Bohnen, Plantains, Melonen, Baumwolle, Zuckerrohr, eine große Mannigfaltigkeit von Hülsenfrüchten und Gemüse, Elfenbein und zuweilen Sklaven."

Endlich war das Boot fertig, und die Fahrt konnte angetreten werden. Die Mannschaft bestand aus sechs von Speke's Leuten und zwanzig nackt und wild aussehenden Bootsleuten. Sie ruderten am östlichen Ufer südwärts, bald an einem abschüssigen Strande hin, bald um einen kühnen Vorsprung sich windend, der bis zum Wasserspiegel herab dicht bewaldet war, während im Hintergrund kleine Waldhügel sich erhoben.

„Würde auch nur ein wenig Kunst, wie z. B. weiß angestrichene Wohnungen, nette wohlangelegte Gärten und dergleichen, diesen immer grünen Hügeln und Bäumen den Reiz der Abwechslung geben und die ewige Eintönigkeit von Berg und Thal, und Thal und Berg, — von grünem Gras, grünen Bäumen, grünen Bäumen, grünem Gras, etwas unterbrechen, welch ein Paradies müßte dieses Land sein! Das tiefblaue Wasser des Sees, im Gegensatz gegen das üppige Grün der Pflanzenwelt und die mächtigen braunen Felsen des Ufers, bietet überall einen unaussprechlichen Reiz dar; aber die Lust des Schauens ermüdet bald an dieser Fülle, da es ihr an dem Wechsel milderer Farben und vor Allem an jener Mannigfaltigkeit von Objekten fehlt, wie sie ein wohlbewohntes und bevölkertes Land darbietet. Es sollen

zwar in dem dichten Waldesdickicht, das am Uferrand sich hinzieht, etliche zerstreute Dörfer versteckt sein; aber man kann sich doch nicht genug wundern, wie verlassen und öde diese Gestade sind. Die üppige Fülle des überall wuchernden Pflanzenwuchses ist ein hinlänglicher Beweis von der Ertragsfähigkeit des Bodens. Die gegenwärtige Vereinsamung dieser herrlichen Gegend müßte wahrhaft unbegreiflich erscheinen, wenn man nicht anzunehmen Grund hätte, daß in früheren Zeiten das Land von benachbarten Stämmen ausgeplündert, und Menschen und Vieh als Raub weggeschleppt wurden. Vielleicht denkt man, ich gehe in dieser Muthmaßung zu weit; allein wenn man überall in Afrika zu sehen Gelegenheit hat, was eine einzige Sklavenjagd, ein einziger Raubzug für Wirkungen hinter sich zurückläßt, so scheint es in der That nicht unbegründet, solches als die Ursache der unglaublichen Verödung dieser Seegestade anzunehmen. Kriegs- und Raubzüge dieser Art machen die Gebiete, die sie heimsuchen, auf unabsehbare Zeiten hinaus zu einer Einöde. Ja, so lange die Sklaverei und der Sklavenhandel in Afrika nicht unterdrückt und ausgerottet ist, wird man immer wieder in diesem unglücklichen Lande dergleichen traurige Einöden finden."

Die Thierwelt fanden die Reisenden reichlich vertreten. Krokodille kamen häufig im See vor; auch Flußpferde waren zahlreich. An den Ufern sah man Heerden von wilden Büffeln, gehörnt wie die am Kap. Die Fußspuren von Elephanten waren gleichfalls gelegentlich wahrnehmbar, und Antilopen wurden in Fülle aufgescheucht. Endlich näherten sie sich dem Theil des Sees, der, weil er da am schmalsten ist, in der Regel zum Uebersetzen ans jenseitige Ufer gewählt wird. Auf der Westseite liegt hier Kabogo, auf der Ostseite Kasenge. Kiwira, eine Insel nahe an der Westküste, wurde nach 14stündigem Rudern erreicht. Von der höchsten Höhe dieser Insel bot sich eine treffliche Uebersicht über den See dar.

„Die Kiriwa-Insel ist ein massiger Hügel, fast zwei Stunden lang und nahezu eine Stunde breit, und von unregelmäßiger Gestalt. An einigen Stellen sind es Hochflächen, die terrassenförmig aufsteigen; im Allgemeinen aber sind die Abfälle jäh und dicht bewaldet. Das Festland gerade gegen Westen ist ein Vorgebirge, das von dem Südende der Uguhha-Berge nach dem westlichen Gestade des Sees vorspringt; und die Insel ist davon durch einen so schmalen Wasserkanal getrennt, daß sie, wenn man nicht den rechten Standpunkt zum

Ueberschauen gewinnt, leicht als eine Fortsetzung des Festlandes erscheint. Die Bevölkerung derselben ist beträchtlich; die Eingeborenen wohnen in pilzförmigen Hütten, die auf den Hochflächen oder an den sanfteren Abhängen liegen, wo sie Maniok, süße Kartoffeln, Mais, Hirse, verschiedene Arten Hülsenfrüchte und alle die Gemüse pflanzen, die im Lande bräuchlich sind. Von Geflügel wimmelts in den Dörfern. Die Kleidung des Volks ist einfach und besteht in der Regel aus kleinen schwarzen Affen-, Katzen- und anderen Fellen. Diese werden mit einem Gürtel um die Lenden gebunden und gehen, je nach der Zahl der Felle, die sie besitzen, entweder ganz oder nur halb um den Leib, wobei die Thierköpfe immer vorne hängen, während die Schwänze stets in wunderlicher Weise unten heraushängen. Jene Affen werden leicht gefangen, wenn der Mais reif ist, indem die Leute insgeheim kleine viereckige Netze in zusammenhängenden Reihen rings um die Felder aufstellen, wo die kleinen Räuber sich einfinden; dann wird plötzlich unter lautem Schreien und Heulen mit Steinen und Prügeln unter sie geworfen; man stürzt mitten unter die erschrockenen Felddiebe, die nun in der Angst und Verwirrung die Flucht ergreifen und sich unrettbar in den Maschen der gestellten Netze verwickeln."

In Kasenge war Capitän Speke der Gast eines Arabers, Scheikh Hamed bin Sulayim, der ihm den verlockenden Vorschlag machte, die Untersuchungsreise nach dem Westen des Sees fortzusetzen. Der Scheikh war eben im Begriff, in wenigen Tagen etwa 35 Stunden weit nach Südwesten zu wandern, in ein Land Namens Urawa, das dem Sultan Kiyombo gehöre. Urawa ist etwa halbwegs quer über den afrikanischen Kontinent, und somit wäre das Gebiet der Untersuchungen Speke's bis nahe zu demjenigen ausgedehnt worden, das Dr. Livingstone durchwandert hat. Die Straßen schilderte der Araber „als leicht und angenehm zum Reisen; denn der Weg führe quer über ein wellenförmiges Land, das von vielen unbedeutenden Flüssen durchschnitten sei, welche nur zur Befruchtung des Landes beitragen, aber keinerlei Schwierigkeit beim Uebersetzen darbieten. Die Reise sei wohlfeil, und Lebensmittel finde man in Menge." — Capitän Speke konnte der Einladung nicht folgen; aber die Reisen des Scheikh zeigen, wie die Araber von Osten her weiter und weiter in das Innere von Afrika vordringen. „Es könnte seltsam erscheinen," sagt Speke, „daß diese Händler so weit ins Innere von Afrika hineinziehen, um Elfenbein zu erhalten, da unzweifelhaft diese Waare an Plätzen, die

viel näher bei Zanſibar liegen, ſich noch ſehr reichlich findet. Allein der Grund iſt ſehr einfach. Die näher an der Oſtküſte liegenden Gegenden ſind ſo mit Glasperlen und Zeugen bereits überfüllt, daß dort das Elfenbein auf eine Höhe des Preiſes geſtiegen iſt, daß es den Transport nicht mehr zahlt. Deßhalb ſieht man die Araber jedes Jahr tiefer ins Innere vordringen."

Nach Capitän Speke's Rückkehr nach Udſchidſchi erbot ſich Kannina, der Häuptling dieſes Diſtrikts, die Reiſegeſellſchaft in zwei Kanöes mit ſich nach Uwira zu nehmen, das am nordweſtlichen Ende des Sees liegt, und mit deſſen Sultan der Häuptling ein Geſchäft in Elfenbein abzumachen hatte. Zugleich verſprach der Letztere, die Reiſenden bis zu dem Fluß zu geleiten, der nach der Ausſage der Eingeborenen aus dem See nach Norden zu ablaufen ſollte, von dem jedoch Speke feſt überzeugt war, daß er von Norden her in den See ſich ergieße. „Denn," ſagt er, „der See liegt viel tiefer, als das umliegende Hochland, und ſein Becken macht ganz den Eindruck, als wenn es durch vulkaniſche Kräfte gebildet worden wäre." Speke nahm die Anerbietung mit Freuden an; allein nach der Ankunft in Uwira weigerte ſich der Häuptling Kannina, weiter bis zum fraglichen Fluß zu gehen, obſchon man nach ſechsſtündigem Rudern denſelben hätte erreichen können. Der Sohn des Sultans von Uwira jedoch verſicherte aufs beſtimmteſte, daß der genannte Fluß von den Bergen umher (dem Mondgebirge) ſeine Gewäſſer empfange und ſich dann in den See ergieße. „Mit ſeinen Verſicherungen," fügt Speke hinzu, „hätte ich mich jedoch noch nicht zufrieden gegeben, wäre ich nicht ſelbſt von einer der umliegenden Berghöhen aus, die ich erſtieg, zu der Gewißheit gelangt, daß die Gebirge gegen Norden höher und höher anſteigen, und daß der See tiefer liegt als die ganze Umgegend, ſo daß er unmöglich einen Abfluß nach Norden zu haben kann."

Es war dieſe Frage nicht ohne Wichtigkeit, indem möglicher Weiſe die längſt geſuchten und bis jetzt nicht entdeckten Quellen des Nil hier ſich hätten finden mögen. Allein die Unmöglichkeit dieſer Annahme war nun dem Reiſenden zur vollen Gewißheit geworden.

Die Gegenden um den nördlichen Theil des Sees her ſcheinen ziemlich bevölkert zu ſein, obwohl auch hier die Sklavenjagden die Volkszahl alljährlich verringern, die Eingeborenen entmuthigen und ihnen alle Luſt benehmen, ihre äußere Lage durch Landbau ꝛc. zu verbeſſern. „In Folge der Sklavenjagden," ſagt Speke, „wird das

Land so sehr in steter Aufregung erhalten, daß Niemand es für der Mühe werth achtet, sein Eigenthum zu mehren und sich Reichthum und ein behagliches Leben zu verschaffen. Deshalb lebt der Neger hier nur von der Hand in den Mund, sammelt keine Vorräthe und giebt sich keine Mühe, seine Lage zu verbessern. Der Fluch der Sklaverei ist es ohne Zweifel, welcher bis dahin Ost- und Central-Afrika bei all seiner unerschöpflichen Fülle zu einer Einöde gemacht hat." — Wie demoralisirend der Sklavenhandel wirke, ja wie furchtbar er die natürliche Liebe erstickt und des Menschen Herz gegen seinen Nächsten verhärtet, davon giebt die nachfolgende Schilderung des Volkes von Kasenge ein überaus schmerzliches Bild. „Kasenge," sagt Speke, „ist sehr volkreich; aber die Leute sind über die Maßen schmutzig, träge und geschwätzig. Da sie keinerlei Gewerbe treiben, noch sonst etwas sich zu schaffen machen, so stehen sie Stunden und Stunden lang müßig da, begaffen mit leerer widerwärtiger Neugierde Alles was ihnen in den Wurf kommt, und sind für den Reisenden, der mit ihnen zusammentrifft, eine unendliche Plage. Sie haben wulstige Lippen, plattgedrückte Nasen, gekräuseltes wolliges Haar. Es ist nicht schwer, sie zu amusiren, und auf ihrem Angesicht liegt immer eine Art Lächeln. Die Frauen sind besser gekleidet, als die Männer, indem sie ein Tuch um den Leib tragen, das unter den Armen befestigt ist und gewöhnlich bis unter die Kniee reicht, und außerdem mit Glasperlen, Messingringen und andern Zierrathen geschmückt sind; die Männer dagegen werfen nur ein Ziegenfell über die Schulter oder binden höchstens eine Schürze um die Lenden. Sie liegen wie die Schweine in ihren Hütten, und nur wenn ein warmer Tag kommt, regen sie sich, um sich draußen niederzulegen und zu sonnen. Die Mütter haben in der That unendlich weniger Liebe für ihre Kinder, als manches wilde Thier für seine Jungen. Ich habe eine Bärin gesehen, die zum Tode verwundet, dennoch immer wieder unter einem Hagel von Flintenkugeln zurückkehrte, um ihre Jungen aus den Händen der Jäger zu retten; hier aber verkauften menschliche Mütter mit Vergnügen ihre kleinen Kinder um ein Stückchen Zeug an meine Begleiter, unbekümmert darum, daß diese unglücklichen Geschöpfe dadurch in ewige Sklaverei überliefert werden."

Capitän Speke spricht bei dieser Gelegenheit auch von dem neuerdings in Gang gebrachten System, Neger als sogenannte freie Arbeiter zu dingen und nach den europäischen Kolonieen auszuführen.

Er ist der Ueberzeugung, daß es „nicht möglich ist, die Neger zu bewegen, ihre Heimath, wo sie nichts zu arbeiten haben, freiwillig zu verlassen, um auswärts harte Arbeit um Lohn zu suchen. Nichts widerspricht ihren natürlichen Neigungen mehr als dieß. Man wird in ganz Afrika Niemand finden, der freiwillig ins Ausland sich begiebt, um freie Arbeit zu thun. Denn der Neger hat einen ebenso großen Widerwillen gegen schwere Arbeit, als ein toller Hund gegen das Wasser; er wird ihr um jeden Preis und mit allen Kunstgriffen, die ihm zu Gebiete stehen, auszuweichen suchen." . . . „Sobald ein Markt für 'freie Arbeiter' eröffnet wird, — sobald ein solches Zugpflaster auf Afrika's unglücklichen Körper angelegt wird, — so wird sicherlich das Innere aller seiner arbeitenden Männer beraubt und zu einer größeren Einöde werden, als dieß je bis dahin der Fall war. Die Versorgung der Märkte mit solchen 'freien Arbeitern' würde ein so einträgliches gewinnreiches Geschäft werden, daß die Händler kein Mittel scheuen würden, die Waare herbeizuschaffen. Das Land, das alle Lebensbedürfnisse so reichlich zu bieten, unsre Märkte so überflüssig mit Waaren aller Art zu füllen und dadurch unsre Bedürfnisse so außerordentlich wohlfeil zu machen im Stande wäre, dieses Land würde, sobald man dieser neuen Art von Sklaverei freien Raum ließe, unfehlbar zu einer entsetzlichen Einöde werden, nur um den Reichthum einiger europäischen Kolonieen zu heben. Dagegen darf man der Sklaverei nur einmal im Ernst ein Ende machen, und siehe, das Land würde hundertfältig mehr produciren als bisher. Die Händler selbst wissen dieß wohl; denn jeder Hindi-Kaufmann an der Küste, mit dem ich darüber sprach, versicherte mich, daß die wahre Wohlfahrt Afrika's erst beginnen werde mit dem Aufhören der Sklaverei."

Gegen Ende Juni kehrten unsre Reisenden nach Kaseh zurück. Hier bereitete sich Capitän Speke für eine noch schwierigere Aufgabe vor. Sein arabischer Gastwirth in Kaseh nemlich hatte ihm schon früher von einem andern großen See im Innern des Landes gesprochen, den er Ukerewe-See nannte, und der nach seiner Aussage viel größer, als der vom Uschidschi, und deshalb des Besuchens weit eher werth sei. Derselbe liege an der Seite der nordöstlichen Abfälle des Mondgebirgs, dessen Fuß in den Gewässern des Ukerewe-Sees sich bade. Eine Reihe von großen Flüssen ergieße sich von Westen und Nord-

westen her in dieses mächtige Wasserbecken. Aus dem See, oder wenigstens gewiß aus der Gegend desselben, fließe nordwärts ein großer Strom, Kiwira genannt. Dieser werde von Schiffern besucht, welche Logs (Instrumente, um die Geschwindigkeit des Schiffes zu messen) und Sextanten anzuwenden pflegen; und an seinen Ufern wohne ein Stamm, Namens Bari.

Alle diese Mittheilungen bestärkten in Capitän Speke die Ueberzeugung, daß dieser Fluß Kiwira kein anderer sei, als die längst gesuchte Quelle des Nil, und er beschloß, die Reise dahin zu machen. Einige wenige Züge aus den Berichten über diese interessante Expedition mögen hier genügen.

Capitän Burton war ernstlich erkrankt und konnte sich der Reisegesellschaft nicht anschließen. Speke aber verließ Kaseh im Geleite einer Karawane am 9. Juni 1858. Der Weg führte zuerst durch die wohlangebaute Ebene von Unyanyembe, wo die eigenthümliche Construktion der Dorfschaften dem Reisenden auffiel. „Wie in ganz Central-Uniamesi, bilden die Dörfer ein großes, nach der Innenseite leeres Viereck, dessen Umfangsmauer eben aus den Hütten der Eingeborenen besteht. Diese sind nur aus zwei in gewöhnlicher Zimmerbreite von einander entfernten Mauerlinien aufgeführt, die rings um das Viereck laufen und durch Zwischenmauern von Lehm oder Erde zu Familienwohnungen abgetheilt sind. Das Dach ist flach und dient als Vorrathsplatz für Brennmaterial, sowie zum Dörren des Getreides, der Kürbisse, Pilze und anderer Eßwaaren. Die meisten Gemächer dienen den Familien zum Aufenthalt, zusammen mit ihrem Geflügel, mit dem Kochgeschirr, den Getreidevorräthen und anderem Besitzthum. Die übrigen Abtheilungen beherbergen das Klein- und Großvieh, namentlich Ziegen und Kühe; denn Schaafe kommen im Lande nicht gut fort, auch lieben die Eingeborenen ihr Fleisch nicht... Die Kühe sind klein, mit kurzen Hörnern, und sehr vielfarbig. Sie haben einen Fettklumpen auf dem Rücken, wie die Brahmanenkühe, geben aber sehr wenig Milch. Fast vor jeder Wohnung sieht man große Granitplatten, auf denen die Weiber, davor knieend, mittelst kleinerer Steine das Getreide zu Mehl zerreiben. Dabei bewegen sie die Oberleiber gleichförmig vor- und rückwärts und verkürzen sich die Zeit und Arbeit durch taktmäßiges Singen und Summen."

Jenseits des Uniamesi-Gebiets werden die Wohnungen der Eingeborenen allmählig schlechter und geringer. „Sie bestehen aus einer

Anzahl pilzförmiger Grashütten, umgeben von einer hohen armseligen Verzäunung. Auch die Straßen und Gassen, die bald krumm, bald gerade sich durchs Dorf ziehen, sind mit solchen hölzernen Pallisaden eingefaßt, nur daß diese je und je eine Oeffnung lassen, durch die man in die verschiedenen Gehöfte gelangt, von denen jedes fünf oder sechs Hütten einschließt. Diese letzteren sind wieder jede mit einem kleinen Zaun umgeben. In solchen Gehöften leben die zusammengehörigen Familien, Onkeln und Vettern, bei einander, während die Sklaven und ihre Familien ein benachbartes Gehöfte einnehmen. Außerdem haben sie ihre Viehhürden. Liegt das Dorf auf feuchtem oder weichem Grund und Boden, so ist es gewöhnlich, daß außer den Pallisaden noch ein Wassergraben oder eine starke lebendige Hecke um dasselbe gezogen ist, um es besser gegen Angriffe zu schützen."

Je weiter die Reisenden gegen Norden vorrückten, desto mehr änderte sich Land und Volk. Bald durchzogen sie ausgedehnte, wohl cultivirte Ebenen, wo Fleisch, Milch, Eier und alle Arten von Gemüse im Ueberfluß zu haben waren; bald lag das Land „in langgestreckten Wellenlinien da, deren Kämme und Spitzen mit kleinen Bäumen und Buschwerk bekleidet waren. In den Niederungen zwischen den Hügelwellen ist das Land wohl angebaut." Die Bevölkerung war manchmal so dicht, daß die (von der Küste mitgekommenen) Begleiter Speke's oft höchlich erstaunt waren. Im Msalala-Distrikt war die Straße, welche die Reisenden zogen, oft ordentlich von Menschen belagert, die den „Weißen", von dessen Annäherung sie gehört hatten, zu sehen begehrten.

„Da diese Gegend voll von Süßwasserquellen ist," sagt Speke, „so darf uns die verhältnißmäßige Dichtigkeit der Bevölkerung und der Reichthum an Viehheerden nicht wundern. Betrachtet man die unerschöpflichen Hülfsquellen, die dieses Land besitzt, so muß man vielmehr über die Verödung und Leere staunen, die hier herrscht. Wäre dieß Gebiet in der Hand einiger Dutzend Europäer, was für eine unglaubliche Umwandlung würde es in wenigen Jahren erfahren! Ein ausgedehnter Markt würde der Welt sich eröffnen, das jetzt so nackte Land würde sich mit einer Fülle von Culturgewächsen bedecken, und Handel und Gewerbe würden den Weg bahnen für Civilisation und christliche Bildung. Gegenwärtig ist die natürliche Schlaffheit, Trägheit und Unwissenheit des Volkes ein wahrer Bann für sie selbst und ihr Land. Sie wissen nicht, was für Schätze ihnen vor den

Füßen liegen. Diese entsetzliche Schlaffheit wird allerdings theilweise von der überreichen Ergiebigkeit des Landes selbst erzeugt und gefördert; dazu kommt der Umstand, daß die Eingeborenen in diesem milden Klima fast nichts an Kleidern und andern Bequemlichkeiten bedürfen; und zu dem Allem hat das Volk kein höheres Bedürfniß, als den Hunger mit der nächsten besten Speise zu stillen, während jeder andere Antrieb zu weiteren Anstrengungen überall fehlt. . . ." Was das Klima betrifft, so sagt Speke: „Bis zum Frühstück (um 9 Uhr) jeden Morgen zu Fuß zu wandern, und dann bis Mittag zu reiten, ist wahre Lust; aber die folgenden drei Stunden, obwohl angenehm in dem kühlen Raum einer Hütte, sind doch zu warm für größere Anstrengungen. Die Abende und Morgen sind besonders angenehm, und die Nacht nach 10 Uhr ist gewöhnlich so kühl, daß man wohl eine Decke ertragen kann. Aber man muß sich erinnern, daß diese ganze Gegend auf einer Höhe von 3500 bis 4000 Fuß über dem Meere liegt." — Gleichwohl waren die Reisenden während der ersten acht Monate ihres Aufenthalts in Ostafrika oft und ernstlich krank. „Das Räthsel kann ich nicht lösen," sagt Speke, „wenn man nicht die zahlreichen und schweren Krankheiten, an denen wir Alle während der ersten acht Monate zu leiden hatten, dem Umstand zuschreiben will, daß wir allen möglichen Witterungswechseln allzusehr ausgesetzt waren. Doch auch dieß löst das Räthsel nicht. Allem Anschein nach ist das ganze Land westlich von dem Küstengebirge der Ostküste hochgelegen, trocken und gesund. Keine schlimmen Ausdünstungen verpesten die Luft; es finden keine starken Temparaturwechsel statt; die Luft ist weder zu heiß noch zu kalt; ein wenig Vorsicht in der Wahl des Nachtlagers, in Kleidung und Nahrung sollte jede schlimme Wirkung des Reisens in diesem Lande verhüten. Frisches gutes Wasser und gesunde Nahrung ist überall zu erhalten. Stechfliegen und Moskito's, die große Plage Indiens, sind hier kaum bekannt, und die Tsetse des Südens [deren Stich dem Vieh tödtlich ist] findet sich hier gar nicht."

Am 26. Juli betraten sie „eine wasserlose Wildniß von Dornbäumen, die jedoch von einigen langgestreckten, ziemlich breiten Grasflächen durchschnitten war. Diese Grasflächen, sowie rings herum die rissige Natur des Bodens, der eben jetzt durch lang anhaltende Dürre ausgebrannt war, waren ein deutliches Anzeichen, daß diese Gegend in der Regenzeit überschwemmt werden müsse. Ueberhaupt kann man in ganz Afrika aus solchen grasreichen Flächen auf die

Nähe eines Flusses schließen; und bald nachher zeigte sichs, daß unsre Vermuthung uns nicht getäuscht habe. Auch das Vorhandensein von Thieren bürgte uns dafür, daß Wasser nicht weit weg sein könne. Denn Elephanten und Büffel können nicht einen Tag ohne Wasser leben."

Am 30. Juli kam aus der Ferne ein Wasserspiegel zum Vorschein, der sich bald hernach als „der südliche flußähnliche Theil des großen Nyanza" heraus stellte.*) Dieser schmalen Wasserzunge entlang setzten die Reisenden ihren Marsch fort. „Die Bevölkerung, die in den Thalgründen und Niederungen zwischen den zerstreuten kleinen Hügeln umher wohnte, war sehr zahlreich und bestand aus Schmieden, Ackerbauern und Hirten. In der Regenzeit, wenn der See austritt und der Boden übersättigt ist, sind die Ueberschwemmungen so groß, daß alles Reisen ein Ende hat."

Die Wasserzunge wurde breiter und breiter, je weiter man nordwärts zog; „viele kleine Inseln mit reichbewaldeten Anhöhen erhoben sich stattlich aus dem Wasser und boten, zusammen mit der hügelreichen Landschaft rings umher, einen überaus reizenden Anblick dem Auge dar." Der Weg führte bald „hart am Wasser hin, bald wieder zwischen kleinen Hügeln durch, zwischen denen eine dichte Bevölkerung von Ackerbau und Viehzucht treibendem Volke in den Thalgründen wohnte. Hier schlängeln sich einige unversiegliche Bäche, die am Fuß dieser Anhöhen entspringen, durch die Thäler dahin und erhalten alles Pflanzenleben in steter üppiger Frische und Fülle."

Endlich am 3. August, als die Reisenden eine Anhöhe erreichten, lag plötzlich „die weit ausgebreitete bläuliche Wasserfläche des Nyanza" vor ihren Augen da. „Es war frühe am Morgen. Die ferne Wasserlinie am nördlichen Horizont dehnte sich bei der klarsten Luft gerade von dem Nordpunkt des Kompasses bis zum Westpunkt aus: doch auch dieß gab mir noch keine richtige Vorstellung von der wahren Breite des Sees, indem ein ganzer Archipel von Inseln, jede bestehend aus einem einzigen, 300 bis 400 Fuß über das Wasser emporragenden Bergkegel, den Gesichtskreis zur Linken beschränkte, während zur Rechten das westliche Horn der Ukerewe-Insel jeden weiteren Blick nach dem nordöstlichen Theil der Wasserfläche unterbrach."

---

*) Nyanza ist dort die allgemeine Bezeichnung für See überhaupt. Anm. d. Red.

„Dieser Anblick voll friedlicher Anmuth und Schönheit war so hinnehmend, daß selbst wenn dieß Alles in einem wohlbekannten und vielbesuchten Lande gelegen wäre, jeder Reisende davon überrascht und festgehalten würde. Die Inseln, jede sanft zu einem runden Bergkegel ansteigend und zwischen den nackten zerrissenen, scharf abgeschnittenen Granitfelsen mit dichtem Waldesgrün bekleidet, schienen sich wohlgefällig in dem stillen glatten Wasser des Sees zu spiegeln, während da und dort ein kleiner schwarzer Punkt, das winzige Kanoe eines Fischers, drüber hin sich bewegte. Aus der sanft abfallenden Ebene, die gerade zu meinen Füßen lag, wirbelte da und dort blauer Rauch über die Bäume empor, unter deren Schatten hin und wieder Dörfer und Weiler versteckt lagen, deren braune Strohdächer anmuthig gegen das saftige Grün des reizenden Milchbusches abstachen; dieser aber breitete korallenartig seine Zweige in solcher Ueppigkeit um die Hütten aus und bildete um die Dörfer Alleen und Hecken in solcher Anmuth, daß die schönsten Gartenparthieen in England damit kaum zu vergleichen sind. Aber die Lust des bloßen Anschauens trat vor den gewaltigeren und tiefer gehenden Empfindungen zurück, die durch die Erwägung der kommerziellen und geographischen Wichtigkeit des vor mir liegenden Schauplatzes erweckt wurden. Es blieb mir kein Zweifel mehr übrig, daß der zu meinen Füßen liegende See die Geburtsstätte jenes bedeutungsvollen Flusses [Nil] sei, dessen Quelle das Ziel so vieler Entdeckungsreisen gewesen ist."

Capitän Speke zog noch ein Stück Wegs weiter gegen Norden (bis 226 engl. Meilen von Kaseh), wo er von einem Hügel aus (von ihm Observatoriumshügel genannt) mittelst des Kompasses alle Hauptlinien des Sees aufnehmen und bestimmen konnte. „Nach Westnordwest zu bildete der See den Horizont; auf meine Frage, wie weit entfernt dahinter das Land liege, versicherte man mich, daß jenseits der Ukerewe-Insel noch eine ebenso große Wasserfläche ost- und westwärts liege; die Breite sei wohl 80 bis 100 englische Meilen (30 bis 35 Stunden). Auf meine Frage nach der Länge des Sees schaute der Mann nach Norden und fieng mit dem Kopf nach dieser Richtung zu nicken an; zu gleicher Zeit bewegte er die rechte Hand fortwährend dahinwärts, schlug wiederholt Schnippchen mit seinen Fingern und suchte mir damit irgend etwas Unmeßbares anzudeuten. Dann fügte er hinzu, Niemand wisse, wie lang der See sei, aber er glaube, er reiche wohl bis ans Ende der Welt." —

Dieß also ist der große Binnensee des äquatorialen Afrika, von dem die Sagen der Eingeborenen und die Berichte der Missionare so viel geredet, worüber so Viele höhnisch den Kopf geschüttelt haben, und der nun doch als eine Realität sich heraus stellt. „Er ist, wie wir jetzt sehen, ein ungeheures Wasserbecken, in ebener Linie mit dem Niveau des Landes liegend,*) und zwischen dem Mondgebirge (auf seiner Westseite) und zwischen dem Schneeberg Kênia (auf seiner östlichen Flanke) sich ausdehnend. Er wird gespeist durch einen großen Fluß, der nach Dr. Krapf von Osten her (der Westseite des Kenia) in denselben sich ergießt, während von Westen her (dem Mondgebirge) zahlreiche Flüsse ihm ihre Gewässer zusenden."

Leider konnte die Reise nach dem Nord-Ende des Sees nicht fortgesetzt werden. Auf dem Rückweg nach Kaseh wurde das Land mit großer Aufmerksamkeit von Speke untersucht und beobachtet. Er spricht mit Bewunderung von seiner Fruchtbarkeit und seinen natürlichen Hülfsquellen. „Die Ebenen und Thalgründe sind reich bevölkert; Viehzucht und Ackerbau findet sich überall. . . . Die eingeborenen Stämme sind im Ganzen freundlich gegen Fremde gesinnt und wünschen, daß ihr Handelsverkehr mit ihnen sich ausdehne. Ihr socialer Zustand zeugt eher von conservativen, als radikalen Neigungen; ihre Regierungsform ist halb patriarchalisch, halb auf einer Art Lehenswesen ruhend. Südlich vom See findet sich viel Eisenerz; an Baumwolle ist Ueberfluß; jede tropische Pflanze könnte hier gedeihen. Reis gedeiht in üppigster Fülle. Vieh ist überall, und in jedem Haus finden sich Häute. Elfenbein ist auf der Ostseite reichlich vorhanden und wohlfeil; auf der Westseite erheben sich die hohen, kühlen und gesunden Karagwa-Hügel über den See, wo unabsehbare Heerden von Hornvieh weiden mit kolossalen Hörnern; dort findet sich Elfenbein, treffliches Zimmerholz und jedes Lebensbedürfniß in überreicher Fülle. Von dem Königreich Uganda, jenseits des Aequator, ward uns von allen Seiten Herrliches berichtet. Dort wimmelt das Land von Einwohnern, welche Kaffee pflanzen und alle Arten von Getreide, und große Heerden von Klein- und Großvieh halten. Nun, wenn dieser See wirklich die Quelle des Nil wäre, was mir fast zur Gewißheit geworden ist, was für eine Aussicht eröffnete sich hier für den eng-

*) „Das Niveau der Gegend zwischen Unyanyembe und dem See ist 3767 Fuß über dem Meer; das des Sees selbst 3750 Fuß."

lischen Kaufmann, und welch ein Feld für den Menschenfreund und den Christen!" —

Wiederholt ist in diesen Mittheilungen auf den Nil und seine Quellen hingedeutet worden. Wir verweilen noch einen Augenblick bei diesem interessanten Thema. Der Nil war schon in der urältesten Zeit das Räthsel der Geographen. Der kleinasiatische Grieche Herodot schon (geb. 484 vor Christo) gab sich viele Mühe, aus dem Munde der Reisenden Kunde zu erhalten, wo doch dessen Quellgebiet liegen möchte; aber Alles, was er vernahm, faßt er in der Erklärung zusammen, dieser herrliche Strom entspringe „am Fuße der Berggipfel Krophi und Mophi, zwischen Elephantine und Syrene." Gar seltsam sind die Muthmaßungen des römischen Naturforschers, C. Plinius Secundus des Aelteren, der den Nil im Osten und den Niger im Westen als einen und denselben Fluß nimmt und ihn „im nordwestlichen Theile der großen Wüste [Sahara], nicht weit vom Ocean" entspringen läßt. „Dort sammelt er sich zuerst im See Nilis. Er fließt dann durch öde, glühend heiße Strecken... Gleich aber als verschmähe er es, durch so traurige Einöden zu fließen, verbirgt er sich, kurz nachdem er den See verlassen, unter dem Sande und bricht erst einige Tagereisen weiter in einem zweiten, aber größeren See hervor, gleichsam um nach den hier wohnenden Menschen sich umzuschauen; er verschwindet wieder, fließt wieder zwanzig Tagereisen weit unter der Wüste hindurch, und kommt dann an der Südgränze derselben bei Aethiopien aufs Neue zum Vorschein. Hier heißt seine Quelle Nigris. Jetzt bildet er die Gränze zwischen Afrika und Aethiopien.. Dieser Theil des Flusses heißt Astapus, Fluß der Dunkelheit, und bildet große Inseln;... dann theilt er sich in mehrere Arme, welche sich erst oberhalb Egyptens zu dem einen bekannten Nilstrom wieder vereinigen." So muthmaßte Plinius. Erst der große Astronom und Geograph Claudius Ptolomäus (um 150 nach Christo), ein Egypter von Geburt, ahnt etwas von dem richtigen Sachverhalt. Er sagt, der Nil entspringe am Fuße des Mondgebirges unter dem Aequator aus mehreren Quellen, welche zwei Seen bilden, aus deren jedem ein Fluß hervorgeht, der Astabus und Astaboras. Beide sollen sich, nachdem sie die Insel Meroë gebildet und umflossen, unter dem Namen Nil vereinigen.

Man ist seit Ptolemäus bis in die neuere Zeit kaum viel weiter in der Kenntniß der Nilquellen gekommen. Mehemed Ali, Vicekönig

von Egypten, ließ noch als 80jähriger Greis eine Expedition den weißen Nil hinaufgehen, um das Geheimniß seiner Quellen zu lösen; allein sie blieb resultatlos, weil es den Reisenden an den nothwendigen Kenntnissen fehlte. Eine zweite Expedition folgte 1840 und 1841 unter den französischen Ingenieuren D'Arnaud und Sabatier, an die sich Dr. Werne, ein deutscher Arzt, anschloß. Aber auch diese Unternehmung trug keine irgend bedeutenden Früchte für die Wissenschaft.

Handelsinteressen führten vor etwa 15 Jahren einen Savoyarden, Namens Brun-Rollet, den weißen Nil hinauf bis tief ins Herz des Kontinents, und was er in seinem Buch, das er später herausgab, über die anwohnenden Stämme berichtet, ist nicht ohne Interesse und Werth. Wichtiger aber ist, was durch römisch-katholische Missionare geschah. Ein östreichischer Mönch, der Pater Ignatius Knoblecher, hatte die Leitung einer centralafrikanischen Mission vom Pabst Pius IX erhalten. Er kam im Januar 1850 in Balenia an, dem äußersten Punkte, bis zu welchem bis dahin die verschiedenen Expeditionen vorgedrungen waren, und gründete hier eine Missionsstation, von wo die Arbeit sich auf das umliegende Land ausbreiten sollte. Allein theils sind seine Beobachtungen und Aufzeichnungen, die gewiß nicht ohne Werth sind, nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen, theils ist er selbst, wie so viele Andere vor und nach ihm, dem Klima und den Anstrengungen zum Opfer gefallen. Die Mission selbst jedoch besteht noch, wenn wir nicht irren, bis auf diesen Tag. Was aber die Erforschung der Nilquellen betrifft, so war Knoblecher bis zu 4½ Grad nördlicher Breite, Capitän Speke aber von Süden herauf bis nahezu zum 2. Grad südl. Breite gelangt. Knoblecher und die übrigen Reisenden, die von Egypten her kamen, vernahmen von den dortigen Eingeborenen, daß die Quellen des Nils etliche Tagereisen südwärts bei einem großen See liegen; dem Capitän Speke aber ward gesagt, daß im Norden des Ukerewe-See der große Strom „Kiwira" seinen Lauf beginne. Man sieht, die Spur ist gefunden, und nur wenig bleibt noch zu untersuchen übrig; doch ist dieß Wenige eben der Schlußstein des Brückenjochs, der zu suchen ist, und der erst allem bisher Gethanen die Vollendung geben muß.

Noch haben wir der Reise von J. Petherick, dem brittischen Consul in Khartum, zu erwähnen. Er verließ die genannte Stadt auf Booten im Dez. 1857, passirte am 30. Eleis, die letzte ägyptische Niederlassung am weißen Nil, und reiste dann zwei Tage lang durch

ein unbewohntes und unfruchtbares Land, bis er am Ostufer des Flusses die Schilluk, einen Stamm, der mit Fischfang und Handel sich ernährt, erreichte, während gegenüber am westlichen Ufer die Dinker, ein Nomadenstamm, wohnte. Beide Stämme leben in tödtlicher Feindschaft mit einander. Weiter kamen die Reisenden an die Insel Daënab, von wo sie die Fahrt durch ein flaches, waldreiches und dichtbevölkertes Land führte, bis sie an der Mündung des Flusses Sobat ankamen, der da, wo er sich in den weißen Nil ergießt, gegen 100 Ellen breit ist, und dessen Quellen im Galla- und Berri- [Bari?] Land liegen sollen. Der Giraffenfluß, kaum halb so groß als der Sobat und von Südosten kommend, wurde dann passirt. Von da hatten sie rein westwärts (mit leiser Neigung nach Norden) zu steuern und kamen in ein großes Wasserbecken, in welches der weiße Nil von Süden her sich ergießt. Dieser See ist eine Ansammlung der Gewässer zahlloser Bäche und Flüsse, fast ganz überwachsen von starkem Schilf und dermaßen von Flußpferden wimmelnd, daß ein Durchkommen durch dieselben unmöglich schien. Gleichwohl setzten sie die Fahrt fort, und gelangten zu der Insel Kyt, von wo sie, die Boote verlassend, zu Land weiter ins Innere vordrangen. Der Weg führte sie durch das Gebiet des Dschour-Stammes. Bis dahin waren die Eingeborenen, mit denen sie zusammentrafen, Hirtenvölker; nun aber betraten sie ein Gebiet, wo die Tsetse-Fliege in Menge vorhanden ist, und wo folglich kein Vieh fortkommen kann. Deßhalb ist der Dschourstamm, wie alle südlicher wohnenden Stämme, dem Ackerbau ergeben. Nach einem Landmarsch von 25 Tagen, den er unter unzähligen Hindernissen und Gefahren in gerader Richtung nach Süden vollbrachte, glaubte Petherick den Aequator erreicht zu haben. Im Allgemeinen fand er das Land, durch das er reiste, ausnehmend fruchtbar. In etlichen Gegenden wird Mais oder Hirse, und treffliche Baumwolle gebaut; auch Eisenerz findet sich in Menge und wird von dem Dschourstamme verarbeitet. —

Wir schließen mit den Worten, welche Capitän Speke bei einer Sitzung der Königl. Geogr. Gesellschaft zu London im Okt. 1859 sprach.*) „Schließlich," sagte er, „muß ich die Aufmerksamkeit der geehrten Versammlung auf die Thatsache lenken, daß die Missio-

*) Er hat seitdem eine neue Expedition unternommen, um die noch übrigen Räthsel in jenen Gebieten Central-Afrika's vollends zu lösen.

nare, die seit vielen Jahren in Zanſibar wohnen und wirken, die erſten und bedeutendſten Beförderer dieſer wichtigen Entdeckungen ſind. Sie haben ſeit einer Reihe von Jahren mit lauterer Herzenseinfalt ihr Möglichſtes gethan, um dieſes Negergebiet zu chriſtianiſiren und jenen umnachteten Geſchöpfen zu einem civiliſirten und glücklichen Daſein zu verhelfen. Während ihres Aufenthalts unter den Schwarzen vernahmen ſie von Arabern und andern Händlern viele von den Thatſachen, die ich vorhin erwähnt habe, aber freilich in ſehr verworrener Weiſe, wie man das aus dem Munde uncivilisirter Barbaren nicht anders erwarten kann. Bei den Mittheilungen der Araber fiel ihnen vor Allem die ſtete Hinweiſung auf einen großen See oder ein 'Binnenmeer' auf, das von ihren Karawanen beſucht zu werden pflege. Es war ſonderbar, daß die Miſſionare an jedem Punkt der Küſte, an den ſie ſich begeben mochten, jedesmal auf die Frage, wohin die Handelskarawanen ziehen, die Antwort erhielten, die Reiſe gehe nach dem Binnenmeer, deſſen Ausdehnung ſo groß ſei, daß Niemand ſeine Länge und Breite anzugeben vermöge. Die verſchiedenen Richtungen, welche die Karawanenzüge dabei nahmen — ſtracks nach Nordweſten, Weſten oder Südweſten — ſchienen auf Ein zuſammenhängendes mächtiges Waſſerbecken hinzudeuten, das vom Aequator an ſich bis herab zum 14. Grad ſüdl. Breite, und 200 bis 300 engliſche Meilen in die Breite ſich ausdehne. Alle dieſe gemeinſamen Ausſagen der Berichterſtatter, daß das Waſſer in Einer zuſammenhängenden Linie bis zum 14. Grad ſich ausdehne, wobei Niemand zu ſagen wußte, ob dieſe Waſſermaſſe durch dazwiſchenliegendes Land getheilt ſei, — dieſe übereinſtimmenden Ausſagen führten die Miſſionare ganz naturgemäß, und ich füge hinzu, glücklicher Weiſe, zu dem Gedanken, auf der von ihnen entworfenen Karte jenes Monſtrum eines Binnenſees einzuzeichnen, das in den Jahren 1855—56 ſo viel Aufſehen in der geographiſchen Welt gemacht, und das die Veranlaſſung zu unſrer [Burton's und Speke's] Ausſendung nach dieſen Gegenden gegeben hat. Dieſer kleine, aber glückliche Irrthum wird — ſo hoffe ich — das Senfkorn ſein, aus dem eine große und herrliche Frucht erwachſen ſoll; und Niemand iſt davon mehr überzeugt, als einer der bedeutendſten Beförderer dieſer Erforſchungen, — mein Freund, Miſſionar Rebmann. Oft hat er ſich gegen mich dahin geäußert, daß nach ſeiner feſten Ueberzeugung das Reſultat dieſer Nachforſchungen eine bedeutungsvolle Entfaltung der kommerziellen Hülfsquellen des Landes,

eine Erweiterung unsrer geographischen Kenntnisse, vor Allem aber eine stets wachsende Verbreitung der christlichen Bildung sein werde. . . . Für die Mission möchte ich besonders den Karagwah-Distrikt empfehlen. Dort wird man ein schönes gesundes Land finden, eine Auswahl von hoch und niedrig gelegenem Boden, der jedes Lebensbedürfniß darzureichen vermag; zugleich ist dieß Land möglichst weit von der Küste entfernt, so daß man von der muhamedanischen Küstenbevölkerung nichts zu befürchten hat. Das Volk auf jenem hochgelegenen Plateau wird eben deßhalb auch viel eher sich zu Fleiß und gewerblicher Regsamkeit anleiten lassen, als dieß bei den Stämmen in den heißeren Ebenen der Fall ist."

So sprach Capitän Speke. Nach menschlichem Dafürhalten ist freilich eine Missions-Niederlassung im Innern des Kontinents unausführbar, ohne eine oder etliche Missionsposten an der Küste, durch welche die Verbindung mit jener unterhalten werden könnte. Beides aber ist ja dem Herrn möglich, und wir trauen es Ihm zu, daß Er es bald dazu bringen werde. Mittlerweile hat die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft den wichtigen Arbeitsposten in Mombas oder Kisiludini, wo bisher Missionar Rebmann mit geduldiger Ausdauer fortwirkte, neu zu verstärken beschlossen. Andererseits hat eine englisch-wesleyanische Missionsgesellschaft neuerdings den Plan aufgenommen, an derselben Küste Ostafrika's eine Mission zu beginnen. Missionar Dr. Krapf schreibt uns darüber unter dem 23. Nov. 1860 aus Würtemberg: „Die Wesleyaner wollen die Station Kauma an der Gränze des Galla-Landes in Angriff nehmen. Dazu wollen sie zwei Brüder von der Crischona verlangen und zwei aus ihrer eigenen Mitte auswählen. Ich soll mit diesen vier Brüdern nach Ostafrika gehen und so lange bleiben, bis sie Posto gefaßt haben. Die Reise soll im Frühjahr 1861 angetreten werden. Nach zwei Jahren würde ich dann meine Rückreise über Barawa, Kaffa, Kambat ꝛc. [durch das Innere von Afrika und über Abessinien] antreten. Am weißen Nil ist es noch zu schwierig [eine Mission zu beginnen], da man dort nur mit bewaffneten Booten beikommen kann, wie mir Herr Petherick, der englische Consul in Karthum, sagte, den ich kürzlich in London besuchte, und der nach Khartum zurückkehrt, um dann auf dem weißen Nil so weit als möglich südwärts zu gehen und dann mit Capitän Speke zusammenzutreffen, der von Süden heraufkommen wird. Er (Speke) ist nun in Zanzibar eingetroffen. Herr von Heuglin wird

bald abreisen, um nach Wara, und dann nach dem Gabun vorzudringen."

Wohlauf denn, machet Bahn, machet Bahn dem, der durch die Wüsten einherfährt; Herr ist sein Name, — und jauchzet vor Ihm!

Missionsliteratur.

Kleine Missionsbibliothek, oder Land und Leute, Arbeiter und Arbeiten, Kämpfe und Siege auf dem Gebiete der evangelischen Heidenmission, von Dr. G. E. Burkhardt, Archidiak. in Delitzsch. Dritter Band: Asien. I. Vorder-Indien. Bielefeld, 1860. Sodann II. Ceylon und Hinter-Indien; und III. China und Japan. Bielefeld, 1861.

Wenn wir die beiden ersten Bände dieses Werkes über die Missionen in Amerika und Afrika mit herzlicher Freude begrüßten, so geschieht dieß in noch höherem Grade bei der ersten reichhaltigen Lieferung des dritten Bandes, der die Missionen in Ostindien behandelt. Das Geschick des theuern Verfassers, mit dem er die schwierigsten und massenhaftesten Stoffe zu bewältigen, sie weislich zu ordnen und klar und anschaulich darzulegen versteht; sein Fleiß, mit dem er die Quellen erforscht und von allen Richtungen her emsig gesammelt hat; die Treue und Gewissenhaftigkeit, mit der er überall zu Werke geht, und das gesunde nüchterne Urtheil, mit dem er das Unwesentliche vom Wesentlichen ausscheidet, jedem Stoff seine richtige Stelle anweist und den Werth der einzelnen Dinge beleuchtet, — das Alles giebt diesem Theil des gesammten Werkes einen, wie uns scheint, besonders hohen und bleibenden Werth. Es bietet diese Lieferung eine Monographie der ostindischen Mission, wie sie bis jetzt noch nirgends existirt, und die zugleich alle Bedürfnisse in höchst dankenswerther Vollständigkeit, Klarheit und Durchsichtigkeit befriedigt. Es ist wirklich eine „kleine Bibliothek" über die gesammte Mission Vorder-Indiens. Freilich bleibt auch hier noch Vieles zu ergänzen, zu sichten und zu bessern übrig. Manches Urtheil wird sich für Andere anders gestalten. Vor Allem ist in der Schreibart der indischen Namen mehr Gleichmäßigkeit und Consequenz zu wünschen. Bei dem Allem aber bleibt die Schrift von großem Werth für die Freunde der Mission.

Der erste Theil behandelt „Land und Leute". Da wird uns ein lebendiges und anschauliches Bild vom „Land und seinen Bewohnern" gezeichnet, das weder ein wesentliches Stück dessen, was hieher gehört, vergißt oder vernachläßigt, noch auch in unnöthige Breite und Ausführlichkeit sich verliert. In dem Abschnitt über „Religion und Götzendienst" wird Schritt für Schritt in das unendliche Wirrsal der indischen Religionssysteme Licht gebracht, und vermittelst der Unterscheidung in vorbrahmanischen oder Teufelsdienst, in Brahmanenthum, in Halb-Brahmanenthum und Anti- oder Unbrahmanenthum dem Leser ein Leitfaden in die Hand

gegeben, mittelst dessen er ohne Verwirrung klare Blicke in das Wesen der Hindu-Religionen gewinnt. Ueber die religiösen Cultusformen wird gleichfalls mit gründlicher Sachkenntniß klare Kunde gegeben. In dem Kapitel über „sociale und sittliche Zustände“ wird vor Allem das Kastenwesen besprochen, sodann ein Bild des häuslichen, geselligen und bürgerlichen Lebens entworfen, und endlich die sittliche Seite des Volkscharakters gezeichnet, — Alles mit nüchternem Urtheil, das auf gründlichem Studium ruht. Zuletzt giebt uns der Verfasser eine kurze, aber für den Zweck genügende Uebersicht der Geschichte Indiens und seiner geographischen Verhältnisse.

Nach dieser grundlegenden Arbeit geht das Buch an die eigentliche Geschichte der ostindischen Mission und schildert dieselbe ihrer Zeitfolge nach in acht Paragraphen. Der erste geht von den ältesten Zeiten aus, wobei die Thomaschristen ihre Stelle finden, und führt die Geschichte fort bis zu den großen Erfolgen der römisch-katholischen Mission. Der zweite umfaßt die Arbeiten der dänisch-hallischen Mission im 18. Jahrhundert (Ziegenbalg, Fabricius, Schwarz ꝛc.). Im dritten werden die Missionsarbeiten der Kaplane der Ostindischen Compagnie (Henry Martyn, Buchanan ꝛc.) und der Baptisten (Carey, Ward ꝛc.) geschildert bis zum Jahr 1813, dem bedeutungsvollen Wendepunkt in der indischen Mission. In den zwei folgenden Abschnitten werden die Arbeiten der englischen Missionen (bis zum J. 1833) und dann auch der nicht-englischen Gesellschaften bis zum Jahr 1857 fortgeführt. Der siebente Paragraph schildert den indischen Militäraufstand (1857) und seine Wirkungen auf die Mission. Als Anhang wird in § 8 noch der Versuch der Brüdergemeinde, in Tübet eine Mission zu gründen, näher geschildert.

Mit ähnlichem Takt und Geschick entwirft der Verfasser in der eben erschienenen II. Lieferung des 3. Bandes ein Bild von den Ländern des Buddhismus (Ceylon und Hinter-Indien), und endlich, in der III. Lieferung, von der Heimath des Confuzius (China) und von dem neu eröffneten Inselreich von Japan. Auch hier wird man jedesmal zuerst mit Land und Leuten, insbesondere mit den religiösen Anschauungen des Volkes, und alsdann in geordneter, wohlgesichteter Anordnung mit der Geschichte der Missionen bekannt gemacht. Freilich liegen hier fast überall (Birma und die Karenen ausgenommen) mehr nur die Anfänge der Missionsarbeit vor; aber um so dankenswerther ist diese Arbeit, weil sie den Leser in den Stand setzt, nicht nur etwa seine Neugierde über interessante Länder und Völker zu befriedigen, sondern vor Allem die Schwierigkeiten kennen zu lernen, die ihrer Evangelisation im Wege stehen.

Einen schmerzlich empfundenen Mangel in diesem schönen Werke können wir nicht unerwähnt lassen. Es ist das Fehlen eines Registers, das dem Nachschlagen und Suchen nach einzelnen Stoffen zu Hülfe käme. Könnte nicht am Schluß des ganzen Werkes ein solches Register (in gründlicher Anordnung und Ausführlichkeit) beigegeben werden?

Todtenfeier der Toda's auf den Nilagiri. (Vergl. S. 85.)

Die Nilagiri
und die Basler Mission.

(I. Das Land und die Volksstämme.)

---

1. Die Berginsel.

Die evangelische Missionsgesellschaft von Basel hat im Jahr 1834 ihre Arbeiten in Ostindien begonnen. Sie ist zu diesem Schritt durch besondere providentielle Fügungen veranlaßt worden. Ihr erstes Arbeitsfeld war ihr einst in den kaukasischen Ländern des asiatischen Rußland angewiesen. Eine Reihe wichtiger Missionsplätze wurde dort Schritt für Schritt besetzt, und die ausgestreute Saat fieng eben an, herrliche Früchte zu tragen. Unter den Armeniern insbesondere (in Schuscha und Schämachi) begann schon ein neues hoffnungsreiches Leben des Geistes sich zu regen. Noch heute, nachdem die Basler Missionare seit mehr als 25 Jahren jene gesegneten Stätten ihrer ersten Arbeit verlassen haben, dauern die mächtigen Wirkungen des von ihnen gepredigten Wortes ununterbrochen fort. Aber die Eifersucht der russischen Geistlichkeit und der strenge unerbittliche Wille des Kaisers Nikolaus I setzte dem vielversprechenden Werke plötzlich ein Ziel. Alle unsere Missionare verließen das Reich, weil sie für die Evangelisation der heidnischen und armenischen Bevölkerung nichts mehr thun konnten und durften. Dieß geschah im Jahr 1833.

In demselben Zeitpunkt wurde die Ostindische Compagnie, welche damals noch das Scepter über die Millionen Hindustans schwang, durch die öffentliche Meinung Englands und dann auch durch den

Spruch des Parlaments genöthigt, auswärtige (nicht-englische) Missionare in ihren ostindischen Territorien zuzulassen. Bis zum J. 1813 duldete sie überhaupt keine Mission auf ihrem Gebiet. Von da an mußte sie, gezwungen durch den Entscheid der obersten Reichsbehörde, wenigstens geborene Britten oder solche Ausländer, für welche irgend ein angesehener Engländer persönlich Caution leistete, als Missionare zulassen. Zwanzig Jahre später (im J. 1833), als der Freibrief der Compagnie wieder erneuert wurde, fiel auch diese Schranke. Von nun an war den Friedensboten aus allen Nationen der Weg nach Indien geöffnet. Dieses Aufthun der Thüren dort fiel aber für die Basler Missionsgesellschaft in Einen Zeitraum zusammen mit dem gewaltsamen Verschließen der Pforten im asiatischen Rußland. Es war, als tönte der Ruf dessen, der nach Seinem Wohlgefallen aufthut und zuschließt, in den Kreis der Kommittee herein: „So sie euch aber in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere." Man verstand den Ruf und folgte ihm. Denn zu gleicher Zeit hatte der Herr auch so reichliche Mittel in die Hände dieser Gesellschaft gelegt, daß sie auch darin ein Unterpfand des göttlichen Willens erkannte, der gerade diesen Weg sie gehen hieß.

Ganz Indien, in einer Ausdehnung, welche halb Europa gleich kam, lag offen vor der Kommittee. Wohin sollte sie sich wenden? Es war begreiflich, daß ihr Auge zuerst und hauptsächlich auf diejenigen Gebiete des ungeheuern Reiches fiel, in denen schon seit mehr als einem Jahrhundert deutsche Missionare (ein Ziegenbalg, ein Fabricius, ein Schwarz) gearbeitet hatten, — auf das Land der Tamulen in Süd-Indien. Diese Wahl schien um so natürlicher, als die dortige (dänisch-hallische) Mission seit geraumer Zeit in Folge der geistlichen Erschlaffung der deutschen Christenheit fast am Erlöschen war. Die zahlreichen eingeborenen Christengemeinden im Tamulen-Lande, einst so blühend und reichgesegnet, waren tief heruntergekommen, weil es an geistlichen Hirten fehlte, und weil die wenigen Missionare, die noch da waren, zum Theil selbst am Rationalismus und an geistlicher Verkommenheit krankten. Dorthin also schien der Finger Gottes die Basler Kommittee weisen zu wollen. Allein bereits hatten englische Gesellschaften (die kirchliche MG., die Gesellschaft zur Fortpflanzung des Christenthums unter den Heiden und die Londoner MG.) den Boden besetzt und sich in das Erbe getheilt. Von Anfang aber glaubte die Basler MG. jenem Grundsatz des Apostels

Paulus folgen zu sollen, der nicht auf ein Arbeitsgebiet sich eindrängen wollte, das schon von Andern besetzt war. Auch war ja Indien noch groß genug, und der Gebiete, die noch von keiner Gesellschaft, von keinem Missionar betreten waren, gab es ja noch immer nur allzuviele. Ein freundlicher Fingerzeig eben derjenigen brittischen Missionsgesellschaften, welche das einstige deutsche Arbeitsgebiet in Süd-Indien sich nun erwählt hatten, wies uns auf die Westküste der Halbinsel, auf Karnātaca und das Malabar- (oder Malealam-) Land. Hier war auf Hunderte von Stunden noch kein Missionar erschienen. Hier war ein von heidnischen Einwohnern wimmelndes Land; hier waren bedeutende Städte an der Küste, volkreiche Distrikte landeinwärts. Englischer Schutz, englisches Gesetz und englische wohlmeinende Beamte fanden sich hier und luden uns zum Kommen ein. So betraten am 31. Okt. 1834 die drei ersten Basler Missionare die Stadt Mangalur, den Mittelpunkt des lebhaften Handels an jener Küste, den Sammelplatz der kanaresischen und Tulu-Bevölkerung, den Ort, von dem aus leichte Verkehrswege nordwärts an der reichbevölkerten Küste hinauf bis an die Gränzen des Mahratta-Gebiets, ostwärts bis an die Ghatgebirge und südwärts in die Volksgebiete von Malabar führten. Ein brittischer Steuerbeamter in Mangalur, dem die Mission Herzensanliegen war, nahm die Brüder gastlich in sein Haus auf, unterstützte sie kräftig mit weisem Rath und freundlicher That, und half ihnen mit erfahrener Weisheit die ersten richtigen Spuren in dem Labyrinth der neuen fremdartigen Verhältnisse aufsuchen und finden.

Die Entwicklung unsrer indischen Mission, die sich seitdem über fünf Gebiete ausgebreitet hat, — über das Tulu-Land (oder Süd-Kānara), das kanaresische Oberland (oder Süd-Mahratta), Malabar, die Nilagiri (oder blauen Berge) und über das Kurg-Land (im Osten von Mangalur) — diese Entwicklung zeigt überall dieselben Spuren der speziell eingreifenden, Alles ordnenden und leitenden Hand Gottes, wie sie schon in der ersten Wahl und Gründung dieser unsrer Mission sichtbar sind. Eine künftige Geschichtsdarstellung derselben wird dieß Schritt für Schritt darzulegen im Stande sein. Indem wir aber heute ein einzelnes Stück daraus, unsere Mission auf den Nilagiri, zu schildern uns anschicken, wird sich uns diese glaubenstärkende Ueberzeugung in besonders lebendiger Weise bestätigen. In dem vorliegenden Hefte ist es zunächst unsre Aufgabe, dieses insula-

risch aus der Ebene emporsteigende Gebirgsland und seine interessanten Volksstämme näher kennen zu lernen.*)

Die vorderindische Halbinsel erstreckt sich bis auf den 6. Grad nördlicher Breite in den indischen Ocean hinab. An den beiden Meeresküsten (im Osten und Westen) läuft als ihr steter Begleiter ein mächtiger Höhenzug hinab, unter dem Namen der Ghats. Da, wo beide Ghat-Ketten im Süden der Halbinsel nahezu zusammentreffen, werden sie durch einen Gebirgsknoten mit einander verbunden, der doch wieder inselartig von beiden getrennt ist. Es sind dieß die Nilagiri oder blauen Berge (von Nila = blau, giri = Berg), so genannt von dem blauen Dufte, in welchem sie von dem Tieflande her dem Auge sich darstellen. Denn schon aus weiter Ferne sichtbar erhebt sich dieses prachtvolle Hochgebirg majestätisch über die weiten anliegenden Ebenen im Süden, Westen und Osten, und bietet schon dem Seefahrer, der sich der Küste bei Kannanur oder Kalikut nähert, den erquickenden Anblick einer herrlichen Alpenregion dar. Es hat so ziemlich die Gestalt eines Dreiecks, dessen nördliche Seite sich fast in gerader Linie von Westen nach Osten zieht. Hier ist es durch

---

*) Quellen: Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte der Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie ꝛc. von Carl Ritter. Fünfter Theil, zweites Buch, Asien. Band IV, erste Abtheilung. S. 951 ff. „Es ist dieß," wie Ritter selbst sagt, „ein Versuch, über diese bisher in den Geographieen völlig unbekannt gebliebene Landschaft [die Nilagiri] zum ersten Mal eine nach allen vorhandenen Beobachtungen vollständige Monographie zu liefern." — Die überaus geistvolle Auffassung und Darstellung, welche Ritter hier giebt, mußte natürlich in manchen Beziehungen unvollständig bleiben, weil es damals noch an genügendem Material fehlte. Um so willkommener ist ein kleines unscheinbares Büchlein, das einer unsrer Basler Missionare vor Kurzem veröffentlicht hat unter dem Titel: „Die Volksstämme der Nilagiri, ihr sociales Leben und ihre religiösen Gebräuche. Mit einer Karte der Nilagiri, von J. F. Metz, evangelischer Missionar in Käty auf den Nilagiri. Basel, Verlag des Missionshauses. 1858." — Langer persönlicher Verkehr mit den Volksstämmen dieser Bergінsel haben Metz in den Stand gesetzt, viele überschwängliche Anschauungen Ritter's von der „patriarchalischen Redlichkeit, Offenheit, Geradheit und Würde" der Nilagiri-Stämme auf ihr richtiges Maaß zurückzuführen. — Als weitere Quelle steht uns eine reiche Fülle handschriftlicher Berichte unsrer Missionare zu Gebot. Für die geographischen Verhältnisse der Nilagiri verweisen wir auf den Missionsatlas der Evang. Missionsgesellschaft in Basel, und auf das Specialkärtchen in dem angeführten Büchlein von Missionar Metz.

den nach Osten strömenden Mōjaru-Fluß, in dessen Thalsohle das Gebirge jäh abfällt, von dem Meisur-Hochland (im Norden) getrennt, und bildet für dasselbe einen über 8000 Fuß hohen Vorwall, der den Zugang zu dem Reiche von Meisur hütet. Mehr gegen Westen (auf der gleichen Nordgränze) schließen sich die Nilagiri fast unmittelbar an die letzten Ausläufer der Westghats an, an das sogenannte Wajanādu (Wynād),*) und sind für dieses, obwohl von ihm durch das Tiefthal des oberen Mōjaru und des nach Westen strömenden Beipur-Flusses getrennt, gleichfalls eine majestätische Vorburg.

Die Westseite des Nilagiri-Dreiecks, die mit der Nordseite beinahe einen rechten Winkel bildet, stürzt jäh und großartig in das heiße Tiefland von Malabar ab, das es mit Flüssen, Bächen und Bergwassern reichlich befruchtet.

Die dritte Seite des Dreiecks endlich zieht sich in der Richtung von Südwest nach Nordost, begleitet von dem gleichlaufenden Bhāwani-Strom, der den Fuß des Hochgebirgs bespült, und bildet an ihren beiden Endpunkten spitze Winkel. In dem südwestlichen Winkel erheben sich massenhaft und majestätisch die Konda-Gebirgsstöcke, die wie Riesen ins Tiefland hinabschauen, wenn auch oft mit ihren Häuptern in einen Kranz von Wolken verhüllt. In gleicher Weise läuft die Berginsel im nordöstlichen Winkel, der durch den Zusammenfluß des Bhāwani mit dem Mōjaru gebildet wird, in mächtige Gebirgskuppen und massenhafte Aufthürmungen aus, deren Abfälle nach Südosten und Nordosten kühn, gewaltig und erhaben sind.

Gegen drei Seiten also, gegen Westen, Süden und Osten, liegt den Nilagiri offenes, weites Tiefland vor, in einer Ausdehnung von 20 bis 30 geographischen Meilen bis zum Meeresgestade: im Westen das Tiefland von Malabar mit den Küsten-Städten Kannanur und Kalikut, gegen Süden die Palmen-Ebenen von Koimbatur, Palghat und weiter hinab bis zum Cap Komorin, und im Osten die Koromandel-Ebene mit der Hauptstadt Madras; gegen Norden aber liegt, zwischen den auseinander gehenden Ost- und Westghats und gleichsam von ihnen umklammert, das hohe Tafelland von Meisur, 3000 Fuß über der Meeresfläche, mit den Städten Seringapatām und Meisur.

*) Das ganze Wajanadu ist eine auf- und niedersteigende Hügelkette; auf den Gipfeln der einzelnen kleinen Hügel dieses Hochlandes liegen die Wohnungen von Europäern und Eingeborenen, während ringsum an den Abhängen üppige Kaffeepflanzungen gedeihen.

Der Fuß dieser Nilagiri-Berginsel und die ersten Vorhöhen werden auf allen Seiten von gigantischen Wäldern von Teak, Mango's, Ebenholz, Schwarzholz, Tamarinden und anderem Dickicht, sowie von Morastland und vieler Sumpfwildniß umzogen. Dieß ist die Region der Fieber und der Aufenthaltsort der Elephantenheerden, der Tiger und Leoparden. Denn die zahlreichen Bergwasser, die vom Gebirg herabkommen, werden hier gestaut und erzeugen zusammen mit der tropischen Hitze des Tieflandes auf dem so entstandenen Sumpfboden eine so üppige Vegetation und zugleich eine so sehr verderbenbringende Fieberzone, daß dieser Sumpfwald und Hügelsaum, abgesehen von der stets drohenden Nähe der Elephanten und Tiger, nicht ohne Gefahr durchzogen werden kann, wenn es nicht so eilig als möglich, und ohne ein Nachtlager oder auch nur einen längeren Rastort innerhalb desselben sich zu gestatten, geschieht. Dieser verderbliche Kranz der Fieberzone ist es, der bis in die neuere Zeit herein die Nilagiri, gleich einer unnahbaren Insel, mehr isolirt und vom Zugang der Europäer abgeschnitten hat, als es bei einer wirklichen Insel der Fall gewesen sein würde, und wäre sie auch mitten im sturmreichsten Ocean gelegen. Erst neuerdings ist diese waldumzingelte Alpenburg durch kühne Eingangspässe und treffliche Kunststraßen erreichbar geworden. Ist man aber erst einmal über jene Sumpfwald- und Hügelregion glücklich hindurchgedrungen, so weht uns bald erquickende Bergluft und höher hinauf wahrhaft stärkende Alpenluft an, bis man auf dem eigentlichen Hochplateau angekommen ist, wo die erhabene Gebirgsnatur all ihren wunderbaren Reiz vor uns ausbreitet.

In der äußersten Nordwest-Ecke erhebt sich zunächst der eigentlich sogenannte Nilagiri, von welchem das ganze dahinter liegende Massengebirge den Namen erhielt, und gerade südlich davon der Mukutti-Pik, etwa 7900 Pariser Fuß hoch, an den sich dann weiter in der Richtung nach Süden der Berg der Avalanchen (d. h. Bergrutsch, sogenannt von einem vor Zeiten hier stattgehabten und in seinen Spuren noch deutlich erkennbaren Bergsturz) anschließt. Endlich wird diese nach Westen gekehrte Wand des Gebirgs an ihrem Süd-Ende abgeschlossen durch die Konda-Berge, von den Eingeborenen „Regengebirg" genannt, weil sie den Wolkendamm bilden gegen die von Südwest heraufstürmenden und hier anprallenden Regenmassen des Sommer-Monsun.

Von diesen Konda-Bergen zieht sich nun der dominirende Hauptzug des Gebirgs quer durch die Mitte der ganzen Nilagiri-Gruppe, in der Richtung von Südwest nach Nordost. Es ist die Centralkette, welche zugleich auch die Wasserscheidelinie des Gebirgs bildet, indem dadurch die Gewässer theils südlich hinab nach dem Bhawanifluß, theils nordwärts nach dem Mojaru vertheilt werden. Diese Centralkette des Nilagiri-Plateau's, welcher noch mehrere untergeordnete Ketten parallel streichen, und innerhalb welcher mehrere ausgezeichnete Piks zwischen Engschluchten sich einsetzen, ist ganz gesondert von den Riesengipfeln der obengenannten Randketten. Die erhabensten Piks sind der Dodabetta (6751 Par. Fuß über dem Meer), der Kotagiri (5785'), der Rangaswami im äußersten Osten und andere Berggipfel.

Am nördlichen Abhang des Dodabetta und somit auch der ganzen Centralkette liegt, recht in der Mitte des ganzen Gebirgsplateau's, die Hauptniederlassung der Europäer, Ottakamand. „Es ist," sagt Ritter, „der besuchteste und bekannteste Theil des Nilagiri-Hochlands. Dieses ist im Allgemeinen mit den lieblichsten Reizen einer milden kühlen indischen Alpenlandschaft auf einer mittleren Höhe von 6000 bis 7000 Fuß geschmückt, über welcher nur noch mäßige, höchstens 2000 Fuß höhere, leicht zu erreichende, meist sanft gewölbte Gipfelhöhen mit wenigen einzelnen hervorragenden Spitzen sich erheben. Diese Höhen sind überall reich bewässert und an ihren Gehängen mit Waldgruppen umsäumt; an ihrem Fuß lagern sich die weiten Hochthäler und flachen Einsenkungen, mit saftigen grünen Schweizermatten überzogen, während ihre Rücken und Gipfel noch überall mit den aromatischen Kräutern europäischer Zonen prangen. So wenig wie hohe, wilde, zackige Piks sich hier zeigen, ebenso wenig enge, wilde Schlünde oder weite Ebenen; überall, wie auf dem Plateau des Appenzeller Landes, ist dieses Hochland von Ketten, Wölbungen und Rücken milderer Höhen durchzogen, welche mit sehr verschiedenem Aufsteigen wie Welle auf Welle folgen und der höhern Centralkette zu beiden Seiten sich anlagern, während sich nach allen Seiten hin auch sanfte Thalsenkungen von den mannigfaltigsten Formen finden, die nach allen Richtungen reichlich mit Quellen versehen, von den klarsten, frischesten Bergwassern, Bächen und Flüssen durchzogen werden, mit zahlreichen Kaskaden und Windungen, die durch felsige Verengungen und Stromhemmungen leicht in Seen oder bei

dem Luxus der Vegetation in Moräste durch Aufstauung ihrer Wasser sich verwandeln. Zu einem klaren, schönen, großen See hat man den Zusammenlauf mehrerer Bergwasser im Thale bei Ottakamänd durch einen vorgezogenen künstlichen Damm gesammelt, der die Windungen der Thalformen nachahmend sich bald erweitert, bald verengt, von Hügeln, grünen Matten und Waldsäumen umkränzt, von kleinen Segelbooten befahren wird und die Reize dieses Gebirgslandes für die europäischen Ansiedler ungemein erhöht. Wie in der europäischen Schweiz von Gais aus über die grünen Wellen der Appenzeller Plateau-Landschaft gegen Südwest der hohe Säntis in größerer Ferne wild und gewaltig hervorsteigt, so bietet sich auch von Ottakamänd aus über die sanfteren grünen welligen Vorgründe gegen Südwest die Perspektive auf die hohen Konda-Gipfel dar, welche so häufig mit Wetterwolken umlagert sind; oder wenn man von Norden her auf dem Meisur-Paß heraufsteigt, fällt der Blick nach Süden zu über gleiches grünes welliges Alpenland durch die Thalwindungen bis zu dem heitern Gipfel des Dodabetta, der über Ottakamänd emporragt, von wo nun, über den östlicheren Bewybetta und andere Gipfel bis zum Kötagiri hin, sich das schönste Bergpanorama zu einem grandiosen Ueberblicke der Centralkette amphitheatralisch entfaltet. Der Anblick der letzteren ist für den, der von Norden (Meisur) her kommt, besonders prachtvoll, erhaben, majestätisch, zumal da hier zum grünen Fuß der Berghöhen sich der Anblick der vielen weißen Hütten und Häuser der europäischen Ansiedlung im Vordergrunde gesellt, wodurch die schöne wilde Natur noch höhere Reize durch den Contrast der beginnenden Kunst empfängt. Ueber diesen Ansiedlungen treten aus den Bergklüften der Gehänge überall schattige Waldgruppen und Haine hervor, die aus der Ferne undurchdringlich erscheinen und vielfach vertheilt und unterbrochen das Bergpanorama auf das mannigfaltigste schmücken, indeß über denselben alle Bergrücken und Piks mit dem reichsten Alpenteppich der Matten überzogen sind, indem hier nackte, zerrissene Felsbildung ebenso fehlt, wie die ewige Schneezone, und selbst die obersten Bergrücken und Spitzen noch eine Erdschicht von 8 bis 10 Fuß Mächtigkeit tragen, welche zur Folge hat, daß sie überall mit der schönsten Rasendecke geschmückt sind."

Was das Klima der Nilagiri betrifft, so gehört es, ungeachtet diese Berginsel nur 11 Grade vom Aequator entfernt und somit in Mitten der tropischen Zone liegt, zu dem gesundesten und erquickend-

sten innerhalb der Aequatorial-Region. Die mittlere Temperatur von Ottakamänd und des centralen Gebiets der Nilagiri überhaupt ist 13° Reaumur (56° Fahrenheit); die größte Hitze steigt nach Ritter nur auf etwa 16°;*) die größte Kälte fällt im December (bei Schneefall vor Sonnenaufgang) bis auf 3° unter den Gefrierpunkt. Die äußersten Extreme der Temperatur sind somit sehr gering, und der Wechsel an einem Tage oft kaum eine Linie auf dem Thermometer. „An Gleichartigkeit der Vertheilung der Temperatur durch den ganzen Tag und durch das ganze Jahr ist wohl kein anderes gleich kühles Klima dem der centralen Nilagiri gleich." .. „Diese sich immer gleich bleibende milde Frühlingstemperatur des Nilagiri-Klima's wirkt überaus günstig auf jede Constitution, zumal aber auf den menschlichen Organismus des Europäers, der als Reconvalescent aus der schwülen Tropenglut des Tieflands auf dieser kühlen Berginsel seinen Aufenthalt nimmt oder dort auf längere Zeit sein Asyl findet. Da athmet der Reisende, obwohl noch immer nur 11—12 Grade vom Aequator entfernt, doch schon eine reine, elastische frische Alpenluft, und ist entzückt über das wiedergefundene europäische Klima mit all seinen seligen Erinnerungen verschwundener Jugendzeit. Auf dem erhabenen Rücken des Hügellandes der Centralkette hat er die höheren, leichteren Luftschichten schon erreicht, unter welchen die Region der schweren Regenwolken zurückbleibt, während in der Tiefe die Zone der Nebel und der bösen Miasmen sich entwickelt und entfaltet, welche die Fieberregion der Bergsäume ist. Oft schaut man von den Gipfeln der Nilagiri herab auf ein Wolkenmeer, mit dem das Tiefland bedeckt ist, indeß die Centralkette hier oben frei von Nebeln und Dünsten sich eines ungemein klaren und heitern Himmels den größten Theil des Jahres hindurch erfreut und nur von kurzen Schauern getrübt wird." (Ritter.)

Besonders wichtig aber ist die Lage der Nilagiri dadurch, daß sie gerade in die Mitte zwischen den beiden Monsuns, dem von Südwest heranstürmenden und dem von Nordost daherbrausenden, gelagert sind. Sie nehmen strichweise an beiden theil, und sind doch

---

*) Es ist dieß ein Irrthum, indem in den Thal-Einsenkungen, welche die freie Luftströmung verhindern, die Hitze oft ebenso groß ist, als in dem Tiefland. Nur auf den hochgelegenen Punkten, wo die Strömungen der Luft freieren Lauf haben, ist stets die Hitze gemildert und mäßig.

von keinem derselben völlig beherrscht. Während durch diese Monsuns die beiden Küstenebenen von Malabar und Koromandel bald unter Wasser gesetzt und ertränkt zu werden in Gefahr sind, bald aber von Trockniß verschmachten, und der Himmel zu glühendem Erz, die Erde zu glühendem Eisen wird, führen beide Regenzeiten den Nilagiri eine gemäßigte, aber hinreichende Wasserfülle, über das ganze Jahr vertheilt, zu und erhalten diesem Hochland einen ewigen Frühling. Trockene Lüfte sind im Jahre die vorherrschenden; sie werden aber von den kürzeren Regenschauern immer wieder wohlthätig unterbrochen. Freilich, wenn die Südwest-Monsunstürme von Mitte Juni bis December an die Konda-Berge anschlagen, da ist es auch weiter ins Innere hinein öfters stürmisch und unangenehm auf diesen Höhen, doch selten so, daß dadurch ein Spaziergang ins Freie völlig gehindert würde. Denn die Vorburg der Konda's hält den Anprall der Stürme und Wetterwolken auf und läßt nur vereinzelte Stöße und Schauer zwischen den Pässen und über die Bergsättel hindurch. Bei den kalten Nächten ist dann am Morgen, wie am Abend, ein Kaminfeuer sehr angenehm. Den Winter erkennt man auf den Nilagiri am Welk- und Gelbwerden des Grases, welches dann Ende Februar, wenn die letzten Frostmonate vorüber sind, sich schnell wieder zum grünen Teppich eben dann aufthut, wann in der Ebene des Tieflands die heißen Winde jede Vegetation zu versengen beginnen. Für Kranke und Reconvalescenten sind freilich immer noch Vorsichtsmaßregeln nöthig, und auch der gesunde Europäer wird sich in Flanell zu kleiden veranlaßt fühlen. „Er ist hier oben (sagt Ritter, und die Erfahrungen unserer Missionare bestätigen es) leicht Schnupfen und Katarrhen unterworfen, die aber ohne alle Gefahr sind und von den leichten Erkältungen in der feinen dünnen Luft herrühren; constante Fieberpatienten, die aus dem Tiefland heraufkommen, haben diese Plage stets verloren und nicht leicht Rückfälle bekommen. Die bleichen Kinder wurden stets rothwangig." ...

„Die Reinheit der Alpenluft auf diesen Bergen bestätigt sich auch durch die wundervollen Mondscheinnächte, zumal im März, April und Mai, wie durch das hellere Leuchten der Sterne und durch den Lichtglanz der Planeten. Die Elasticität der Luft zeigt sich durch die außerordentliche Distanz, bis zu welcher der Schall der menschlichen Stimme in der verdünnten oberen Atmosphäre getragen wird, — eine Wirkung in die Weite, die in der schweren untern Luftschicht

der Niederungen Indiens unbegreiflich ist. . . . Die kräftigen Reden der Hirten schallen weit hinüber von den Berghöhen zu andern Bergzinnen, über die Thäler hinweg, wie einst Jotham von der Höhe des Garizim, oder David und Abner von den Hügelspitzen Juda's herab in weiter Ferne zu großen Versammlungen redeten. Solcher Elasticität der Lüfte mag auch die wachsende Energie der Patienten, die freudige Gemüthsstimmung der Reconvalescenten wie der Gesunden, sowie der gute lustige Humor zuzuschreiben sein, welcher die Ureinwohner des Gebirgs (die Toda's) gleich den Appenzellern so sehr vor allen übrigen Bewohnern Indiens auszeichnet und sie öfter als Andere zum lauten Lachen bringt." (Ritter.)

Daß in einem so eigenthümlich begünstigten Klima und auf einem Boden, wo die Fruchterde überall so tief und reich ist, auch die Pflanzenwelt einen besonderen Reiz darbieten müsse, ist begreiflich. Es begegnen sich auf den Nilagiri die üppigen Erzeugnisse der tropischen Welt und die Produkte des milderen Theils von Europa. Während am Fuße des Gebirgs und in den umkreisenden Thälern die Sumpf- und Waldwildniß (Dschangel) vorherrscht, treten auf den nächsten Vorhöhen oder der ersten Stufe der Vorberge die gigantischen Wälder von Teak, Tamarinden, Mango, Ebenholz und Bambus auf. Hier ist die Region der Waldesdickichte, der mächtigen kolossalen Schlinggewächse, der Lianen und der Dorngebüsche; es ist zugleich die ungesunde Fieberregion. Nadelholz fehlt überall gänzlich. Ueber dieser untern Waldzone steigt eine zweite höhere und gesündere empor, und erst über dieser beginnt die vierte „vegetative Region", ohne Wälder. Hier begegnet dem Auge des Europäers alle die Lieblichkeit und Anmuth seiner heimathlichen Pflanzenwelt, nur gesteigert durch die Pracht und den Glanz reicherer, üppigerer Farben und Formen. An Kornarten gedeiht Weizen, Gerste, Hirse, Senf und Erbsen. Reis kommt dort oben nicht fort. Alle europäischen Gemüse gedeihen vortrefflich und zu außerordentlicher Größe. Auch für einige europäische Obstarten ist das Klima günstig; diejenigen Obstsorten, welche in kürzerer Zeit reifen, wie Johannisbeeren, Pflaumen, frühe Aepfel, Pfirsiche ꝛc. tragen köstliche Frucht, dagegen hindert bei vielen andern die einfallende Regenzeit das Reifwerden der Früchte. Auch Reben wachsen zwar üppig, aber sie kommen nicht zur Blüthe und tragen deßhalb keine Frucht. Orangen kommen nur an dem Nordabhang der Nilagiri vor, wo in dem deßhalb sogenannten Orange-

Valley Limonen, Citronen und Orangen, wie in einem italienischen Klima, freiwillig und üppig gedeihen. Kartoffeln kommen auf dem Gebirge vortrefflich fort und sind eine besondere Wohlthat. An den tieferliegenden Abhängen wächst der Kaffeebaum in trefflicher Fülle und ladet zu Plantagen ein.

An Zimmerholz sind die Waldungen des Gebirgsplateau's ungemein reich. Riesengroße mächtige Stämme erheben sich überall. Was aber diese oberen Wälder vor denen der Niederung auszeichnet, ist der Umstand, daß kein Unterholz, kein Schlinggewächs, kein Dorngebüsch sie zu undurchdringlichem Dickicht macht; sie sind vielmehr überall leicht zu durchwandern, „schattig, aber rein, wo nicht etwa ein vermoderter Rhododendron-Strauch, der sich ganz mit Moosen bedeckt hat, den Weg versperrt." Die Gebirgshöhen sind mit Farrenkräutern und Moosen wie bedeckt, während zwischen hinein köstliche Alpenblumen und duftige Kräuter Aug' und Geruch erfreuen.

Was die Thierwelt der Nilagiri betrifft, so hausen, wie schon öfters erwähnt, in der untern Waldzone die Elephantenheerden, die Leoparden und Tiger; nur die beiden letzteren verirren sich zuweilen, wenn sie dem Hochwild der Dam- und Rothhirsche nachjagen, die auf den größeren Höhen in zahlreichen Rudeln ihr Asyl finden, bis in die Gegend von Ottakamänd. Nur in den südwestlichen waldreichen Konda-Bergen sind diese Bestien noch zahlreicher, und hier gesellen sich nicht selten auch Bären zu ihnen. Auch eine Art schwarzer Affen steigt bis in die obersten Wälder der Plateauhöhe hinauf, wo sie ihre bärtigen Fratzen voll Neugier unter dem Laub gegen den Wanderer vorstrecken und mit ihrem Geklaff und Geschnatter die Wälder erfüllen, während Schaaren von Eichhörnchen mit ihrer anmuthigen Behendigkeit scherzend sich von Zweig zu Zweig schwingen, und die Drosseln und Amseln ihr volles kräftiges Lied pfeifen. Hyänen, Wölfe, Schakals und Füchse durchstreifen zahlreich die Waldungen. Das Rothwild ist von außerordentlicher Schönheit. Wilde Schaafe und Ziegen von sehr wilder scheuer Art soll es viele geben, während das gezähmte Schaaf den Heerden der Nilagiri gänzlich fehlt. Auch die gezähmte Ziege ist selten. Auffallend ist, daß auch der zahme Hund den Hirtenvölkern dieser Gebirge gänzlich mangelt, während der wilde Hund in Koppeln zu Dutzenden, zu einer Jagdparthie auf eigene Hand vereint, die Wälder durchstreift und seinem Wilde nachjagt. „Ich sah auf unsrer Reise durch diese Wälder," schreibt

uns kürzlich eine Missionsfrau, „fünf wilde Hunde, eine Art Wölfe von sehr schönem Braun und mit buschigem schwarzem Schweif. Als sie uns nahen hörten, erhoben sie sich aus dem Gras, in dem sie gelagert waren, und betrachteten uns mit Neugierde. Sie sind sehr schön, aber auch sehr wild, und fallen nicht selten Kühe, ja sogar Menschen an, um sie zu zerreißen." Das wichtigste gezähmte Hausthier ist der Ochs, besonders aber der Büffel, von der schönsten gewaltigsten Rasse; er macht in zahlreichen Heerden den größten Reichthum des dortigen Hirtenvolks (der Toda's) aus, und genießt, wie wir später sehen werden, eine Art göttlicher Verehrung. Wenigstens ist die Büffelmilch das Heiligste, was sie ihren Göttern darbringen können. Außer ihm ist nur noch die Katze ein bei den Eingeborenen einheimisches Hausthier. Hausgeflügel fehlt ihnen gänzlich, während doch der Haushahn mit seinen Hennen alle Wälder bevölkert. An Pfauen, Rebhühnern und andern Hühnerarten ist kein Mangel in den Waldungen. Adler, Geier und Falken kreisen überall in den Lüften und sammeln sich in Menge, wo ein Aas zu finden ist. Waldtauben, Schnepfen, Wachteln, Amseln, Drosseln, Lerchen, Schwalben und der unvermeidliche Sperling, — sie alle erinnern den Europäer an die Heimath, und Manche glauben, selbst den süßen Ton der Grasmücke und den schwermüthigen Schlag der Nachtigall auf den blauen Bergen vernommen zu haben.

Von Schlangen ist nur eine kleine, grüne, aber unschädliche Art dort oben wahrgenommen worden. Auch die furchtbare Plage der Muskito's steigt nicht bis auf diese reinen Alpenhöhen, so wenig als die weiße, rothe oder schwarze Ameise (Termite), diese Pest des Niederlandes. Dagegen werden die wunderbar schönen Sommernächte durch Myriaden der schönsten Leuchtkäfer verherrlicht, deren ab- und zunehmendes Licht, bald durch die Lüfte kreisend, bald auf Busch und Rasen sich niederlassend, die Landschaft in eine Feenwelt zu verwandeln scheint.

---

2. Der Hirtenstamm der Toda's.

Diese ganze paradiesische Berginsel, doppelt reizend und köstlich durch ihre Lage in Mitten eines niederdrückenden, entnervenden Tropenlandes, ist auffallender Weise bis zum Jahr 1819 den Europäern fast gänzlich unbekannt geblieben. Von 1799 an, wo dieses ganze

Gebiet in den Besitz der Britten übergieng, sahen die englischen Beamten zwanzig Jahre lang täglich von den heißen Ebenen Koimbaturs aus diese blauen Höhen und ließen selbst die Abgaben des herrlichen Berglandes eintreiben, ohne sich nur die geringste Kenntniß desselben zu erwerben. „Ihre so späte Entdeckung," sagt Einer aus ihrer eigenen Mitte, „charakterisirt recht schlagend die Apathie und Ignoranz der früheren Zeit hinsichtlich des brittischen Territorialbesitzes in Indien." Nach 20 Jahren Besitz drangen zwei junge Beamte von Koimbatur aus im Monat Januar unter großer Mühsal in das Bergland ein, um einem flüchtigen Poligar (großen Grundbesitzer) nachzusetzen, der sich gegen einen der brittischen Unterthanen vergangen hatte und nun im Gebirg sein Asyl suchte. Sie fanden ihn in der Nähe von Kotagiri, am äußersten Ost-Ende der Nilagiri. Sie hatten genug von der Alpenschönheit dieser Gebirge gesehen, um sich zu wiederholten Ausflügen dahin angetrieben zu fühlen und auch Andere zum Genuß der erquickenden Bergluft zu reizen. Der erste Europäer, der seinen Wohnsitz für längere Zeit dahin verlegte, war der Obersteuerbeamte, Herr Sullivan von Koimbatur. Er machte, wie Metz erzählt, ums Jahr 1820 eine Rundreise in dem an das Meisur-Land angrenzenden Distrikt von Colligal. Dort traf er mit einer Anzahl Badaga's von den Nilagiri zusammen, die dahin gekommen waren, um den Ertrag ihrer Felder zu verkaufen. Als einer der Eingeborenen bemerkte, wie sehr Sullivan von der Hitze litt, lud er ihn ein, die „blauen Berge" zu besuchen; denn dort, sagte er, sei es so kalt, „daß das Wasser in Glas verwandelt wird." Der Beamte, schon zuvor durch die Berichte jener ersten glücklichen Entdecker gereizt, entschloß sich, die Einladung anzunehmen und zog in die wilde Bergregion besuchsweise hinauf. Je mehr er aber den wohlthätigen Einfluß des kühleren Klima's erfuhr, desto mehr reifte in ihm der Entschluß, sich dort förmlich anzusiedeln. Er erbaute sich an einer der reizendsten Stellen des Gebirgsplateau's eine nach englischem Styl eingerichtete Wohnung, hielt sich während der heißen Jahreszeit daselbst auf und machte damit den Anfang jener jetzt so berühmten Heilstation (Sanatarium), die nun den Namen Ottakamänd trägt. Andere folgten. Botaniker durchforschten das Gebirg, Meteorologen beobachteten die Temperatur und die atmosphärischen Verhältnisse, Geographen bestimmten die Höhen und andere topographische Fragen, und endlich trat die Regierung mit ihren

Mitteln und Kräften ein, um die Pässe nach der Gebirgslandschaft durch prächtige Heerstraßen zu eröffnen. Die Furcht vor dem Durchpaß durch den untern Waldgürtel, dessen Elephanten und Raubthiere, und dessen tödtliche Fieber bis dahin Gesunde und Kranke zurückgeschreckt hatten, verschwand, weil man nun auf trefflich gebahnter Straße schnell und ohne Aufenthalt hindurcheilen und vor Einbruch der Nacht die vorderen fieberfreien Höhen erreichen konnte. Durch die mächtigen Urwälder von Teak- und Tamarindenbäumen, wie durch die schlanken anmuthreichen Bambushaine waren breite gute Wege gebahnt; in die Felsenabhänge wurden im Zickzack Kunststraßen gehauen, über die Waldströme und Wildbäche führten sichere Brücken, und an den Hauptruhepunkten wurden Bängalo's (trefflich eingerichtete Reisehäuser) zum Uebernachten errichtet. Wenn man aber heutiges Tags auf einem der prächtigen Hügel über Ottakamänd steht und überschaut den hügel- und bergumkränzten welligen Thalgrund mit den reichen, weißen, comfortablen Wohnungen der Europäer auf allen grünen Anhöhen, beschattet von Prachtbäumen, umgeben von reizenden Gartenanlagen, durchkreuzt von hundert anmuthigen weichen Pfaden und Fahrstraßen, belebt von den klaren Bergwassern und dem glänzenden Auge des Ottakamand-Sees, und dieß Alles überragt von der stattlichen gothischen Kirche, zunächst aber im Süden den gewaltigen Bergkegel des Dodabetta, im Westen den ernsten Mukutti-Pik, im Südwesten die wolkenumhängten Gebirgshäupter der Konda-Berge; — und durch all dieß hindurch die fröhlichen Reiter und Reiterinnen, die schmucken Pony-Gefährte, in denen frisch aufathmende Reconvalescenten die balsamische Luft trinken, und die Schaar rosiger blühender Kinder, die hier oben ihre europäische Farbe und Freudigkeit wieder gewonnen, — und etwa am Sonntag Morgen das harmonische Geläute der Kirchenglocken, und auf allen Straßen und Fußpfaden die andächtige Schaar der Kirchgänger, die zum Hause Gottes eilen: ja, da ist man versucht, sich in ein Paradies Gottes auf Erden versetzt zu glauben.*)

*) „Ottakamand," sagt Ritter, „verbindet mit seinen klimatischen und lokalen Vorzügen die Umgebung einer Alpennatur in grandiosem Styl, dem nur die noch höher emporragenden Gipfel der Schneefelder fehlen, welche ihm jedoch wieder andere Nachtheile zuführen würden. Von den erhabensten Gebirgsformen amphitheatralisch umkränzt, von den reizendsten Abwechslungen, von sanften Bergrücken und schweigenden Thalweiten nahe umgeben, nach allen Richtungen mit

Allein auf diesem glänzenden Gemälde liegen tiefe dunkle Schatten. Die europäische Ansiedlung in Ottakamänd ist eine exotische Pflanze, die dort oben in Mitten einer furchtbar verwilderten moralischen Wüstniß vereinsamt steht und bis jetzt fast ganz und gar ein Fremdling geblieben ist. Die eingeborene Bevölkerung der Nilagiri, so hoch gepriesen von dem großen ehrwürdigen Geographen, Karl Ritter, ist eben ein Heidenvolk, behaftet mit allen Schäden und allem Elend des Heidenthums. Schön sagt zwar derselbe geistvolle Geograph: „Vielleicht ist es eine weise Leitung der göttlichen Vorsehung, daß durch diesen Zauberkreis [nemlich die tödtliche Fieberregion des untern Bergsaums] das selbstsüchtige Europäergeschlecht in Indien so lange abgehalten wurde von der Einfalt des patriarchalischen Hirtenvolkes dieser Alpenhöhen, bis die gehobenere humanere Civilisation der Gegenwart herangereift war, um nicht mehr wie vordem jedes unmündige Geschlecht neu entdeckter Völker sogleich auszurotten, oder doch zu verderben, oder mit den Lastern europäischer Civilisation zu vergiften, wie dieß mit so zahllosen Völkerstämmen in den verschiedensten Zonen der Erde nur leider zu oft der Fall war. Sollte man bei dieser besondern Leitung der Vorsehung nicht auch einen besondern Fingerzeig erkennen, daß das in seiner wilden Nacktheit erhaltene, friedliche, rechtliche, für heilige Gefühle gleich dem Germanenstamm ungemein empfängliche Hirtenvolk, frei von dem Verderben des hindustanischen Götzendienstes, von der dort so tief eingewurzelten Seelenwanderungs-Lehre und dem Kastenunwesen, als ein zu höheren Bestimmungen auserwähltes und für das Evangelium zugänglich gebliebenes betrachtet werden müsse? Dieses würde dann doppelte Ansprüche auf die Weisheit eines .. Gouvernements

---

grünen Wiesen überdeckt, von murmelnden klaren Gebirgsbächen durchrieselt, oder von wilderen Bergwassern in kleineren Katarakten durchbrochen, nach allen Richtungen längs der Berghänge bis in die Thaltiefen mit den mannigfaltigsten Gruppen von lieblichen Wäldchen bekleidet, die ungemein malerisch die Anhöhen hinan, die Senkungen hinab ziehen, in kreisrunden Trupps zusammenstehen oder in halbmondförmigen Kreisen den Fuß der sanftgeschwungenen Berge umgeben, an deren Waldsaume bewegliche Rudel der schönsten Hirsche und Elkthiere, auf deren Wiesen zahlreiche Heerden der kolossalsten Büffel ihrer Nahrung nachgehen, von athletischen Gestalten männlich schöner, arkadisch einfach gekleideter, halbnackter Schäfer mit griechischer oder römischer Gesichtsbildung geleitet, bietet sich hier allerdings ein von allem Indischen sehr abweichendes Naturschauspiel dar." (S. 998f.)

zu machen haben, dem .. nun bei dieser so einzig sich darbietenden Gelegenheit die Verpflichtung aufläge, jene Schuld der Zeit zu tilgen durch Verfolg höherer Weisheit. . . ." So weit ist Alles vortrefflich, was Ritter sagt, obwohl das Bild der Ureinwohner der Nilagiri allzu phantastisch ins Schöne gemalt ist. Allein nun fährt er in ebenso schwerfälliger Sprache als schwer begreiflicher Anklage gegen die Mission fort: Das indobrittische Gouvernement solle die Schuld früherer Zeit tilgen durch Verfolg höherer Weisheit, — „nicht aber etwa soll es durch Einschleichenlassen der nur zu gewöhnlichen Einseitigkeit des bisherigen Missionswesens, unter dem Schein der Bekehrung, jedem Entgegenreifen (nicht in die Formeln der besonderen Kirche, sondern in das Reich Gottes, der Wahrheit und des Lichts durch Jesum Christum) den Weg noch erschweren!"

Es soll also das „friedliche, rechtliche, für alle heiligen Gefühle ungemein empfängliche Hirtenvolk" der Nilagiri allerdings „bekehrt" werden, ja es soll „eingeführt werden in das Reich Gottes, in das Reich der Wahrheit und des Lichts durch Jesum Christum," und zwar durch das „Evangelium", für welches dieses Hirtenvolk besonders „zugänglich geblieben" sei; aber das Alles doch ja nicht „durch das bisherige Missionswesen", das die Regierung um keinen Preis soll „einschleichen lassen". — Nun, auf welchem andern Wege denn? Werden etwa die brittischen Gouverneure selbst und die Steuereinnehmer, die Richter und Offiziere den Eingeborenen das Evangelium zu predigen haben? Oder werden die sparsam vertheilten Regierungskaplane, die in den Hauptstädten und in den Garnisonen sich finden, dem Hirtenvolke in seine abgelegenen schmutzigen Dörflein auf den Gebirgshöhen und in den Bergschluchten nachgehen und sie ins Reich Gottes einführen? Werden sie dem Volke das „Evangelium" in seiner Muttersprache geben, seine Knaben und Mägdlein in Schulen sammeln, den einzelnen Seelen mit unermüdlicher Geduld und Treue nachgehen? Oder giebts einen andern Weg, einen „Verfolg anderer höherer Weisheit", um die Toda's und Badaga's der Nilagiri „ins Reich Gottes einzuführen?" — Ja, nur nicht „das bisherige Missionswesen dort einschleichen lassen!" Mit diesem schreckhaften, und doch so völlig unklaren und unbestimmten Wort malt man die Mission überhaupt beliebter Maaßen ins Schwarze und überläßt es jeder ungeordneten Phantasie, sich alles mögliche

Schlimme, alles Abscheuliche und Verderbliche unter dem „bisherigen Missionswesen" zu denken. Wenn aber dennoch ein tiefverkommenes Volk, wie die Eskimo's und Grönländer, oder ein elendes, jämmerlich gequältes Geschlecht, wie die Indianer Nordamerika's und die Negersklaven Westindiens, oder eine barbarische Nation von Menschenfressern, wie die Neuseeländer und die Südsee-Insulaner, — wenn sie dennoch durch das „bisherige Missionswesen" für die Humanität, für die Civilisation und für das Reich Gottes gewonnen werden und gewonnen worden sind, ja dann preist man die Namen eines Hans Egede, eines Matthäus und Christian Stach, eines Eliot und Brainerd, eines Dober und Nitzschmann, eines John Williams und Samuel Marsden, — und ein Gouverneur von Neuseeland (Capitain Hobson) muß bei der Rede, womit er die erste gesetzgebende Versammlung in der Hauptstadt Auckland (14. Dez. 1841) eröffnete, ehrlich es aussprechen: „Wie verschieden man auch über den Werth und die Arbeiten der Missionare denken mag, so kann doch darüber kein Zweifel sein, daß sie diesem Lande [Neuseeland] wichtige Dienste geleistet haben, und daß ohne sie es jetzt keine brittische Kolonie auf diesen Inseln geben würde." So baut man wohl der Propheten Gräber und schmückt der Gerechten Mähler, aber es muß den Weisen unserer Zeit eben doch gesagt werden: „Verfolget eine andere höhere Weisheit, und lasset das bisherige Missionswesen ja nicht einschleichen; denn dieses „erschwert" einem Volke nur noch den Weg, daß es nicht „heranreifen kann zum Reiche Gottes." Nun, der Herr wird entscheiden; Ihm können wir's getrost überlassen.

Doch wir wenden uns zu den Volksstämmen, die das Bergland der Nilagiri bewohnen. Es sind vier verschiedene, nach Abstammung, Sitte und Lebensweise wesentlich von einander abweichende Volksgenossenschaften, welche seit unvordenklicher Zeit sich dort oben angesiedelt haben:

1. Die Toda's, jetzt noch etwa 1000 Seelen zählend;
2. Die Badaga's, der zahlreichste Stamm mit wohl 15,000 Seelen, die in etwa 300 Dörfern zerstreut wohnen;
3. Die Kota's (Kôhata's = Kuhschlächter); und
4. Die Kurumba's.

Diese vier Stammgenossenschaften sind nicht eigentlich durch verschiedene Distrikte, die sie etwa auf den Bergen bewohnen, von einander getrennt; vielmehr liegen die Dörfer der einzelnen Stämme

fast über das ganze Gebirgsland zerstreut. Doch sind die Dorfschaften immer nur von den Gliedern Eines Stammes bewohnt.*)

Der merkwürdigste dieser Bergstämme ist unstreitig derjenige der Toda's. Sie sind das einheimische Hirtenvolk der Höhe, die Ureinwohner, die Herren der Berglandschaft und seiner Weiden und Wälder, und als solche auch von den andern, obwohl viel zahlreicheren Stämmen angesehen und anerkannt. Ritter sagt von ihnen, „daß kein Brahmanismus, keine Lehre von Schiwa und Wischnu, kein Dogma der Seelenwanderung, keine Kasteneinrichtung bei ihnen eingedrungen sei, daß sie als ein athletisches Geschlecht eines ungemein schön gebauten und kräftigen Menschenschlages den Hindu ebenso weit in ihrer physischen Constitution überragen, als sie ihm in Offenheit, Biederkeit, Freimuth, Frohsinn, Wahrheitsliebe, Rechtlichkeit, Einfalt der Sitten und Gedanken, wie an religiösem Sinn, — bei aller Rohheit, Unwissenheit und eigenem Aberglauben — um Vieles vorangehen."

Es erinnert uns diese glänzende Charakteristik unwillkührlich an die „patriarchalische Unschuld und Sitteneinfalt" der Südsee-Insulaner, wie sie in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts uns von den Seefahrern, namentlich dem Weltumsegler Cook geschildert wurde, oder an die „bezaubernde Liebenswürdigkeit, die Güte und den Sittenadel" der Lutschu-Insulaner, wie sie Basil Hall im J. 1816 gezeichnet und damit alle Welt entzückt hat. Wer die Natur des Menschenherzens kennt, namentlich so lange dasselbe des erleuchtenden und heiligenden Lichtes der göttlichen Offenbarung, ja auch nur der still, aber mächtig wirkenden Zucht christlich socialer Ordnungen und Schranken ermangeln muß, der weiß von vorne herein, daß ein so schön gezeichnetes Bild von einem Heidenvolke nur in der Phantasie eines wohlwollenden Gemüths, nicht aber in der Wirklichkeit vorhanden ist. Es ist auch nicht zu verwundern, daß Berichterstatter,

---

*) Das gesammte Hochland der Nilagiri wird in vier Distrikte oder Naads getheilt: 1. Das Maladu, welches die nordwestliche Ecke des Gebirgs umfaßt; 2. das Todanadu, das östlich daran anstößt und bis an die Centralkette im Süden reicht; 3. Das Paranganadu, im äußersten Nordosten und Osten; 4. das Mekanadu, längs dem Südost-Rand. Zuweilen wird auch 5. von einem Kondanadu geredet, welches die südwestliche Ecke mit den Konda-Bergen umfaßt. Ueber alle diese Naads sind die verschiedenen Stämme in Dörfern und Ansiedlungen vertheilt.

die soeben aus der moralischen Sumpfregion der Hindustämme des Tieflandes heraufkamen und nun plötzlich das frische kräftige Geschlecht der Toda's vor Augen hatten, von Bewunderung hingerissen wurden, zumal da sie die Sprache dieses Volkes nicht verstanden und somit in die innere Welt ihres häuslichen, sittlichen und religiösen Lebens gar nicht tiefer einzudringen vermochten. Wie sehr schwindet aber die Bewunderung auf ein Minimum zusammen, wenn der Missionar Jahrzehnte lang mit dem Volke lebt, seine Sprache redet und versteht, sein innerstes geheimstes Leben beobachtet und daran den allein gültigen Maßstab — nicht eines unklaren Humanitätsprincips, sondern der christlichen Wahrheit und Gerechtigkeit legt! Er wird unzweifelhaft dem natürlich Edlen, das bei einem Volke sich findet, mit Freuden sein Recht widerfahren lassen; aber der Glanz dieses natürlichen Adels wird ihm immer mehr zu einem schwachen Phosphorlichtlein erbleichen. Doch treten wir der Sache näher.

Die Toda's sind ein schön gebautes, muskulöses, in seinen Bewegungen kühnes und gewandtes Geschlecht, mit großen lebhaften Augen, mit schwarzem Bart und feinem buschigem Haupthaar, das auf dem Scheitel getheilt nach allen Seiten in Locken herabfällt. An Körperkraft gleichen sie den Sennen der Schweizeralpen. „Oft spielen die Jünglinge mit ihren gewaltigen Büffeln; drei bis vier junge Männer kämpfen mit den wüthendsten, ergreifen sie beim Schweif oder den Hinterfüßen, und werfen sie um. Ernstere Kämpfe sind es bei den Todtenfeiern, wo zwei Männer jeder ein Horn des zum Opfer versehenen Büffels mit der einen Hand faßt, mit der andern in die Knorpel seiner Nasenlöcher greift, und so das widerstrebende Thier, oft lange bis aufs Blut kämpfend, zum Todtenopfer führt. Mit der größten Leichtigkeit springen und laufen sie über Wiesen und Berge hinweg und schütteln ihr lockiges Haar im Winde, jedem Wetter zum Trotz." — Was ihre Kleidung betrifft, so wird ein kurzes Unterkleid, das faltig um die Lenden hängt, durch einen Gürtel zusammengehalten; darüber ist wohl auch ein Laken als Oberkleid mantelartig geworfen, welches die rechte Schulter mit dem Arm, sowie die Schenkel, frei läßt. Ohne Kopfbedeckung, ohne Schuhe oder Sandalen, ohne Waffen, nur in den Ohren goldenes Gehänge, silberne Ringe an den Fingern und Silberketten um den Hals, gehen sie ihren Heerden nach.

Die Frauen, etwas hellfarbiger als die Männer, sind ähnlich

gekleidet wie die Männer, nur reicher an Haarflechten, an Finger- und Armringen, Ketten ꝛc. „Sie sind voll natürlicher Anmuth, freimüthig und offen, voll lebendigen Ausdrucks und rückhaltsloser Mittheilsamkeit, ohne Ziererei mit jedem Mann und Fremdling in ein Gespräch eingehend; aber die Reinlichkeit fehlt ihnen ganz. . . ." (Ritter.) Leider auch die Reinheit der Sitten, müssen wir hinzufügen. „Die alten einfachen Gebräuche der Toda's," sagt Metz in seinem Büchlein, „und die offenherzigen Gesichter der Frauen haben einige Europäer zu der Annahme verleitet, daß sie . . auch ein keusches Leben führen. . . . Mein langer Verkehr mit ihnen hat mich eines ganz Andern überzeugt. Die Unsittlichkeit herrscht in einem beklagenswerth hohen Grade unter ihnen. . . . Ehebruch ist sehr gewöhnlich und wird nur bestraft, wenn die Ehebrecherin das Weib oder die Tochter eines einflußreichen Mannes ist. Ich war einmal bei einem Schiedsgericht anwesend, bestehend aus 50 Toda's, das zur Aburtheilung zweier solcher Verbrecher sich versammelt hatte. Das Vergehen der Frau ward als unbedeutend angesehen, und der Mann mußte eine Strafe von drei Büffeln entrichten. Die Frauen benehmen sich gegen Fremde in der Regel frech und gemein, und sind ihren Männern selten treu."

Was zu diesem Sittenverderben wesentlich beiträgt, ist die unter den Toda's herrschende Unnatur der Vielmännerei. „Eine Todafrau," sagt Metz, „wird das Weib aller Brüder der Familie, mit welcher sie sich verbindet. Die Kinder, die sie etwa gebiert, werden an ihre Männer nach deren Altersvorrang vertheilt. Der älteste der Brüder wird als der Vater des ersten Kindes angesehen, und dann folgen die übrigen nach ihrer Altersstufe. Unter solchen Umständen ist es auch begreiflich, daß wenig oder keine Sympathie zwischen Vater und Kind stattfinden kann." Auch Ritter erwähnt dieses Gräuels der Vielmännerei, und fügt hinzu, „daß die Toda-Knaben schon frühe den Mädchen verlobt werden, daß aber den Mädchen neben ihren Verlobten noch andere Liebhaber nicht verwehrt seien." „Die Hochzeitsfeierlichkeiten," fährt Metz fort, „sind wenig und einfach. Die Hauptsache besteht in den üblichen Schmausereien. An dem Tage der Hochzeit wird die Braut in das Haus ihrer künftigen Ehemänner gebracht. Diese setzen zuerst den rechten und dann den linken Fuß auf ihren Kopf, während die Braut sich zu diesem Zwecke zur Erde niederbeugt. Dann geht sie auf geschehene Anwei-

sung, um Wasser zum Kochen zu holen, und tritt dadurch in die Rechte und Pflichten einer Hausfrau ein. Die Morgengabe, welche die Toda's für eine Frau zu zahlen haben, wechselt zwischen 20 und 30 Rupies (à Fr. 2. 50). In früheren Jahren war die Summe geringer; aber seitdem die Nachfrage nach Weibern häufiger ist, hat ihr Werth, wie der jedes andern käuflichen Artikels, zugenommen. Da die Brautleute kein gegenseitiges Gelöbniß ablegen, so wird auch das Band leicht gebrochen. Ist der Mann mit seinem Weibe nicht zufrieden, so sendet er sie wieder zu ihren Eltern zurück; ebenso mag das Weib jederzeit den Mann verlassen. Es kamen mir Beispiele vor, wo eine Frau ihre Männer zwei- bis dreimal wechselte, bis sie endlich Einen fand, bei dem es ihr zu bleiben gefiel." ... „Auffallend ist die geringe Zahl der Kinder, die in den Toda-Familien angetroffen werden. Selten hat eine Familie mehr als zwei oder drei Kinder, ja vielfach nur ein einziges, und viele Familien sind kinderlos. Diese Lage der Dinge muß zuletzt das gänzliche Verschwinden dieses Stammes herbeiführen; wahrscheinlich ist die Zeit nicht mehr ferne, wo die Toda's, deren Zahl sich mit jedem Jahr verringert, ausgestorben sein werden und nur die Geschichte ihnen ein spärliches Andenken bewahren wird."

Daß hiezu auch der früher allgemein übliche Kindermord (Umbringen neugeborener Mädchen) wesentlich mitgewirkt habe, ist begreiflich. „Es durfte sich früher," sagt Metz, „nur Ein Mädchen in einer Familie finden. Der Tod solcher unglücklichen Wesen wurde gewöhnlich durch Erdrosselung herbeigeführt. Das Aufhören dieser unmenschlichen Sitte muß hauptsächlich den Bemühungen des menschenfreundlichen Herrn Sullivan [des ersten brittischen Beamten, der von 1820 an für längere Zeit sich auf den Bergen aufhielt] zugeschrieben werden. Er übte überhaupt einen großen Einfluß auf die Nilagiri-Stämme aus, und noch heute hört man sehr häufig Gesänge, in welchen sie das Lob des ersten europäischen Beamten besingen und so den Ruhm seines Namens künftigen Geschlechtern überliefern. Die einzige Einwendung, welche die Toda's gegen das Aufgeben dieser abscheulichen Sitte machten, war, daß sie nie im Stande sein werden, mehr als Ein Mädchen in einer Familie zu ernähren; gleichwohl ließen sie sich überzeugen, daß diese Befürchtung mehr scheinbar als wirklich war." — Ob die Hoffnung Ritters sich erfüllen werde, wenn er sagt: „Die Vermehrung der Indivi-

duen weiblichen Geschlechts wird unstreitig die Vielmännerei verdrängen und die Volkszahl der Toda's mehren," ist nach den oben angeführten Aeußerungen des Miss. Metz höchlich zu bezweifeln.

Die geringe Zahl der Familien neben dem weit ausgedehnten Grundbesitz macht, daß die Toda's nicht in größeren Dörfern beisammen wohnen, sondern jede Familie oder jeder Hauptzweig lebt für sich, von Andern geschieden, in wenigen (4 bis 6) nahe zusammen gebauten Hütten. Diese Hütten sind in der Regel nur 8 bis 12 Fuß ins Gevierte, 7 Fuß hoch, mit einem engen niedrigen Loch zum Hineinkriechen, welches die Thüre vorstellt; nahe dabei befindet sich ein Hofraum, von 40 bis 50 Schritte im Durchmesser, mit einem Wall von Steinen und Felsblöcken mauerartig umgeben, worin die Heerde ihr Nachtlager nimmt. Da der Toda nur für seine Heerden lebt und somit nur dem Wiesengrunde nachzieht, während kein Gartenbau, kein Kornfeld ihn an diese oder jene Stelle fesselt, so baut er sich überall in verschiedenen Gegenden der Berge solche Weiler, die eben deßhalb auch jeder besonderen Einrichtung oder Bequemlichkeit entbehren. Sein ganzes Leben ist Wandern im Freien. Nur Eines ist, was ihn an bestimmte Lokalitäten festknüpft. In jedem Weiler nemlich findet sich eine etwas größere und von den übrigen abstehende Hütte, die mit einer Steinmauer umgeben ist. Hier ist die Milchkammer, wo die Butter bereitet wird; es ist zugleich eine Art Heiligthum, in das der Fremde und selbst die eigenen Frauen keinen Zutritt erhalten. Wir kommen nachher darauf zurück.

Die Büffelheerden sind die reichste Mitgift der Nilagiri. Hier auf der kühlen Höhe, frei von den Stichen der Muskito's, dieser großen Plage der Niederung, grasen sie in unzähligen Heerden von 100, 150 bis 200 Stück, und ihre Nahrung ist die kräftige Bergweide. Die Kühe geben ziemlich reichen Milchertrag und Butter im Ueberfluß. „Früh mit Sonnenaufgang wird die Heerde aus der Mauer-Einfassung entlassen. Nun beginnt das Melken durch priesterlich geweihte und eigens dafür bestimmte Männer; denn es ist ein heiliges Geschäft. Dann läßt man die Heerde auf dem nächsten Rasen weiden. Jene Männer aber bereiten aus der Milch des vorigen Tages die Butter, sowie Buttermilch zum Trank für die Familie. Dann wird die Heerde von einigen Männern und Frauen weiter getrieben, während die Andern daheim das Haus, die Kinder und den Haushalt besorgen oder in den benachbarten Badaga-Dörfern

ihre Bedürfnisse holen. Nachmittags wird die Heerde wieder den steinumfaßten Hürden näher getrieben, die Butterbereitung wird beendigt und die Butter zu Schmalz (Ghi) ausgelassen. Am Abend wird das Vieh in die Hürde eingelassen; die ganze Familie drängt sich dabei in religiöser Feier umher, und Jeder hält unter dem Ausruf: 'Möge Alles wohl gehen!' die rechte Hand an die Stirne, den Daumen an die Nase, die Hand geöffnet, die Finger auseinander gespreizt. Jetzt wird das Abendessen verzehrt, aus Milch, Mehl, Korn, Reis, Butter bestehend; die Lampe wird angezündet und vor ihrem Schein dieselbe Ceremonie wiederholt, wie bei der Heerde. Dann erst kommt die Zeit der Ruhe." (Ritter.)

Der ganze Viehreichthum der Toda's mag sich auf 10,000 Büffel belaufen; von jedem Stück aber fordert die brittische Regierung eine halbe Rupie (Fr. 1. 25) als Abgabe.

„Die Sprache der Toda's," sagt Metz, „ist ein Dialekt des Kanaresischen. Wer dieses versteht, kann sich denselben leicht aneignen. Wie allen Bergvölkern, ist ihnen dabei eine tiefe hohle, aus der Kehle und Brust hervortönende Aussprache eigenthümlich. Die sehr übel klingenden Töne ihrer Gesänge, womit sie sich einzuschläfern suchen, möchten sich wohl eher zur Verscheuchung von wilden Thieren eignen." Von einheimischer Literatur unter den Toda's ist natürlich keine Rede, da ihre Sprache noch nie zur Schriftsprache erhoben worden war; auch an Volksliedern, Sagen und Legenden scheinen sie arm zu sein. Das Probestück, welches Metz liefert, ist nichts weniger als fesselnd und phantasiereich.

Was nun die wichtigste Seite des Volkslebens der Toda's, ihre religiösen Begriffe und Einrichtungen, betrifft, so ist zwar theilweise wahr, was Ritter sagt: „Sie haben keinen Altar, kein Götzenbild, nichts von allen Superstitionen des Tieflandes;" allein es ist dieß doch eben nur theilweise wahr. Die Toda's sind ein Hirtenvolk, und an diesen ihren Hirtenstand und ihre Heerden knüpfen sich alle ihre überaus geringen religiösen Vorstellungen und Gebräuche. Wie der Hindu des Tieflandes seinen Pflug und seine Hacke, sein Rechenbrett und seine Schreibfeder, oder das Wasser des Flusses, von dem all seine Nahrung abhängt, mit göttlicher Verehrung umgiebt, so der Toda seine Milchkammer, die Büffelschelle und die heilige Hürde, in die er seine Büffel treibt. „Die heilige Büffelschelle," sagt Metz, „sehen sie als sichtbare Darstellung der Gottheit an und

bezeichnen sie mit dem Namen Hiriadëwa d. h. höchster Gott. Vor ihr gießen die Priester ihre Opfer aus, bestehend in Milch, vor ihr verrichten sie ihre Gebete."*) Und gleichwie im Tiefland von Süd-Indien die Dämonenpriester jeweilen sich von einem der Bhuten (Dämonen) besessen glauben, um dann kraft dieser Besessenheit ihre Orakelsprüche auszusprechen, gerade so versetzen sich die Todapriester bei feierlichen Gelegenheiten in Raserei, schlagen wie Wahnsinnige mit dem Stock um sich und jagen die Anwesenden durch Brüllen und Wüthen in Schrecken und Furcht. Er sei vom Schellengott besessen, heißt es dann. Die versammelten Toda's legen sich alsdann vor dem Heiligthum auf ihre Angesichter, lassen aber einen kleinen Raum zwischen ihren Reihen offen, damit der „höchste Gott", wenn er den Priester wieder verlassen will, durchziehen möge. Auch einen „Gott der Jagd" rufen die Toda's (nach Metz) um Hülfe an, wenn sie gegen Tiger und Leoparden, diese gefährlichen Feinde ihrer Büffelheerden, ausziehen. Dem Mukutti-Pik (an der westlichen Randkette der Nilagiri) schreiben sie besondere Heiligkeit zu. Dort halte sich der Wächter der Himmelsthore auf. Von dieser luftigen Höhe aus begeben sich die Geister der Verstorbenen mit einem Sprunge in die himmlischen Regionen, und zwar zugleich mit den Seelen der Büffel, die für sie als Todtenopfer geschlachtet werden, um sie im „andern Gebiet" (wie sie sagen) mit Milch zu versehen.

Als Nationalheiligthümer gelten bei den Toda's die sogenannten heiligen Mands (Têriari) oder geweihten Haine, in deren Umkreis

---

*) P. F. Vincenzo Maria, der als Generalprokurator der Karmeliter vom Pabst als Bevollmächtigter nach Malabar gesandt wurde, hat uns von diesem Lande eine der besten und vollständigsten Beschreibungen hinterlassen (Viaggio all Indie orientali de P. F. V. M. etc. Roma 1672). Unter andern heidnischen Kasten beschreibt er darin auch die Toda's. „Die Toda's (Li Thodri)," sagt er, „ein ziemlich weißes Völkchen, das die Berge hinter Ponani, im Reich des Samorin [Königs von Kalikut] bewohnt, betet eben die Büffel an, von denen es sich nährt. Sie wählen dazu die ältesten Stücke, denen sie ein elendes Glöckchen an den Hals hängen. Dieses sichert dem Büffel allgemeine Verehrung; frei darf er sich in den Feldern und Saaten ergehen, da Jeder sich glücklich schätzt, zum Unterhalt dieses Gottes beizutragen. So oft sie dieselben auch von Tigern zerrissen und auf den Feldern vermodernd finden, geben sie doch den Glauben an ihre Gottheit nicht auf; so entschieden halten sie fest, was ihnen von ihren Voreltern beigebracht worden ist." (Handschriftliche Mittheilung von Missionar Dr. Gundert.)

stets eine heilige Hütte sich befindet. Früher gab es sieben; jetzt sind drei gänzlich verlassen, und ein vierter bei Ottakamänd wird nur noch selten besucht. Bei den drei noch bestehenden wird eine Heerde milchgebender heiliger Büffelkühe gehalten zu dem ausschließlichen Gebrauch der beiden priesterlichen Personen, die hier des Heiligthums warten. Der Eine ist der Pölāl (Milchmann, von Pol = Milch, und al = Mann), der als Priester funktionirt und den ersten Rang unter den beiden einnimmt. Er muß stets der höchsten Klasse unter den Toda's angehören und freiwillig zur Uebernahme dieses Priesteramtes sich erbieten. Hat sich Einer dazu bereit erklärt, so muß er sich längere Zeit schweren Büßungen unterwerfen. Er wirft alle seine Kleider ab, als würfe er damit das weltliche Leben von sich, und geht nach einem bestimmten Walde. Hier sucht er das dichteste Dickicht auf, das noch kein menschlicher Fuß betrat, nahe bei einem reinen Bergwasser, das noch kein Mensch verunreinigte. Da bestreicht er täglich drei- bis viermal Leib und Glieder mit einem selbstbereiteten Pflanzensaft und badet darnach im Bergstrom. Am Abend genießt er etwas geröstetes Mehl, das er mitgebracht, und bleibt die ganze übrige Zeit nackt der Witterung ausgesetzt. Nach acht Tagen wird ihm ein schwarzes Gewand gebracht, von grobem Sacktuch, 4 Ellen lang, 1½ Ellen breit; dieß windet er sich um die Lenden. Von nun an heißt er Pölāl, darf kein Glied seiner Familie, selbst seine eigene Frau nicht mehr sehen, noch mit ihr reden; alle weltlichen Gedanken soll er meiden, nur mit der Gottheit sich beschäftigen. Kein Toda wird es nun wagen, ihn anzurühren, oder auch nur auf zehn Schritte sich ihm nahen; Niemand wird ihn ohne besondere Erlaubniß anreden. Denn auch der Athem eines Menschen würde ihn verunreinigen. Man glaubt, daß Gott in ihm wohne und durch ihn seinen Willen offenbare. Er lebt hauptsächlich von der Milch der heiligen Büffelkühe und verläßt selten seinen Mand. Kommt er in ein Dorf, so wird ihm mit tiefster Ehrfurcht begegnet, und Niemand würde wagen, eine seiner Forderungen abzuschlagen. Seit dem Einzug der Europäer auf den Nilagiri hat freilich nicht nur sein Einfluß wesentlich abgenommen, sondern auch sein strenges Leben voll Entbehrung mehr einem behaglicheren Dasein Platz gemacht.

Der Gehülfe des Pölāl ist der Kāvilāl („Wächter" von Kāvil = Wacht, und āl = Mann). Auch er muß durch einen ähnlichen, obwohl kürzer dauernden Buß- und Reinigungsproceß zu seinem Amte

sich erst vorbereiten, und erhält nach dessen Vollendung gleichfalls ein schwarzes Gewand, neben welchem er jedoch auch seinen Mantel noch forttragen darf. Er ists, der die heiligen Kühe, die zum Heiligthum gehören, zum Grasen ausführt, Wasser und Holz herbeiträgt und alle niedern Geschäfte für den Priester (Pöläl) thut. Er wohnt in einer besondern Hütte, speist nicht mit dem Priester, und bleibt diesem in allen Dingen untergeordnet. Doch können Beide, Pöläl und Kävilāl, ihre Posten wieder verlassen, wenn sie wollen, was auch häufig geschieht; können ihn aber nicht wieder annehmen, ohne die Büßungen und Reinigungen zuvor nochmals durchzumachen.

Neben diesen beiden priesterlichen Personen, welche ihren Aufenthalt stets in den heiligen Mands haben, besitzen manche Toda-Dörfer wieder ihren eigenen Dorfpriester, dessen ganzes Priestergeschäft jedoch, wie dort, in dem Melken und Besorgen der Büffel besteht. Denn dieses Geschäft ist in den Augen der Toda's das allerheiligste. Auch diese Dorfmelker müssen jene schweren, oft 30 Tage dauernden Reinigungen zuvor durchmachen, ehe sie ihr Amt antreten können; seltsamer Weise aber dürfen sie während ihrer Dienstzeit nicht selbst von der Milch der Kühe trinken; nur der Genuß des Schmalzes steht ihnen frei, und am Schluß ihres Dienstes erhalten sie einen oder zwei Büffel als Lohn.

Wir sehen, die ganze Religion, wie überhaupt alles Denken und Sinnen der Toda's bewegt sich um ihre Büffelheerden. Auch die jenseitige Welt, das „andere Gebiet", wie sie es nennen, ist für sie undenkbar und ohne Reiz ohne die Beigesellung von Büffeln. Daher die eigenthümliche Todtenfeier, deren wir hier noch etwas näher erwähnen müssen.

Die Toda's haben für ihre Verstorbenen zwei nach Zeit und Art verschiedene Festlichkeiten. Die eine findet unmittelbar nach dem Tode statt, die andere etwa 12 Monate später. Bei der ersten, die das „grüne Begräbniß" genannt wird, handelt es sich zunächst um die Verbrennung der Leiche und um das Schlachten einiger Büffelkühe, die den Verstorbenen in die andere Welt begleiten und mit Milch versorgen sollen. Ein Engländer, der einer solchen Todtenfeier beigewohnt, schildert sie mit sehr lebendigen Farben. Es war in der Nähe von Ottakamänd, hinter abgelegenen Wäldern am Fuße von Berghöhen, in voller Einsamkeit. Auf dem freien Platze befand sich eine heilige Hütte, um welche viele Hörner und Schädelknochen

von Büffeln zerstreut lagen. In der Nähe war die Stelle zum Verbrennen der Todten, mit vieler Asche und Gebeinen umher. Da ertönten durch die tiefe Waldstille plötzlich aus der Ferne die klagenden Stimmen vieler Menschen. Männer und Weiber kamen in Procession herangezogen durch das Dickicht des Waldes. Die Leiche, auf einer Bahre von Baumzweigen getragen, war mit einem neuen Mantel und den Zierrathen des Verstorbenen bedeckt. Hinter ihr folgten wieder Männer und Weiber unter Klagegesängen; dann Volk mit Holzbündeln zum Scheiterhaufen, mit kleinen Beuteln voll frischer Butter in Blätter gewickelt, mit Milch in Töpfen und mit verschiedenen Geräthen zum Todtenschmaus. Dann erschien aus einer andern Ecke des Waldes ein Trupp kräftiger Toda's mit einer Anzahl von Büffeln, die zum Opfer bestimmt waren und in die Mitte des Platzes getrieben wurden. Die Bahre mit der Leiche war auf eine Erhöhung im Walde gestellt; alle Verwandten streuten unter mancherlei Ceremonien Erde darauf und setzten sich dann zur Klage im Kreise umher. Die andern bauten indeß den Scheiterhaufen, bereiteten die Speisen zum Todtenmahle oder pflogen lebhafte Unterhaltung. Mittlerweile hatte sich auch auf einer benachbarten Berghöhe eine Gruppe von Kota's gelagert, in Lumpen gehüllt, mager, ärmlich und elend, aber in der Erwartung, hier eine gute Beute zu gewinnen. Endlich sind die Vorbereitungen fertig. Einige Toda's werfen nochmals Erde auf die Leiche und geben damit das Signal zum Beginn des Opfers. Die Büffel, im Kreis um den Todten gestellt, werden mit Keulen erschlagen, und mit jedem Streich, unter dem eine Kuh zusammenstürzt, wird gerufen: „Begleite den Geist des Verstorbenen in das große Land." Jetzt wird die Leiche, nachdem der nächste Anverwandte ihr eine Haarlocke abgeschnitten, mit dem Gesicht auf den Scheiterhaufen gelegt; die Zierrathen werden abgenommen, geröstete Körner, Zucker und Holzstücke werden auf den Todten geworfen; der Holzstoß wird angezündet. Dicker Rauch und hellauflodernde Flammen steigen empor. Von der benachbarten Höhe ertönt das wilde Geschrei der Kota's, aus dem Waldesdickicht das Geheul der Weiber, die sich zurückgezogen hatten; alle nähern Anverwandten des Verstorbenen aber verhüllen Kopf und Gesicht mit den Mänteln. Ist das Feuer abgebrannt, so werden die übrig gebliebenen Gebeine sorgfältig aus der Asche gesammelt und samt der Haarlocke und den Zierrathen in einen Mantel gehüllt. Die Feier ist geendigt; die Toda's

ziehen heim und die Kota's steigen von der Höhe, um das Fleisch der gefallenen Büffel unter sich zu theilen.

Dieß ist die erste Todtenfeier, das „grüne Begräbniß". Daran schließt sich nach Ablauf etwa eines Jahres die zweite, viel wichtigere und pomphaftere, das „dürre Begräbniß". Sie hat mehr den Charakter eines großen Volksfestes, als den einer Todtenklage. Die umwohnenden Badaga's, Kota's und Kurumba's, — alle werden eingeladen und aufs reichlichste bewirthet. Die Hauptsache ist das aufregende Kampfspiel kräftiger Toda-Jünglinge mit den zahlreichen Büffelkühen, die bei dieser Feier zum Opfer geschlachtet werden. Bis vor Kurzem wurden bei solchen Gelegenheiten oft nicht weniger als 40 bis 50 Büffel erschlagen. Sie werden in eine zu diesem Zweck errichtete, weite, steinerne Einfassung getrieben, durch allerlei Mißhandlung und Geschrei gereizt und zur Wuth gestachelt, und innerhalb des ummauerten Platzes umhergejagt. Jetzt suchen je zwei junge Männer einen Büffel bei den Hörnern und Nasenknorpeln zu fassen und mit Knütteln zu erschlagen. Aeltere Männer, ihrer früheren ähnlichen Kämpfe eingedenk, reizen die Ringer zu immer neuen Angriffen gegen die wüthenden Thiere, und oft setzt es schwere Verwundungen ab oder selbst den Tod. Es ist aber gegen die Ehre, einem der Kämpfer beizustehen. Stück um Stück fällt, während die rauhen Töne der Kota-Musik bald feierlich, bald fröhlich aus der düstern Waldumgebung ertönt. Dazwischen währen die Schmäuse, die Tänze, die lebhaften Unterhaltungen, durch die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen. Doch auch an Zeichen der Trauer fehlt es nicht. Um die erschlagenen Büffel her setzen sich heulende Männer und Weiber, Alt und Jung, Paar bei Paar sitzend, Gesicht gegen Gesicht, mit gesenkter Stirn sich gegenseitig berührend. Allgemeiner Jammer und tiefe Wehklage in steigenden und fallenden Tönen, dazwischen wieder das Geblase der Pfeifer, steigend und fallend mit dem Klagegeschrei der Versammlung.*) „Als ich eine solche Scene zum ersten Mal sah," schreibt Metz, „ward ich fast zu Thränen gerührt. Der Ausdruck, den sie ihrem Schmerze geben, geschieht zuweilen in der Form von Fragen an den Gestorbenen, wie: 'Leidest du am Fieber? Gedeihen deine Büffel? Warum hast du uns so bald verlassen?' Doch merkte ich bald, daß diese Zeichen der Trauer nur gemacht und

*) Siehe das trefflich gezeichnete Titelbild, das die Todtenfeier darstellt.

scheinbar waren." — Den Schluß dieser oft mehrtägigen Festlichkeit macht eine feierliche Prozession über die Trauerstätte mit gesenktem Haupt, worauf die Kota's die Häute und das Fleisch der gefallenen Thiere einhandeln.

Da die brittische Regierung, welche von jedem Büffel der Nilagiri eine Abgabe von einer halben Rupie (Fr. 1. 25 oder 36 kr.) einzieht, durch diese großen Todtenopfer zu Schaden zu kommen glaubte, so erließ sie das Verbot, bei solchen Gelegenheiten mehr als einen, höchstens zwei Büffel zu tödten. Seitdem pflegen die Toda's die Leichenfeier mehrerer ihrer Stammgenossen in Eine zu verschmelzen, um nach der alten Sitte dennoch eine größere Anzahl Thiere opfern zu können.

Es ist dieß die einzige Feierlichkeit, bei der sich die Toda's in größerer Menge zusammenfinden. Kein religiöser Cultus führt sie zu einem Tempel oder zu ihren heiligen Mands; keine gemeinsame Gottesverehrung, keine Wallfahrt, keine irgend andere Feier findet statt. Von einer besonderen Empfänglichkeit dieses Stammes aber für die reine heilige Lehre des Evangeliums wissen die Zeugnisse aller unsrer Missionare bis jetzt nichts zu sagen. Im Gegentheil redet noch der neueste Bericht unsrer Brüder von den Toda's als von einem „besonders stumpfen Geschlecht", aus dessen Mitte bis jetzt nur zwei Knaben sich in den Schulen eingefunden haben, während die Badaga's nicht nur ihre Jugend zahlreich zum Unterricht senden, sondern auch seit zwei Jahren die Erstlinge einer christlichen Gemeinde geliefert haben.

---

3. Die Badaga's.

Wenn das Hirtenvolk der Toda's durch seine natürliche Einfachheit, durch seine denkwürdigen Sitten und durch seine ganze kräftige Erscheinung unser Interesse erregt, so tritt uns in dem zweiten Stamm, der die Nilagiri bewohnt, in den Badaga's, ein durchaus verschiedenes Geschlecht entgegen. Schon ihre verhältnißmäßig große Zahl (Metz schätzt sie auf 15,000 in 300 Dörfern; Ritter spricht nur von 10,000) und ihre weite Verbreitung über das ganze Gebirgsland läßt sie, zumal für den Missionar, vor den Toda's in den Vordergrund treten.

Schon ihr Name Badaga (Baddagar oder Waddagar, von

Wadaka = Nördlicher) deutet auf ihre Herkunft.*) Es sind die „Leute des Nordens", die aus dem Plateau des nördlich gelegenen Meisur-Landes, wahrscheinlich gedrängt von der Grausamkeit der dortigen Herrscher, vor einigen Jahrhunderten auf die Berge als Flüchtlinge sich gerettet haben. Ihre Sprache (ein Dialekt des Kanaresischen), ihre Sitten, ihre socialen Einrichtungen, ihre Religion, ihre Beschäftigung, ihre historischen Erinnerungen, — Alles zeichnet sie als ein aus Meisur gekommenes Hindu-Geschlecht. Sie erkennen die Toda's als die eigentlichen Herren und Grundbesitzer des Bodens der Nilagiri an und bezeugen dieß bis auf den heutigen Tag durch die Dienste und Abgaben, welche sie Jenen leisten. Sie sind Ackerbauern. Als solchen ist ihnen jede Hufe Landes von höchstem Werth, während der Todahirte mit seinen Büffelheerden frei und ungebunden nur den Weidetriften nachzieht. Für das Recht nun, den Boden bauen zu dürfen, zahlt jedes Badagadorf derjenigen Todafamilie, in deren Territorium es liegt, eine Natural-Abgabe von jeder Kornart auf jedem Ackerfelde, außerdem aber noch den jährlichen und gelegentlichen Beitrag zu den heiligen Mands oder Tempelbezirken der Toda's. Ein Engländer wohnte der Gerstenernte eines Badaga-Dorfes bei. Die Leute bezahlten sogleich, nachdem sie das Korn durch ihre Ochsen hatten austreten lassen, an den heiligen Tempelhain der Toda's einen halben Scheffel für die segnenden Gebete des dortigen Toda-Priesters (Polal), ohne welche sie nach ihrem Glauben kein Gedeihen bei ihren Ernten, Heerden und Kindern erwarten könnten. An die Toda's selbst zahlten sie ebenso viel; deßgleichen 5 Scheffel nach Vertrag an die Kota's, und einen halben Scheffel selbst an den armseligsten Stamm der Nilagiri, die Kurumba's, hauptsächlich aus Furcht, um sich vor ihren Zaubereien zu wahren. „Wahrscheinlich," sagt Ritter, „waren bei der Flucht der Badaga's aus dem Unterlande alle ihre Gewerbleute, Handwerker, Wäscher, Gerber, Holzarbeiter, Schmiede ꝛc. dort zurückgeblieben; somit mußte es ihnen, als sie auf die Berge kamen, ungemein willkommen sein, die Kota's und Kurumba's, die sie dort vorfanden, zu Diensten bereitwillig zu finden, für welche die Grundherren, die Toda's, sich nicht hergeben konnten. Daher

*) „Wadaka" heißen im Tamulischen auch die Telugu-Leute; es ist dieß dort ihr gewöhnlicher Name. Bei portugiesischen Geschichtschreibern kommen die Telugu beständig unter dem Namen Wadaka vor. Das Wort besteht aus drei kurzen Sylben. (Handschriftl. Mittheilung von Miss. Dr. Gundert.)

zahlt jede Badaga-Gemeinde den Kota's ihres Distrikts 80 Maas Gerste für jedes Stück Ackerland, den Kurumba-Familien aber, an die sie grenzen, 8 Maas, außerdem noch mancherlei Accidenzien bei Todtenfeiern ꝛc."

Die Badaga's sind als Abkömmlinge der Hindu's des Unterlandes schmächtiger von Gestalt, kleiner und hellfarbiger als die Toda's. Ihre Gesichtsbildung ist ohne jenen Ausdruck von Frische und Leben, der Jene so eigenthümlich charakterisirt. Sie tragen einen Turban oder Tuch um den Kopf, im Uebrigen sind sie ähnlich den Toda's gekleidet, doch meist ärmlich und schmutzig, „weit schmutziger, als die Hindu's der Ebene." Männer und Frauen tragen reichlichen Schmuck an Ohren, Fingern, Zehen, Nase und Armen. Ihr Hindu-Charakter stellt sich aber namentlich in dem schlauen, mißtrauischen, doppelzüngigen und feigen Wesen heraus, das ihnen im Allgemeinen eigenthümlich ist. Auch jene häufige Entnervung und frühzeitige Schwächung, die eine Folge des Opiumgenusses und Hanfrauchens ist, überhaupt das rasche Altwerden und Verblühen von Männern und Frauen, sticht bei ihnen scharf gegen das weit kräftigere Wesen der nomadisirenden Toda's ab. Daneben sind sie freilich viel gewandter, arbeitsamer, für höhere Civilisation empfänglicher, als jene, und insofern erkennen die Toda's ihrerseits wieder die Superiorität der Badaga's bereitwillig an.

Ihre Dörfer bilden in der Regel nur Eine einzige Reihe von aneinander gebauten Hütten, die an den Seiten der Hügel liegen. Vor denselben läuft eine Veranda hin, die gegen den Bergabhang gekehrt ist. Jede Familienwohnung besteht nur aus zwei Gemächern, von denen das eine nach der Veranda mündet, das andere aber hinter dem ersten liegt. Während in das letztere kein Strahl des Lichts fällt, empfängt das vordere Gemach sein Licht nur durch die Thüre; in der Mitte desselben ist der Herd ohne Rauchfang. Der äußere Raum vor der Veranda ist eine festgeschlagene Tenne zum Dreschen und Worfeln des Korns, mit einer Steinmauer umzogen. Das Ackervieh ist klein und giebt wenig Milch; doch halten sie auch Büffelkühe, welche reichlich Milch und Butter liefern. Nur die Männer melken die Kühe, weil sie dieß gleich den Toda's als eine heilige Handlung betrachten. Am Tage geht der Mann aufs Feld oder zur Heerde, oder auf Taglohn, während die Frau für die Hausarbeit sorgt. Erst am Abend vereint die Familie sich täglich wieder bei dem Schein

einer Lampe, welcher man als einer Gottheit Zeichen göttlicher Verehrung darbringt; vor ihr sagt man die Gebete her und legt kleine Opfer vor ihr nieder.

Nach Metz ist die Gesammtbevölkerung der Badaga's in achtzehn Klassen oder Stände abgetheilt. Wenn nun auch diese Stände nicht den scharfausgeprägten Charakter der Kaste tragen, wie sie sich unter den eigentlichen Hindu's des Unterlandes darstellt, so haftet ihnen doch unverkennbar etwas davon wesentlich an. Der Stände-Unterschied vererbt sich, wie dort, durch Geburt von Vater auf Kind und Kindeskind; Zwischenheirath zwischen den höheren und niederen Klassen ist nicht gestattet, oder bestraft sich mit dem Verlust der Kaste; Fleischspeisen sind den Einen gestattet, den Andern aufs strengste verboten; selbst Tischgemeinschaft ist zwischen den höheren und niedern Abtheilungen nicht erlaubt. Man erkennt daran die wesentlichen Eigenthümlichkeiten des Kastenwesens, obschon, wie gesagt, jene scharfe Ausbildung der Kastenabsonderung, wie sie im Unterlande vorherrscht, sich nicht unter den Badaga's findet. Sieben der genannten 18 Klassen werden als die höheren bezeichnet. Unter ihnen steht als die höchste obenan die Klasse der Wödearu, welche den ganzen Stolz einer indischen Priesterkaste an sich tragen. „Sie lassen sich kaum herbei, einen Europäer auch nur zu grüßen. Bei Gastmählern der Badaga's oder andern Festlichkeiten haben sie den Segen zu sprechen. Von Allen mit der höchsten, oft göttlichen Verehrung betrachtet, meiden sie die Arbeit und leben meist von Almosen. Sie haben fünf Dörfer inne." (Metz.) Die Kongaru, die zweite Klasse dem Range nach, sind minder stolz und „zeichnen sich durch Geschwätzigkeit aus." Ihnen folgen die Adikari, in zwei Abtheilungen gesondert, von denen der einen der Fleischgenuß erlaubt, der andern verboten ist. Die Känakaru sind die Rechner und Schreiber, die einzige Klasse, welche lesen und schreiben kann. Auch als Beschwörer und Aerzte üben sie großen Einfluß unter ihren Stammgenossen aus. Die Tschittri zählen gleichfalls zu den höheren Klassen und dürfen kein Fleisch genießen. Die Belli sind als die schlauesten und verschmitztesten unter ihrem eigenen Volke sprichwörtlich geworden, während die letzte der sieben, die Häruwaru, ihren Stammbaum von den Brahmanen ableiten und durch das Tragen der Brahmanenschnur diese Ehre bis heute noch in Anspruch nehmen. Sie haben 6 Dörfer inne, dienen bei den Erntefesten als Priester und treten nament-

lich bei dem Fest des „Feuertretens" als Hauptacteurs auf.*) Bei alle dem stehen sie an Schmutz und Unreinigkeit den übrigen Badaga's nicht nach, dienen den Europäern als Lastträger und thun andere niedrige und geringe Dienste.

An diese sieben vornehmsten Klassen schließen sich die elf geringeren an, unter denen Metz die „Hochzeitskaste" die zahlreichste unter allen, die Mari's die wohlhabendste und einflußreichste, die Kasturi, welche in der nächsten Umgebung unsrer Missionsstation Käti wohnen, die geizigste nennt. „Die Törea's sind die niederste Klasse unter allen Badaga's und dürfen nicht mit einer der übrigen Abtheilungen essen. Sie thun den andern Badaga's Knechtsdienste."

Was die Religion dieses Volksstammes betrifft, „so erhebt sich dieselbe (sagt Metz) nur wenig über den gemeinen Fetischismus." Es kann uns dieß nicht verwundern; denn die wenigen religiösen Ideen, welche sie vor Jahrhunderten aus dem Unterlande mit sich auf die Berge gebracht haben, mußten dort bei dem völligen Mangel aller, auch der ordinärsten Bildung, und bei der Abgeschlossenheit von anregenden und fördernden Bildungszuflüssen vollends verkümmern. Die Religionsform, die sie als Erbtheil aus Meisur mitbrachten und bis heute, wenn auch in noch so kümmerlicher Gestalt festhalten, ist der Siwa-Dienst. Wir müssen mit einigen Worten denselben zu charakterisiren versuchen.

Siwa (Schiwa) ist bekanntlich der dritte der alten indischen Naturgötter, und wie in den beiden ersten (Brahma und Wischnu) die schaffende und erhaltende Naturkraft dargestellt war, so in Siwa die zerstörende und wiederbelebende, neugestaltende Kraft des Naturlebens. Die Siwaiten setzen aber diesen Gott über alle andern Götter und schreiben ihm nicht bloß die Zerstörung und Neuschaffung alles Irdischen zu, sondern auch die ursprüngliche Weltschöpfung, sowie

*) Es ist dieß die durch einen großen Theil Indiens verbreitete Sitte, über ein Lager glühender Kohlen mit bloßen Füßen unverletzt zu laufen. Sie geben vor, der Gott, dem sie dienen, lindre die Hitze und mache das Feuer für sie unschädlich. Es ist aber das leichte rasche Auftreten mit den gehärteten Fußsohlen, was die Sache erklärt, während allerdings unvorsichtigere Leute nur zu häufig Brandwunden davontragen. Das Wunder der Unverletzlichkeit wird von den Hindu's stets als ein Zeugniß für die Macht ihres Gottes den Missionaren gegenüber geltend gemacht. Die Sitte ist übrigens neuerdings von der englischen Regierung da und dort verboten worden.

die Erhaltung alles Bestehenden. „Du bist Wischnu, du bist Brahma," heißt es in einem der Siwa-Religionsbücher; „du bist Fortschritt und Tod, Sonne und Mond, die geoffenbarte und die zeugende Natur, du bist Erde, Meer, Feuer, Wind; du bist das Gewesene und das Seinwerdende, du bist der Anordner des Weltalls, das Bewegliche und Unbewegliche, du bist der, welcher bei der Weltzerstörung erhält." — Das Symbol des Siwa nun ist das Feuer, weil nach der Meinung seiner Verehrer die Erde durch Feuer entstand, durch Feuer erhalten wird und durch Feuer vergeht. Dieses Element aber stellt sich am vollkommensten dar in der Flamme, welche nach aufwärts steigt, worin dann die unreine Phantasie der Hindu's hinwiederum eine sinnbildliche Darstellung der zeugenden Kraft, des Phallus oder (in Sanskrit) des Lingam, sieht. In ihm ist die ganze Idee des Siwaismus repräsentirt. Er ist in unflätigster Weise an den Bildern des Gottes selbst dargestellt; ihn tragen seine Anhänger in Miniatur-Abbildungen, in silberne Büchsen eingeschlossen, als religiöses Abzeichen auf der Brust; der Lingam ist dem Siwaiten, was dem Brahmanen die Brahmanenschnur ist. Um den Lingam-Dienst bewegt sich auch der Hauptcultus der Siwaiten. Es ist ein Fleischesdienst, der selbst den wenig zart fühlenden Heiden treibt, die Finsterniß aufzusuchen, um da um so ungehinderter den zuchtlosesten Orgien sich zu überlassen.

Dieser Siwa- und Lingam-Dienst also ist es, den die Badaga-Bauern mit sich auf die Berge der Nilagiri gebracht haben. Aber wenn demselben in uralter Zeit noch irgend ein „höherer" Sinn zu Grunde lag, und wenn etliche wenige Eingeweihte unter den Gelehrten des Unterlandes die symbolische Bedeutung dieses Cultus noch etwa festzuhalten vermögen, so ist derselbe natürlich für die tief herabgekommenen unwissenden Badaga's völlig verloren gegangen, und es blieb ihnen nur noch die bittere schmutzige Hefe des ohnehin unreinen Taumelweins. „Es werden," sagt Metz, „Tänze und Belustigungen der unzüchtigsten Art vor den Tempeln aufgeführt, und wenn man sie auf die Sündhaftigkeit ihres Thuns aufmerksam macht, so erwiedern sie: 'Unser Gott hat Freude daran!'"

Das Hauptobject der Anbetung ist der Mahâlinga („großer Lingam"), der gewöhnlich durch einen langen, obeliskförmigen, unbehauenen Stein dargestellt wird. Der kegelförmig gebaute Tempel dieser Gottheit steht immer außerhalb des Dorfes; an seinem Ein-

gang ist „Bassappa" (Bassawa) d. h. der Stier, als Sinnbild der zeugenden Naturkraft, aufgestellt. Auf den Lingam-Dienst weist auch jene alte Steinsäule hin, die nach der Ueberlieferung der Ueberrest eines zertrümmerten Königspalastes sein soll, nun aber als Gott verehrt wird, und für welche ein eigener Tempel errichtet ist. Aber daneben dient dem Badaga alles Mögliche sonst als Gegenstand der Anbetung, und eben dadurch wird die Richtigkeit der oben angeführten Behauptung bestätigt, daß die Religion der Badaga's nur wenig über dem gemeinen Fetischdienst stehe. Die Trümmer von Grabstätten und Wohnplätzen vergangener Geschlechter, ein altes verrostetes Messer, vor dem jede Nacht eine Lampe brennt, die kleine silberne Abbildung eines längst verstorbenen kecken Badaga-Jägers, die Figur einer Badaga-Frau, die bei dem Hinschied ihres Mannes sich selbst dem Tode weihte, die Bergspitzen des Rangaswami und des Mukutti-Pits, der goldene Nasenring eines früher lebenden Badaga-Weibes, ferner ein alter Baum, in welchem der Jagdgott seinen Wohnsitz hat, namentlich auch verschiedene Flüsse und Bergwasser, und sonst unzählige andere Gegenstände bilden die Gottheiten, vor denen der Badaga seine Opfer darbringt. Selbst dem Gotte „Jesus Christus", den die Missionare predigten, sollte in einem der Badaga-Dörfer ein Tempel errichtet werden; denn die Milch, die sie jeden Abend für ihn an einem bestimmten Orte zum Opfer aufstellten, war ja immer am andern Morgen verschwunden und aufgezehrt. Nur der entschiedene Protest des Missionars und der Ausbruch einer verheerenden Krankheit in diesem Dorfe verhinderte das Vorhaben.

Daß neben dem armseligen religiösen Cultus, der sich in der Darbringung von Opfergaben aller Art ausprägt, auch das ganze dunkle Treiben der Wahrsagerei, Zeichendeuterei und Zauberei sich unter den Badaga's finden werde, ist zum Voraus zu erwarten. Der Badaga fühlt sich, wie die Heidenwelt überhaupt, einer dunkeln Naturgewalt preisgegeben, mit welcher er unter steter Angst und Furcht in ununterbrochenem Kampfe liegt, und deren verderbliche Einflüsse er durch Zeichendeutung und Zauberkunst von sich abzuwehren bemüht ist. In hohem Maaße gesteigert wird diese Angst und Furcht durch die Nähe des tiefgesunkenen Stammes der Kurumba's, denen der Badaga die Macht der Zauberei in eminentem Grade zuschreibt. Ueberhaupt stehen sich die vier Stämme, welche die Nilagiri bewohnen, nicht als hülfreiche befreundete Nachbarn, sondern als lauter

unheimliche, stets gefürchtete feindliche Parteien gegenüber, die sich gegenseitig bald durch sühnende Gaben, bald durch überbietende Zaubereien im Schach zu erhalten bemüht sein müssen.

Unter solchen Umständen ist ja nicht zu verwundern, daß das häusliche und gesellschaftliche Leben der Badaga's kein erquickliches Bild darbietet. „Das Eheband unter ihnen," sagt Metz, „ist so locker, daß sie es nicht der Mühe werth halten, großen Aufwand bei ihren Hochzeiten zu machen. Der Mann kann die Frau zu irgend einer Zeit ihren Eltern zurückschicken; ebenso kann die Frau den Mann zu beliebiger Zeit wieder verlassen. Drei oder vier Probeheirathen zu machen, ist nichts Seltenes." Nur bei den höheren Kasten ist mit der Hochzeit einige Feierlichkeit (priesterliche Ceremonien, Tanz und Schmausereien) verbunden; in der Regel aber holt der Bräutigam die Braut im Hause ihres Vaters einfach ab. (Metz erzählt einen Fall, wo der Mann auch dieß nicht einmal that, sondern das Mädchen zu ihm gebracht werden mußte.) Die Braut wirft sich vor dem künftigen Eheherrn nieder, dieser setzt seinen Fuß auf ihr Haupt und spricht: Lebe, lebe, geh' und hole Wasser! — und der Ehebund ist geschlossen. Der Vater aber giebt seiner Tochter einen Ochsen oder Büffel als Mitgift mit. Im Falle der Auflösung der Ehe muß diese Mitgift dem Vater wieder zurückerstattet werden, was freilich nur zu oft Anlaß zu schweren und selbst blutigen Streitigkeiten giebt. Ein eigenthümlicher Zug von Barbarei stellt sich in den häufig vorkommenden Fällen von Weiberraub unter den Badaga's dar. Wenn ein Mann in seiner Brautwerbung kein Glück hat und das Mädchen, das er begehrt, einem Andern zur Ehe gegeben wird, so stellt er eine Anzahl kräftiger Toda's an, die sich um Lohn anheischig machen, die gewaltsame Entführung des begehrten Weibes zu vollziehen. Metz selbst ward einst mitten in der Nacht von einem Wittwer geweckt, der bereits alle Anstalten zur Entführung eines fremden Weibes getroffen und hiezu auch die Zustimmung seiner eigenen Verwandten erhalten hatte, nun aber von dem Missionar, dem Freunde des höchsten Gottes, nur noch erfahren wollte, ob ihm sein Vorhaben gelingen werde. Andererseits erzählt Metz von einem Fall, wo eine junge Frau dreimal ihrem Manne gewaltsam entführt ward, aber dreimal wieder zu ihm zurückkehrte, weil sie mit Liebe an ihm hieng. Allein meist ist der Ausgang dieser Barbareien ein viel traurigerer. Hat ein Weib selbst die Hand mit im Spiele, und die Ent-

führung gelingt nicht, so greift sie einfach zu einer Dosis Opium und vergiftet sich; oder wenn sie wider ihren Willen entführt wird und sie kann die Rückkehr zu ihrem rechtmäßigen Manne nicht bewerkstelligen, so ist abermals der Selbstmord durch Opium oder durch den Strick ihr schnelles Auskunftsmittel. Die Berichte unsrer Missionare auf den blauen Bergen sind voll von dergleichen Erfahrungen. Ueberhaupt ist die Geringschätzung des eigenen Lebens, und somit der Selbstmord, so einheimisch unter den Badaga's, daß dem raschen Zorneswort: „Ich vergifte mich," auch nur zu häufig die rasche verhängnißvolle That folgt.

Es ist dieß um so auffallender, als die Vorstellungen der Badaga's von dem Zustand der Seele nach dem Tode sehr schauerlicher Natur sind. Ihre Phantasie hat den Ort der Strafe mit allen denkbaren Formen der Qual und Peinigung ausgestattet. Wer sich durch Erhängen selber den Tod gegeben, muß in der andern Welt auf ewig mit dem Strick um den Hals an einem Baume hängen. Wer Wittwen mißhandelt, Eigenthum raubt und von den Armen Geld erpreßt, wird dort in eine stinkende Grube geworfen und muß, statt zu essen, mit Rauch sich nähren. Wer sich durch Opium vergiftet, muß in der andern Welt in alle Ewigkeit Wasser tragen und ein Opiumfeld begießen. Wer fremde Kinder betteln sieht und ihnen keine Gabe reicht, dessen Kinder müssen in der jenseitigen Welt einsam und verlassen, gequält von den Stichen der Muskito's, am Wege liegen, und Niemand erquickt sie. Wer einen Bettler nicht an seiner Mahlzeit theilnehmen läßt, muß dort rothen Schlamm essen, und Niemand erhört ihn. Frauen, die um ihrer Untreue willen verstoßen wurden, werden dort an Bäume gebunden und empfangen weder Nahrung noch Kleidung. Jeder abgeschiedene Geist muß an der Feuersäule vorbei, die am Wege zum Todtenreiche steht, und muß sie umarmen. War er böse auf Erden, so wird er vom Feuer versengt und verzehrt, und versinkt in die Hölle, wo er von einem rabenmauligen Drachen genagt wird. War er gerecht und gut, so bleibt er unbeschädigt vom Feuer; aber er hat über die Fadenbrücke zu gehen, die über den Fluß zur Stätte der Seligkeit führt. Nur wer gute Werke gethan hat, vermag den schmalen Steg zu überschreiten, ohne in die Tiefe zu versinken. Kommt er glücklich hinüber, so findet er die silberne Säule, die goldene Mauer und die Auen der Seligkeit. Dort sind die Aehren der Kornfelder eine Elle lang und so dick, wie

ein irdenes Trinkgefäß. Die Hüften der Seligen sind in feine warme Kleider gehüllt; sie baden sich in warmem Wasser, melken ihre Büffelkühe, und ihre Melkgefäße werden immer voll. Solches wird denen zu Theil, die reichlich Almosen gaben, die Hungrigen speisten, die Nackenden kleideten, nicht mit Verläumdung umgiengen, die Fremden nicht unterdrückten und nach der ihnen von Gott verliehenen Weisheit handelten. „Sie wandelten in den Wegen Gottes mit den ihnen von Gott gegebenen Füßen, sie sahen mit den ihnen von Gott gegebenen Augen, sie arbeiteten mit den ihnen von Gott gegebenen Händen, und aßen die ihnen von Gott gegebene Speise."

Es sind dieß Züge aus dem innern Gedankenleben der Badaga's, die uns trotz aller mit unterlaufenden Mißtöne einen erfrischenden Blick thun lassen in jene geheimnißvolle Werkstätte des Gewissens, das auch im Heidenherzen noch lebt und wirkt, und in welchem auch ohne besondere Offenbarung das Gesetz Gottes mit unauslöschlicher Schrift geschrieben steht. Noch deutlicher wird uns dieß aus der eigenthümlichen Leichenfeier der Badaga's, wie sie uns von den Missionaren geschildert wird.

„Nachdem das Leben erloschen ist," erzählt Metz, „so werden alsobald Vorbereitungen zur Leichenfeier getroffen, die gewöhnlich schon am andern Morgen stattfindet. Einige gehen aus, um die auswärts wohnenden Verwandten einzuladen; Andere schaffen Holz aus dem Walde herbei, und eine dritte Parthie ist beauftragt, die Kota's, welche die Feier mit Musik begleiten, herbeizurufen. Sobald der Scheiterhaufen in thurmähnlicher Gestalt errichtet ist, wird derselbe mit den Kleidern, welche samt dem Leichnam verbrannt werden sollen, bedeckt. Hierauf wird die Leiche auf einem einfachen Bette unter den Scheiterhaufen gestellt; war der Gestorbene ein Mann, so werden auch seine Ackerwerkzeuge, seine Flöte, sein Stock und eine getrocknete Kürbisschale, welche ihm in der andern Welt als Trinkgefäß dienen soll, dazu gelegt. Hiemit ist die Arbeit des ersten Tages beschlossen.

„Am nächsten Morgen versammeln sich die Leute von allen Seiten, und der Todtentanz, an welchem alle männlichen Anwesenden, besonders aber die Verwandten, sich betheiligen, beginnt. Die Tänzer, die sich oft zur wildesten Aufregung steigern und die ungeziemendsten Geberden und Bewegungen machen, scheinen es hauptsächlich darauf anzulegen, die in der Nähe stehenden Weiber zu be-

lustigen. Es kommt zuweilen vor, daß der Geist dieser unreinen Aufregung auch einzelne der Weiber ergreift, die dann mit einem Reisstößel oder einer Sichel herzunahen und in den wilden Tanz sich mischen. Hat die Sonne den Höhepunkt am Himmel erreicht, und ist nach allgemeiner Annahme der Geist des Abgeschiedenen in den Himmel eingegangen, so hört der Tanz auf. Während der ganzen Aufführung gehen die nächsten Verwandten weinend um den Leichnam herum, tragen etwas Speise auf einer Platte und erwähnen alles das Gute, das sie von dem Gestorbenen wissen."

Nach Beendigung des Tanzes beginnt diejenige Feier, die besonders eigenthümlich und ergreifend ist. „Die Anwesenden," fährt Metz fort, „sammeln sich insgesamt um die Leiche und bringen sie außerhalb des Dorfes. Dort beginnt einer der Aeltesten nach einer feststehenden Formel dreimal die Sünden des Verstorbenen singend aufzuzählen, wobei die ganze Menge das letzte Wort jedes Satzes laut wiederholt. Dieses Sündenregister aber (ein altes kanaresisches Lied, das hier in wortgetreuer Uebersetzung wiedergegeben ist) lautet [auszugsweise] folgender Maßen:

N. N. ist todt.

Hier ist Bassawa [der heilige Stier; als Repräsentant desselben wird ein Kalb bei der Feier bereit gehalten], von der Kuh Banige geboren.

Hat er (der Verstorbene) 1300 Sünden begangen, so gehen sie alle zu Bassawa's Füßen.

Er hat eine Schlange getödtet, — es ist Sünde...

Er hat Streit verursacht zwischen Brüdern, — es ist Sünde.

Er hat Marksteine versetzt, — es ist Sünde...

Er hat Andern die Speise vergiftet, — Sünde.

Er hat Fremden den falschen Weg gewiesen, — Sünde.

Er hat seinen Schwestern die Zähne gewiesen, — Sünde...

Er hat seinen Nachbar um seinen guten Büffel beneidet, — Sünde.

Er hat mit einem Ochsen gepflügt, der zu jung zur Arbeit war, — Sünde.

Er hat eines Andern Weib begehrt, — Sünde.

Er hat das Feuer denen verweigert, die von Kälte litten, und Speise denen, die hungerten, — Sünde.

Er hat die eigenen Leute verstoßen und Fremde an ihrer Statt eingeladen, — Sünde.

Er hat den Armen kein Almosen gegeben, — Sünde.

Wenn sein Kleid an einem Dorn hängen blieb, riß er es im Zorn weg, — Sünde.

Er ist auf einer Bank gesessen, während sein Schwiegervater sich mit einem Sitz auf dem Boden begnügen mußte, — Sünde.

Er hat seinen Fuß wider seine Mutter erhoben, — Sünde.

Ob seine eigenen Sünden und die seiner Eltern sich auf 1300 belaufen, mögen sie alle zu Bassawa's Füßen gehen!

Das Gemach des Todes öffne sich; das Meer nähere sich; die einem Faden ähnliche Brücke stehe fest; des Drachen Mund bleibe zugehalten und der Hölle Thüren verschlossen; die Wohnungen des Himmels werden geöffnet. Er ziehe sicher, obgleich der Pfad dornig ist; die silberne Säule soll nicht ferne sein; er nähere sich der goldenen Mauer, und die brennende Säule soll kalt sein. Ja, es seien ihm alle seine Sünden vergeben, und es stehe wohl um ihn.

Ja, es sei Alles wohl!

„Nun werden alle die genannten Sünden auf ein Kalb gelegt, das zu diesem Zweck in Bereitschaft gehalten wird. Es ist der Repräsentant des 'Bassawa', des heiligen Stiers, der alle Sünden auf sich nimmt und wegnimmt, damit dem Verstorbenen volle Vergebung zu Theil werde. — Hierauf ziehen die nächsten Verwandten dreimal um den Leichnam herum, mit Erde auf ihren Häuptern und Aexten in der Hand, und legen ein wenig Staub auf das Gesicht der Leiche. Diese wird nun an das Ufer eines Flusses gebracht und daselbst samt den Kleidern, womit der Scheiterhaufen belegt war, und mit den Kleinodien und Werkzeugen, welche der Verstorbene hatte, verbrannt... Am andern Morgen wird die Asche des Leichnams gesammelt und in den Fluß geworfen. Als Zeichen der Trauer aber scheeren sich die männlichen Verwandten das Haupt und den Bart."

Diese eigenthümliche Ceremonie der Uebertragung der Sünden eines Menschen auf ein Thier ist es, was Einige zu der barocken Annahme veranlaßt hat, die Badaga's seien Nachkommen des israelitischen Volkes, und jene Feier sei ein Ueberrest jenes levitischen Sühnungsaktes, bei welchem ein Bock die Sünden des Volkes zu tragen hatte. Man vergißt, daß auch in dem Herzen des Heiden das Bewußtsein der Sünde, das Bedürfniß nach einer Versöhnung, und die Ahnung von der Nothwendigkeit eines stellvertretenden, sündentilgenden Opfers wohnt. Daß freilich unter einem so verkümmerten Völklein, wie die Badaga's sind, sich ein so auffallend lebendiger und anschaulicher Typus von dem Allem findet, ist sehr lehrreich. Doch würde man sich täuschen, wenn man glauben wollte, daß eben diese Badaga's um jener ihnen geläufigen Anschauung willen, wie sie sich in ihren Leichenfeiern ausspricht, für das Evangelium und seine Lehre von der Versöhnung in Christo empfänglicher seien, als Andere. Denn jenes alte kanaresische Sündenregister und jener Sühnakt mittelst des Kalbes hat keinen ernstlichen Widerhall in dem Gefühl des Volkes.

Dieses Gefühl, dieses lebensvolle Bewußtsein von der Sünde und von der Nothwendigkeit einer sündentilgenden Gnade, muß in ihm ebenso neu erst geweckt werden, wie bei jedem andern Heidenvolke.

Frischer und wirksamer jedoch scheint in dem Volksgeiste der Badaga's jene natürliche Lebensweisheit zu wohnen, die sowohl aus dem allgemeinen sittlichen Bewußtsein, als aus der Beobachtung menschlicher Zustände ihre Regeln und Schlüsse schöpft, und die sich in den Sprichwörtern eines Volkes darstellt. Hören wir etliche derselben.

„Wenn du deines Bruders Kleid trägst, ist es gerade, als wenn du dich in die Haut eines Tigers hülltest. — Als er nichts hatte, war er zufrieden; nun er reich ist, ist er mißvergnügt. — Reichthümer, im Staatsdienst gesammelt, sind eine Säule, die im Sumpfe errichtet ist. — Ob wir auch unsre Habe verlieren, ist es doch nicht recht, einem Andern Schaden zuzufügen. — Thue Alles zu rechter Zeit; manche Leute verlieren die Ernte eines ganzen Jahrs um einer einzigen Mahlzeit willen. — Alle Spieler sind für die Hölle bestimmt. — Beobachte die Sprünge eines Kindes, und du kannst voraussagen, wie es als Mann sich betragen wird. — Wenn du einen seltsamen Traum hast, so stehe auf und überlege ihn. — Wie die Mutter, so die Kinder. — Ist der Karry (Zugemüse) ohne Geschmack, so kannst du ihn salzen; hat aber das Salz den Geschmack verloren, womit kann man es schmackhaft machen? — Uebersättigung verursacht Schnaufen; zu viele Worte führen zu Streitigkeiten. — Wenn du einen Büffel und einen Ochsen zusammenspannst, wird der eine nach dem Sumpfe, der andere nach der Berge Spitzen schieben. — Hast du einige Kenntniß erworben, so rede; wo nicht, so ists besser, du schweigst. — Der Müssiggänger, wie der Pfau, fürchtet sich vor dem Regen. — An der Spitze seiner Zunge hat er Zucker, aber an ihrem Ende nichts als Gift. — Was nützt eine Violine dem Tauben oder ein Spiegel dem Blinden? — Während der Schelm Reis ißt, muß der ehrliche Mann sich mit Hirse begnügen. — Du magst eine Quelle verstopfen, aber das Maul eines Andern kannst du nicht verschließen. — Unterwirf dich dem, was du nicht ändern kannst. — Ein zorniger Mann verzehrt sich selbst. — Sind wir wohlwollend gegen Waisen, so werden unsre Kinder von selbst aufwachsen. — Der Sohn muß seines Vaters Schulden zahlen. — Ein leidenschaftliches Weib ist so schlimm, als ein Haus, durch das der Regen dringt. — Einen Menschen mag

man hintergehen, aber wer mag Gott täuschen? — Er hat Andern geholfen, aber sich selbst kann er nicht helfen. — Einen Reichen ehrt selbst der wilde Elephant; aber gegen den Armen hebt selbst die kleine Ameise einen Stein auf. — Wenn du ihm die Wahrheit sagst, schlägt er dich. — Reichthum ist die Ursache der Feindschaft; Armuth ist wie Gold. — Wenn du die Außenseite ansiehst, ists großartig; schaue hinein, und du findest es leer. — Ein Geizhals ist wie ein Baum mit Früchten, die du nicht erreichen kannst. — Wenn ein Sklave reich wird, will er auch des Nachts einen Schirm tragen, um sich gegen die Sonne zu schützen. — Er bittet seinen Freund nicht, sich zu entfernen; aber er macht einen solchen Rauch ins Haus, daß er es verlassen muß."

Dieß ist das Charakterbild des Völkleins, welches seit 14 Jahren vornehmlich der Gegenstand der treuen und geduldigen Arbeit unsrer Missionare gewesen ist, und aus welchem sich, wie wir später sehen werden, nun der erste hoffnungsreiche Ansatz einer Christengemeinde gebildet hat.

---

4. Die Kota's und Kurumba's.

Wesentlich verschieden von den beiden Stämmen der Toda's und Badaga's sind die Kôta's, — ein Name, welcher „Kuhschlächter" bedeutet (eigentlich: Kôhata's, von Kô die Kuh, und Hata schlachten). Die Toda's nennen sie Cuvs d. h. Handwerker oder Kunstleute, weil sie in Gewerben und Künsten allen übrigen Bergstämmen nicht nur voranstehen, sondern ihnen eben dadurch unentbehrlich sind.

Von woher sie auf die Nilagiri einwanderten, ist bis jetzt nicht mit Sicherheit ermittelt. Einige Eigenthümlichkeiten aber, namentlich ihre Sprache (ein kanaresischer Dialekt), weisen auf das Meisur-Hochland, als ihren ursprünglichen Wohnsitz. Daß sie aber nach den Toda's, mit deren Sprache übrigens die ihrige sehr nahe verwandt ist, auf die Berge kamen, dafür zeugt der Umstand, daß auch sie, wie die Badaga's, Jene als die Grundherren anerkennen und ihnen Abgaben entrichten. Ihre Gesammtzahl beläuft sich jetzt (nach Metz) auf etwa 1000 Seelen, die in sieben, übrigens über das ganze Bergland zerstreuten Dörfern wohnen. Jede dieser Dorfschaften trägt den Namen Kota-giri (Kotargiri, Kotagerry). Sie haben mit

denen der Badaga's viel Aehnlichkeit; die Hütten sind aber meist besser gebaut als die der Badaga's, und in der Regel sehr malerisch gelegen, aber im Innern sehr unrein und schmutzig. Selbst die Badaga's, deren Vorzug wahrlich nicht in der Reinlichkeit besteht, gefallen sich darin, den Kota's ihr überaus schmutziges Wesen zum Vorwurf zu machen; und Missionar Metz, der im Umgang mit den Bergstämmen das Aeußerste in der Selbstverläugnung und in der Ueberwindung des Ekels um des Herrn willen zu leisten im Stande war, vermochte es nicht über sich, „ihnen Milch abzukaufen." Auf dieselbe Eigenschaft weist auch ihre Nahrung hin. Denn obwohl Gerste und mehrere Kornarten ihre Hauptnahrung ausmachen, so ist doch ihre Lieblingsspeise Fleisch, und zwar verschmähen sie das Aas nicht, das der wilde Hund, der Schakal und der Tiger etwa übrig ließ. Sie ziehen stets den Zügen der Händler über die Bergpässe nach, weil sie leicht berechnen können, daß einige der Lastochsen unterwegs fallen werden, und über diese stürzen sie dann her wie die Geier, mit denen sie sich um die Beute streiten. Auch den Todtenfesten der Toda's und Badaga's wohnen sie stets bei und nehmen dann die geschlachteten Thiere in Empfang, um ihnen die Haut abzuziehen, das Fleisch aber zu verzehren und die Gerippe abzunagen. „Wenn eine Seuche," sagt Metz, „die Heerden der Toda's und Badaga's heimsucht, so scheinen die Kota's am besten sich zu befinden." Leider ist bei ihnen der Opiumgenuß in einem Maaße einheimisch, wie bei keinem der übrigen Stämme. „Da sie nicht im Stande sind," sagt Metz, „zubereiteten Stoff zu kaufen, so sammeln sie die Schalen der Mohnköpfe, sieden sie und erhalten dadurch ein betäubendes Getränk, das sie in solcher Quantität trinken, als wäre es Wasser." In dieser verderblichen Sitte ist wohl auch der Grund zu suchen, warum sie, obwohl an Gestalt mitunter von kräftigem Schlag, dennoch in der Regel ein leiblich verkümmertes elendes Geschlecht sind.

Die Kota's sind der einzige Stamm auf den Nilagiri, der sich neben wenigem Feldbau mit Gewerben abgiebt. Sie sind Gerber, — eine Beschäftigung, welche alle Hindu's mit religiösem Abscheu betrachten. Lederbereitung und Lederhandel nach dem Tiefland giebt ihnen Wohlstand; denn die Nilagiri-Büffelhäute geben das beste Sohlenleder und dienen zu den besten Sattler-Arbeiten in ganz Hindustan. Sie sind die Schmiede in Erz, Eisen, Silber und Gold, und nehmen als solche eine so wichtige Stellung unter den

übrigen Stämmen ein, daß ohne sie Alles auf den Bergen in Stockung geriethe. Die Badaga's sind von ihnen in Betreff ihrer Pflüge, die Toda's in Betreff ihrer Ringe und anderer Zierrathen völlig abhängig. Auch als Töpfer, Seiler, Korbflechter und Zimmerleute nehmen sie auf den Bergen einen wichtigen Raum ein. Dabei scheinen alle diese Künste und Gewerbe erblich in den Familien zu sein, obwohl sie keine Kaste haben. Besonders wichtig aber sind sie als die Musikanten der Nilagiri. Das Horn, sowie eine Art Pfeife und das Tomtom sind ihre Instrumente. Ihre Musik, oft mit Gesang und Tanz verbunden, ist freilich für ein europäisches Ohr nicht eben harmonisch; aber durch dieselbe sind sie den übrigen Stämmen unentbehrlich. Bei allen Festlichkeiten, bei Hochzeiten oder Todtenfeiern, bei Volks- und Götterfesten, darf der Kota-Musikant nicht fehlen.

Die Vielweiberei herrscht bei ihnen ebenso wenig, als die Vielmännerei. „In der Regel sucht sich ein heirathslustiger Kota eine Frau in irgend einem andern Dorfe seiner Stammgenossen, da es unter ihnen nicht an Frauen mangelt, wie solches bei den Toda's und Badaga's der Fall ist. Deßhalb entstehen auch in dieser Hinsicht selten Streitigkeiten unter ihnen.... Aber die Scheidung der Ehen ist leicht, der Ehebruch häufig." (Metz.) Ueberhaupt stehen sie in sittlicher Beziehung auf einer überaus niedrigen Stufe.

Was ihre religiösen Begriffe und Uebungen betrifft, so ist darüber kaum etwas zu sagen. In jedem der sieben Kotagiri's stehen zwei Tempel (oder heilige Hütten), die vorn und an der Rückseite offen sind. Der eine ist dem Gott Siwa, der andere seiner Gemahlin geweiht. Beide Gottheiten werden durch eine dünne Silberplatte dargestellt, welche an einem Pfosten angebracht ist und das Palladium des Tempels zu enthalten scheint. Sonst findet sich kein Götzenbild darin. Das Götzenfest wird alljährlich im Merz vom Vollmond bis zum Neumond, also unmittelbar vor dem Anfang der neuen Saatzeit, 15 Tage lang gefeiert. Die Opfer bestehen gewöhnlich in kleinen Geldstücken, die unter allerlei Zeichen der Anbetung vor den Tempel gebracht und dann unter die Priesterfamilien vertheilt werden. Diese kaufen damit Korn, Zucker und Anderes, und bereiten daraus unter mancherlei Ceremonien eine Mahlzeit, an welcher sämmtliche Dorfbewohner, sowie fremde Kota's, die gerade anwesend sind, theilnehmen. Am Abend beschließt ein großes Feuer mit Tanz, der bis zur Mitternacht währt, und woran Männer und Weiber theilnehmen,

das Fest. An den folgenden Tagen bis zum Neumond wiederholt sich das Gleiche. Nach altem Brauch müssen dabei immer auch einige Aelteste der Badaga's erscheinen, um das Fest zu verherrlichen. Wie roh, gräulich und wüst es aber meist dabei zugeht, ist nicht schwer zu begreifen.

Neben diesem jährlichen Götterfest wird noch jedes Jahr eine allgemeine Todtenfeier gehalten, die denen der Badaga's ähnlich ist. Nur fehlt hier die Sitte, ein Thier mit den Sünden des Verstorbenen zu beladen. Bei dem gemeinsamen Gastmahl, das drei oder vier Tage hindurch dauert, wird die Asche der verstorbenen Verwandten gesammelt und auf einen Haufen gebracht. Um diesen zieht man lärmend und tanzend umher und erlaubt sich dabei „Ausschweifungen der allergröbsten Art." Von irgend einer höheren Weihe, von einer Erhebung über den rohesten Materialismus, ist bei diesem armen Geschlechte keine Spur vorhanden. —

Es bleibt uns noch der vierte Stamm der Nilagiri zu betrachten übrig, — die Kurumba's. Sie sind unverkennbar das verkommenste elendeste Geschlecht auf den Bergen, „wahre Wilde", wie Ritter sie nennt, von den Toda's und Badaga's tödtlich gehaßt und aufs ängstlichste gefürchtet, und doch den Badaga's unentbehrlich, weil sie (die Kurumba's) ihnen als Priester zu dienen pflegen. Nach den verschiedenen Berichten von Ritter und Metz scheint es wahrscheinlich, daß sie die ältesten, die eigentlichen Ur-Einwohner der Nilagiri waren, und daß sie erst durch die Toda's (vielleicht vor acht Jahrhunderten) von dem freien weidereichen Hochland in die Waldungen der Gebirgsabhänge verdrängt wurden, welche nun ihren trübseligen Aufenthaltsort bilden. Daraus mag der tiefe Respekt sich erklären, den die Kurumba's den Toda's bezeugen, — ein Respekt, wie ihn nur ein Vasall seinem Lehensherrn, ein Besiegter seinem mächtigen Ueberwinder zu zollen pflegt. Auch nennen sie dieselben nie mit ihrem Namen, sondern stets mit den Titeln Herr und Gebieter. Die Toda's ihrerseits begegnen ihnen mit großer Verachtung und nennen sie (nach Ritter) Curb d. h. die Thal- oder Schluchtenbewohner, während sie selbst (die Toda's) als die Höhenbewohner die obern Distrikte einnehmen.*)

*) Der Name Kurumba kommt bei verschiedenen Bergstämmen des südlichen Indiens vor. Er hat zwei Ableitungen; es könnte Streiter oder Bergbewohner bedeuten. Im Tamil und Malealam steht es noch im Gebrauch für

Die Kurumba's sind „klein von Gestalt, elend, schwarzbraun von Farbe, ihr Kopf mit dünnem Haar kränklich bewachsen; sie haben kleine, immer entzündete, triefende Augen, sind dickleibig, und stets fließt ihnen Speichel aus dem Munde; ebenso sind die Weiber und Kinder." Verwildert und von aller Civilisation entblößt, kennen sie keinen andern Schmuck, als jene armseligen Zierrathen von geflochtenem Stroh, das sie auf dem Kopf, am Hals, an Armen und Handgelenken anzubringen verstehen, — „ihre einzige zierliche Kunst." Ihre Dörfer, am Rande des Gebirgslandes in mittlerer Berghöhe, zumal an Schluchten und Thälern gelegen, und zwar mitten im Fieberklima, das allen Andern den Tod bringt, sind elende Hütten aus Baumzweigen mit Gras bedeckt, ohne irgendwelche Ausstattung zur Bequemlichkeit, kaum zum Schutz gegen Wind und Wetter genügend. Ungewandt in allen Künsten des Lebens, unbekannt selbst mit dem Pflug, bebauen sie höchstens kleine Felder mit geringen Kornarten, wie Hirse, oder mit Bananen, verschiedenen Obstarten, und mit Wurzelwerk, sammeln wilden Honig, Weihrauch und Anderes, und versehen mit diesen Dingen die Höhenbewohner und die Reisenden. Besondere Heirathsgebräuche und förmliche Ehen fehlen ihnen; erst wenn Mann und Weib eine Zeitlang in Gemeinschaft gelebt haben, feiern sie in Gegenwart der Freunde eine Ceremonie, zum Zeichen, daß sie lebenslang vereint bleiben wollen. Beide setzen sich neben einander und lassen sich Wasser über die Köpfe gießen; es ist eine Art religiöser Reinigung, — wahrscheinlich zugleich das erste Waschen in ihrem Leben, — worauf sie neue Kleider anziehen und zum Tanz und Schmaus sich erheben.

Was aber bei den Kurumba's bei weitem am meisten ins Gewicht fällt, das ist ihr Verhältniß zu den übrigen Stämmen der Nilagiri's. Auf der einen Seite nemlich dienen sie denselben nicht nur gleich den Kota's als Musikanten, sondern auch, namentlich den

---

einen insolenten Kerl, was aber nichts beweist für diese oder jene Ableitung. Im Tulu und Kanaresischen bedeutet es einen Schafhirten, und wird nach der Art dieser Sprachen des verklingenden Nasenlauts (mb) beraubt, also „Kuruba" ausgesprochen, woraus die Engländer „Curb" gemacht haben. Uebrigens stehen sich die Kurumba's der verschiedenen Gebirge unter einander sehr fern und wissen von keiner Stammesverwandtschaft, haben auch ganz verschiedene Beschäftigungen, wohl in Folge weit auseinander gehender Schicksale. (Handschriftliche Mittheilung von Miss. Dr. Gundert.)

Badaga's, als Priester. „Jeder Badaga-Distrikt," sagt Metz, „hat seinen eigenen Kurumba-Priester. Dieser wohnt zwar in seinem eigenen Dorfe in den Waldniederungen, begiebt sich aber zur Saatzeit auf die Berge und streut den ersten Samen aus. Ist die Saat reif geworden, so ist er es auch, der zuerst die Sichel anlegt. Wird etwa in der Zwischenzeit das Feld vom Ungeziefer angefallen, so wird er herbeigerufen, um eine gewisse Ceremonie zu verrichten, wobei er Töne ausstößt, wie die eines brummenden Kalbes. Die Badaga's glauben, daß auf diese Weise das verderbliche Ungeziefer getödtet werde. Für all diese Dienste wird der Priester entweder mit Frucht oder mit Geld bezahlt."

Man erkennt sogleich, daß dieser „priesterliche" Dienst im Grunde nichts anderes ist, als der eines Zauberers, und dieß ist die andere Seite des Verhältnisses, in welchem die Kurumba's zu den übrigen Bergstämmen stehen. Sie sind gewissermaßen die Zigeuner der Nilagiri. Die Badaga's sehen in ihnen, namentlich in zwei Abtheilungen derselben, die mächtigsten Zauberer und fürchten sie dermaßen, daß es schon öfters vorkam, daß, wenn ein einzelner Badaga-Wanderer einem solchen Kurumba einsam im Walde begegnete, Jener in Folge des Schreckens starb. Man schreibt ihrer Zauberei nicht nur einzelne Krankheiten und Todesfälle,*) sowie Seuchen

*) Missionar Metz erzählt von einem kranken Badaga's, zu dem er gerufen worden sei. „Da er über Härte im Magen klagte, so vermuthete ich, er leide an einer Erkältung, und gab ihm ein schweißtreibendes Mittel. Er fühlte bald darauf Erleichterung, und ich ordnete nichts Weiteres an. Einige Tage später aber erhielt ich die Anzeige, der junge Mann sei gestorben; ich möchte der Leichenfeier auch anwohnen. Bei meiner Ankunft verlangte der Vater des Verstorbenen, daß ich in Gegenwart der ganzen Versammlung (600 bis 700 Personen) den Leichnam öffne, weil er samt den Anverwandten überzeugt sei, sein Sohn sei an den Folgen der Verzauberung eines Kurumba-Priesters gestorben. Ich lehnte dieses ab und vertheidigte den betreffenden Kurumba, so gut ich konnte. Als ich mich am andern Morgen wieder dorthin begab, um der Versammlung das Wort des Lebens ans Herz zu legen, kam mir eine ganze Masse Volks entgegen, welche sagten, ich hätte mit großem Unrecht den Kurumba vertheidigt; denn als sie die Asche des verbrannten Leichnams untersuchten, hätte der diensthuende Kurumba selbst zwei Hühnerfüße, ein Stück Kaktus und ein paar rohe Fruchtkörner, welches Alles die Flammen nur halb verzehrt hätten, aus dem Magen genommen. So sei nun die Ursache der Magenschmerzen, über welche der junge Mensch seiner Zeit geklagt habe, hinreichend erklärt. Alle meine Bemühungen, die Leute davon zu überzeugen, daß der Kurumba unmöglich die erwähnten Gegenstände in den

unter dem Vieh und dergleichen zu, sondern auch den Ruin ganzer Stammesabtheilungen unter den Toda's und Badaga's zu, und die Folge davon ist jener tödtliche Haß, der sich nicht selten in den blutigsten Auftritten Luft macht. Metz erzählt, daß vor 12 Jahren nicht weniger als 60 bis 70 Kurumba's ermordet worden seien, weil man ihnen gewisse Unglücksfälle Schuld gab. „Die übrigen Bergstämme," sagt Metz, „würden die Ausrottung der Kurumba's als die größte Wohlthat ansehen; ja oft legten sie mir die Bitte nahe, ich möchte sie doch von diesem ihnen so furchtbaren Geschlechte befreien; dann würden sie meinen Namen mit Ruhm den künftigen Geschlechtern überliefern."

Wohin die Sendboten des Evangeliums in der ganzen heidnischen Welt gekommen sind, hat man ihnen ähnliche Bitten vorgelegt. Sie sollten die Feinde des Volkes vertilgen helfen; sie sollten den Leidenschaften des natürlichen Herzens Befriedigung schaffen, und bald Brod für die Hungernden, bald Feuer über die Widerwärtigen vom Himmel fallen lassen. Hätten sie dazu Macht und Beruf, so würden sie schnell die Lieblinge der Menge werden, und „ihr Name würde mit Ruhm den kommenden Geschlechtern überliefert." Aber wie ihr Meister nicht gekommen war, der Menschen Seelen zu verderben, sondern sie zu erhalten, so auch sie, seine Knechte. Und doch ist es das eigentliche Ziel der Basler Mission, welche auf den Nilagiri ihr Werk begonnen hat, jene Bitte der Toda's und Badaga's, freilich in ganz anderer Weise, als sie gemeint war, zu erfüllen. Befreit sollen sie werden, nicht von der Anwesenheit der Kurumba's, sondern von ihrer Angst und Furcht; befreit sollen sie werden durch die Macht der Wahrheit und Liebe, die in Christo Jesu ist, und an dieser wahrhaftigen Freiheit sollen nicht bloß die Toda's und Badaga's, sondern auch die Kota's und selbst die Kurumba's seligen Antheil gewinnen, bis alle diese Volksstämme zusammen Ein frohes, freies und wahrhaft glückliches Brudervolk bilden, aus dessen Mitte das nimmer schweigende Lob des Sohnes Gottes ertönt. Dann, ja dann werden wohl in anderem Sinne, als die heidnischen Stämme

---

Magen des Gestorbenen während seiner Lebzeiten habe bringen können, waren umsonst. Der schlaue Priester aber, als er sah, daß er nichts zu fürchten habe, benützte den Aberglauben des Volks und bestätigte ihre Aussage, indem er wiederholt erklärte, der junge Mensch sei an den Folgen der Verzauberung gestorben."

es meinten, die Namen der theuern Knechte Gottes, die jetzt unter ihnen arbeiten, mit Dank und Liebe den künftigen Generationen überliefert werden.

In einem späteren Hefte werden wir, so Gott will, die Geschichte unsrer dortigen Basler Mission und die Einsammlung der Erstlinge aus den Badaga's kennen lernen.

Missionsliteratur.

Missionsbüchlein. Zum Besten des badischen Missionsvereins. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Heidelberg, Verlag von Karl Winter. 1860. (Preis einzeln im Buchhandel 6 Kr. oder 2 Neugroschen; in Parthien bei unmittelbarer Bestellung und gegen Vorausbezahlung 1¼ Neugroschen.)

Mit wahrem Danke begrüßen wir die neue bis aufs J. 1860 fortgeführte Bearbeitung des trefflichen Büchleins. Es ist dem lieben Verfasser (Pfr. Fink im Badischen) in seltener Weise gelungen, in so kleinem Raum so vielen und reichen Stoff zusammenzufassen und Alles in so kindlich klarer und doch biblisch gesalbter Sprache darzulegen. Dieß Büchlein sollte keinem Pfarrer, keinem Schullehrer, keinem Missionsfreund fehlen, und wem es daran gelegen ist, die Kenntniß der heiligen Sache der Mission und die Liebe zu ihr auch in Andern zu wecken, der kann nicht leicht ein Schriftchen finden, das zur leichten Verbreitung geeigneter und gewiß in seinen Wirkungen gesegneter wäre.

Das Ganze ist katechismusartig in Fragen und Antworten bearbeitet, wobei überall der besprochene Stoff zugleich mit Bibelstellen beleuchtet ist. Der erste Theil handelt von „Christus und der Christenheit," woran sich als zweiter Theil „die Menschheit ohne Christus" d. h. die Heiden, die Juden und die Muhamedaner anreihen. Ihr religiöser, sittlicher und socialer Zustand wird kurz, aber treffend und so vollständig, als es im Allgemeinen nöthig ist, gezeichnet. Der dritte Theil dann handelt von der „Mission". Hier wird Bericht gegeben über ihr Wesen, über die Missionare, über die Geschichte der altchristlichen Mission, über die Art der Thätigkeit der Missionare, über die Aufnahme ihrer Predigt bei den Heiden, über die Wirkungen im Wandel der Neubekehrten ꝛc. Dann wird der gegenwärtige Stand (1860) der Mission in allen Ländern trefflich gezeichnet. Daran schließen sich Erklärungen über die Missionsanstalten und Vereine, und über die Art ihrer Wirksamkeit. Endlich wird die Frage vortrefflich beantwortet: Kann ich denn auch etwas für die Mission thun? Das Ganze schließt mit einem gesalbten Gebet für die Sache der Mission. Im Anhang befindet sich ein statistischer Ueberblick über die Missionswelt, während der Umschlag des Büchleins eine kleine anschauliche Missionskarte von der ganzen Erde aufweist.

Möge das liebe Büchlein zu Tausenden und Zehntausenden in die Häuser und Hände der Christenheit ausgehen und zur Ehre des Herrn wirken, wozu es von dem theuern Verfasser, welchen Gott dafür segnen wolle, bestimmt ist.

Der Elephantenführer Gowinda. Ein Lebensbild aus Malabar. (Von (Miss. Dr. Gundert). Basel 1860. Verlag des Missionshauses.

Unter den Missionstraktaten, welche seit einer Reihe von Jahren theils im Basler Missionshause, theils anderswo erschienen sind, nimmt wohl „Gowinda" eine der ersten Stellen ein. Dr. Gundert, der durch vieljährige Thätigkeit unter dem Volke Malabars nicht nur die äußeren Zustände von Land und Leuten, sondern auch die innere Gedankenwelt des Volkes genauer als kaum ein Anderer kennen gelernt hat, führt uns mit überaus lebensvoller Frische mitten in die äußeren und inneren Lebenserfahrungen eines Mannes ein, welcher von Gott nachmals gewürdigt wurde, eine der schönsten Zierden unsrer Basler Mission in Indien zu sein. Dem heidnischen Elephantenwärter Gowinda stirbt das edle Thier, das seiner Pflege anvertraut war. Die inneren Herzensgedanken des Mannes fangen an, sich unter einander zu verklagen und zu entschuldigen. Er sieht sich unter der Gewalt eines Fluches stehen, dem er durch büßende Wallfahrt nach einem heiligen Ort entgehen will. Aber der Herr führt ihn zu den Missionaren. Hier findet er das allgenugsame Heil in Christo. Er greift zu und wird ein lebendiger Christ. Nun aber beginnt der herzergreifende Kampf mit den eigenen Brüdern, mit seinem Weibe, das ihn innig lieb hat und doch um seines Abfalls willen ihn haßt, vor Allem mit der alten wackern Mutter, die mit zärtlicher Liebe am Sohne hängt. Wer kann diese Auftritte ohne Thränen lesen? Aber Gowinda, jetzt Thomas genannt, kämpft sich durch, wird bald Katechist und zeugt, wie keiner seiner Volksgenossen, von der Liebe und Seligkeit, die da ist in Christo Jesu, bis er nach kurzer Arbeit — für uns allzufrühe — in die ewige Ruhe eingehen darf.

Möge der Herr das köstliche Büchlein Tausenden zum Segen setzen.

Die Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt von Dr. Heinrich Dittmar. In 6 Bänden. Erster Band. Heidelberg, bei Karl Winter. 1860. (Neue vermehrte und verbesserte, bis auf unsere Tage fortgeführte wohlfeile Ausgabe.)

Wenn wir diese „Geschichte der Welt," obschon sie nicht direkt unter die Missions-Literatur zählt, dennoch hier zur Anzeige bringen und allen Freunden des Reiches Gottes empfehlen, so geschieht dieß zunächst aus persönlicher Liebe, Achtung und Dankbarkeit gegen den theuern Verfasser, dessen historische Schriften nicht nur mir selbst, sondern auch unsrer Missionsschule in Basel und unsrer ganzen weitzerstreuten Missionsfamilie

stets eine reiche Quelle der Belehrung und geistigen Förderung gewesen sind. Sodann aber auch darum, weil es uns je länger je mehr zur klaren Ueberzeugung geworden ist, daß die Missionssache nicht verstanden und begriffen werden kann ohne genauere Bekanntschaft mit der allgemeinen „Geschichte der Welt.“ Die Mission ist ja selbst ein wahrlich nicht unbedeutendes Stück der Weltgeschichte, ja sie ist ein so wichtiger Faktor in der Entwicklung des Lebens der Völker, daß kein „welthistorisches Volk“ der älteren und neueren Zeit ohne sie das geworden wäre, was es ist. Daß aber Dittmar dieß erkannt hat, und daß er überhaupt die Geschichte der Welt in den allerengsten Zusammenhang bringt mit der Geschichte des Reiches Gottes, oder vielmehr diesen Zusammenhang versteht und zu schildern versucht, das ist ein weiterer Grund für unsere Anzeige des Buchs an diesem Orte. Endlich enthält ja gerade dieser erste Band der neu überarbeiteten Ausgabe die wichtigen Grundlagen aller welthistorischen Entwicklungen, — die Geschichte der Culturvölker des heidnischen Alterthums im Orient und in Griechenland, vor Allem die Geschichte Israels, als des Volkes Gottes. Auch das heutige Indien und China kann nicht verstanden werden, wenn man nicht die Urgeschichte dieser Reiche kennt, wie sie Dittmar in seinem Werke mit großer Tüchtigkeit zeichnet. Ja, auch die europäische Bildung der Gegenwart wird nicht begriffen ohne die Kenntniß des griechischen (und später des römischen) Alterthums, wie das vorliegende Buch es darstellt.

So empfehlen wir hier denn allen unsern Freunden mit getroster Zuversicht dieses Werk, dessen erster Band in guter Ausstattung und um billigen Preis erschienen ist.

Album der Basler Mission. Bilder aus Indien. Erstes Heft: Die Nilagiri und Maisur. (Vier Bilder nach Photographieen in Stahl gestochen von C. Huber in Zürich; jedes Blatt mit einem Beiblatt verbunden, das eine Vignette mit Text enthält.) Zweites Heft: Das Kurgland. (Gleichfalls vier Ansichten, oder acht Blätter, enthaltend.) Verlag der Missionsanstalt in Basel.

Diese schön ausgeführten und künstlerisch werthvollen Bilder führen uns auf den Gebieten umher, auf welchen unsre Basler Missionare seit einer Reihe von Jahren zu arbeiten berufen sind. Es hat ja für jeden Freund unsres Werkes in Indien nicht nur einen besondern Reiz, sondern auch einen eigenthümlichen Werth, die Localitäten sich deutlich vergegenwärtigen zu können, welche der Schauplatz unsrer Arbeit sind. Durch die photographische Kunstfertigkeit unsres Br. Richter auf den Kurgbergen sind wir in den Stand gesetzt worden, diesem Bedürfniß entgegen zu kommen, und indem wir diese beiden Hefte unsern Freunden angelegentlich empfehlen, geben wir uns der Hoffnung hin, daß sie ein neues Band zwischen der Heimath und den Missionsstationen in Indien knüpfen werden.

Die Missionsstation Kâti auf den Nilagiri.

Die Nilagiri. II.

(Die Gründung der Basler Mission auf den Bergen.)

1. Käti und Casamajor.

Im vorangehenden Hefte haben wir die geographischen Verhältnisse der Nīlagiri, sowie insbesondere die vier Volksstämme der Toda's, Badaga's, Kota's und Kurumba's, welche sie bewohnen, nach ihren Eigenthümlichkeiten zu schildern versucht. Am westlichen Fuß dieser Berge nun breitet sich die heiße Küsten-Ebene von Malabar aus mit ihrer zahlreichen Bevölkerung und ihren belebten Küstenstädten. Dort war es, wo im Oktober 1834 die ersten Basler Missionare landeten; dort haben sie bald nachher in den bedeutendsten Städten (in Talatscheri seit 1839, in Kannanur seit 1841, in Kalikut seit 1842) festen Fuß gefaßt und bald kleine Gemeinden von Heidenchristen um sich versammelt. Jeder Blick aber nach Osten stellte ihnen die in blauen Duft gehüllte, erhabene Riesenburg der Nīlagiri vor Augen; die Gewässer, welche die Malabar-Ebene befruchten, kommen von diesen Berghöhen herab, und je und je begegnete ihnen auf ihren Wanderungen ein Badaga oder ein Kurumba, der seine Waaren nach dem Tiefland zu Markte brachte. Auch hörten sie aus dem Munde englischer Freunde, welche die heiße Zeit über in der kühlen Alpenluft verweilt und ihre wankende Gesundheit dort oben neu gestärkt hatten, von dem Reiz der Gebirgslandschaft, von ihrem ewigen Frühling, von den eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen der Bergstämme und wohl auch von ihrer Bedürftigkeit und Empfänglichkeit für das Evangelium. Ja, bald nach der Ankunft unsrer Missionare in Indien ergieng von Seiten des

Herrn Sullivan, des ersten Engländers, der sich auf den blauen Bergen angesiedelt hatte, eine Einladung an Br. Greiner, ein Werk der Evangelisation unter den dortigen Bergstämmen zu beginnen. Allein wenn auch je und je das Auge der Missionare aus der Tropenglut von Malabar sehnsuchtsvoll nach den kühlen Bergen hinaufschaute, und wenn noch öfter ihre Liebe die Frage sich stellte, ob es nicht möglich wäre, auch jenen einfacheren, nicht von der Kaste und einer falschen Kultur vergifteten Bergvölkern das Wort vom Kreuze zu bringen, so lag ihnen doch im Ganzen die Erfüllung solcher Wünsche noch ferne. Denn im Malabar-Lande war ja ihr Werk kaum erst begonnen, und wie Vieles war da zu thun! Die Zahl der Arbeiter war noch gering, die Mittel, die ihrer Gesellschaft zu Gebote standen, waren beschränkt: wie hätten sie daran denken können, ihre Kraft noch mehr zu zersplittern durch Aufnahme eines neuen Missionsgebiets!

So standen die Sachen, als der Herr unerwartet und durch eine an und für sich dunkle Führung die Basler Missionsgesellschaft in unmittelbare Berührung mit den Nilagiri brachte. Missionar Mögling, der seit 1836 in Mangalur gearbeitet und mit der ganzen Energie seines reichbegabten Geistes und seiner für das Heil der Heiden brennenden Liebe in die Arbeit sich geworfen hatte, erkrankte schwer und mußte in kühlerer Luft Erholung suchen. Die Aerzte wiesen ihn auf die Nilagiri. Am 9. Mai 1844 kam er sehr leidend dort oben an. Um jene Zeit war das reizende Thal von Ottakamänd, wo Herr Sullivan im J. 1820 zuerst seine Sommerresidenz aufgeschlagen, bereits von einer Menge anderer indobrittischer Beamten und Offiziere bewohnt, deren freundliche Wohnungen auf allen Anhöhen und Abhängen in malerischer Anmuth zerstreut lagen. Auch in anderen Distrikten des frühlingshaften Bergplateau's erhoben sich stattliche, zum Theil großartige und wahrhaft fürstliche Residenzen reicher Engländer. Selbst die Regierung von Madras hatte ihre Aufmerksamkeit dahin gerichtet. Sie hoffte, auf diesen Bergen europäische Gewächse ohne Schwierigkeit anbauen zu können, und dieß gab den Anlaß zur Anlegung einer großartigen Meierei in dem Thal von Käti. Wir müssen diesen Thalkessel näher kennen lernen. Er liegt südöstlich von Ottakamänd und ist von diesem durch den majestätischen Pik des Dodabetta und die an ihn sich anlehnende Centralkette der Nilagiri getrennt. Zwar dehnt sich südwärts von Käti noch die niedrigere Randkette des Gebirgs aus, das hier nach dem Bhäwanifluß

abfällt, und diese bietet somit noch einigen Schutz gegen den Anprall des Südwest-Monsun, der vom Juni bis September seine Stürme und Regenmassen dahersendet; allein sie ist doch zu niedrig, um diesen Ansturm der Wetter ganz aufzuhalten, und so ist das Thal von Käti immer noch mehr oder weniger dem Monsun ausgesetzt, während das herrliche, mehr central gelegene Thal von Ottakamänd nicht mehr davon erreicht wird, weil es durch den Dodabetta und die anliegende majestätische Central-Gebirgskette geschirmt ist. Diese ausgesetztere Lage des Käti-Thales war es ohne Zweifel, warum die mit großem Kostenaufwand von der Regierung angelegte Meierei mißlang; wenigstens entsprach der Ertrag den Erwartungen nicht. Das Unternehmen ward aufgegeben. Das nun leerstehende und doch so wohnliche Haus in Käti aber wurde bald hernach miethweise von dem französischen Gouverneur von Pondicherry für einige Zeit bezogen.

Einige Jahre später wünschte der damalige Gouverneur von Madras, Lord Elphinstone, das Stück Land, das einst zur Meierei gehört hatte, käuflich (d. h. auf ewigen Pacht) an sich zu bringen, um daselbst eine Sommerresidenz sich zu erbauen. Die Badaga's aber stellten dem Wunsche des brittischen Gouverneurs alle möglichen Schwierigkeiten entgegen. Denn seit unvordenklicher Zeit opferten sie dort jährlich ein Büffelkalb einem Gotte, von dem sie glaubten, er habe seinen Aufenthalt in einem alten halbverdorrten Baume, der auf dem Gute stand. Noch lange nachher erzählte der alte Vorstand der Badaga's öfters mit nicht geringem Selbstgefühl, daß der brittische Gouverneur in eigener Person ihn um jenes Grundstück gebeten, er ihm aber dasselbe verweigert habe. Was jedoch dem vornehmen Lord unmöglich war zu erreichen, das gelang seinem Oberknecht. Dieser bewirthete eines Tages die Häuptlinge des Stammes reichlich und sparte nichts, um seine Gäste in guten Humor zu bringen. Als sie aber fröhlich und guter Dinge waren, trat er aufs Neue mit seinem Begehren hervor und überredete sie leicht, ihm das Land gegen eine jährliche Abgabe von etwa 40 Gulden abzutreten. So waren die Schwierigkeiten von Seiten derer, welche ein verjährtes Recht auf das Grundstück besaßen, weggeräumt, und der Gouverneur erhielt dasselbe nach Landessitte in 99jährigen Pacht. Nun wurde das alte Haus mit großen Kosten vergrößert und zu einem stattlichen Edelsitz ausgestattet. „Die Wohnung ward aufs köstlichste ausgerüstet, die Gärten aufs schönste angelegt. Das Ganze hatte das Aussehen eines

herrlichen Landsitzes voll Reiz und Anziehung für den im fremden Lande weilenden Europäer; es war eine Oase in Mitten allgemeiner Verwilderung."*)

Doch sollte Lord Elphinstone nicht lange dieses reizenden Besitzthums sich erfreuen. Im Jahr 1845 brachte ein Mann dieses ganze Anwesen käuflich an sich, der in der Hand Gottes das wichtigste Werkzeug wurde, die Basler Mission auf den Nilagiri zu begründen. Es war Herr Casamajor, ein hoher brittischer Beamter, der sich vom aktiven Dienste zurückgezogen hatte. Er kaufte das Gut für 15,000 Rupies (à Fr. 2. 50) und verwandte noch weitere 20,000 Rs. auf dessen Verschönerung und weitere Ausstattung. „In Käti," schreibt Missionar Mögling, „hatte ich zum ersten Mal das Vergnügen, den würdigen Mann zu sehen, — ein schöner Greis, der um eines Kopfes

---

*) Unser Titelbild ist aus dem neu erschienenen „Album der Basler Mission, Erstes Heft: die Nilagiri und Meisur," entnommen und stellt dieses Käti dar, das jetzt die Hauptstation unsrer Missionare auf den blauen Bergen ist. Freilich wurde hernachmals, als dieses Gut in den Besitz der Basler Mission übergieng, Vieles an der Wohnung geändert, und was jetzt noch dasteht, ist nur ein Theil des früheren Edelsitzes. „Die Gebäulichkeiten im Vordergrunde des Bildes sind die ehemaligen Wohnhäuser des Gouverneurs Elphinstone, später des Herrn Casamajor, jetzt Versammlungssaal der eingeborenen Christengemeinde und die Wohnungen zweier Missionare. Das höher gelegene Haus rechts ist neu erbaut und enthält die Wohnung eines dritten Missionars und das Sanatarium (oder Gesundheitsasyl) für kranke Basler Missionare unsres ostindischen Missionsgebiets. Links davon im Hintergrund am Fuße des Berges liegt das Dorf Käti, von Badaga's bewohnt. Die Bergspitze links verdeckt den Dodabetta, den zu etwa 9000 Fuß aufsteigenden höchsten Gipfel der blauen Berge, um dessen Ausläufer sich die Straße nach Ottakamand windet. Rechts hinüber senkt sich die Straße nach Kunnur und weiter nach ... Koimbatur. Das ganze vorliegende Bild stellt die nördliche Hälfte des Bergkessels dar, in welchem das etwa 5000 Fuß hoch gelegene Käti liegt. Die niederste Stelle des Kessels kommt auf dem Bilde bereits nicht mehr zum Vorschein; es ist dieß der kleine Teich, der zu den Füßen der Wohnung liegt. Die nächste Umgebung der Häuser ist ein weit ausgedehnter Garten von bald größerer bald geringerer Fruchtbarkeit, aber zum geringsten Theil erst angebaut, — der Mission gehörig. Die Bäume sind theils inländische hohe Waldbäume, theils namentlich Akazien aus Australien, Bäume vom Cap der guten Hoffnung, und Pfirsichbäume, die einzigen europäischen Obstbäume, welche wohl gerathen und gute Früchte tragen. Die Hecke vor den Fenstern der untern Wohnhäuser besteht aus Rosen und Geranien, die, wie die Fuchsien, in dem ewigen Frühlingswetter dieser Berge in außerordentlicher Fülle und Schönheit gedeihen." (S. den Text zu dem Bilde im Missions-Album.)

Länge höher, als andere Leute, sich zu uns herabbeugen mußte, wenn er freundlich und ernst mit uns sprach. Er war gütig gegen Jedermann, besonders aber gegen Missionare, in deren Reihen er gleichsam selbst eingetreten war. Die Evangelisirung der blauen Berge war der große und heilige Gegenstand seiner Gedanken und Gebete Tag und Nacht; das war die Herzensangelegenheit, an die er alle seine zwar geschwächten, aber nicht gebrochenen Kräfte wandte. In seinem 55. Lebensjahre fieng er an, kanaresisch zu lernen, das von den Badaga's gesprochen wird. In einem Alter, wo Andere sich zur Ruhe setzen, erhob er sich erst zu angestrengter Arbeit, als wäre der Abend seines Lebens der Morgen eines neuen Tages, den er im Dienste seines Herrn zubringen müsse... Im Kanaresischen machte er nicht unbedeutende Fortschritte, wobei ihm seine Kenntniß zweier anderer indischen Sprachen sehr gut zu Statten kam; und in zwei Jahren war er im Stande, die Leitung einer großen Badaga-Schule selbst zu übernehmen, die er auf seinem eigenen Grund und Boden (in Käti) errichtete und aus eigenen Mitteln unterhielt. Jeden Tag, wenn es seine Gesundheit erlaubte, pflegte er diese Schule zu besuchen und die Aufgaben der armen, halb nackten, aber freundlichen und verständigen Badaga-Knaben, die ihn für ein Wesen aus einer höheren besseren Welt ansahen, abzuhören. Er gieng stets betend dahin; denn er war recht eigentlich ein Mann des Gebets. Da saß denn der vornehme Herr, der auf den ersten Stühlen des Gerichtshofes zu sitzen pflegte, der mit den Herrschern des Landes im Rathe saß, den die Guten hoch verehrten und die Bösen fürchteten, — er saß nun da auf einer hölzernen Kiste und machte den Schulmeister, sich der Ehre freuend, in solcher Weise seinem Herrn dienen zu dürfen, und überfließend von Liebe zu den armen Heidenknaben, für welche, wie er zuversichtlich glaubte, jetzt ein Tag des Heils und der Gnade aufgegangen war.

„Seine Liebe begnügte sich nicht damit, den geistlichen Bedürfnissen dieses armen Volkes abzuhelfen oder wenigstens den Weg zu ihrer geistlichen Rettung zu bahnen; er hielt es auch nicht unter seiner Würde, sich ihrer leiblichen Krankheiten anzunehmen und sie, so weit er es vermochte, zu heilen. In seiner Wohnung war ein Zimmer, eine Art von Spital, wo Herr Casamajor lange Zeit jeden Morgen von 7 bis 8 Uhr den Fieberkranken Arznei gab, auf die Wunden und Schwären der Elenden Pflaster legte, den Nackenden

Kleider und den Dürftigen Almosen austheilte. Ohne Zweifel mißbrauchten die armen Leute oftmals seine Güte, und je und je entdeckte er etwas der Art; allein der Strom seines Mitleids war zu stark, um durch solche Entdeckungen aufgehalten zu werden.

„Den Missionsbrüdern war er ein wahrer Freund, der die Güte und Weisheit eines Vaters mit der Herzlichkeit und Vertraulichkeit eines Bruders verband. Ich denke mit Wehmuth und Freude an die vielen glücklichen Stunden, die ich in seiner Gesellschaft verlebt habe. Er hatte die Erfahrung eines Mannes, der sein langes Leben in wichtigen Geschäften durchlebt hat; er war ein weiser Rathgeber. Er besaß aber auch die Einfalt eines Kindes. Arglistige konnten ihn leicht hintergehen. Sein Geist war mit den mannigfaltigsten Kenntnissen geschmückt und tiefer Forschung fähig; aber sein Lieblingsbuch und der beständige Gegenstand seines Nachdenkens war das Wort Gottes. Bei einer lebhaften Einbildungskraft, einem gebildeten und klassischen Geschmack, einem vorzüglichen Gedächtniß und einer wahren Meisterschaft in seiner Muttersprache, war er ein Mann von erstaunlicher Unterhaltungsgabe, so daß es ein hoher Genuß und Gewinn zugleich war, seinen gedankenreichen, beredten und mit biblischer Wahrheit gewürzten Gesprächen zuzuhören.

„Ich habe vorhin gesagt, er sei ein Beter gewesen. Das war er in der That. Ich kenne Niemand, der so wie unser seliger Freund einen großen Theil seiner Zeit dem stillen Umgang mit Gott gewidmet hätte. Er pflegte Morgens 5 Uhr aufzustehen; aber mit Ausnahme der 'Spitalstunde' ließ er Niemand, auch nicht die vornehmsten Personen, vor 10 oder 11 Uhr zu sich. Ebenso wollte er auch den Schluß jedes Tages in der Stille zubringen; er zog sich deßhalb immer gegen 5 Uhr des Abends zurück und kehrte erst gegen 6 Uhr in sein Wohnzimmer wieder. Mit Gebet, — und zwar mit gemeinschaftlichem, wenn Gäste da waren, was in Käti eher die Regel als die Ausnahme war, — wurde der Tag beschlossen; und da redete er dann mit seinem Herrn in tiefer kindlicher Ehrfurcht, nicht mit Lippengepränge, sondern im Geiste und in der Wahrheit. Ueberhaupt schien unsrem theuern Freunde seine Wohnung der Vorhof des Himmels zu sein. Gleich einem Priester stellte er sich zwischen Himmel und Erde, um mit Gott um das Heil des Badagastammes und aller Völker Indiens zu ringen. Seine Gebete werden zu seiner Zeit erhört werden, und seine Werke werden ihm nachfolgen.

„Der theure Casamajor war hienieden ein edler und durch Christi Geist geheiligter Mann, eine Zierde der Religion Jesu, dessen Namen er unter den Menschen bekannte, ein süßer Geruch der Gnade denen, die ihn kannten. Als Mensch hatte er seinen Antheil an menschlichen Schwachheiten. Sein Temperament hätte mehr gleichmäßig sein können; er hätte gegen Widerspruch geduldiger sein können, weniger fest im Bestehen auf seinen eigenen vorgefaßten Meinungen, weniger leichtgläubig gegen die, welche einmal seine Gunst gewonnen hatten. Das waren Fehler und Flecken, die nicht zu loben, — wohl aber zu entschuldigen waren bei einem unverheiratheten Herrn seines Alters und Standes, bei einem Manne, der sein ganzes Leben lang sein eigener Herr und der Mittelpunkt der Gesellschaft gewesen war, in welcher er sich bewegte. Aber unter dieser Decke von rauhen Fellen war, wie bei der Stiftshütte, ein Heiligthum verborgen, ein Tempel voll Gottesweihrauch, voll Liebesopfer und voll Gegenwart des Herrn.

„Bei der ganzen Bevölkerung des Käti-Thales und noch weiter hinaus ward er aufs Tiefste verehrt. Diesen armen Leuten erschien er beinahe in dem Lichte einer wohlthätigen Gottheit. Als er todt war, — er entschlief Nachmittags den 29. Mai 1849, — sagten sie, er werde gewiß bald wiederkommen. Man wird seines Namens lange gedenken. Wenn einmal das Evangelium unter diesen Bergstämmen bekannt sein wird, dann werden sie erst recht anfangen, den Charakter eines Christen, der ihnen in der That ein Engel Gottes geworden war, ganz zu verstehen und zu würdigen."

So zeichnete Mögling im Herbst 1849, — fünf Jahre nach seinem ersten Zusammentreffen mit ihm, — den Mann, der für unsere Nilagiri-Mission von so großer Bedeutung geworden ist. Es war natürlich, daß ein Gemüth, wie das des seligen Casamajor, zu einem gleichgesinnten und gleichgebildeten Geiste, wie Mögling war, sich hingezogen fühlte. Schon als Missionar fand Mögling leicht und naturgemäß eine Stelle in dem Herzen des trefflichen Mannes; seine reiche geistige Begabung aber, seine warme brennende Liebe für die heidnische Bevölkerung Indiens und sein frisches gewandtes Wesen in den gesellschaftlichen Formen mußten ihn dem seligen Casamajor noch theurer machen. Die innige Verbindung der Liebe, die im Jahr 1844 zwischen Beiden angeknüpft wurde, blieb fest und ungetrübt, bis der eine von Beiden von dieser Erde schied.

2. Die Gründung der Mission.

Es war natürlich, daß zwischen Mögling und dem edlen Besitzer von Käti schon damals das besprochen wurde, was Beiden das tiefste und heiligste Anliegen des Herzens war, — die Evangelisirung der Bergstämme der Nilagiri. Casamajor mußte sichs ja wohl bewußt werden, daß nur durch die Gründung einer eigenen Nilagiri-Mission dieser Zweck unter Gottes Segen könnte erreicht werden. So viel uns bekannt ist, war bis dahin noch nie ein ernstlicher Versuch von irgend einer Seite gemacht worden, den Ureinwohnern der blauen Berge das Evangelium zu bringen. Zwar gieng vor bald 200 Jahren von den altsyrischen Gemeinden in Südindien, den sogenannten Thomaschristen, ein kleiner Missionsversuch aus, der aber ohne Frucht blieb und überhaupt bald genug ins Stocken gerieth. Nachdem nemlich Erzbischof Dom Frey Aleixo de Menezes die syrischen Kirchen in Malabar dem römischen Stuhl unterworfen hatte (im J. 1699), kam ein freilich bald erlöschender Missionseifer über diese fast verheidnischten Gemeinden. Darüber wurde von dem Erzbischof folgendes nach Goa, dem Hauptsitz der portugiesischen Regierung in Indien, berichtet: — „Zwei Kattanär [syrische Priester] hatten sich aufgemacht, die entfernteste Station im Toda-Mala [Toda-Berg, d. h. wohl auf den Nilagiri] aufzusuchen. Diese liegt im Gebiet des Samorin, d. h. des Königs von Kalikut, 50 Stunden von den nördlichsten Kirchen entfernt, in einem vom Maleälam verschiedenen Sprachgebiet. Die Christen wohnen dort seit der Zeit, da sie von St. Thomas [in Meilapür bei Madras] nach der Westküste Indiens geflohen sind. Ihr Gott heißt jetzt Bibi, welches Schicksal bedeutet. [Das Sanskritwort Widhi wird im Kanaresischen Bibi und bedeutet Brahma oder das Schicksal.] Dennoch glauben sie noch eine Dreiheit der Personen und haben von ihren Vorfahren gehört, daß in Kotschin noch Leute ihrer Kaste [Christen] leben; ihre Priester aber seien ausgestorben und ihre Bücher verloren gegangen. Was von Gotteserkenntniß übrig blieb, beschränkt sich auf ein Gemälde, das immer mehr sich verwischt, worauf ein Greis, ein Jüngling und ein Vogel abgebildet sind. Daß dieß die Gegenstände ihrer Verehrung seien, erklärten sie, sei ihnen im Geiste immer gegenwärtig. Als die Kattanär hinkamen, strömten Männer und Weiber zusammen, sie zu hören, und nahmen sie als Brüder auf. Das Bild bot diesen einen willkommenen Anhaltspunkt

bar, sie über das Geheimniß der Dreieinigkeit zu belehren." So berichteten die beiden syrischen Priester. Die Jesuiten-Missionare aber bezeugten große Freude über diesen Fund, wie denn damals auch noch an andern Orten Indiens, wo man keine Christen vermuthet hatte, Ueberbleibsel christlicher Gemeinschaften entdeckt wurden. Allein über den Wirren der syrischen Kirchenparteien scheint es von Malabar aus zu keinem zweiten Missionsversuch in dem „Todamala" gekommen zu sein.*)

Auch in neuerer Zeit, ehe die Basler Brüder auf die blauen Berge kamen, ließen sich amerikanische Missionare in Kotagiri (einige Stunden östlich von Ottakamand) nieder, um eine Mission dort zu begründen. Es waren Reconvalescenten, welche dort oben von den Fiebern des Unterlandes Erholung suchten. Allein ihr Augenmerk war nicht auf die Urbewohner der Nilagiri gerichtet, sondern auf die vielen Tamulen, die als Knechte, Köche und Hausverwalter der Engländer in großer Zahl in deren Gefolge dahin gekommen waren und sich längere oder kürzere Zeit daselbst aufhielten. Die amerikanischen Missionare sprachen auch nur tamulisch, wenn sie überhaupt eine indische Sprache redeten, und eine Mission unter den Toda's oder Badaga's lag gänzlich außer ihrem Plan. Nach sechs oder sieben Jahren ward übrigens auch dieser Versuch von ihnen aufgegeben. Ganz ähnlich verhielt es sich mit dem deutschen Missionar, Dr. Bernhard Schmid, der früher von Halle ausgegangen und in englische Dienste getreten war, um in Südindien die Mission unter den Tamulen zu unterstützen, später aber aus dieser Verbindung austrat und dann (im J. 1844) auf eigene Rechnung sich auf die blauen Berge begab, um mit Hülfe von Lokal-Unterstützungen dort ein Evangelisationswerk zu beginnen. Er fand an Casamajor einen sehr thatkräftigen Freund; allein da Schmid bereits alt und nur mit dem Tamulischen vertraut war, so konnte auch von ihm für die eigentlichen Bergstämme der Nilagiri nichts erwartet werden. Dem entschlafenen Casamajor aber lagen zunächst nicht die ab- und zugehenden Tamulen, sondern die Badaga's am Herzen. Was Wunder, wenn in ihm bei Möglings Besuch auf den Bergen (1844) die Frage aufs Lebhafteste auftauchte, ob nicht die Basler Gesellschaft, deren indisches Missionsgebiet ja unmittelbar an die Nilagiri angrenze, auch dorthin

*) Handschriftliche Mittheilung von Missionar Dr. Gundert.

ihre Missionare zu senden vermöchte. An reichen Unterstützungen jeglicher Art würde er, dem so große Mittel zu Gebote stünden, es ja nicht fehlen lassen. Allein die Zeit hiezu war noch nicht gekommen. Mögling verließ im Oktober 1844 die blauen Berge wieder, um mit neugestärkter Kraft für einige Zeit seine Arbeit in Mangalur wieder aufzunehmen. Aber der abgebrochene Faden sollte nach Gottes Wohlgefallen bald aufs Neue angeknüpft werden.

Einer unsrer ausgezeichnetsten, nach Kopf und Herz begabtesten Arbeiter, der würtembergische Theologe Gottfried Hartmann Weigle, trat um Michaelis 1838 nach wohlvollendetem Candidaten-Examen ins Missionshaus zu Basel ein, um auf seine Aussendung ins Heidenland zu warten. Er war Möglings Stiefbruder und zugleich durch ihn noch auf der Universität zu Tübingen zur vollen Entscheidung für den Herrn und für die Mission geführt worden. Im Jahr 1840 hatten die Beiden die Freude, sich in Mangalur wieder zu begrüßen und nun mit einander 15 Jahre lang an Einem seligen und heiligen Werke zu arbeiten. „Mein Bruder Weigle," schreibt Mögling später,*) „brachte in die indische Mission einen Schatz von Wissenschaft mit, wie ihn sonst ein frischer Ankömmling von Europa nicht leicht besitzt, und überdieß ausgezeichnete Fähigkeiten. Im Lateinischen und Griechischen war er gut bewandert, im Hebräischen recht zu Hause, war in das mittelalterliche Deutsch tief eingedrungen, hatte mit vielem Fleiß und Erfolg Arabisch und Sanskrit studirt und sich mit allen Hauptsprachen Europa's, vom Russischen bis zum Portugisischen, bekannt gemacht. Bei seiner Ankunft in Bombay im Juni 1840 fieng er Kanaresisch zu lernen an, und sah sich im Mahratti, Guzerati und Hindustani um, — Sprachen, denen er später noch Maleälam, Tulu und Tamil beifügte. Als er am 19. September in Mangalur landete, traf er mich in meinem Zimmer, als ich mich eben in Krischnametscharyar's kanaresische Grammatik vertiefte. Sogleich setzte er sich neben mich. In wenigen Tagen fand ich, daß er mir eben so viel half als ich ihm, und ehe wir die Hälfte des Buches durchgemacht, waren wir Beide fast gleich weit. . . Wann und wie er Englisch lernte, das er gründlich verstand und sehr gut sprach; wann und wie er

*) Vergleiche: „Erinnerungen an G. H. Weigle, Miss. in Mangalur, heimgegangen den 7. Juni 1855. Von Miss. Mögling." Im Missionsmagazin 1855, Heft IV, S. 54 ff.

Kanaresisch lernte, worin ihn vielleicht kein anderer Missionar übertraf, weiß ich eigentlich nicht, obschon wir Jahre lang Tag und Nacht bei einander waren. Es schien, als nähme er sich die Sachen in den Kopf, wie Einer die Speise in den Mund nimmt, so leicht und mühelos gieng ihm Alles. . . Er war ein trefflicher Mathematiker, hatte ziemliche medizinische, anatomische und physiologische Kenntnisse, verfolgte sorgfältig die im Gebiete der Geologie und Astronomie neuerdings gemachten Fortschritte, und war ein Freund der Botanik. . ." Neben dem Allem war Weigle so demüthig, so bescheiden, so gering von sich selbst denkend, daß er selbst oft zu erschrecken schien, wenn der außerordentliche Reichthum seiner Gaben und Kenntnisse irgend einmal vor Andern hervorglänzte. Eine überfließende Liebe zu den Brüdern und ein tiefes inniges Erbarmen gegen die verlorene Heidenwelt erfüllte sein ganzes Wesen, und für Andere zu leben, Ihnen mit Allem was er war und besaß zu dienen, war ihm, seitdem er die Kraft und Süßigkeit der Liebe Gottes an sich selbst erfahren, zur neuen Natur geworden.

Aber die sich selbst nicht schonende Energie, mit der er in alle Arbeit sich hineinwarf, „mit der er Wochen lang den ganzen Tag arbeitete und des Nachts von seinen Arbeiten träumte," mußte in dem tropischen Klima Mangalur's frühe seine Gesundheit beeinträchtigen. Zwar brachte der 9. Januar 1845, an welchem er mit einer theuern, reichbegabten, ihm an Geist und Herz ebenbürtigen Landsmännin getraut ward, ein neues Element des Glückes in sein häusliches Leben; aber eben damit begann auch jene Kreuzesschule, unter der sein innerer Mensch so herrlich ausreifte. Seine Gattin erkrankte; er selbst litt viel und ernstlich an klimatischen Fiebern. Wie die Aerzte ein Jahr zuvor seinen Bruder Mögling, so sandten sie jetzt (Anfang Mai 1845) auch die beiden leidenden Geschwister Weigle auf die blauen Berge, um dort die sinkenden Kräfte wieder zu heben. Es war dieß die zweite Berührung zwischen Basler Missionaren und dem edlen Casamajor in Käti.

Wie an Mögling, so fand Herr Casamajor an Weigle einen verwandten Geist, zu dem er sich hingezogen fühlte. Letzterer war eine Zeitlang sein Gast auf Käti. Der Wunsch, von den Baslern einen Missionar ausdrücklich für die Nilagiri zu erhalten, wurde in dem edlen Greisen wieder lebendiger. Zwar fand er bei Weigle, diesem mehr stillen und in sich gekehrten Gemüthe, nicht jene beweg-

liche, leicht in neue Plane und Unternehmungen eingehende Natur, wie er sie im vorliegenden Falle bedurfte; allein Weigle war ja Mögling's Verwandter, und an letzteren wandte sich Casamajor nun mit bestimmt formulirten Vorschlägen. Unter dem 10. Nov. 1845 schrieb er Folgendes an ihn:

„. . . Vor allen Dingen möchte ich klar und bestimmt aussprechen, daß die Unterstützung, die ich [zur Errichtung einer Mission auf den Nilagiri] zu geben bereit bin, ausdrücklich nur gegeben werden wird zu einer Mission in Käti, nicht aber zu einer Mission, deren Hauptquartier irgendwo anders sich befände. Das Thal von Käti ist so ziemlich im Mittelpunkt der Berge gelegen und sehr bevölkert, und so viel ich bis jetzt weiß, ist es einer der allergünstigsten Punkte auf den Bergen für eine Missionsniederlassung. Allerdings soll die Umgebung von Kötagiri dichter mit Dorfschaften besetzt sein; aber wenn auch dieß wirklich der Fall ist, so liegt jenes bei weitem nicht so central auf dem Gebirge als Käti. Auch glaube ich, daß mancher Vortheil aus dem Umstande, daß ich hier wohnhaft bin, erwachsen würde. Ich habe die Gewohnheit, allen den Eingeborenen, welche Hülfe suchend zu mir kommen, Medizin zu verabreichen. Manche von ihnen kommen täglich aus den verschiedensten Gegenden, ja nicht selten aus weit entlegenen Distrikten dieser Berge. Gerade heute war ich fast drei Stunden lang nach dem Frühstück mit ihnen beschäftigt. Eben hierin aber böte sich ein Hülfsmittel von nicht geringem Werthe dar, um Erkundigungen über entferntliegende Dörfer einzuziehen und zugleich Traktate in denselben zu verbreiten. Es ist somit unerläßliche Bedingung irgend einer Unterstützung von meiner Seite, — und ich bitte, dieß wohl im Auge zu behalten, — daß das Hauptquartier einer zu gründenden Mission in Käti sein muß.

„Nachdem ich dieß vorausgeschickt, so erkläre ich mich für den Fall, daß eine Mission bleibend in Käti gegründet wird, bereit, eine Missionarswohnung samt Nebengebäuden hier zu erbauen und darauf eine Summe zu verwenden, welche 7000 Rupies (Fr. 17,500) nicht übersteigt; auch werde ich gerne einen monatlichen Beitrag von 50 Rupies (Fr. 125) zum Unterhalt der Mission verabreichen, so lange ich auf diesen Bergen wohne, was, da ich mich hier auf meinem eigenen Grund und Boden und in meiner eigenen Wohnung angesiedelt habe, wahrscheinlich für eine Reihe von Jahren, — vielleicht für den Rest meines Lebens der Fall sein wird. Das zu errichtende Haus ꝛc. soll

erbaut werden nach einem Plan, den der Missionar oder die Missionare selbst zu entwerfen haben, natürlich innerhalb der Grenzen der oben genannten Bausumme, — einer Summe, die nach meiner und Anderer Erfahrung vollkommen ausreicht, um eine solide Wohnung zu errichten; ferner auf einem Grundstück, das mir zugehört, wobei ich selbst in Verbindung mit den Missionaren die Lage des Missionshauses und etwa auch einer Kirche, wenn eine solche nöthig werden sollte, bestimmen werde. Ist das Haus vollendet, so soll dasselbe samt dem Grund und Boden, auf dem es steht, der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel oder einem Verwaltungsrath, den die Gesellschaft und ich aufzustellen hätte, als Eigenthum der Gesellschaft übermacht werden, und ich werde hernach keinerlei Recht der Einmischung von meiner Seite in Anspruch nehmen; Alles dieß jedoch unter der Bedingung, daß die Mission hier im Gang erhalten und fortgeführt werde. Wird sie aufgegeben oder nicht in gutem Gang erhalten, so müßte der Grund und Boden und Alles, was darauf ist, wieder an mich zurückfallen; wird sie aber fortgeführt bis zu meinem Tode, so wird der Grund und Boden und Alles, was darauf ist, das unbedingte (absolute) Eigenthum der Gesellschaft. Wird etwa eine [Lokal-]Kommittee oder eine andere ähnliche Korporation aufgestellt zur Leitung der äußeren Angelegenheiten dieser Mission, so würde ich gerne ein Mitglied derselben sein; doch mache ich das nicht zu einer unerläßlichen Bedingung. Ich erwarte nicht, daß man mir irgend welches Recht der Einmischung in die innere Leitung der Mission einräume, werde aber jederzeit die Missionare mit Rath und That unterstützen, so viel in meinen Kräften steht. Der Wunsch und das Gebet meines Herzens ist, daß der Herr Jesus Christus etliche Seelen aus diesen Bergstämmen zum Lohn seiner Schmerzen davontragen möge, und daß ich selbst in meinem geringen Theile gewürdiget werde, dazu etwas beitragen zu dürfen.

„Für jetzt weiß ich nichts weiteres hinzuzufügen; aber ich werde mit größtem Vergnügen alle weiteren speziellen Fragen oder Winke zu beantworten bereit sein, die in Ihnen auftauchen mögen, sobald Sie mich damit bekannt machen. Ich weiß nicht, ob Herr Weigle wirklich im Sinn hat, nächsten Monat nach Käti überzusiedeln, wie er Anfangs beabsichtigte. [Er befand sich mit seiner Gattin in dem 5/4 Stunden entfernten Kateri.] Ich wünschte sehr, daß er hieher käme, und habe ihm in diesem Sinne geschrieben. Wenn ich die

nahe verwandtschaftliche Beziehung zwischen Ihnen und den Geschwistern Weigle erwäge und dabei bedenke, wie Sie bereits mit diesen Bergen und ihren Bewohnern einigermaßen bekannt sind, so kann ich nicht umhin zu glauben, daß Sie, lieber Freund, eine sehr werthvolle und wünschenswerthe Zugabe zu der hier beabsichtigten Mission wären, wenn anders Ihre Gesellschaft im Stande sein sollte, gleich zwei Missionare für dieselbe zu bestimmen.

In herzlicher Liebe Ihr Casamajor."

So lautete das Schreiben des edlen Mannes an Missionar Mögling. Bis dahin war mit der Basler Kommittee selbst noch nicht eigentlich verhandelt worden. Mögling aber sandte das Schreiben Casamajor's unverweilt an die leitende Behörde in Basel. In dem Briefe, womit er es begleitet, kündigte er an, daß seine eigene Gesundheit aufs Neue so heruntergekommen sei, daß nach ärztlichem Zeugniß eine Erholung in der heimathlichen Luft Europa's unumgänglich nothwendig sei, wenn er nicht für immer untüchtig oder eine Beute des Todes werden sollte. Die Kommittee gab ihre Einwilligung zu dieser Reise mit um so größerer Bereitwilligkeit, als sie dadurch Gelegenheit zu finden hoffte, mit dem erfahrensten ihrer indischen Missionare eine Reihe wichtiger Fragen, vor Allem aber die Frage wegen der Errichtung einer Nilagiri-Mission persönlich zu besprechen.

Wenden wir uns, während Mögling (in Begleitung des ersten ostindischen Eingeborenen, der in unsrem Missionshause zum Evangelisten-Amte unter seinem Volke sich weiter vorbereiten sollte, des Hermann Anandrao Kaundinja) nach Europa segelt, einen Augenblick zu den Berathungen der Kommittee in Basel. An der Spitze des Missionshauses stand damals der reichbegabte Inspektor Wilh. Hoffmann, jetzt Generalsuperintendent und Schloßprediger in Berlin. Er hatte zugleich das Referat in der Kommittee und die Aufgabe, die Beschlüsse zu vollziehen. Als er im Jahr 1839 sein Amt antrat, fand er eine volle Kasse vor, mit einem ziemlich reichen Reserve-Fonds auf Zeiten der Noth. Die Gesellschaft aber war bis dahin fast mit ängstlicher Vorsicht nur so weit vorwärts gegangen, als sie festen, sicheren Boden vor sich sah. Hoffmann war der innersten Ueberzeugung, erstens, daß eine Missionsgesellschaft keine Kapitalfonds haben dürfe, sondern sofort und unmittelbar auf die Mission das zu verwenden habe, was der Herr ihr an Mitteln in die Hand lege; zweitens, daß man mit keckerer Zuversicht die Seile der Mission aus-

dehnen dürfe und müsse, wo nur Thüren sich öffnen, auch wenn man nicht eben die finanziellen Bürgschaften zum Voraus in Händen habe; und drittens, daß die Zuflüsse von Mitteln, die bis dahin aus der freiwilligen Liebe der Christen uns zugekommen, sich noch ins Unglaubliche mehren müßten, so der Herr nur Glauben und Eifer schenke. Nach diesen Grundsätzen sprach er in der Kommittee, darnach wirkte er in dem ihm angewiesenen Kreise. Der Erfolg bestätigte die Richtigkeit seiner Anschauungen. Der Reserve-Fonds leerte sich schnell und vollständig, indem vor Allem die westafrikanische Mission auf einen ganz neuen Fuß eingerichtet und außerordentlich verstärkt ward. Andererseits aber steigerten sich die Einnahmen der Gesellschaft bald aufs Doppelte und darüber. Mit dem Erfolg wuchs der Glaube und die Freudigkeit. Was Wunder, wenn auch die neu auftauchende Frage einer Nilagiri-Mission bei dem glaubensmuthigen Manne ein williges Ohr fand.

Eine Reihe anderer Betrachtungen und Umstände kam dazu, diese Sache als eine Führung Gottes erscheinen zu lassen. Keiner war so mit den geographischen Verhältnissen Indiens vertraut wie Hoffmann. Die glänzende, freilich etwas überschwängliche Schilderung Ritter's, des großen Geographen, von der Herrlichkeit der Nilagiri und von der Empfänglichkeit der dortigen Bevölkerung für das Evangelium war dem Inspektor nicht entgangen; sie tönte aus seinen eigenen Schilderungen und Referaten immer wieder hervor. Der Umstand auch, daß die Nilagiri ein Gesundheits-Asyl, eine Heilstation für unsre gesammte indische Mission werden können, fiel ins Gewicht; befand sich doch Missionar Weigle bereits — wer weiß, für wie lange Zeit — nothgedrungen dort oben. Endlich befand sich in der Missionsanstalt selbst eben damals ein junger talentvoller Mann, der zuerst als Zögling in dieselbe eingetreten, dann nach eifrigem Universitätsstudium und wohlbestandenem Candidaten-Examen als Lehrer dahin zurückgekehrt war, der aber mit Sehnsucht auf seine Verwendung im eigentlichen Missionsdienst draußen harrte. Es war Michael Bühler, ein Jüngling voll reicher, namentlich orientalischer Kenntnisse, in der Schrift bewandert wie Wenige, in christlicher Erfahrung gereift, im Umgang mit Freunden wie mit Gegnern des Evangeliums gleich gerüstet und tüchtig, und der Sache der Mission von Kindheit auf mit ganzer Seele ergeben. Wenn Einer für das indische Missionsgebiet zu taugen schien, so war er es; aber seine

Gesundheit hatte schon manche Stöße erlitten, und die Kopfschmerzen, die sein steter Begleiter waren, machten ihn für ein tropisches Flachland untüchtig. Dagegen in einer Alpenluft, wie die der Nilagiri war, mußte er sich nach menschlichem Urtheil so wohl und kräftig fühlen als in einem europäischen Klima. Schien es nicht, als wenn der Herr ihn für die Nilagiri, die Nilagiri für ihn aufbehalten hätte?

Schließlich aber gelangte gerade in jener Zeit, noch ehe Casamajor mit seinem reichen Anerbieten hervortrat, eine eigenthümliche Aufforderung an die Kommittee in Basel, und zwar aus weiter Ferne. In Ostfriesland nemlich hatte ein christlicher Kaufmann bei seinem Tode ein nicht unbedeutendes Legat hinterlassen, das für die Mission bestimmt war und somit dem dortigen Missionsverein eingehändigt wurde. Die ostfriesischen Freunde wandten sich an die Kommittee in Basel, mit der sie von alter Zeit her in herzlicher Liebe verbunden waren, und boten ihr (August 1844) die ganze Summe an „unter der Bedingung der Errichtung einer neuen Missionsstation". Man schlug ihnen schon damals unter Anderem die Gründung einer Mission auf den Nilagiri vor, und es schien, als ob gerade dieser Plan bei unsern nordischen Freunden den meisten Anklang gefunden habe.*) Wir sehen, der Herr hatte im Kreis der Kommittee auf mannigfache Weise den Weg bereitet.

Am 18. März 1846 erschien Missionar Mögling, durch die Seereise gekräftigt, zum ersten Mal im Kreise der Kommittee, um ausführlichen Bericht über den Gang und die Verhältnisse unsrer gesammten indischen Mission zu geben. Acht Tage später (25. März) sitzt er abermals in Mitten der Freunde vor dem grünen Tisch, und dießmal ist es vornehmlich die Angelegenheit einer Nilagiri-Mission, über welche er vernommen wird. Er schildert Land und Leute, macht die Kommittee mit der Persönlichkeit Casamajor's näher bekannt, verbreitet sich über die Aussichten, welche nach menschlichem Urtheil eine Mission auf den blauen Bergen hätte, verschweigt aber auch nicht die Erfordernisse an Geld und an Brüdern, die zu ihrer Fortführung nöthig wären. Diese Mittheilungen alle führten dann weiter zu gründlichen ernsten Erwägungen. Die Kommittee zu Basel hat nie-

*) Später wurde davon Umgang genommen, und man verstand sich mit den ostfriesischen Missionsfreunden dahin, die Küstenstadt Honor (Honawara) in Nord-Kanara als neue Station aufzunehmen.

mals in rascher übereilter Weise ihre Beschlüsse gefaßt. Es verging ein voller Monat, bis die Sache in dem Kreise dieser ehrwürdigen Männer reif zur Entscheidung war. In dem Protokoll vom 22. April 1845 lautet dieselbe folgendermaaßen:

„1. Im Namen des Herrn, und auf weitere Hülfe christlicher Engländer [auf den blauen Bergen] hoffend, soll die vorgeschlagene Missionsstation zu Käti gegründet werden;

„2. Dieselbe wird gleich mit zwei Missionaren angefangen, nemlich mit den Geschwistern Weigle, die schon auf dem Platze sind, und dem Candidaten Bühler, wenn seine Gesundheit ihm gestattet, nach Indien zu gehen;

„3. Bruder Mögling wird beauftragt, bei seiner Rückkehr nach Indien persönlich die näheren Verhandlungen mit Herrn Casamajor vorzunehmen;

„4. Es ist darauf anzutragen, daß das Haus [welches Herr Casamajor zu bauen versprach] für zwei Missionare und für zwei Gäste eingerichtet werde."

Am 26. Okt. 1846 wurde Bühler mit einer Anzahl anderer Missionsbrüder (Hoch und Deggeller für Indien, Hamberg und Lechler für die chinesische Mission, die zugleich mit den Nilagiri neu aufgenommen wurde) öffentlich verabschiedet, nachdem er einige Tage zuvor in der Mitte der Kommittee seine Instruktionen empfangen hatte. Unter der erfahrenen Leitung von Missionar Mögling zog die ganze Reisegesellschaft über Marseille und Egypten nach Bombay, wo sie am 15. Dezember glücklich eintraf. Am 20. Jan. 1847 erreichte Bühler, gleichfalls begleitet von Mögling, das Badaga-Dorf Katēri, 5/4 Stunden von Käti, wo die Geschwister Weigle seit einiger Zeit eine Interimswohnung gemiethet hatten. Damit war die Nilagiri-Mission faktisch gegründet.

---

3. Das Vermächtniß.

Wir können die mancherlei kleinen Ereignisse und Wechselfälle, durch welche es in diesen ersten Anfängen hindurchgehen mußte, natürlich hier nicht erwähnen. Die größeren und bedeutenderen Wendungen allein sind es, auf die wir unsre Aufmerksamkeit in diesen Blättern zu richten haben.

Die persönlichen und später schriftlichen Unterhandlungen Möglings mit Herrn Casamajor führten zunächst zu dem Beschluß, daß das von letzterem für einen größeren Hausbau ausgesetzte Kapital von 7000 Rupies vorerst noch auf die Seite gelegt, daß davon nur ein kleinerer Theil (700 Rs.) zum Ankauf eines eben feilgebotenen, für die erste Zeit ganz genügenden Hauses in Kōtagiri (gerade östlich von Ottakamānd) verwendet, der Rest aber für allgemeine Missionszwecke wenn nöthig zur Verfügung gestellt werden solle. Es lag auch hierin, ohne daß Jemand es noch ahnen konnte, ein providentielles Walten Gottes, indem ja in nicht ferner Zeit die Gebäulichkeiten von Kāti selbst der Basler Mission zufallen sollten.

Weigle und Bühler arbeiteten mittlerweile in und um Katēri mit aller Hingebung der Liebe. Ersterer setzte die Revision der kanaresischen Bibelübersetzung fort, predigte daneben in den umliegenden Dörfern und gewann sich das Vertrauen der Eingeborenen durch allerlei ärztliche Dienstleistungen. Innerhalb zweier Monate impfte er nicht weniger als 700 Erwachsene und Kinder; denn die Pocken waren eben damals eine schwere Plage in den Dörfern der Eingeborenen. Bühler dagegen warf sich mit allem Ernst in die Erlernung der Sprache, — eine Aufgabe, die ihm bei seiner reichen Begabung nicht eben schwer ward. Allein bald durften die beiden Missionare einen dritten Mitarbeiter bei sich begrüßen, der, geschwächter an Kraft und Gesundheit als sie Beide, dennoch sie Beide überleben und gewürdigt sein sollte, die Erstlingsfrüchte von der Saat einzuernten, welche Jene samt ihm unter viel Gebet und Seufzen ausgestreut hatten. Es war Karl Mörike, ein würtembergischer Theologe, der auf der Universität Tübingen den Herrn und die Mission lieben gelernt und im Jahr 1844, ausgesandt von der Basler MG., den Weg nach Indien angetreten hatte. Ausgerüstet mit einem schönen Schatz von Kenntnissen, aber noch reicher an Liebe und zartem Mitgefühl für das Elend der dahinsterbenden Heidenwelt, war er zuerst in Mangalur, dann in dem höhergelegenen kühleren Dharwar (Südmahratta) thätig; aber seine Gesundheit ertrug die Tropenhitze des Tieflandes nicht. Im Anfang des Februar 1847 verließ er Dharwar, um unter der Zustimmung der Kommittee die Nīlagiri zu beziehen. Während er unter viel Mühsal durch die Wald- und Fieberregion, welche den Fuß der blauen Berge umgürtet, im Palankin heraufgetragen wird, eilen die Missionare Weigle und Bühler von Katēri aus dem leiden-

den Bruder bis Sispāra (eigentlich: Tschischipara), der ersten Station über der Fieberzone, entgegen. Hören wir Bühler's Bericht über diese Wanderung; denn sie versetzt uns lebhaft in die Zustände dort oben.

„Bruder Mörike," schreibt er, „wollte am Dienstag Abend nach Sispāra kommen; sollte er uns dort treffen, so mußten wir Sonntag Mittags von Katēri aufbrechen. Schon Tags zuvor hatte Frau Weigle allerlei Speisevorrath für die Wanderung uns zubereitet. Dieser samt Koch- und Eßgeschirr ward in einen Korb gepackt. Da aber die Nächte sehr kalt sind, mußte auch für Teppiche und warme Kleider für die Nacht gesorgt werden. So bedurften wir drei Träger. Nach dem Gottesdienst um 1 Uhr machten wir uns auf den Weg. Zuerst giengs den Berg hinauf, an unserm Wasserfall vorüber, dann an der Seite zweier anderer Hügel vorbei bis ans Dorf Katēri, eine der größten Ortschaften auf diesem Gebirge, mit etwa 12 bis 14 Häusern. In einem einzigen Hause aber wohnen oft 5 bis 10 Familien. Eine Stunde lang wand sich der Weg zwischen Hügeln hindurch, bis derselbe über einen Bergsattel uns in das reich bevölkerte Gebiet von Mellur führte. Hier hatten wir eine großartige Aussicht über einen bedeutenden Theil der Nilagiri, sowie hinab ins Tamil-Gebiet. Links (südlich) ließen wir einen Hügel, ähnlich dem Hohenstaufen in Schwaben, liegen, der von unten bis oben mit Waldbäumen bedeckt ist; alle andern Bergkegel sind kahl oder nur mit Gebüsch überdeckt.

„Nun wieder hinab ins Thal. Ich gieng voraus den steilen Abhang, mich im Stillen mit dem Sonntags-Evangelium beschäftigend, wobei mich aber ein Schakal störte, der an dem Aas eines Büffels sich erlabte. Unten in der Nähe des Dorfes Mellur begegnete mir ein Mann, wohl 60 Jahre alt; feierlich und langsam schritt er einher und sah mich scharf an, ohne ein Wort zu sagen. An seiner Kleidung und dem Turban erkannte ich in ihm einen Badaga und grüßte ihn freundlich. Blitzschnell warf er seinen Stock auf den Boden, schleuderte die Schuhe von den Füßen und beugte sich mit dem Kopf bis zur Erde nieder. Wahrscheinlich hielt er mich für einen englischen Steuerbeamten, der ihn an seine Pflicht erinnern wolle. Ich fragte ihn nach dem Namen des Dorfes, von dem er komme; er nannte ihn und fügte hinzu, er sei der Vorstand desselben .... Rasch giengs jetzt bei brennender Hitze an einem Berg entlang über ein Thal, dann wieder bergan. Ehe wir wieder ins jenseitige Thal kamen, stand eine

Büffelheerde auf dem Wege. Sobald sie einen Fremden erblicken, so stehen sie hin, strecken den Kopf gerade aus und legen auf diese Weise die langen krummen Hörner zurück, was ihnen immer ein drohendes Aussehen giebt. Sinds nur wenige, so kann man sie aus dem Wege jagen, wenn man mit Steinen nach ihrem haarigen Pelz wirft. Da es aber dießmal gegen 80 Stück sein mochten, so umgiengen wir sie. Allein weiter unten waren Sümpfe, und nur mit vieler Anstrengung gelangten wir hinüber. Es ist nicht die Art dieser kräftigen Thiere, den Leuten nachzurennen und sie anzugreifen; aber wenn man ihnen zu nahe kommt, so zeigen sie gerne ihre Kraft. Erst kürzlich ritt ein Freund von uns, ein älterer Mann, bei Kötagiri den Berg hinauf; sein Knecht jagte die Büffel weg, einer nur blieb stehen, schaute aber von der Straße weg. Als der Reiter ihm nahe kam, wandte er sich, fuhr dem Pferd mit dem Kopf unter die Vorderbeine, und in einem Augenblick lagen Roß und Reiter am Boden.

„In diesem Thale nun war ein kleines Bängalo (Reisehaus), wo wir ein wenig ruhten. Dann war wieder zunächst ein Hügel zu übersteigen, dessen eine Seite bebaut, die andere aber mit borstigem Gras bedeckt war. Oben erblickten wir vor uns die immer mächtiger sich erhebenden Berge [die Konda's], rechts und links zogen sich zwei gewaltige Hügelreihen hin. Ueber kleinere Anhöhen führte uns unser Weg zwischen durch. Nach zwei weiteren mühevollen Stunden erreichten wir endlich Avalanches mit seinem Bängalo. Bereits war es Nacht, als wir uns dem Thale näherten, in welchem es liegt. Im Süden standen vor unsern Blicken schwarze dicke Wolken, die, je finsterer es ward, desto furchtbarer schön von zuckenden Blitzen durchschnitten und erleuchtet wurden. Kaum waren wir im Bängalo angekommen, als der Donner über uns rollte und ein mächtiger Regen ins Thal sich ergoß. Wir bereiteten unser Nachtessen, d. h. Kaffee, und sprachen über das Licht, das zur Zeit des Alten Bundes von Israel aus über die Heiden sich verbreitete, und lasen zu diesem Ende mehrere Kapitel im Propheten Daniel. So unterhielten wir uns in ernsten gesegneten Gesprächen, bis der Schlaf mir die Augen schloß, so daß weder der fortrollende Donner, noch der hereinströmende Regen mich störte. Am andern Morgen traten wir bei Zeiten unsre Weiterreise an. Bei einer Stunde führte der Weg immer bergan. Die mächtigen Konda-Berge, die dicken Wolkenmassen an ihren Gipfeln, die hie und da blitzesschnell ein höher gelegenes Thälchen erfüllten, die

Einsamkeit der Gegend ꝛc. rief mir Vieles ins Gemüth ... Den Berg hinab regnete es stark. Zwei Stunden lang giengs dann über die hohen Kuppen des Gebirgs. Dichter Nebel bedeckte das Land, so daß wir oft mit einander sprachen, ohne uns zu sehen. Der Wind blies gewaltig, immer um die Hügel sich wirbelnd; kaum drückte er auf den Rücken, so jagte er wieder den Nebel ins Gesicht. Gegen 11 Uhr kamen wir hinab in ein Thal, wo sich ein kleines Bängalo befindet. Hier war's wieder warm, der Himmel wurde heiterer, und statt zu frieren, hatten wir ordentlich heiß. Hügel um Hügel wurde passirt, als plötzlich von einem derselben die prachtvolle Aussicht ins Malabar-Land [im Westen] vor uns sich aufthat. Dort, so weit das Auge reichte, kein Nebel, keine Wolke, nur prächtiger Sonnenschein. Entzückt schaute ich hinab, an der Pracht und Größe des Anblicks mich weidend, — da pfiff ein Windstoß am Ohre vorüber, und eine dichte Nebelmasse zog einen Vorhang vor, der Alles verdeckte.

„Bald lag Sispara vor uns. Es war 3 Uhr Nachmittags. Wir ruhten ein wenig im dortigen Bängalo, dem eine Küche und ein Pferdestall beigefügt sind; einige hundert Schritte entfernt steht ein anderes Bängalo für die Eingeborenen. Von diesem Punkte aus bot sich abermals ein herrlicher Ausblick ins Unterland dar. Ein wunderbares Ding! Da stand ich im warmen Rock bis ans Kinn zugeknöpft; ein kalter Wind pfiff um die Ohren, die Nebel hin und her jagend; vor mir die tief hinab reichende, dicht bewachsene Gebirgswand, die ins Unterland abfällt, — drunten aber Alles klar und heiter, und dazu die brennende, Alles versengende Tropenhitze, und dieß so nahe, daß man meint, man könne leichtlich hinabrufen und die Leute müßten es hören. Es ist Einem kaum glaublich, daß Beides so nahe bei einander liegt. 'Komm,' sagte ich zu Br. Weigle, 'laß uns ein wenig hinabgehen in den Wald!' Wir traten hinein, links und rechts beinahe undurchdringliches Dickicht, betrachteten die Fülle der tropischen Pflanzen, den wilden Zimmetbaum mit seinen gleich Nußblättern riechenden langen Blättern, hieben mit Mühe einige sogenannte 'Meerrohre' um, die als Schlingpflanzen bis zu unglaublicher Höhe emporranken und je weiter hinauf nur desto dicker werden. Der dünne Stamm unten ist kahl, aber die Krone ist immer mit langen, Palmblättern ähnlichen Zweigen beladen. Nicht eine volle Stunde weit kamen wir hinab, und doch fühlten wir die Hitze so empfindlich, wie an recht heißen Sommertagen in der Heimath. Be-

laden mit Stöcken und Pflanzen kamen wir noch vor Sonnenuntergang oben im Bängalo wieder an. Nach einer kalten Nacht, unter dem Heulen des Windes nur wenig schlafend, erhoben wir uns frühe und beschlossen, da Br. Mörike nicht gekommen war, noch drei Stunden weiter bis zum nächsten Bängalo ihm entgegen zu gehen; denn bis dorthin ist die Hitze noch nicht so groß, und es ist noch nicht eigentlich die Region der wilden Thiere.

„Je weiter hinab, desto heißer und schwüler fanden wir es. Gegen Ende schritten wir langsam im Schatten der Bäume an einem Bache hin, der dicht mit Schilf bewachsen war; plötzlich öffnet sich der Wald, und wir traten auf eine Art Terrasse hinaus, auf welcher das Bangalo stand. Hier setzten wir uns nieder, matt von der Hitze, ließen uns etwas Wasser von dem nahen Bächlein geben und erquickten uns. Etwa zehn Eingeborene vom Unterland waren da, die gleichfalls ausruhten. Ich bekam etwas mehr Kopfschmerzen von der Hitze und lehnte mich an die Wand. Inzwischen waren die Unterländer aufgebrochen und gegen zweihundert Schritte weit, um eine Ecke herumbiegend, in denselben Wald hinein gegangen, aus dem wir eben gekommen waren. Plötzlich aber sahen wir sie Alle fast athemlos zurücklaufen und voll Schreckens ausrufen: 'ein Elephant, ein Elephant!' In dem Bache nemlich, an welchem wir kurz zuvor vorüber gekommen waren, stand ein wilder Elephant von der ersten Größe. Wahrscheinlich waren wir ihm auf sechs oder acht Schritte nahe gewesen, ohne ihn zu sehen. Er hatte beim Gehen Bäume umgedrückt, — daher jenes Krachen und Poltern, das auch wir gehört hatten. Ein eingeborener Postmann, der gerade auch bei uns war, sprang in das andere Bangalo, kam aber sogleich mit einer Flinte wieder zurück und rief uns zu: 'Haben die Herren kein Pulver?' Wir verneinten es. Zehn Minuten nachher hörten wir einen Knall und vermutheten, es möchte der Postmann doch nach dem Elephanten geschossen haben. Noch sprachen wir darüber, als ein Engländer todesblaß und keuchend aus dem Walde heraus lief. Er war mit seiner Doppelflinte auf dem Waldweg gewesen, sah die Fährte des Elephanten und gieng ihm nach. Man sieht nemlich die Bahn, welche diese kolossalen Thiere im Walde brechen, ganz deutlich, da sie Alles auseinander und zusammentreten. Der arme Mann war dem Thiere eilends nachgelaufen, dieses aber machte Halt und sah sich um; der Elephant erblickte den Jäger, dieser im gleichen Augenblick das Thier — kaum

20 Schritte sind sie von einander. Wüthend stürzt die plumpe Masse auf ihn los, er drückt beide Flintenläufe zugleich aufs Gerathewohl los und springt auf die Seite. Im gleichen Augenblick ist ihm das furchtbare Thier hart zur Seite; doch da es im Schusse war und es bergab gieng, konnte es nicht mehr sich anhalten — und so war der Mann gerettet. 'O,' rief er, als er herauskam, 'ich danke Gott, der mich so gnädig bewahrt hat. Nie in meinem Leben war ich dem Tode so nahe.' Und dennoch hatte er den Muth, mit frisch geladenem Gewehr dem Elephanten aufs Neue nachzugehen. Wir geriethen aber in nicht geringe Sorge; denn das getroffene Thier war wüthend den Berg hinab gelaufen, so ziemlich in der Richtung, von woher wir den lieben Bruder Mörike erwarteten. Wäre er demselben begegnet, so wäre sein Tod unvermeidlich gewesen. Doch wir vertrauten dem Schutze des Herrn, daß Er ihn sicher uns zuführen werde.

„Um 1 Uhr schlug ich Br. Weigle vor, ein wenig den Berg hinabzugehen. Kaum aber waren wir ein paar Minuten weit gegangen, so vernahmen wir aus der Ferne das eigenthümliche Singen von Palankinträgern. Wir blieben stehen, es kam näher und näher, und siehe, Br. Mörike winkt aus einem Palankin, von acht Leuten getragen, uns freundlich entgegen. Herzlich war der Willkomm in dieser Wildniß, aber nicht fröhlich. Denn von dem Felsen aus, wo ich zuerst seiner ansichtig ward, sah ich ja sein bleiches Gesicht und sein krankes Aussehen. Das Alles konnte uns nicht gar freudig stimmen. Wir eilten mit ihm nach dem Bangalo, gaben ihm Einiges zur Erfrischung und trieben dann, um ihn wo möglich heute noch aus der Fieberregion des Waldes heraus bis Sispara zu bringen. Etwas erfrischt und wärmer gekleidet schickten wir ihn voraus, holten ihn aber bald wieder ein. Wir waren noch nicht halbwegs, als es anfieng zu blitzen und zu donnern. Weigle und ich eilten so rasch als möglich den Berg hinauf, um Essen, Feuer und Bett zu bereiten, da wir dem lieben kranken Bruder auf dem Wege doch nichts nützen konnten. Weigle erreichte noch vor dem Ausbruch des Regens das Bangalo, ich aber ward noch ein gut Theil durchnäßt. Der Donner war fürchterlich. Eine volle Stunde hatte Br. Mörike noch bei stockfinstrer Nacht im Walde zugebracht, bis seine Träger endlich mit ihm ankamen. Wegen der wilden Thiere hatten wir für ihn keine Sorge, da es in diesen höher gelegenen Gegenden wenige giebt, und da der Donner sehr stark war. Das Nachtessen und das hell lodernde

Feuer erfrischten den lieben Bruder recht, und eine gute Nacht gab ihm am andern Morgen ein ganz anderes Aussehen. Er selbst sprach es auch aus, wie wunderbar gestärkt und erfrischt er sich fühle.

„Am Mitwoch Morgen brachen wir auf, sobald seine Träger, die von der Kälte halb erstarrt waren, gekocht und gespeist hatten. Weigle und ich eilten voraus über die vielen Hügel und Thäler bis zum nächsten Bangalo. Am zweiten Tage darauf kamen wir glücklich und wohlbehalten in Katēri an. Der Herr sei gelobt für Alles!"

So schildert Bühler die kleine Wanderung. Mörike erholte sich auf den blauen Bergen zwar langsam, aber sicher und unverkennbar. Er konnte bald an den Arbeiten der beiden andern Brüder thätigen Antheil nehmen. Dieß war ihm um so leichter, als er wie Weigle bereits des Kanaresischen, wovon die Badaga-Sprache nur ein Dialekt ist, so ziemlich sich bemächtigt hatte. Die Ueberzeugung, daß seine Gesundheit im heißen Tieflande es nicht auszuhalten im Stande sei, daß er dagegen hier oben auf diesen kühleren Berghöhen mit Gottes Hülfe noch lange und im Segen für die Sache der Mission werde wirken können, veranlaßte die Kommittee zu dem Beschluß, ihn der Nilagiri-Mission vorläufig zuzutheilen, zumal da Br. Weigle, wie man hoffte, in Bälde nach Mangalur sollte zurückkehren können, wo seine Gegenwart so wünschenswerth war.

Aber ehe das Letztere möglich wurde, führte der Herr durch ähnliche Umstände, wie es bei Br. Mörike der Fall gewesen war, einen weiteren Arbeiter auf die blauen Berge. Es war Friederich Metz. Dieser stille, ernste und demüthige Bruder, geboren 1819 in Derendingen bei Tübingen, — einem Dorfe, in welchem von den Vikariatszeiten des seligen Inspektors Blumhardt noch lange ein Segen nachwirkte und das bereits mehrere Jünglinge in die Mission geliefert hatte, — er hatte am einfachen Webstuhl in dumpfer ärmlicher Stube den Herrn gefunden und war von da an nie schwankend geworden über die Frage, was er diesem Herrn für Sein ewiges Erbarmen schuldig sei. Er trat im Jahr 1838 ins Missionshaus zu Basel ein, bemeisterte mit ruhigem gelassenem Fleiße die ihm gewordenen Aufgaben und ward fünf Jahre später (1843) von der Kommittee nach Indien, zunächst nach Mangalur, ausgesandt. Auch er konnte die Glutsonne des Tropenlandes nicht lange ertragen. Nach vier Jahren fieng seine Gesundheit ernstlich zu wanken an, und Anfangs Oktober 1848 war er genöthigt, Mangalur zu verlassen und einige Monate

auf dem Gesundheits-Asyl der Nilagiri zuzubringen. Diese Ansammlung von so vielen und besonders tüchtigen Brüdern auf den blauen Bergen war freilich für die Mission im Tieflande ein Nachtheil, und es ist deshalb begreiflich, daß die Kommittee, wie die kranken Brüder selbst, den Aufenthalt auf den Bergen nur als einen provisorischen, vorübergehenden ansah. Und wirklich trat auch Br. Metz, der wie Mörike bald den erfrischenden stärkenden Einfluß der Bergluft empfand, nach wenigen Monaten die Rückreise nach Mangalur an. Aber ebenso schnell kehrten auch die alten Krankheitsanfälle wieder. Nochmals sah er sich genöthigt, eine Zufluchtsstätte auf den blauen Bergen zu suchen. Zum dritten Mal kehrt er dann ins Unterland zurück, aber nur um „schleunigst" (noch im Jahr 1849) zum dritten Mal und nun für bleibend das Alpenklima der Nilagiri aufzusuchen. Dasselbe Jahr jedoch führte den ersten Bahnbrecher dieser Bergmission, den Bruder Weigle, für immer von dort hinweg und nach Mangalur, wo er etwas über fünf Jahre später nach überaus gesegneter Arbeit rasch und unerwartet im Herrn entschlief (7. Juni 1855).

So waren nach manchem Wechsel des Kommens und Gehens, endlich diejenigen Arbeiter beisammen, unter deren Hand von nun an die Nilagiri-Mission stetig und im Segen fortgehen sollte. Es waren die Brüder Bühler, Mörike und Metz. Aber noch immer hatte das ganze Werk ein festes sicheres Geleise, eine klare Gestalt nicht gewonnen. Zwar hatten die Brüder des Dialekts der Badaga's (denn auf diesen zahlreichsten und empfänglichsten Stamm war vor Allem ihr Augenmerk gerichtet) sich ohne große Schwierigkeit bemächtigt; sie giengen regelmäßig aus in die Dörfer, die Eingeborenen zum Reiche Gottes einzuladen, und hatten auch Schulen begonnen, in welchen eine Anzahl Badaga-Knaben Unterricht in den Elementen empfieng. Allein theils war die Lokalität noch immer nicht entschieden, welche den festen Mittelpunkt der Mission bilden sollte, so dringend auch Herr Casamajor dafür Käti empfahl; die Brüder wohnten theils in Katēri, theils in Kōtagiri, theils waren sie Gäste in Käti. Anderntheils hatten sie unter dem Volke des Landes selbst den Punkt noch nicht gefunden, wo sie sich mit ihrer Arbeit gleichsam festhaken konnten, um von da aus weiter zu dringen. Sie glichen einem Belagerungsheer, das den rechten Angriffspunkt noch nicht kennt. So standen die Sachen, als der Herr selbst in ebenso unerwarteter, als wunderbarer und geheimnißvoller Weise Alles entschied. Noch ehe Br. Metz für

bleibend auf die Berge kam, war der edle Gründer unserer Nilagiri-Mission, Herr Casamajor, nicht mehr hienieden. Am 29. Mai des Jahres 1849 verschied er in Käti in den Armen unserer von ihm innig geliebten Missionsbrüder Weigle, Mörike und Bühler. „Sein Tod," heißt es in dem Bericht, „war in der That ein sanftes Entschlafen in Jesu. Bald darauf ließen wir die, welche seine Leiche zu sehen wünschten, in das Haus kommen. Die Dorfleute kamen alle, um von ihrem Freunde und Wohlthäter Abschied zu nehmen. Es war gerade auch einer der bekehrten Mangalur-Jünglinge hier; als er wieder in seine Heimath zurückkam, erzählte er seinen (eingeborenen) Brüdern von dem Tode des theuern Mannes und fügte auf rührende Weise hinzu: 'Man gestattete uns in das Zimmer zu gehen und die Leiche zu sehen. Sie lag auf einer Bahre, — sehr schön, mit lächelndem Gesicht, sehr schön!' Wer den Seligen im Leben gesehen, kann sich die 'Schönheit' vorstellen, welche diesen jungen Heidenchristen so überraschte. Doch wird die Herrlichkeit der Auferstehung größer sein, wann Er unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde Seinem verklärten Leibe nach Seiner Allmacht .... Der Selige hatte einen Lieblingsspaziergang, der großen Halle seiner Wohnung gegenüber, jenseits eines Teiches, von großen Bäumen umschattet und dichtem Gebüsch eingeschlossen. An dieser Stelle, sagte er zuweilen, möchte er begraben werden. Aber als sein Ende nahte, besann er sich eines Andern, indem er fürchtete, das arme Volk umher, das ihn so hoch verehrte, möchte in seiner Unwissenheit daselbst Abgötterei treiben. Deshalb wählte er den Gottesacker von Ottakamänd zu seiner Ruhestätte. Daselbst wurde sein Leib zur Erde bestattet, in der gewissen Hoffnung einer fröhlichen Auferstehung."

Der reizende Edelsitz in Käti,*) der Ort, wo unsre Missionare

*) „Ich wünsche", schreibt Mögling an die Schwester des sel. Casamajor in England, „ich wünsche, ich könnte Ihnen einen Blick öffnen auf Käti, den reizenden abgelegenen Wohnort Ihres seligen Bruders. Am Fuße des Dodabetta, des höchsten Berggipfels in Süd-Indien, in einem fruchtbaren Thale, das keinen Winter kennt, und das, durchplätschert von einem klaren frischen Bergwasser, und überschattet von den prächtigen wolkengekrönten Berggipfeln, sich anderthalb Stunden gegen Westen hinzieht, bis es an einem von jenen steilen dachjähen Bergabhängen mündet, über welche die Bäche mit lautem Tosen in den Abgrund hinabstürzen, um dann durch die heiße Küsten-Ebene vollends zum Meere zu eilen, — da, sage ich, liegt Käti.."

von Anfang an brüderliche Liebe, väterlichen Rath und thätige Hülfe gefunden, stand verwaist und trauernd da. Die Brüder fühlten sich wie Kinder, die einen Vater verloren hatten. „Es war für mich," schreibt Br. Mörike, „seit beinahe zwei Jahren kein geringes Vorrecht, mit einem so gereiften und evangelisch durchgebildeten Charakter in so naher gesegneter Verbindung zu stehen. Er war ein Freund und Bruder im vollen Sinne des Wortes, eine mächtige Gebetsstütze für uns und unser Werk. Ich wurde oft durch seine Inbrunst des Geistes beschämt. Bei seinem energischen Charakter gieng es ihm öfters zu langsam mit unsrem Werk unter den Badaga's. Seine stille Wohlthätigkeit kannte fast keine Grenzen. Ungefähr vor einem Jahr schenkte er mir ein Pferd, das ich seitdem brauche; mehrmals sandte er mir einen kleinen Vorrath von Wein; er versah mich regelmäßig mit Zeitungen ꝛc. Alles was er that, geschah mit der edelsten Uneigennützigkeit. Wir werden ihm für immer ein dankbares Andenken bewahren." So schreibt Mörike, so fühlten mit ihm die andern Brüder. In der That, die junge, kaum erst recht beginnende Mission schien den schwersten Schlag erlitten zu haben, der sie irgend betreffen konnte. Und dennoch sollte sie gerade jetzt erst feste Haltpunkte, ein gesichertes Dasein und ein fröhliches Gedeihen finden.

Als das Testament des Entschlafenen eröffnet wurde, fand sichs, daß er den größeren Theil seines nicht unbedeutenden Vermögens unserer Basler Nilagiri-Mission vermacht habe, in der Weise, daß die Zinsen davon für den Unterhalt und die Fortführung dieses Werkes verwendet werden sollten. Für die Verwaltung des Vermächtnisses war von dem Entschlafenen selbst ein Verwaltungsrath bestellt, der aus zwei christlichen Engländern und dem jedesmaligen Senior der Basler Mission auf den blauen Bergen bestehen sollte, und dessen Aufgabe es zugleich ist, darüber zu wachen, daß jene Zinsen ausschließlich auf die Förderung der Nilagiri-Mission verwendet werden.*) Mit diesem Vermächtniß hat der theure Mann jene Liebe besiegelt, die er bis zum letzten Hauch für das Volk der Badaga's in sich trug, und sich ein Denkmal gesetzt, das dauernder sein wird, als irgend ein Monument von Stein oder Erz.

*) Die Zinsen, welche von dem Casamajor'schen Vermächtniß unsrer Mission auf den blauen Bergen jährlich zu gute kommen, belaufen sich auf 1900 Rupies (oder Fr. 4700), während die jährlichen Gesammtkosten dieser Mission die Summe von 5600 Rupies (oder Fr. 14000) erreichen.

Noch ein weiterer Schritt geschah, wodurch schließlich ein Wunsch realisirt ward, den der selige Casamajor schon in seinem ersten Anerbieten im Jahr 1845 ausgesprochen hatte, der aber um mannigfacher Schwierigkeiten willen bis dahin nicht hatte zur Erfüllung kommen können, — der Wunsch, daß Käti der lokale Mittelpunkt unsrer Nilagiri-Mission werden sollte. Einer der bestellten Verwaltungsräthe drang nemlich darauf, daß dieser herrliche Wohnsitz, der nach seiner innern Ausstattung ebenso fürstlich, als nach seiner äußern Umgebung reizend war, so rasch als möglich verkauft werde, um das Geld für die Bedürfnisse der Mission flüssig zu machen. Es wollte sich aber kein Käufer finden. Da schlug Mögling der Kommittee vor, sie selbst möge das ganze Anwesen käuflich an sich bringen, das reiche Mobiliar, die Teppiche, die Spiegel und alles übrige kostbare Geräthe wieder verkaufen, den Kaufpreis, der auf dem Gute hypothekarisch stehen bleiben sollte, an den Verwaltungsrath verzinsen, und dann das Haus zu einfachen Wohnungen für die Missionare, für einen Betsaal oder Kapelle ꝛc. verwenden. In der Kommitteesitzung vom 29. Mai 1850 wurde dieser Vorschlag angenommen, das Gut um die Summe von 10,000 Rupies (Fr. 25,000) erstanden, das kostbare Geräthe insgesammt um 4000 Rupies (Fr. 10,000) an reiche Engländer wieder verkauft und die Wohnung von unsern Brüdern bezogen. „Von dem glänzenden Edelmannssitze früherer Tage," schreibt Metz, „ist nun nichts mehr zu sehen.*) Wer wollte aber behaupten, daß dieses Anwesen, das durch die Leitung Gottes nun in die Hände der Missionsgesellschaft gekommen ist, durch diese Veränderung etwas von seiner Würde verloren habe? Es ist wahr, es bildet nicht mehr den Sitz eines königlichen Statthalters; aber es ist ihm eine noch größere Ehre zu Theil geworden. Denn dort haben die Diener des himmlischen Königs ihre bescheidene Wohnstätte aufgeschlagen, und von dort ziehen sie aus, um als Knechte des Friedensfürsten den umherwohnenden Heiden die Botschaft des Lebens anzubieten."

*) Nicht nur das bewegliche Mobiliar wurde verkauft, sondern auch die kostbaren französischen Kaminsimse und selbst das schöne Getäfer, womit die Wände verkleidet waren, wurden ausgebrochen und verwerthet, so daß nichts als die nackten Lehm- (nicht Mauerstein-) Wände stehen blieben. Die Folge davon war, daß ein Theil der Wände, denen nun der Halt fehlte, zusammenfiel oder vollends abgebrochen werden mußte, und daß nicht unbedeutende Reparaturen, freilich im allereinfachsten Styl, nothwendig wurden.

Wir müssen hier nochmals abbrechen, um in einem späteren Artikel die eigentliche Missionsarbeit unsrer Brüder und die Erstlingsfrucht ihrer mühevollen Aussaat zu schildern.

Missions-Zeitung.

Die Bibel in den indischen Regierungsschulen.

Es ist in diesen Blättern schon öfters darauf hingewiesen worden, wie die indobrittische Regierung es bis dahin entschieden verweigert hat, die Bibel oder überhaupt christlich-religiöse Bücher in den von ihr gegründeten und durch Staatsmittel unterhaltenen Schulen (höherer und niederer Art) einzuführen. Die Regierung glaubte in Indien gerade so handeln zu sollen, wie sie im Mutterland England handelt. Hier wird in den vom Staat bezahlten Unterrichtsanstalten nur weltliche Wissenschaft gelehrt; der Religionsunterricht ist Privatsache jedes Einzelnen, um die sich der Staat in den Schulen nicht kümmert. Auch in Indien verpflichte sich der Staat zur Ertheilung weltlichen Schulunterrichts; die religiöse Neutralität aber zwinge ihn, ebenso den Korän und die Schastras der Hindu's, wie die Bibel, vom Unterricht auszuschließen.

Es ist ferner bekannt, wie von Seiten der brittischen Missionsfreunde (von Männern aller Stände und aller Klassen in England) dieser Grundsatz seit einer Reihe von Jahren bestritten und als Pflichtvergessenheit und Unrecht gegen das arme heidnische Volk Indiens dargestellt wurde. Man hielt große Versammlungen, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten, man sandte Petitionen ans Parlament, man ordnete Deputationen an den Minister für Indien ab, um der Bibel den Eingang in die indischen Regierungsschulen zu verschaffen. Allein überall stieß man auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Zaghaften fürchteten davon eine neue Rebellion, nicht mehr bloß von den Sipoy-Regimentern, sondern vom ganzen Volke. Die kühlen Beurtheiler erklärten, daß man dann auch den Korän und die heidnischen Religionsschriften müßte in den indischen Schulen lehren lassen. Die Besonnensten sagten: wer soll die Bibel in den Regierungsschulen lehren? Soll man dieß heidnischen und muhamedanischen Lehrern überlassen, da ja bei weitem nicht genug christliche Lehrer in Indien sich befinden, denen man den Bibelunterricht übergeben könnte?

So stehen heute noch die Sachen. Da begegnet uns nun in der bedeutendsten indischen Zeitschrift, im Friend of India (6. Dez. 1860), ein Artikel, welcher der weiteren Mittheilung wohl werth ist, da er zum Nachdenken anregt. Er lautet also: —

„Die Frage, ob die Regierung die Bibel in ihren Schulen als Lehrbuch zulassen soll, hat sich endlich in

Indien selbst in aller Form erhoben. Die Besprechung darüber, bisher auf die Tribünen der Missionsversammlungen und auf die etwas langweiligen Blätter der Missionszeitschriften beschränkt, ist nun nach Indien selbst herüber verlegt. Auch wir treten in dieselbe ein, wohl wissend, daß fast alle Missionare in diesem Lande, seien es Dissenter oder Kirchenmänner, darin übereinstimmen, daß die Einführung der Bibel in die Regierungsschulen nicht thunlich ist, und daß, wenn sie es auch wäre, sie nicht versucht werden sollte. Wir nehmen die Frage ferner auf mit der klaren Gewißheit, daß es unmöglich sein wird, das religiöse Publikum Englands zu überzeugen, daß man Unrecht thue, darauf hinzuarbeiten. Wir schreiben endlich mit der peinlichen Ueberzeugung, daß allerdings die sogenannte Neutralitätspolitik der indobrittischen Regierung unbefriedigend, antichristlich, unpolitisch ist und all den Tadel verdient, der auf sie gehäuft wird, daß sie aber gleichwohl in diesem Einen Punkte das Richtige trifft, so absurd und unwürdig auch die Gründe sein mögen, auf die sie sich dabei stützt.

„Vor wenigen Monaten gab Lord Palmerston einer Deputation von brittischen Missionsfreunden die Erklärung, daß kein Hinderniß im Wege stehe, wenn Lehrer, die vom Staat in den Regierungsschulen angestellt seien, Unterricht in der Bibel denjenigen ihrer Schüler ertheilen wollten, die nach den festgesetzten Schulstunden gerne einem solchen beizuwohnen wünschten. Die kirchliche Missionsgesellschaft schrieb sofort an die Lehrer in den Staatsschulen und drang in sie, damit eine Probe zu machen. Herr Martin, Vorsteher der höhern Unterrichtsanstalt in Berhampur, machte sich sofort ans Werk. Er hätte sich darauf beschränken können, seine Zöglinge in seine Wohnung einzuladen, um mit ihnen zeitweise die Bibel zu lesen und sie ihnen zu erklären. Aber er wünschte die Bibelklasse in der Anstalt selbst zu halten, und wandte sich deßhalb an den Lieutenant-Gouverneur Grant von Bengalen. Mit einer Art Furchtsamkeit, die wir bei dem letzteren nicht vermuthet hätten, sandte er Martin's Schreiben an die Regierung in Kalkutta, und zwar ohne beigefügte Bemerkung. Es kam an ihn zurück mit der Weisung, daß er seine Ansicht über die Sache aussprechе. Nun schrieb er eine Erklärung nieder, und die ganze Frage wartet nun (und wird wohl lange warten müssen) auf die allerhöchste Entscheidung. Grant's Erklärung ist begleitet von einem langen und eingehenden Schreiben des Predigers Dr. Kay, Vorstands des Bischofs-Collegiums in Kalkutta und Sekretärs der Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums. Beide Herren kamen auf denselben Schluß hinaus, obwohl Beide von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehen und die Frage in ganz verschiedenem Geist behandeln. . . . Herr Grant glaubt, 'die weiseste und gerechteste Antwort auf Herrn Martin's Anfrage wäre die, daß es ihm völlig frei stehe, eine solche Bibelklasse in seiner Wohnung oder sonstwo außer der Anstalt zu halten; aber da Regierungsschulen und Anstalten ausschließlich für weltlichen Unterricht bestimmt seien und religiösen Unterricht weder beabsichtigen, noch ihn ertheilen können, so

dürfe seine Bibelklasse nicht in der Anstalt selbst gehalten werden.' — Dr. Kay ist der Ansicht, daß 'sowohl der Consequenz der Regierung besser Rechnung getragen, als für den Lehrer selbst es befriedigender wäre, wenn die Bibelklasse anderswo gehalten würde.'

„Hier also ist wenigstens die Frage klar und bestimmt gelöst, — daß nemlich ein von der Regierung angestellter Lehrer nicht aufhören müsse, ein Christ zu sein. Ja, er kann und darf ein eifrigerer Missionar sein, als diejenigen, deren eigentlicher Beruf es ist. Er, der in den innigsten Verkehr mit seinen Zöglingen und Schülern tritt, ihre Liebe sich erwirbt und ihre Achtung sich sichert, — er kann und darf in seinem Hause, auf den öffentlichen Straßen, in den Missionskapellen oder überall sonst, nur nicht im Schulzimmer, die Wahrheiten des Christenthums predigen und lehren mit einer Kraft und einem Einfluß, den Niemand außer ihm in gleichem Maaße besitzt, als höchstens ein Vater oder eine Mutter. Schon dieß gewonnen zu haben, ist ein großer Fortschritt. Hinfort wird kein gewissenhafter Christ mehr (wie es jeweilen schon geschehen ist) vom Eintritt in den Regierungsschuldienst sich zurückgeschreckt fühlen. Hinfort werden aufrichtige Christen, die in diesem Dienste stehen, nicht mehr gemartert sein von dem Kampf zwischen ihrem Gewissen und den gottlosen Befehlen ihrer Vorgesetzten. Unter Gottes Segen kann nun Herr Martin mehr Gutes ausrichten, als alle die Missionare, die je in Berhampur gearbeitet haben. Zu unsrer nicht geringen Freude erfahren wir, daß Herr Cowell, Professor der Geschichte im Kalkutta College, im Begriff ist, sofort eine Privatklasse für biblische Geschichte zu beginnen. Es wäre eine Schmach für die Unterrichtsanstalten in den übrigen Präsidentschaften, wenn dieser Vorgang keine Nachfolger fände.

„Freilich dieß wird der strengen Partei in England nicht genügen. Sie will, daß die Bibel in der Schule gelehrt werde. Wir wollen nicht mit Andern dieß für eine Unmöglichkeit erklären. ... Wir halten vielmehr dafür: wenn die Bibel wahr ist, und wenn die indobrittische Regierung sie wirklich für wahr hält so ist sie verbunden, dieß im Angesicht aller Welt zu bekennen, wie die Königin Viktoria es in ihrer Proklamation gethan hat; sie muß ihre Ueberzeugung bewähren und bekräftigen durch den Wandel und durch die Bemühungen aller ihrer Beamten; sie muß diese Ueberzeugung auch Andern beizubringen versuchen durch alle Mittel sittlicher Ueberredung und aufs strengste Alles vermeiden, was den Verdacht erregen könnte, als unterstütze sie den Götzendienst und Aberglauben. ... Wenn es bewiesen werden könnte, daß es vor Gott recht wäre und zum erwünschten Ziele führte, wenn die Regierung eine neue Art Kreuzzug unternähme und selbst mit dem Schwert das Kreuz predigte, so wäre sie verbunden, dieß zu thun, selbst auf die Gefahr hin, darüber ihr indisches Reich einzubüßen. Sie thue ihre Pflicht und richte Gottes Willen aus, mag kommen was da will. Allein dieß (die gewaltsame Einführung des Christenthums) ist ja nicht unsre Pflicht... Es ist der Ruhm des Christenthums, daß es freien Glauben fordert und

eine freie Ueberzeugung des Herzens. Die Bibel wirkt nicht wie ein Zaubermittel, so wenig als sie sich bloß an den Verstand wendet. Das Christenthum wird seit Jahrhunderten in der Christenheit gelehrt, und doch wie wenige sind es, deren Leben dadurch wirklich umgewandelt worden wäre, ja die es auch nur als göttliche Wahrheit in ihren Glauben aufgenommen haben! Lesen wir ja doch (Ebr. 4, 2) von Solchen, von denen geschrieben steht: 'Das Wort der Predigt half Jene nichts, da es nicht in den Glauben eingieng deren, die es höreten.' Was würde vollends die Bibel auszurichten im Stande sein, wenn sie in den Regierungsschulen durch Götzendiener, Atheisten und Muhamedaner gelehrt würde?

„Was ist also hinfort die Aufgabe jener strengen Partei in England, die durchaus die Bibel in die Regierungsschulen selbst eingeführt wissen will? Was hat sie zu thun, nachdem die Regierung allen ihren Schullehrern und Professoren gestattet hat, außerhalb der Schule zu evangelisiren, so viel sie nur wollen und können? — Rüttlet die Christenheit daheim auf, daß sie Schaaren von Missionaren nach Indien sende, um hart neben den Regierungs-Unterrichtsanstalten ihre Bibelschulen aufzurichten. Setzet Alles in Bewegung, um die höchsten Staatsbehörden daheim zu überzeugen, daß die indobrittische Regierung nicht eher aus den Schwierigkeiten in Betreff der Religionsfrage herauskommen werde, als bis sie alle Verbindung mit dem Schul- und Unterrichtswesen überhaupt aufgegeben, und ganz und gar aufgehört hat, Schulmeisterin zu sein [?]; daß sie vielmehr die Tausende von Rupies, die sie jetzt auf unfähige Unterrichtsminister und auf Professoren verwendet, welche nur schlechte Schulbücher zusammenstoppeln, künftig zu Unterstützungsgeldern bestimme an alle diejenigen, welche in guten Schulen guten weltlichen Unterricht ertheilen. Bestehet auf der Forderung, daß der Hinduismus von der Regierung ignorirt werde, daß der Staat aufhöre, zu Ehren der heidnischen Götterfeste seine Funktionen einzustellen, seine Gerichtshöfe, Rathssäle und Schatzkammern zu schließen und seine hohen Staatsbeamten als Ehrengäste zu den Tempelfesten abzuordnen. Setzet Petitionen in Umlauf, daß von dem christlichen Namen die Schmach abgethan werde, die in dem feigherzigen Verbot liegt, welches Prediger und Missionare von dem Amt eines Regierungs-Schulinspektors ausschließt. Leget Verwahrung ein gegen die große Thorheit, die in Kalkutta eine Moschee unterhält unter dem Namen einer höhern muhamedanischen Lehranstalt, worin aber nur Verrath ausgebrütet und der Islam gefördert wird. Dieß, ja dieß sind Dinge, die einer unausgesetzten Bekämpfung wirklich werth sind. Dieß sind Riesen, die überwunden werden müssen. Was aber die Einführung der Bibel in die Regierungsschulen betrifft, so mögen die Christen in England doch endlich aufhören, in die Luft zu streichen."

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. 1861.

Inhalt. Marianne, die Bibelfrau von St. Giles. 1. Ein Blick in die Winkelgäßchen von London. 2. Marianne. 3. Der Anfang der Arbeit. 4. Die Theevisite und was daran sich knüpfte.

Marianne,
die Bibelfrau von St. Giles.

1. Ein Blick in die Winkelgäßchen von London.

Der Name der Weltstadt London erweckt in uns, auch wenn wir nicht selbst sie besucht haben, unwillkührlich die Vorstellung von einem ungeheuern Menschengewühl, das inmitten eines unabsehbaren Häusermeeres durch unzählbare Straßen und Gassen sich hin und her bewegt. Denn diese Stadt faßt ja nach den amtlichen Zählungen nunmehr nicht weniger als drei Millionen Menschen in sich, und in einem einzigen Jahre kommen gegen 60,000 neue Ankömmlinge hinzu. Es hat einmal Jemand sehr richtig bemerkt: „Wenn es einmal in die Millionen geht, so kann ichs nicht mehr verstehen; denn das Wort 'Million' läuft zwar leicht und glatt über die Lippen, aber ich habe dabei nur noch das unbestimmte Gefühl, daß es eben 'sehr Viele' bedeuten soll." Und in der That, es mag wohl Keiner unter uns sein, der sich eine deutliche Vorstellung davon zu machen vermag, was es heißen will, London fasse eine Einwohnerzahl von drei Millionen Menschen in sich. Aber es ist noch eine andere Gedankenreihe, welche durch

den bloßen Namen London's in uns erweckt wird. Man denkt dabei unwillkührlich an eine unermeßliche Fülle von Reichthum, Glanz und Ueppigkeit, und doch zugleich an eine unübersehbare Masse von Elend, Armuth, Jammer und Noth. Und so ist es ja auch in der That. In dieser Riesenstadt ist Alles gewissermaßen kolossal: der Reichthum und die Armuth, der Luxus und das Elend, das Christenthum und das Heidenthum, die Tugend und das Laster, und diese beiden Gegensätze berühren sich dort so nahe, wie fast nirgends in der Welt.

Machen wir einmal einen Gang in eines der Quartiere von London. So ziemlich in der Mitte der Stadt liegt das berühmte brittische Museum. Es ist dieß ein Prachtbau von Außen, und zugleich ein Sammelplatz aller Schätze der Welt von Innen. Das Morgenland und das Abendland und die fernsten Inseln des Meeres, die innersten Eingeweide der Erde, die Tiefen des Meeres und die Spitzen der Berge, das höchste Alterthum und die modernste Gegenwart, die Kunst und Wissenschaft — Alles hat hieher seine Herrlichkeit, seine Erzeugnisse, sein Bestes geliefert, um da dem staunenden Auge die ganze Welt und die ganze Geschichte der Menschheit in Einem Ueberblick vorzuführen. Aber wir halten uns hier nicht auf. Wir wandern durch die „große Russell-Straße," die an der Front des brittischen Museums vorbeiführt, nach Westen zu und kommen heraus in die Oxfordstraße, die da ihren Anfang nimmt und in gerader westlicher Richtung sich wohl eine halbe Stunde lang hinzieht. Welch ein Menschengewühl, das auf beiden Seiten an den Prachtgebäuden hin unaufhörlich sich fortwälzt, während auf dem breiten Fahrweg in der Mitte unabsehbare Linien von Omnibus, Droschken, Kärren, Kohlenwägen, Staatskarossen und anderen Fuhrwerken dicht gedrängt, bald langsamer, bald rascher, sich vorwärts bewegen, je nachdem der Knäuel sich leichter oder schwerer entwirrt. Aber die beiden Häuserlinien selbst, — welch eine Pracht und Herrlichkeit bieten sie an ihren Schaufenstern überall dem geblendeten Auge dar! Hier, ja hier sieht man etwas von dem Glanz und Reichthum der Weltstadt in einer Fülle und Unerschöpflichkeit, für die uns gewöhnlichen Menschenkindern beinahe der richtige Maßstab fehlt. Hier merkt man, was die tausend und aber tausend Schiffe, groß und klein, bedeuten sollen, die auf der entgegengesetzten (östlichen) Seite der Stadt in den gewaltigen Docks oder Häfen vor Anker liegen, um ihre Ladungen auszuschiffen oder neue einzunehmen, oder jene tausend anderen Fahrzeuge, die in

vollen Segeln auf dem stattlichen Themsestrom majestätisch dahinziehen. Es ist der Welthandel, der alle Schätze der Erde hier zusammenführt und die Schaufenster der Orfordstraße mit solchen Reichthümern ausfüllt.

Hat dein Auge sich satt gesehen an diesen Kostbarkeiten ohne Zahl? Nun, dann laß uns weiter ziehen, — da in diese schmale Seitengasse links hinein, an der schmucken Kirche von St. Giles (sprich: Sänt Dscheils) mit dem hoch anstrebenden schlanken Thurm vorüber. Vor 500 Jahren noch breiteten sich hier grüne Matten und dichte Waldpartheien aus, und der Hirte trieb seine Heerden dahin auf die Weide, oder es gieng der Jägersmann aus, um im Dickicht ein Wild zu erbeuten. Aber es knüpfen sich aus jener alten Zeit noch andere ernstere Erinnerungen an diesen Distrikt. Es war die Zeit, wo der kühne Vorläufer der englischen Reformation, Johann Wickliff, das theure Bibelbuch in die Sprache des Volkes übersetzt hatte, und wo nun das Licht, das nach langen Jahrhunderten der Finsterniß wieder auf den Leuchter gesteckt ward, anfieng, in die Herzen des Volkes trost- und freudenreich hineinzuleuchten. Tausende lasen es oder hörten es vorlesen (denn es war noch nicht gedruckt und deßhalb nur selten zu finden), und Tausende konnten nicht satt werden, es zu hören. Als es aber seine Wirkungen in dem Leben der Leute zu offenbaren anfieng, und als diese nicht mehr an der katholischen Messe, an der Heiligenverehrung und Bilderanbetung theilnahmen, nicht mehr den Fabeln der Mönche und Priester glauben wollten, da entbrannte der Zorn der hohen Würdeträger der Kirche, und es gieng ein strenges Verbot aus, wodurch allen brittischen Christen das Lesen der heiligen Schrift und der Bücher von Wickliff bei schwerer Strafe untersagt ward. Je mehr man aber verbot, desto eifriger las man das Buch Gottes, öffentlich und im Geheimen. Dort in jenen Wäldern von St. Giles, welche damals diesen Distrikt noch bedeckten, kamen oft Hunderte in der tiefen Stille der Nacht zusammen, um das reine Evangelium zu hören, welches Einer aus ihrer Mitte bei Fackelschein stundenlang der stillhorchenden Menge vorzulesen pflegte. Es war in der strengen Winternacht vom 6. Januar 1414, daß abermals eine solche nächtliche Versammlung, Männer, Frauen und Kinder, auf jenen „Feldern von St. Giles" (so heißt der Distrikt heute noch, obwohl dicht mit Häusern überbaut) sich zum Hören des Wortes Gottes eingefunden hatte. Aber ihre Feinde ruhten auch nicht. Man hatte dem jungen König Heinrich V, der kürzlich erst den brit-

tischen Thron bestiegen hatte, die Lüge beigebracht, der ritterliche Lord Cobham, ein eifriger Freund der Wicklissiten, habe sich in jener Nacht mit 20,000 bewaffneten Mannen auf den Feldern von St. Giles heimlich versammelt und führe nichts Geringeres im Schilde, als der Person des Königs sich zu bemächtigen, sich selbst aber zum Herrn des Landes zu machen. Der junge Fürst glaubte der Lüge, rief sein wohlgerüstetes Heer in aller Eile zusammen und marschirte an dessen Spitze noch in derselben Nacht an den bezeichneten Ort. Von der Ferne sah man bei düsterem Fackelschein eine Anzahl Menschen beisammen. Es ward zum Angriff geblasen. In wenigen Augenblicken waren die harmlosen Bibelleser wie eine Heerde Schafe zersprengt; zwanzig von ihnen lagen erschlagen am Boden; sechzig Andere wurden zu Gefangenen gemacht; Wenigen gelang es, in der Dunkelheit der Nacht zu entkommen. Der König meinte, er habe nur die Vorhut des Feindes überrascht, und stürmte vorwärts, die eigentliche Armee seiner Gegner aufzusuchen. Aber es war nirgends sonst eine Menschenseele zu finden; zu spät erst ward er seines Irrthums gewahr. Aber der Plan der Feinde des Evangeliums war nur zu gut gelungen.

Der Distrikt von St. Giles, wo jetzt ein dichtgedrängtes Häusergewühl steht, ist also mit Märtyrerblut getränkt, — mit dem Blute derer, die das Wort Gottes lieber hatten, als ihr eigenes Leben. Wir betreten dort ehrwürdigen, heiligen Boden. Aber wie ganz anders wird's uns zu Muthe, wenn wir nun aus der glänzenden Oxfordstraße in diese Stätte des Elends, der Armuth und namenlosen Verkommenheit treten! Freilich auch hier war einst Wohlstand und Behagen. Unter der Regierung Königs Karl I (von 1625 an) stand in der Mitte dieses Quartiers eine Säule auf einem freien Platz. Sieben Straßen führten (und führen noch heute) zu diesem Mittelpunkte, und einer jeden dieser Straßen war eine Seite der Säule mit je einer Sonnenuhr zugewandt. Daher der Name des freien Platzes, den er, obschon die Säule längst in Trümmer gefallen und verschwunden ist, heute noch trägt: „Die sieben Sonnenuhren" (Seven Dials). Der König Karl I selbst hatte den Plan dieses Stadtquartiers entworfen und bald erhoben sich dort stattliche Wohnungen mit wohlhäbigen Bürgerfamilien, umgeben von blühenden Obst- und Blumengärten. Allein allmählig wurden die Gärten überbaut, und jedes Plätzchen, wo noch eine menschliche Wohnung Raum hatte, ward benützt. Es entstanden zahllose Quer- und Winkelgassen, kleinere

und größere dicht verbaute Höfe und ein Gewirre von Gängen und Gassen, darin sich nur ein Kundiger zurechtzufinden vermag. Die alten stattlichen Häuser wurden nicht mehr stockweise, sondern stuben- und kammernweise verliehen, und während die wohlhäbigen Familien eine nach der andern hinweg in bessere Quartiere zogen, strömten die ärmeren Leute, namentlich ganze Schaaren von Irländern, herein und besetzten miethweise das Quartier. St. Giles und namentlich die „Sieben Sonnenuhren" kamen in übeln Ruf, und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Laßt uns aber selbst einmal einen Gang durch diese Gassen und Gäßchen wagen. Gleich beim Eintritt kommt uns von den Kramläden, wo alte Kleider feilgeboten werden, ein überaus widerwärtiger, übler Geruch entgegen; man mag nicht stehen bleiben, um alle die Zettel zu lesen, die überall an den schmutzigen Fenstern angeklebt sind mit der Ankündigung, daß hier „alt Eisen," „alt Blei," „altes Glas" oder „alte Knochen" zu haben seien. Unter den Thüren dieser Kramläden sitzen oder stehen zerlumpte Gestalten, in denen man unschwer die klugen verschmitzten Züge des Juden erkennt. Aus den Kellern aber unter den Läden sind heute auch ganze Schaaren von menschlichen Wesen hervorgekrochen, um frische Luft zu schöpfen, — ach, die dumpfe, stinkende Luft! Auf den Gassen lungern und faullenzen Alte und Junge umher. Schmierige Weibspersonen zeigen einander mit geschwätziger Zunge den frisch hergerichteten schäbigen Putz, den sie eben sich angeschafft haben; bei den zerlumpten, bleichen, abgelebten Kindern sucht man vergebens ein fröhliches, reinliches Gesicht, vergebens einen sauberen Fetzen. Etliche Fenster der oberen Stockwerke sind offen; aber was für schmutzige, verwilderte Gestalten des Elends sind es, die da zu uns herabschauen! An andern Fenstern sind die zerbrochenen Scheiben mit Lumpen oder alten Zeitungsblättern vermacht, um Licht und Luft vollends auszuschließen. Beim Vorübergehen schauen wir in die dunkeln Quergäßchen und Höfe hinauf, welche die sieben Hauptgassen mit einander verbinden, und aus denen jene unbeschreiblich schmutzigen elenden Geschöpfe, denen wir überall begegnen, wie aus Höhlen hervorkriechen. Jedesmal am Eingang und Ausgang dieser Quergäßchen nehmen wir eine Branntweinschenke wahr, um welche her eine Gruppe unverkennbarer ächter Londoner Diebe sich treibt. Vielleicht gelingt es uns auch, durch die offene Thüre eines Gemachs zu ebener Erde einen Blick zu werfen. Da liegt auf dem

Boden ein wahrer Kuchen jahrelangen Schmutzes, der einen Qualm von Pestluft verbreitet; in der Ecke aber nimmst du einen Haufen eckelhafter Lumpen wahr, der die nächtliche Lagerstätte für die ganze Familie bildet, während in einer andern Ecke eine Art Feuerherd mit ausgebrannter Asche sich befindet; sonst nur ein zerbrochener Stuhl oder zwei, — das ist Alles.

So ists zur Tageszeit; aber wie siehts bei Nacht aus? Vielleicht wohnt in diesem Quartier noch ein armer, aber redlicher Handwerksmann, der im Schweiß seines Angesichts arbeitet, um seine Familie vor dem Hungertode zu bewahren. Aber auch diese — Vater, Mutter und vielleicht fünf oder sechs Kinder — sind bei Tag und Nacht auf Ein einziges elendes enges Gemach angewiesen, wo man wohnt und arbeitet, kocht und wäscht, sich am Tage bewegt und bei Nacht schläft. Doch das ist noch ein erträglicher Zustand gegen jene zahllosen, engen, dumpfigen Schlafkammern, wo jede der vier Ecken von einer andern Familie besetzt ist, ja, wo man nicht selten in einem Raum von zehn Fuß ins Gevierte sechszehn Personen, Männer, Weiber und Kinder, darunter manche betrunken oder krank, vorfand. „Da liegt," wie Einer es schildert, „oft das neugeborene Kindlein, der Fieberkranke, der Sterbende und der Todte in furchtbarer Vermengung durch einander."

Die Beschäftigung, mit welcher die unglückliche Bevölkerung dieses Distrikts ihr Leben zu fristen sucht, ist sehr mannigfaltig. Außer den zahllosen Branntwein-Schenkwirthen und Kleiderhändlern findet man da Schneider, Hutmacher, Vögelausstopfer, Kaminfeger, Straßenkehrer, Obsthändler, wandernde Blumenhändler; ebenso herumziehende Bänkelsänger, Drehorgelspieler und Taschenkünstler; ferner Kloakenputzer, Lumpensammler, Scheerenschleifer und Strohmattenflechter. Dazu kommt eine Masse von gewerbsmäßigen Taschendieben und liederlichen Dirnen. Es wohnen dort Hunderte von armen Maurern und Handlangern, von Straßenpflasterern, von Leuten, welche die Gaslampen, die Wasserleitungen und Kloaken reinigen, von Lastträgern und Taglöhnern. Aus diesen Quartieren strömen jeden Tag jene Schaaren von Arbeitern hervor, welche in der riesenhaften Hauptstadt die schweren, die eckelhaften, die geringsten Arbeiten thun, während die Oxfordstraße und die andern glänzenden Quartiere der Weltstadt in Luxus und Behagen schwelgen.

Ist denn von den Menschenfreunden und Christen Londons nichts

gethan worden, um das Elend dieser Elenden zu lindern? Wir würden Unrecht thun, wenn wir verschweigen wollten, wie seit mehr als zwanzig Jahren die christliche Liebe das Unglaubliche gethan hat, um hier, wo es möglich wäre, zu helfen. Die angestellten Pfarrer des Sprengels freilich sahen bald, daß in dieser Wildniß ihre eigene schwache Kraft lange nicht ausreiche. Deßhalb begrüßten sie mit Dank und Freude die drei oder vier Stadtmissionare, welche sich Tag für Tag über diesen Distrikt verbreiteten, um leiblich und geistlich Hülfe zu schaffen. Vereine aller Art thaten sich zusammen, um an der Rettung der Unglücklichen zu arbeiten. Bibeln und Traktate wurden verbreitet, Schulen (namentlich sogenannte Lumpenschulen) eingerichtet, Abendbibelstunden gehalten, Waisen in Anstalten untergebracht, Kranke versorgt, Halbverhungerte mit Speise bedacht, und was dergleichen mehr ist. Allein das Alles glich einem Tropfen Wasser, der auf einen glühenden Stein fällt. Je mehr man that, desto mehr schien sich erst der Abgrund des Verderbens aufzuthun und zu erweitern.

2. Marianne.

So standen die Dinge, als im Jahr 1857 eine Dame, die seit einer Reihe von Jahren ihre ganze Zeit und Kraft der Verbreitung des Wortes Gottes gewidmet hat*), in Begleitung eines Freundes, des trefflichen, nun selig vollendeten Arztes, Dr. Hunter, die Gassen von St. Giles an einem sommerlichen Nachmittag durchwanderte. Allein

*) Der Herausgeber der „Bibelblätter“ lernte diese edle Dame im Jahr 1844 in England persönlich kennen. Sie ist, wie wenige ihres Geschlechts, mit reichen Gaben des Geistes und Herzens ausgerüstet, und hat diese Gaben mit unermüdlicher Treue in den Dienst ihres göttlichen Meisters und ihrer Mitmenschen gestellt. Ihr vortreffliches Buch: The book and its story (das Buch und seine Geschichte), das so große und wohlverdiente Verbreitung gefunden, und nach dessen Vorbild seiner Zeit der Schreiber dieser Zeilen sein kleines Büchlein: „Die Bibel und ihre Geschichte“ bearbeitet hat, ist Tausenden zum Segen geworden. Nicht weniger werthvoll ist die von ihr herausgegebene Monatszeitschrift: The book and its missions (die Bibel und ihre Verbreitung). Am meisten Aufsehen aber hat ihr neuestes herzergreifendes Werkchen erregt: The missing link (das noch fehlende Glied), worin die Arbeiten der Bibelfrauen in den elenden Quartieren Londons geschildert werden, und aus welchem auch die vorliegenden Mittheilungen zu großem Theile geschöpft sind.

konnte Frau Ranyard (so heißt die Dame) nicht wohl in dieses Gebiet sittlicher Verwilderung sich hineinwagen. Der ehrwürdige Freund aber, um dessen Geleit sie gebeten hatte, war von seiner früheren Praxis her mit den Geheimnissen dieses Distrikts wohl bekannt. Die Frage, welche die Beiden besprachen, war die: auf welche Weise diese zahllosen Winkelgassen und Gäßlein mit dem Worte Gottes könnten versehen werden. Ueber dem Gespräch treffen sie einen der wackern Stadtmissionare, die in diesem Quartier so reichliche und schwere Arbeit haben. Man fragt ihn, ob er nicht eine treue, gottesfürchtige, arme Frau wüßte, die es etwa wagen würde, mit einem Pack Bibeln in jede Wohnung, in jede Kammer dieses Distrikts zu gehen, und in dieser Weise (natürlich mit einem kleinen wöchentlichen Gehalt) für das Wohl dieses Volkes zu wirken. Nach kurzem Besinnen erwiederte Jener, er habe gerade einen Brief in der Tasche von einer Frau, die sich vielleicht zu solcher Aufgabe eignen möchte; es sei eine brave, ernste und würdige Person von mittlerem Alter, die er schon seit mehreren Jahren kenne, und die selbst inmitten dieses Quartiers wohne. Der Brief aber lautete folgendermaßen:

„Mein Herr, — Sie werden ohne Zweifel erstaunt sein, ein Schreiben von mir zu erhalten, da ich ja so häufige Gelegenheit habe, mündlich mit Ihnen zu verkehren; aber da ich mich scheute, Ihre Zeit bei solchen Gelegenheiten des persönlichen Zusammentreffens in Anspruch zu nehmen, so zog ich es vor, mich schriftlich an Sie zu wenden. Es ist unnöthig, Ihnen die Umstände zu erzählen, unter denen ich zum ersten Mal mit Ihren Bemühungen, das Evangelium Christi den Leuten in meiner Umgebung nahe zu bringen, genauer bekannt wurde; aber vielleicht erinnern Sie sich der Bitte, die ich gleich beim ersten Mal, da ich Sie anzureden wagte, an Sie gerichtet habe. Ich bat Sie, mir eine Bibel zu leihen. Sie kannten meinen Namen und meine Wohnung nicht; dennoch erfüllten Sie meinen Wunsch mit zuvorkommender Güte, und zum ersten Mal in meinem Leben brachte ich eine Bibel mit mir nach Hause. Es war am 11. Februar 1853. Diese Bibel habe ich noch; was sie an mir gewirkt hat, weiß nur der Herr, in dessen Geist die Propheten und Apostel geredet haben. Ihm allein ist es bekannt, wie die kostbaren Zeugnisse dieses Buches langsam und allmählig, aber immer klarer und deutlicher sich meiner umnachteten Seele aufgeschlossen haben.

„Mit meinen körperlichen Leiden während jener Zeit sind Sie

zum größten Theil bekannt. Zweimal genöthigt, in einem Spital wundärztliche Hülfe zu suchen, gieng ich, wie es allen Anschein hatte, einem frühen Grabe entgegen; aber mein Gott sah mich gnädig an und hieß mich leben.

„Von den Wunden aber, die kein noch so geschickter Wundarzt zu heilen vermag, wissen Sie nichts, — Wunden, die mir die göttliche Gnade geschlagen, und die auch die göttliche Barmherzigkeit allein zu heilen vermochte. Daß ich solche heilende Barmherzigkeit wirklich erfahren habe, darf ich mit getroster Zuversicht sagen, und mit Gottes Hülfe habe ich seitdem versucht, jeden Augenblick meines Lebens dem Herrn zu weihen, um Ihm meine Dankbarkeit zu bezeugen. Ich fühle aber, daß es noch andere Wege als bloße Worte giebt, um meinen Dank gegen Gott für die von Ihm empfangene Gnade zu bezeugen. Ich habe in dieser Beziehung mancherlei Plane in meinem Geiste bewegt und erwogen; aber alle ließ ich wieder fahren, bis auf Einen, der für mich vollkommen ausführbar ist, und wenn ich mich hiemit an Sie wende, so geschieht es nur, um Ihre Beihülfe in dieser Sache mir zu erbitten.

„Während meines zweimaligen Aufenthalts im Spital hatte ich häufig Gelegenheit, den hülflosen und verlassenen Zustand vieler armen und versunkenen Weibspersonen kennen zu lernen, welche um Aufnahme in das Krankenhaus baten, und deren schmutziges elendes Aussehen an Leib und Kleidung die Nothwendigkeit ins Licht stellte, daß eine weibliche Hand ihnen zu Hülfe komme, um sie aus diesem Schmutz und Elend herauszubringen.

„Ich weiß ganz gut, lieber Herr, daß Sie bei Ihren Besuchen in den Stätten des Lasters mit vielen Personen dieser Art zusammentreffen, denen Niemand eine hülfreiche rettende Hand bietet. Nun wünschte ich die Zeit, die ich frei habe (es mögen täglich zwei oder drei Stunden sein), nicht sowohl dem Dienst der ehrbaren Armen, die ohnehin bei ihren Nachbarn Hülfe finden, sondern den Verlorenen und Versunkenen meines eigenen Geschlechts zu widmen, denen um ihres lasterhaften Lebens willen kein anständiges Frauenzimmer zu nahen wagt. Für mich aber, die ich durch Gottes Barmherzigkeit in meiner Jugend vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt wurde, haben solche Scenen nichts Zurückschreckendes, und ich werde es als einen neuen Freundschaftsdienst ansehen, wenn Sie mich zu irgend einer Zeit wollten wissen lassen, wo ich eine Leidende dieser Art finden kann.

Es macht mir ganz nichts, ob sie auch noch so verkommen sein mag; es genügt völlig, daß sie nur meiner Hülfe bedarf, — einer Hülfe, wie Waschen und Reinigen ihrer Person, Flicken ihrer Kleider ꝛc. Kann sie dann durch Ihre Vermittlung Aufnahme in einem Spital finden, so werde ich sie auch dort häufig besuchen, für frische Wäsche sorgen und vor Allem bemüht sein, eine solche verirrte Schwester auf den Weg der Gottesfurcht und des Friedens zurückzuführen. Während ich aber vorzüglich Solchen zu dienen wünsche, die sonst keinen Freund haben, so werde ich es gleichwohl ebenso sehr für meine Pflicht achten, jedem andern verlassenen Kranken beizuspringen, der bei Ihren Wanderungen Ihnen vorkommen mag.

„Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für alle Ihre Theilnahme, für die ich Ihnen Zeitlebens verpflichtet bin, und gestatten Sie, daß ich mich nenne Ihre ergebene geringe Dienerin.

Marianne B**."

So lautete der Brief, welchen Frau Ranyard aus den Händen des Stadtmissionars empfing. Er war fast zu gut geschrieben, als daß nicht ein Zweifel über dessen Aechtheit hätte entstehen sollen; aber der Missionar erwiederte: „Wenn Sie die Schreiberin persönlich kennen lernen, werden Sie finden, der Brief ist ganz wie sie selbst."

In Marianne's bisheriger Lebensführung war die Hand Gottes nicht schwer zu erkennen. Bis dahin ernährte sie sich recht kümmerlich mit Ausschneiden farbiger Kaminschirme von Papier, wie man sie in England Sommers vor die Zimmerkamine zu stellen pflegt, oder mit Verfertigung von Wachsblumen oder von Säckchen für die Goldschmiede. Ihre Eltern lebten einst in guten Umständen und sehr günstigen Verhältnissen; aber ihr dem Trunk ergebener Vater brachte den Ruin über seine Familie. Er mußte mit den Seinen aus besseren Stadtquartieren in die elende Umgebung der „Sieben Sonnenuhren" ziehen. Seine Rohheit brach der Mutter das Herz, als Marianne 15 Jahre alt war; kurze Zeit nachher starb auch er und ließ Marianne und ihre fünfjährige Schwester als völlig hülflose Waisen mitten in einer Umgebung des Lasters und der Verderbniß zurück, vor deren Ansteckung die beiden Mädchen nur wie durch ein Wunder bewahrt blieben. Oft saßen die zwei Waisen die ganze Nacht hindurch auf der Treppe oder vor der Hausthüre, nur um nicht sehen zu müssen, was drinnen im Hause und in der Kammer vorgieng. Ein alter wohlmeinender, aber völlig ungläubiger Mann, der mit Marianne

das gleiche Haus bewohnte, nahm sich ihrer in etwas an; er lehrte sie schreiben, warnte sie aber daneben stets, ja die Bibel nie zu lesen. „Dieses Buch," pflegte er zu sagen, „sei voll von Lügen; sie dürfe nur in dem Quartier von St. Giles sich umsehen, und da werde sie leicht erkennen, daß es keinen Gott gebe."

Das Lesen und etwas Stricken hatte sie dadurch gelernt, daß sie viel vor den Schaufenstern stand und sich da die Dinge absah. Im achtzehnten Jahre verehlichte sie sich. Ihr Mann war ehrbar und arbeitsam, aber sehr beschränkt an Verstand und so arm als sie selber. Als Beide zur Kirche giengen, um sich trauen zu lassen, war Marianne ohne Schuhe und Strümpfe, und er hatte keinen Rock. Doch wußte sie von da an wenigstens, was es heiße, eine Heimath zu haben, obschon dieselbe nur in einer einzigen Kammer bestand, die von Zeit zu Zeit mit einer andern im gleichen Quartier vertauscht werden mußte.

Vier Jahre vor ihrem Zusammentreffen mit Frau Ranyard hatte sie an einem regnerischen Abend einen Ausgang zu machen. Als das Unwetter stärker wurde, flüchtete sie sich in eine Seitengasse unter ein schützendes Vordach. Es war nach Gottes Fügung das Haus, in welchem die Stadtmissionare ihre abendlichen Bibelstunden zu halten pflegen. Marianne hörte aus dem Innern des Hauses eine Stimme, die laut und feierlich sprach, und ihrer Neugierde folgend trat sie hinein. Der Vortrag war beinahe zu Ende; aber etliche Verse aus dem 11. Kap. des Hebräerbriefs drangen noch in ihr Ohr und trafen ihr Herz. Sie wußte, daß das Buch, das bei solchen Gelegenheiten und an solchen Orten gelesen wurde, kein anderes als die Bibel sei; aber darin gelesen hatte sie selbst noch nie. Am Schluß der Versammlung ward angekündigt, es sei in diesem Hause soeben eine Leihbibliothek für die Armen eingerichtet worden, und morgen Abend könne jeder, der es wünsche, hier irgend ein Buch zum Lesen abholen. Marianne war die erste, die zur bestimmten Zeit in dem Lokal erschien, um sich diese schöne Gelegenheit zu Nutze zu machen. Ihre Absicht war, „Onkel Tom's Hütte" zu begehren; aber ein ebenso unerklärlicher als unwiderstehlicher Antrieb kam über sie, ein anderes Buch zu wählen. Es war ihr, als hörte sie eine Stimme zu sich sagen: „Entlehne nicht Onkel Tom, sondern laß dir eine Bibel geben." So bat sie um eine Bibel. — „Eine Bibel?" fragte verwundert der Missionar; „liebe Frau, unsre Absicht war nicht, Bibeln von dieser

Leihbibliothek auszuleihen; aber wartet nur, ich will euch eine holen. Es ist von guter Vorbedeutung, daß das allererste Buch, das hier begehrt wird, das Buch Gottes, das Buch aller Bücher ist." Er brachte ihr eine Bibel und fragte sie zugleich, ob er sie einmal besuchen und ein Kapitel mit ihr lesen dürfe. „Nein, ich danke, mein Herr," erwiederte sie; „wir sind sehr stille Leute, und mein Mann möchte es nicht gerne haben; ich will das Buch nach Hause nehmen und für mich lesen."

Die Zeit Gottes war für Marianne gekommen. Das lebendige Wort des Herrn kam in ihr Haus und traf ihr Herz. Der Geist Gottes wirkte mächtig durch das gelesene Wort, und bald wurde der Pfeil göttlicher Wahrheit noch tiefer in ihr Herz und Gewissen getrieben durch dazu kommende Trübsal und Krankheit. Ein Jahr, nachdem sie die Bibel empfangen hatte, war sie genöthigt, zu dem Missionar, der sie ihr gegeben, zu schicken, um durch ihn Aufnahme in einem Spital zu erlangen. Damals war es zum ersten Mal, daß der wackere Mann sie in ihrer Wohnung besuchte, und mit Erstaunen sah er, wie mächtig das Wort Gottes in ihrem Herzen gearbeitet hatte ohne irgend eine menschliche Unterweisung. Denn für ein heilsbegieriges Herz ist die Bibel das verständlichste Buch in der Welt.

Zwei Jahre schweren Leidens folgten. Auch ihr Mann war während dieser Zeit krank, so daß die kleine Habe, die sie durch Fleiß und sparsamen Haushalt sich erworben, Stück für Stück weggegeben werden mußte, um Brod dafür zu kaufen. Der Mangel und die Armuth kam wie ein Gewappneter über die armen Leute; nur jeweilige Unterstützungen von Andern schützten sie vor dem Hungersterben. Die Besuche des Missionars dienten den Unglücklichen zu großer Aufrichtung, nicht sowohl durch die leibliche Hülfe, die er je und je brachte, als noch vielmehr durch den geistlichen Trost, den sein Wort ihnen gewährte. Krankheit und Armuth sind harte Lehrmeister; aber sie sind oft eine nothwendige Zucht, um das natürlich hochmüthige und selbstgerechte Herz in den Staub zu legen.

Marianne erholte sich von ihren schweren körperlichen Leiden, und allmählig fand sie wieder durch ihrer Hände Arbeit ein kärgliches, aber genügendes Auskommen für sich und ihren Mann. So stand es, als Frau Ranyard durch den Stadtmissionar auf sie aufmerksam gemacht wurde. Sie schien ganz die Person zu sein, die es bedurfte, und die Frage ward ihr vorgelegt, ob sie der oben erwähnten Auf-

gabe sich zu unterziehen bereit wäre. Ihre schriftliche Antwort, an den Missionar gerichtet, lautete also: —

„Mein Herr, — Nach ernster und betender Erwägung fühle ich, daß ich viel Kraft werde nöthig haben, um die Aufgabe zu erfüllen, von der Sie mir geredet, und die Hindernisse zu überwinden, die mir dabei auf allen Seiten begegnen werden; aber ich kann es mit demüthigem Vertrauen glauben, daß dieselbe Gnade, die mein eigenes Herz zu überwinden im Stande war, mich auch nicht im Stich lassen wird, wenn ich es versuche, das theure Wort von der Sünderliebe Gottes auch den Herzen Anderer nahe zu bringen. Ich selbst bin ein zu starker Beweis von der Allmacht Gottes, als daß ich in irgend einem andern Fall an der Gnade zweifeln dürfte, die in mir selbst die Bollwerke der Sünde zerbrochen und niedergeworfen hat. Und wenn ich mir auch die Prüfungen nicht verberge, die mir bei dieser Aufgabe begegnen mögen, wie sollte ich nicht auch der Freuden und Tröstungen gedenken, die mir daraus erwachsen werden! Es ist mir dadurch eine Thüre aufgethan worden, dergleichen ich nimmermehr für mich hoffen durfte, und gerne will ich mich senden lassen als eine frohe Botin des Heils zu armen Leidenden da und dort, die gerne etwas von dem theuern Bibelbuch wissen möchten, die aber weder selbst es lesen können, noch Jemand haben, der es ihnen liest.

„Was für eine köstliche Beschäftigung wird es für mich sein, wenn ich am Abend, nachdem ich die von der Bibelgesellschaft bestimmte Zeit treulich auf die Verbreitung der mir anvertrauten Bücher verwendet, in irgend eine arme Wohnung zurückkehren kann, wo ich im Lauf des Tages gesehen habe, daß eine hülfreiche Hand noththut! Die Liebesdienste, die ich da vielleicht leisten kann, mögen mir dann wohl auch die Erlaubniß auswirken, ein Kapitel aus dem theuern Bibelbuche vorzulesen und so gut ichs vermag auszulegen, — eine Erlaubniß, um die ich vielleicht am Morgen vergeblich gebeten hätte.

„Es ist mir unmöglich, Alles das hier zu sagen, was vor meinen Augen beim Blick auf die mir gewordene Aufgabe sich aufthut, und was mir das Herz brennend macht, während ich schreibe. Es scheint, Gott thut in Gnaden einen Weg vor mir auf, der der einzige ist, auf dem ich etwas zu leisten tüchtig bin. Ich weiß nichts von den Sitten und Gewohnheiten der Reichen; ich könnte nicht den geringsten Dienst versehen in einem vornehmen Hause; aber ich weiß zu reden mit den Armen und Verlorenen, unter denen ich wohne; mein tiefstes

Mitgefühl gehört ihnen, weil ich selbst in den Tagen meiner Jugend Aehnliches erlebt habe. Ich kann der armen Gattin und Mutter beispringen, die keine Pflege hat. Ich kann kleine Kinder zur Schule bringen helfen. Ich habe vielleicht ein Wort zu rechter Zeit für den Trunkenbold und selbst für den Mann des Unglaubens. Ich werde es als ein Gnadenvorrecht ansehen, wenn ich Eintritt finde in jene Stätten des Elends und der Sünde, — und ach, mit welcher Botschaft! Mit dem Worte Gottes! Zu Ihm, dem Urheber dieses theuern Buches, blicke ich auf, daß er mich leite, damit ich jede mir gebotene Gelegenheit zu Seiner Ehre benütze. Ich werfe mich auf die allmächtige Gnade meines Herrn, daß Er mir helfe, und dann fürchte ich nichts. Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für diesen neuen Beweis Ihrer Güte gegen mich, und beten Sie für

Ihre dankbar ergebene Marianne."

---

3. Der Anfang der Arbeit.

Marianne erhielt ihre Instruktion und fieng im Namen Gottes ihre Wanderungen an. Sie sollte zunächst nicht zu den ehrbaren Armen gehen, sondern zu denen, die tief unter ihnen stehen, hinab auf die untersten Stufen des Elends und der Verkommenheit. Sie sollte ferner (nach den Grundsätzen der brittischen Bibelgesellschaft) keine Bibel wegschenken, sondern sie verkaufen um feste, freilich sehr niedrige Preise. Die Zahlungen aber sollten allmählig geschehen. Wer nemlich eine Bibel begehrte, deß Name sollte in die Liste eingetragen werden; Marianne aber hatte jede Woche bei den Leuten vorzusprechen und die Pfennige einzusammeln, so viel ein Jeder zu zahlen vermochte, bis die Summe voll war. Daneben sollte sie mit den Leuten das Wort Gottes lesen, und es ihnen erklären und ans Herz legen, so gut sie's vermochte. Dieß war ihre einfache, freilich nicht eben leichte Aufgabe.

Das erste Quartier, mit dem sie nach eigener Wahl den Anfang machte, war das von Soho (anstoßend an den Sprengel von St. Giles). Es ist einer der verworfensten Theile Londons. Da betritt man lange schmale Durchgänge, auf deren beiden Seiten Kammer an Kammer liegt; am Ende des Ganges steigt man etwa eine Anzahl steinerner Stufen empor, von denen man in einen andern

langen Gang kommt, abermals Kammer an Kammer auf beiden Seiten, ein wahrer Wald von Gemächern. Dann folgt eine Art Brücke über einen kleinen engen Hofraum, und aufs Neue kommt man in Gänge und Gallerien mit endlosen Kammern. Es ist kaum möglich, daß in diese Höhlen auch nur ein Sonnenstrahl oder ein frischer Lufthauch dringe. Marianne's erste Besuche galten einigen Hinterhöfen, in denen eingestandener Maaßen nicht ein Einziger eine ehrliche Handthierung trieb. Schwärme halbnackter und in Schmutz begrabener Kinder, zum Theil ohne Eltern, liefen und lungerten herum. Die Leute leben von Diebereien, vom Durchschmuggeln falscher Münzen (in einigen Gegenden Londons bestehen Bureau's, wo man für sechs oder sieben Kreuzer einen Schilling oder 36 Kreuzer erhalten kann, den fast Niemand als Falschmünze erkennen kann), und von Lastern jeder Art; manchmal geht's in Saus und Braus her, und gebratene Rippenstücke mit Kartoffeln werden ohne Teller, ohne Messer und Gabel auf den schmierigen Tisch ausgeleert und verzehrt; manchmal aber ist nur ein Schritt zwischen ihnen und dem Hungertod. Ihre Wohnungen sind ärger als Viehställe, meist nur von Einer Fensterscheibe erhellt, wenn nicht auch diese zerbrochen und mit Lumpen verstopft ist, und in einer Ecke liegt in der Regel ein Haufen Lumpen oder schmutziges Stroh, was als Nachtlager dient. Manche kaufen Hasen- und Kaninchenfelle auf und trocknen sie in der Kammer, bis so viele Stücke beisammen sind, daß man damit auf den Verkauf ausgehen kann; daraus aber entsteht eine unerträgliche Ausdünstung, welche Fieber erzeugt. Das Haar der Weiber scheint den Luxus eines Kammes oder einer Haube nicht zu kennen; was sie von Kleidung haben, kommt bei Tag und Nacht nicht vom Leibe, bis es fetzenweise vom Leibe fällt. Ein einziger magerer Pumpbrunnen, der etwa in einem der Höfe steht, hat Hunderte von elenden Geschöpfen mit schlechtem Trinkwasser kümmerlich zu versorgen; von Waschen ist keine Rede. In Einer Kammer aber leben oft drei oder vier Familien beisammen. Ein Armenhaus, das an einen dieser Höfe anstößt, muß täglich nach dieser Seite hin räuchern lassen, um der Ausdünstung willen, die von dort über die Hofmauer herüberdringt.

Hier war es, wo Marianne zuerst mit ihrem Samariterdienste den Anfang machte. Die Aufnahme, die sie fand, war verschieden. „Was wollt Ihr mit der Bibel bei Leuten, wie wir sind?" sagten die Einen; „geht zu Andern, das ist nicht für uns!" — „O laßt

sie nur hereinkommen," konnte Einer aus ihrer eigenen Mitte rufen; „wir wollen hören, wo es hinauswill." Wenn dann Marianne anfieng, den Leuten zu sagen, daß sie im Auftrag der Bibelgesellschaft komme, um ihnen das Wort Gottes anzubieten, da fragten die Einen, was denn das für eine Gesellschaft sei; „denn," bemerkt sie selbst, „eine Bibelgesellschaft war ihnen ein ebenso sonderbares und unbekanntes Ding, als wenn man ihnen von Indien oder Japan gesagt hätte." Ein Anderer rief: „Nun, mich nimmt Wunder, was weiter kommen wird? Zeit ist's allerdings, daß man sich unsrer annimmt; man hat uns lange genug dahin leben lassen, wie das liebe Vieh!" Ein Dritter sah sich erstaunt die niedlich gebundenen Exemplare der heiligen Schrift an, welche Marianne feil bot, hörte mit noch größerem Erstaunen die niedrigen Preise und rief: „Nun, um einen Profit kann es der Gesellschaft wahrlich nicht zu thun sein!" — Bei Etlichen regte sich bald ein Begehren, ein so schönes und doch so wohlfeiles Buch zu besitzen, aber gleichwohl fiel es ihnen schwer, auch nur die paar Groschen dafür aufzubringen. „Ach," seufzte da eine Person, „Ihr wisset nicht, gute Frau, mit welcher Noth unser Eines um's tägliche Brod zu kämpfen hat!" Marianne aber konnte antworten: „O ihr lieben Leute, davon weiß ich auch zu reden. Ich bin so arm, als ihr seid. Ich kenne das Alles. Aber verschaffet euch dieß Buch, — es ist der rechte Balsam für all euer Elend. Ich bringe es euch, weil ich das an mir selbst erfahren habe."

Nur in einer einzigen dieser Winkelgassen erfuhr Marianne rohe Behandlung. Ein Gefäß voll Unrath wurde aus einem obern Fenster über sie ausgegossen. Doch gerade dieß erweckte bei denen, die unten in ihrer Nähe standen, nur um so mehr Theilnahme für sie. Eine Frau führte sie in ihre Kammer und säuberte ihre Kleider, so gut es gieng; eine Andere holte Wasser herbei, damit sie sich waschen könne. Ja, von da an hatte sie dort weit mehr Freunde, als Feinde.

„Diese Treppe da gehet nicht hinauf," sagte ein wohlmeinender Freund zu ihr, der ihr im „Kirchgäßlein" begegnete. „Die Frau, die da wohnt, ist kein Mensch mehr, sie ist ein wahrer Teufel. Es braucht vier Männer, sie heimzubringen, wenn sie betrunken ist." — „Gerade zu Solchen bin ich gesandt," sagte Marianne ruhig und gieng die bezeichnete Treppe hinauf. Als sie oben ankam, hörte sie die Stimme einer wahren Furie; sie klopfte aber getrost an der Thüre und trat ein. Das Weib, eines Fuhrmanns Frau, sechs volle Fuß

hoch, wenn sie aufrecht stand, und der Schrecken der ganzen Nachbarschaft, stierte verwundert den eintretenden Gast an. Ein kleiner Junge von neun Jahren stand nackend in einer Ecke; seine zärtliche Mutter hatte ihm eben eine Tracht Schläge ertheilt und schnitt gerade seine alten zerfetzten Hosen in kleine Stücke, um darin nach einem Sechsgroschenstück zu suchen, das er durch Straßenkehren verdient hatte, das er aber der Mutter nicht herausgeben wollte.

„Schlagt ihn nicht weiter," sagte Marianne; „ich sollte meinen, er wird diese Züchtigung nicht wieder vergessen. Aber was macht ihr da mit den Hosen? Er kann sie ja nicht mehr tragen!" Dann wandte sie sich freundlich zu dem Jungen und fuhr fort, ohne eine Antwort abzuwarten: „Eine Dame schenkte mir diesen Morgen ein Paar Hosen für irgend einen armen Buben, den ich fände; ich solle sie aber, sagte sie, nur einem braven Knaben geben. Willst du mir versprechen, nie mehr deiner Mutter das Geld vorzuenthalten, das du bekommst, so will ich dir die Hosen bringen."

All dieses kam der Mutter und dem Knaben so unerwartet, und es war dabei in so mildem gewinnendem Tone gesprochen, daß das eben noch wüthende Weib völlig entwaffnet schien und auch der trotzige Junge ganz weich wurde. Von diesem Tage an begann ein Verkehr zwischen Marianne und der Fuhrmannsfrau, den der Herr gnädig gesegnet hat. Zwar fuhr die Letztere noch oft, wenn Marianne zu ihr kam, sie mit den rohesten Worten an und sprach gegen ihre Nachbarn wohl auch die Drohung aus: wenn die ... Bibelfrau wieder zu ihr kommen sollte, so werde sie sie „mit ihren Füßen zu Brei zerstampfen." Aber Marianne fuhr in ihrer milden gewinnenden Weise fort, sie zu besuchen. Ja, das Weib ließ sich herbei, auf eine Bibel zu subscribiren, fieng an, sich anständiger zu kleiden, und brachte es sogar über sich, mit ihren beiden Kindern zum ersten Mal wieder auf der Gallerie der alten Pfarrkirche von St. Giles sich einzufinden, — in jener Kirche, in der sie einst getraut worden, aber seitdem nie wieder erschienen war. Marianne beobachtete sie ungesehen an jenem Abend und konnte in der anständig gekleideten und aufmerksam horchenden Frau kaum wieder die „Furie" erkennen, die sie noch kurz zuvor gewesen war. Marianne sagte ihr nichts davon, daß sie sie in der Kirche gesehen habe; aber als sie am folgenden Tag wieder bei ihr einsprach, fieng die Frau selbst davon an und fügte hinzu: „es sei ihr doch so wohl dort und am ganzen Abend gewesen, —

viel wohler, als wenn sie in der Branntweinschenke gesessen wäre; sie werde sicherlich wieder in die Kirche gehen." Ja, diese Frau wurde von nun an Marianne's kräftige Beschützerin in dem berüchtigten „Kirchgäßlein". Bekehrt freilich ist die Frau noch nicht; aber solche Naturen werden nicht in Einem Tage umgewandelt, und man muß dankbar sein für jede Wendung zum Besseren. Wer aber will sagen, was der Geist Gottes auch aus einem solchen Feuerbrand noch zu machen vermag?

Marianne's Arbeit war auch in einer andern Beziehung sehr schwer und mühevoll. Es gelang ihr zwar mit Gottes Hülfe, nicht Wenige zu veranlassen, daß sie sich als Subscribenten für eine Bibel in die Liste einzeichnen ließen; und nun hatte sie Woche für Woche bei diesen Leuten herumzugehen, um die kleinen Abschlagszahlungen (einen, zwei, drei Kreuzer auf einmal) einzusammeln. Machte sie aber so die Runde, so hieß es oft von Haus zu Haus, von Kammer zu Kammer immer wieder und wieder: „Ausgegangen! Ausgegangen!" — „Diese Leute," schreibt Marianne selbst in ihrem Bericht, „führen ein so unstetes Leben. Sie haben keine bestimmte Zeit zum Essen; oft haben sie gar kein Mittag- oder Nachtessen. Es ist schon ein gutes Zeichen, wenn sie nur Anstalten machen, in einem Gemach, das sie in Besitz genommen haben, einige Zeit zu bleiben; deßhalb freut mich jedes Vorhängchen, das sie vor ein Fenster ziehen, jedes dürftige Bildchen, das sie an der Wand aufhängen; aber bei alledem sind sie stets auf der Wanderung als Blumenhändler, Straßenkehrer, Fuhrleute, Taglöhner und Aehnliches." — Oft fand Marianne, wenn sie eine Woche später ihre Leute wieder aufsuchen wollte, die Stuben von ganz andern Einsaßen besetzt. Manchmal hieß es wohl auch: „Wenn die Heuernte vorbei ist," — oder: „Am Samstag Abend werden die früheren Bewohner zurückkommen," — wobei verstanden war, daß die neuen Einsaßen gleichwohl auch in der Stube bleiben werden. Doch gieng es von Woche zu Woche besser, und als die erste Monatsarbeit zu Ende war, hatte Marianne siebenzig Subscribenten auf die Bibel.

---

4. Die Theevisite und was daran sich knüpfte.

So dankbar Marianne und die Dame, die sie gesandt hatte, für diesen ersten erfreulichen Erfolg waren, so konnten sich doch Beide

nicht verbergen, daß, wenn das Wort der heiligen Schrift bei dem armen verkommenen Geschlecht von St. Giles tiefere Wurzel fassen sollte, auch etwas zur Abhülfe ihrer leiblichen Verkommenheit geschehen müßte. „Fast ists unmöglich," sagte die Bibelfrau zu der Dame, „sich zu den Leuten hinzusetzen und mit ihnen die Bibel zu lesen mitten in ihrem entsetzlichen Schmutze!" — „Ich wäre sehr dankbar," fuhr sie nach einer Pause fort, „wenn Sie mir gestatten wollten, daß ich etliche dieser Leute zu mir zu einer Theevisite einlade. Mein Mann ist gerade für längere Zeit auf dem Lande, wo er Arbeit hat. Da könnte ich ordentlich und in der Ruhe mit den Leuten über ihren Zustand reden und die Mittel und Wege besprechen, wie da geholfen werden könnte."

Die Dame war über den Gedanken erfreut und erbot sich, die etwaigen Ausgaben dafür zu bestreiten. „Nun, Marianne, wie ists gegangen?" fragte Jene nach einigen Tagen. — „Gott sei Dank, recht gut," erwiederte die Bibelfrau. „Es kamen acht Frauen, und alle sagten mir nachher, sie hätten in ihrem ganzen Leben keinen so glücklichen und vergnügten Abend verlebt. Diese Acht hatte ich vielmals in ihren Wohnungen besucht, und ich dachte oft, mit ihnen ließe sich am ehesten etwas anfangen. Als sie an jenem Abend zu mir kamen, in ihren ärmlichen, aber sauber gewaschenen Röcken und Hauben, hab' ich sie kaum wieder erkannt, so ganz anders sahen sie aus. Drei von ihnen brachten ihre kleinen Kinder auf den Armen mit, weil sie sie nicht allein zu Hause lassen konnten. Freilich hatte ich nur fünf Stühle aufbringen können; aber es gieng doch, die Andern setzten sich auf das Bett. Die meisten dieser Frauen ernähren sich vom Verkauf von Wasserkresse, Blumen, Obst und dergleichen; ihre Männer sind Taglöhner oder so etwas. Aber darin waren Alle einverstanden, daß sie schlechte Männer hätten, mit denen es kaum auszuhalten sei. — 'Ei,' sagte ich, 'das ist eure eigene Schuld. Ihr könntet Alle brave Männer haben, wenn ihr nur wolltet; denn eine säuberliche, freundliche, verständige und nüchterne Hausfrau wird nie über einen bösen Mann zu klagen haben. Wer aber schmutzig und lumpig und faul hinsitzt, und nie eine saubere Stube hat, und nie einen guten reinlichen Teller Suppe für den Mann bereit hält, wenn er müde am Abend nach Hause kommt, wie kann sich eine solche Frau wundern, wenn er lieber ins Wirthshaus geht und dort an Einem Abend verschwendet, womit er seine Familie eine ganze Woche

lang ernähren könnte?' — Dann kam natürlich das Gespräch auf die Bibel, die sie sich ja Alle zum ersten Mal in ihrem Leben durch allmählige kleine Zahlungen verschafft hatten. Ich sagte ihnen, was ich selbst diesem Buche zu verdanken hätte, und wie es mich nun so glücklich mache, auch ihnen diesen kostbaren Schatz zu bringen. Darauf erwiederte eine nach der Andern, sie wünschten, es möchte bei ihnen auch so werden, wie bei mir. Freilich Wenige unter ihnen können selber lesen, aber ihre Kinder können's meist, und da lassen sie sich von ihnen vorlesen. Als ich sie nun ermunterte, auch regelmäßig die Gottesdienste zu besuchen, da hieß es: sie hätten keine Kleider, um zur Kirche zu gehen. 'Würdet Ihr, Marianne,' sagte eine zu mir, 'gerne in die Kirche gehen in euerm alten schäbigen Kleide, und keinen Fetzen von Halstuch oder Haube an, und da hinsitzen neben die So und So, die eine so schöne Haube aufhat, oder neben die So und So, die den prächtigen Schleier auf dem Hute hat?' Dabei nannte sie mir die Namen gewisser Frauen. 'Ei,' erwiederte ich, 'die kenne ich wohl. Ihre Männer sind fleißige und sparsame Leute, und die Frauen sind nicht weniger fleißig und reinlich, und gehen nicht zum Branntwein. Bei euch könnte es ganz gerade so sein, wenn ihr nur wolltet; ihr und eure Männer verdienen in der Woche nicht weniger als jene. Ach, wenn ihr nur einmal ernstlich wolltet! Ja, wenn nur einmal Eines von euch den Anfang machte.' So redeten wir mit einander, und eine Jede versprach mir, einmal den Versuch zu machen, wenn ich ihr nur mit Rath und That behülflich sein wolle. Das sagte ich ihnen von Herzen gerne zu, und dann lasen wir mit einander das 15. Kapitel des Matthäus, knieten darauf nieder und ich betete, so gut es mir gegeben war."

So erzählte Marianne von ihrer Theevisite. Es war klar, daß es nun galt, die Leute nicht sowohl mit Geld, Kleidern und andern Geschenken zu unterstützen, sondern ihre Thatkraft, ihren Willen, ja ihr Ehrgefühl zu wecken und sie zur Selbsthülfe unter Gottes Segen anzuleiten. „Suppenanstalten, Brod- und Kohlenaustheilungen," sagte Marianne, „helfen da nichts. Theilt man Brod-Karten und dergleichen unter die Leute aus, so verkaufen sie dieselben, und das Geld geht in die Branntweinschenke. Sie müssen lernen, sich selber zu helfen." Nun saßen die beiden Frauen zusammen und entwarfen Pläne. Vor Allem wurde ein wohlfeiles treffliches Recept für eine gesunde kräftige Suppe aufgesetzt und in einer Anzahl Exemplaren

gedruckt. Um einen halben Franken ließ nach diesem Recept eine Suppe sich kochen, die für eine größere Familie auf einen Tag, für weniger Leute auf zwei Tage völlig ausreichte. Da es aber den Leuten an einem eisernen Topf fehlte, so gab Frau Ranyard einen aus ihrer eigenen Küche, damit er einer Reihe von Familien dienen sollte. „Denn," sagte Marianne, „die in einer Gasse oder in einem Hinterhof beisammen wohnen, sind gewohnt, Alles von einander zu entlehnen, vom Blasebalg an bis zur Waschbütte. Mit einem einzigen Topf kann ich sechszehn Familien aushelfen." Marianne gieng freudig ans Werk. Sie selbst kochte zuerst die Suppe nach dem Recept und gab davon da und dort zu kosten. Jedermann wollte solche Suppe haben. Aber Marianne schenkte nicht einmal das gedruckte Recept her; wer es haben wollte, mußte einen Kreuzer dafür zahlen. „Die Leute schätzen es sonst nicht," sagte sie. Den eisernen Topf aber lieh sie unentgeltlich aus, und er machte schon in den ersten Tagen bei einer ganzen Reihe von Familien die Runde. Die Folge war, daß die Leute die ebenso ungesunde als unbefriedigende Nahrung des Branntweins oder des in England einheimischen Thees (bei den Armen von der schlechtesten Sorte) aufgaben und dafür kräftige, gesunde und stärkende Speise erhielten; sodann daß sie Geld ersparten und auf die Seite legten, und endlich, was das Wichtigste war, daß sie einen Anfang machten, sich selber aus ihrem Elend herauszuhelfen.

Aber die eifrige Bibelfrau gieng noch weiter. „Was habt Ihr da, Marianne, in dem Bündel, das Ihr mitgebracht?" fragte sie eines Tages Frau Ranyard, als sie wieder bei ihr vorsprach.

„Es ist etwas Zeug zu *Kleidern* für meine Leute in St. Giles," erwiederte Marianne. „Die armen Frauen in meinem Distrikt sind ganz bereit, sich ihre Kleider selbst zu machen, wenn ich ihnen nur Anleitung dazu gebe. Da habe ich jetzt regelmäßig an zwei Abenden in der Woche meine acht Frauen bei mir, und zwar nicht immer die gleichen, daß sie unter meinen Augen arbeiten. Gestern hatte ich nun diese ungebleichte Leinwand zu einem Hemd und etwas gedruckten Kattun für zwei Schürzen gekauft. Das schnitt ich zu, schlug es zu Faden und machte Nadeln und Faden zurecht; am Abend aber kamen meine Leute und halfen mir die Sachen nähen. Dabei versprachen sie mir, die Dinge um den kostenden Preis zu *kaufen*, wenn sie fertig sind. 'Ach Marianne,' sagten sie, 'bring' uns nur recht viele Sachen dieser Art; wir kaufen sie gerne, zumal da wir

durch die Suppe Geld ersparen! Hätte ich diese Frauen für Sie, Madame, arbeiten heißen, so hätte jede sich entschuldigt und gesagt, sie habe keine Zeit; aber nun, da sie für sich selbst arbeiten sollen, da haben sie Alle Zeit."

Damit war ein neuer Weg der Hülfe für diese armen Leute eröffnet. Einige wohlhabende Damen in London steuerten Geld zusammen, um das Material zu einfachen passenden Kleidungsstücken, sowie Scheeren, Fingerhüte, Nadeln und Faden im Vorrath herbeizuschaffen; unter Marianne's Leitung sammelten sich dann Arbeitsvereine von armen Frauen, welche die zugeschnittenen Stoffe fertig nähten, und die fertigen Stücke fanden sofort bereitwillige Käufer. Der Kaufpreis aber wurde, wie bei den Bibeln, allmählig abbezahlt. Eine Reihe von wichtigen Zwecken wurde dadurch zugleich erreicht. Die Leute fiengen an, sich selbst zu helfen, ihre Zeit zur Arbeit zu benützen und etwas zu Stande zu bringen; dadurch bekamen sie Muth und Vertrauen, immer weiter zu gehen. Mit einem neuen selbsterworbenen und selbstverfertigten Kleid, wenn es auch nur eine Schürze war, vertrug sich dann nicht mehr jener Schmutz und Unrath am eigenen Leibe und in der eigenen Kammer; man wusch sich und die Kinder, und reinigte die Stube. Eine Stätte des Elends um die andere fieng an, menschlicher auszusehen. Eben damit wurden auch die Gemüther empfänglicher für das Wort Gottes, das zuvor durch die dicke Kruste ihres Elends und Schmutzes nicht hatte durchdringen wollen. Die Kinder wurden zur Schule geschickt, die Väter fühlten sich heimischer und wohler daheim und kamen auch eher samt den Müttern in die abendlichen Bibelstunden und in die sonntäglichen Gottesdienste. Ein neuer Tag brach über den Höhlen des Jammers von St. Giles an.

Schritt für Schritt gieng in einzelnen Familien eine zuvor ungeahnte Aenderung zum Bessern vor. Der bisher von Marianne eingeschlagene Weg ward auch für andere Verbesserungen verfolgt. So fehlte es namentlich an Betten. Aber auch hier ward geholfen. Wie man sich Bibeln und anständige Kleidung dadurch verschaffen gelernt hatte, daß man Pfennigweise daran abzahlte, so konnte man nun auch auf wollene Decken, saubere Leintücher, Strohsäcke und endlich auf den Luxus ordentlicher Bettstellen subscribiren und sie nach und nach sich anschaffen. Man sah die Möglichkeit, aus dem Elend herauszukommen, und mit Gottes Hülfe kamen wirklich Hun-

derte heraus. Der Distrikt von St. Giles bietet heute, obschon des Elends noch unendlich viel ist, ein ganz anderes Bild dar, als noch vor drei Jahren. Und was dort so schöne Frucht getragen hat, das wurde in einer Reihe anderer gleichversunkener Quatiere Londons nachgeahmt. Mehr als hundert Bibelfrauen sind nun über die Hauptstadt vertheilt und thun an ihrem Orte, was Marianne in St. Giles gethan hat. Selbst in den Landstädten Englands findet allenthalben dieß gesegnete Vorbild seine ebenso gesegnete Nachahmung. Ueberall stehen christliche erfahrene und eifrige Damen an der Spitze des Werks, während arme, aber fromme und verständige Bibelfrauen den unmittelbaren Dienst der Liebe ausrichten.

Das Geheimniß dieser ganzen Thätigkeit liegt vor Allem darin, daß die Liebe zum Worte Gottes und die Erfahrung von seiner Heils- und Lebenskraft allein zu solcher Arbeit fähig macht. Der Herr aber lasse auch unter uns dieses Vorbild einer reich begnadigten Bibelfrau viele Nachfolger finden.

Vielleicht dürfte es Manchem unsrer Leser nicht unlieb sein, die Grundsätze kennen zu lernen, welche der in London nun bestehende Verein für Aussendung von Bibelfrauen aufgestellt hat. „Der Zweck dieser Mission," heißt es darin, „ist ein zwiefacher: einestheils die Allerärmsten unsres Volkes mit der heiligen Schrift zu versehen, und anderntheils ihre leibliche und ökonomische Lage zu verbessern, und zwar Beides dadurch, daß man sie lehre, nicht sowohl sich von Andern helfen zu lassen, als vielmehr sich selber empor zu helfen. Sie sollen deßhalb angehalten werden, die heilige Schrift dadurch sich zu verschaffen, daß sie dafür wöchentlich kleine Zahlungen machen, bis die ganze Summe voll ist; auf gleiche Weise soll ihnen Gelegenheit geboten werden, bessere Nahrung, Kleidung und Bettwerk um die billigsten Preise zu erlangen. Zu dem Ende sollen Bibelfrauen angestellt werden, welche in bestimmter Ordnung und Reihenfolge den ihnen bezeichneten Distrikt durchwandern. Es können aber dazu nur durchaus ehrbare und christliche Personen angestellt werden, — Frauen, denen es zugleich nicht an Gewandtheit, Energie und freundlichem gewinnendem Wesen fehlt, und die nicht durch eigene häusliche Aufgaben zu sehr in Anspruch genommen sind. Eine Bibelfrau hat täglich (Samstags ausgenommen) fünf Stunden dieser Aufgabe zu wid-

men, wofür sie zwei Schillinge (Fr. 2. 50) per Tag an Gehalt empfängt. Sie zieht mit einem Sack, in welchem sich eine Auswahl von Bibeln und Testamenten befindet, zu ihren Wanderungen aus. Begehrt Jemand eine heilige Schrift und will gleich dafür vollständig zahlen, so nimmt sie das Geld sofort in Empfang; im andern Fall erbietet sie sich, kleine wöchentliche Abschlagszahlungen dafür anzunehmen, und holt diese alsdann regelmäßig ab. Diese Bibelverbreitung darf aber nicht mit der Sorge für das Leibliche vermengt werden. Die Bibelfrau soll den Leuten sagen: 'Ich thue nur Eine Sache auf einmal, und zwar das Beste und Wichtigste zuerst. Ich bringe euch das Wort Gottes. Wollt ihr gute Nahrung, Kleidung und Bettwerk um niedrige Preise haben, so freut mich das, und ihr könnt dafür, wie für die Bibeln, nach und nach in kleinen wöchentlichen Summen zahlen; aber für das Letztere müßt ihr zu mir kommen, und zwar zu einer bestimmten Stunde und an dem und dem Orte.' Dadurch werden beide Aufgaben wohl unterschieden, und man hat zugleich den Vortheil, die Leute zu einer bestimmten Stunde ruhig bei einander zu haben. Zu dem Ende soll in jedem Distrikt einer Bibelfrau ein passendes Lokal gemiethet werden, wo sie die Leute empfangen kann, und wo diese wissen, daß sie die Bibelfrau zu bestimmten Stunden antreffen. — Jede Bibelfrau steht unter der unmittelbaren Leitung einer christlichen Dame, die ihre Vorsteherin ist, ihr alle genaueren Weisungen giebt, ihre Berichte in Empfang nimmt, ihren Gehalt auszahlt und ihr überall mit Rath und That an die Hand geht. Eine solche Dame muß aber mit ganzem Ernst, großer Aufmerksamkeit und treuer Hingebung bei der Sache sein. Unter ihrer Leitung können sich dann auch Flick- und Näh-Vereine der armen Leute bilden, auch jeweilen einfache Theevisiten mit denselben veranstaltet und andere wohlthätige Einrichtungen getroffen werden. Die verschiedenen Vorsteherinnen zusammen bilden dann den Hauptverein, der für die Aufbringung der nöthigen Mittel sorgt ꝛc."

Dieß sind Winke, die vielleicht Manchem lehrreich sein mögen. Der Herr aber wecke viele treue Herzen zum Liebesdienst an den Armen, die um uns her sind.

Redactor: Dr. A. Oftertag.
Druck von C. Schultze, in Commission bei C. Detloff in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 30 Cent. oder 9 kr.

Moschesch,

der Häuptling der Bassuto's.

(Portrait vom Jahr 1833.)

Moschesch,
der Häuptling der Bassuto's.

1. Das Land und Volk der Bassuto's.

In der Geschichte unsres europäischen Erdtheils giebt es keine Periode, die den Charakter der äußersten Unruhe, der Unsicherheit alles Bestehenden und der lang fortdauernden, Alles verändernden Bewegung in stärkerem Maaße getragen hätte, als die Zeit der sogenannten Völkerwanderung. Nachdem einmal im fernen asiatischen Osten der Geist der Unruhe sich einiger großen Völkermassen bemächtigt und sie zum Aufbruch aus ihren unwirthlichen Steppen getrieben hatte, gieng durch zwei Jahrhunderte hindurch ein stetes ruheloses Schieben und Drängen fort unter allen den Völkern, die auf dem Wege der mächtigen Strömung oder in ihrer Nähe gelagert waren. Die hintersten Massen schoben gleich unaufhaltsam vorrückenden Gletschern Alles vor sich her, was vor ihnen lag, und die Gedrängten und Geschobenen wurden ihrerseits wieder die Dränger für die, welche ihnen im Wege standen. Oder aber es schob sich eine von hinten drängende Volksmasse wie ein Keil zerspaltend und theilend in den vor ihr liegenden Volkskörper, der sie aufhalten wollte, und brach sich, indem sie denselben rechts und links auseinander trieb, mitten hindurch eine Bahn. Wer die Geschichte der Nationen jener Zeit studieren will, befindet sich nicht sowohl in der Lage eines Mannes, der von einer erhabenen Höhe herab die festen geordneten Lagerplätze eines zur Ruhe gekommenen Heeres und seiner einzelnen Abtheilungen überschaut; sondern vor seinem Auge entfaltet sich das verworrene, unaufhörlich wechselnde Bild einer Armee, deren einzelne Glieder auf dem weiten Schlachtfeld in steter Bewegung

begriffen sind und bald rascher bald langsamer ihre Standorte wechseln, ja deren verschiedene Abtheilungen bald zersprengt werden, sich vollständig auflösen und vom Schauplatz verschwinden, bald siegreich das Feld behaupten und die überwundenen Gegner in ihre Reihen aufnehmen, doch nur, um bald nachher selbst wieder von andern Heeresmassen hinweggedrängt und weiter geschoben zu werden.

Was in jener Zeit das Schicksal der europäischen Völker war, das ist seit Jahrhunderten und bis auf den heutigen Tag, obwohl in kleinerem Maaßstab, das Loos eines großen Theils der Völkerstämme Afrika's. Theilen wir diesen Erdtheil in eine Nord- und eine Südhälfte, so haben beide Theile ein ziemlich ähnliches Loos. Nordafrika erfuhr zuerst die Invasion der persischen Weltherrscher, dann der macedonischen Eroberer, um hernach von dem eisernen Fuß der alten Römer zertreten zu werden, bis im siebenten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, nachdem zuvor noch ein Bruchtheil der Nationen der Völkerwanderung (die Vandalen) seine Verheerungen dort hinüber getragen, der Fanatismus der muhamedanischen Araber gleich einer Flut über dieß unglückliche Land hereinbrach, um bis in die neueste Zeit herein theils vernichtend und zerstörend, theils schiebend und drängend die Negervölker Nordafrika's in steter Unruhe zu erhalten.

Aehnlich ist es mit Südafrika. Dort ist es die germanische (d. h. holländische und brittische) Kolonisation, die zuerst die äußerste Spitze des Kaplandes den Ureinwohnern (den Hottentotten und Buschmännern) entriß und sie entweder vernichtete, oder verdrängte, oder in kleine Sklavenfamilien zersplitterte und auflöste. Dann gieng, namentlich im gegenwärtigen Jahrhundert, das Drängen und Schieben weiter fort; ein einheimischer Stamm um den andern mußte weiter und immer weiter zurückweichen vor dem Andrang der weißen Bevölkerung. Die Wohnsitze der südafrikanischen Völker ändern sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und das Auge, das vor wenigen Jahren diesen oder jenen Kaffern- oder Betschuanenstamm an seinem bestimmten Orte gefunden, sucht ihn jetzt vergebens an der gleichen Stelle wieder. Es ist das Bild steter verwirrender Unruhe und unaufhörlichen Wechsels, das auch dort dem Blicke sich darbietet.

In noch betrübenderer Weise aber finden wir dasselbe Bild im Innern des Erdtheils, wohin die Invasion von Außen bis jetzt noch weniger gedrungen ist. Unter den Negerstämmen der Nordhälfte Afrika's, wie unter den Kaffer- und Betschuanenstämmen der Süd-

hälfte ist ewiger Kampf, Streit und Hader, ein ewiges Drängen und Gedrängtwerden, Schieben und Geschobenwerden, unter welchem die einzelnen Nationen nicht blos unaufhörlich ihre Wohnsitze ändern, sondern auch zum Theil ihre nationale Existenz verlieren und gänzlich verschwinden. Nur da und dort erhebt sich ein kräftigerer Häuptling oder Fürst, der seinen Stamm fest zusammenzuhalten, ihn vor dem allgemeinen Verderben zu bewahren und wohl auch die zersprengten Reste benachbarter Nationen bei sich aufzunehmen und mit seinem Stamme zu verschmelzen versteht. Auch Afrika hat seine Helden, seine fürstlichen Charaktere, seine einheimischen Volks- und Vaterlandsfreunde, so befleckt auch in anderer Beziehung ihr Bild sein mag. Sie sind es, die durch Weisheit, Kraft und Hingebung die Schilde und Schutzwehren ihrer Untergebenen geworden sind. Es scheint, daß Moschesch, der Häuptling der Bassuto's, von dem die Berichte der französisch-protestantischen Missionare so Vieles erzählen, in ihre Reihe gehöre.*)

Den südlichsten Theil der Ostküste Afrika's nehmen die Provinzen von brittisch Kaffraria und Natal ein. Landeinwärts erhebt sich stufenweise das Gebirg. Es erreicht etwa 60 bis 80 Stunden von der Küste seine höchste Erhebung in der majestätischen Kette der Maluti's, die in einer Höhe von etwa 9000 Fuß über dem Meer von Norden nach Süden streicht und die Wasserscheide zwischen dem Osten und Westen, zwischen dem Lande der Kaffern und den Wohnsitzen der Betschuanen bildet. Von ihren beiderseitigen Abhängen entspringen, als aus einer gemeinsamen Geburtsstätte, die schönsten Ströme Südafrika's: der Oranje, der Caledon, der Vaal, der Lekoa, welche sämmtlich gegen Westen ablaufen; der Mosinyati, der Tongela, der Omsimwubu, welche ins indische Meer sich ergießen. An den West-

*) Die nachfolgenden Schilderungen sind entnommen aus dem schon früher angezeigten höchst lehrreichen Buche: Les Bassoutos ou vingt-trois années de séjour et d'observations au sud de l'Afrique, par E. Casalis, ancien missionnaire. Paris 1860. Wir haben die über das ganze Buch zerstreuten Züge von Moschesch's Bild zu sammeln und zusammenzustellen versucht. Die Lebendigkeit und Eleganz der Schilderungen, wie sie das Buch enthält, charakterisirt ganz den Franzosen; wir trauen es aber dem Missionar, der 23 Jahre lang im Arbeitsfelde stand, und dem jetzigen Direktor der Pariser Missionsanstalt zu, daß die Wahrheit und Treue der Thatsachen nicht dem Reiz einer glänzenden Darstellung zum Opfer gebracht ist. Wie wir vernehmen, ist eine Uebertragung des Buches ins Deutsche demnächst zu erwarten.

abhängen dieser Maluti-Kette hin lagern sich der Reihe nach in Mitten der hier wohnenden Bassuto's die Stationen der französischen Missionare.

Begleiten wir zuerst den Missionar Casalis auf seiner erstmaligen Reise (im Jahre 1833) dahin, damit wir von dem äußeren Charakter dieses Landes ein deutliches Bild erhalten. „Bis auf eine Entfernung von 8 bis 9 Stunden von der Gebirgskette der Maluti's," schreibt er, „hatte unser Wagen (von der Kapstadt her) kein ernstliches Hinderniß zu überwinden. Gezogen von zwölf Ochsen, die von einem geduldigen Eingeborenen getrieben wurden, schritten wir jeden Tag etliche Stunden vorwärts über endlose Ebenen, während wir uns jeweilen mit der Jagd auf die zahllosen Gazellen, Elennthiere und Zebra's ergötzten. Als wir aber nur noch zwei Tagereisen vom Ziel unsrer Wanderung entfernt waren, bekam Alles ein anderes Aussehen. Isolirte Bergkegel, 500 bis 600 Fuß hoch und mehrere Stunden im Umfang, erschienen auf allen Seiten wie eben so viele Vorwerke der erhabenen gezackten Bergfestung, deren Umrisse wir schon seit einiger Zeit am fernen Horizont wahrnehmen konnten. Jene Bergkegel haben fast alle die Tafelform. Die Hochfläche, die sie auf ihrem Gipfel darbieten, ist meist von einem regelmäßigen Kranz von Granitfelsen umgeben, deren horizontale Lagerung übereinander die größte Regelmäßigkeit darstellt. Einzelne Risse, die durch hervorbrechende Quellen gebildet sind, lassen das Hervortreten von Basaltmassen wahrnehmen, aus denen der Kern dieser Kolosse gebildet ist. Der Fuß der zerstreuten Bergkegel ist umgeben von ungeheuren Granitblöcken, von denen die einen isolirt daliegen und der wilden Rebe und andern Schlingpflanzen zum trefflichen Stützpunkt dienen, während andere Blöcke auf die wunderlichste Weise über und durch einander geworfen sind. Hier erhebt sich ein Obelisk, der ohne die Hülfe menschlicher Maschinerie sich stolz und fest auf einem viereckigen Fußgestell aufgepflanzt hat. Dort liegt ein Block, der nach dem Zirkel abgerundet zu sein scheint und auf einer eckigen scharfkantigen Unterlage vollkommen das Gleichgewicht behält, so daß er einem kolossalen Erdschwamm nicht unähnlich sieht. Anderswo finden sich vieleckige Felsen, deren zusammengestellte Kanten gleichsam ein Gefäß bilden, das im Laufe der Zeit sich mit vegetabilischer Fruchterde gefüllt hat, und in welchem nun die immer grünen Zweige des wilden Oelbaums sich wiegen. Diese Felsblöcke gehörten ursprünglich jenem Felsenkranz

an, der die Gipfel der Berge krönt. Noch sieht man die Spuren ganz frischer Risse, wo sie sich dort oben ablösten, um in die Tiefe zu stürzen. Man denke sich diese Trümmer umgeben von dornigem Gesträuch, von Winden und Himbeerstauden, in Mitten dichten buschigen Grases, das die Abhänge dieser Berge bedeckt, da und dort einige üppige Aloës und Bouquete von gelben Immortellen, dann leicht über die Scene eilend graue und gelbe Gazellen und furchtsame Springböcke, an den steilen Abgründen hin aber Paviane umherkletternd von jedem Alter und jeder Größe, — und man hat eine Vorstellung von dem Gemälde, das beim Eintritt in das Bassuto-Land dem Auge sich darbietet.

„Die Thäler, die von der Hauptkette des Maluti-Gebirges auslaufen, bieten an einigen Stellen den Anblick großer weiter Kessel dar; aber meist gleichen sie langen breiten Straßen, die weiter oben in schmale Gassen sich endigen. Der Boden ist von großer Fruchtbarkeit. Die Auswaschungen, die durch die herabstürzenden Bergwasser entstanden sind, lassen da und dort erkennen, von welcher außerordentlichen Mächtigkeit die Fruchterde ist. Eine thonhaltige Unterlage findet sich fast überall und darüber ein Lager von zwei bis drei Fuß mächtigem schwärzlichem Humus der fettesten Art. Das Gras erreicht eine solche Höhe, daß man sich jeden Winter desselben durch Anzünden entledigen muß. Vielleicht ist diesen jährlichen Grasbränden der Mangel an Bäumen zuzuschreiben, der hier schmerzlich auffällt. Man findet dergleichen nur hie und da an den Wasserbächen und in den höher gelegenen Schluchten. Die Bäche, denen man fast mit jedem Schritt begegnet, laufen in der Regel über ein Bett von Basalt und führen eine große Menge von undurchsichtigem krystallischem Quarz, Achat und Karneol mit sich. Kalkgestein ist äußerst selten. Von hämmerbaren Metallen haben wir nur Eisen bemerkt, das in großer Fülle fast überall sich findet.

„Was uns bei unserer ersten Ankunft am meisten auffiel, war das verlassene und öde Aussehen des Landes. Umsonst sucht man mit dem Auge nach Dörfern und Weilern und nach Gruppen von Landleuten, welche unsere Vorstellung stets in Verbindung zu bringen pflegt mit einem so fruchtbaren Boden. Menschliche Gebeine, vom Regen und der Sonne gebleicht, boten sich allenthalben unserm Blicke dar, und wir hatten mehr als einmal mit dem Wagen aus dem Wege zu lenken, um nicht über solche traurige menschliche Ueberreste fahren

zu müssen. Als wir unsere Führer fragten, wo denn die Besitzer dieses Landes wohnten, deuteten sie mit den Fingern auf einige elende Hütten auf den Spitzen der steilsten Berge. Begegneten wir je einmal einem einsamen Jäger, so warf sich der Arme sofort bei unserm Anblick auf den Boden nieder, um sich im hohen Grase zu verbergen. Doch je mehr wir uns der Residenz des Häuptlings [oben im Thal] näherten, nahm das Aussehen des Landes einen ermuthigenderen Charakter an. Wir begegneten allmählig ziemlich bedeutenden Viehheerden, die unter der Hut wohlbewaffneter Hirten weideten. Wir bemerkten Felder, die recht ordentlich und sorgfältig bebaut schienen. Ein Bote, den wir vorausgeschickt hatten, dem Häuptling uns anzumelden, hatte die Kunde von unserer Annäherung verbreitet. Die Bewohner der Hütten, die auf den Bergterrassen zerstreut lagen, wagten sich hervor, um die weißen Fremdlinge zu sehen, die — wie sie sagten — gekommen seien, den vergangenen Jammer des Landes zu heilen."

Dieß ist nach Casalis' Schilderung der Anblick des Thales, in welchem die Bassuto's sich niedergelassen haben. Lernen wir nun die Einwohner selbst mit einigen kurzen Zügen näher kennen.*)

Die Südhälfte von Afrika ist von zwei wesentlich verschiedenen Völkerfamilien besetzt: den Hottentotten und den Kaffern. Ohne Zweifel sind die Hottentotten die ersten und ältesten Ansiedler des Gebiets, während die Kafferstämme erst etwas später von Norden herab eingedrungen sind und sich mit Jenen in das Land getheilt haben. Heutzutage nehmen Jene, die Hottentotten, mit ihren verschiedenen Stämmen und Abtheilungen die Westhälfte, die Kaffern dagegen die östlichen, dem indischen Meere zugewandten Gebiete ein. „Die Volksfamilie der Kaffern," sagt Casalis, „ist wesentlich verschieden von der der Hottentotten, und abgesehen von der Hautfarbe und dem Haarwuchs, nähert sie sich sehr dem kaukasischen Typus, sowohl was die Gesichtszüge, als was die Schädelbildung betrifft. Die edle und zuversichtliche Haltung dieser Eingeborenen, die Symmetrie ihrer Gliedmaßen, verbunden mit ihrer Nacktheit und ihrer dunkeln Hautfarbe, ist von der Art, daß man einen ächten Kaffer wohl für eine schöne Bronze-Statue nehmen könnte, die von ihrem Piedestal lebensvoll herabgestiegen ist. Man hat mit viel Wahrscheinlich-

*) In Betreff der näheren Schilderung ihrer Sitten und Gebräuche verweisen wir auf die Schrift von Casalis selbst.

keit vermuthet, daß in ihren Adern eine Mischung arabischen und Negerblutes fließt. Im Schooße des gleichen Stammes, ja der gleichen Familie, findet man Individuen, die nur hellbraun, wie von der Sonne verbrannt sind, und wiederum Andere, die das tiefste Schwarz dem Auge darbieten."

Diese Kaffer-Volksfamilie aber theilt sich wieder in zwei Hauptglieder: die eigentlichen Kaffern und die Betschuanen. Jene nehmen das Küstengebiet des indischen Meeres von der Gränze der Kap-Kolonie bis nach Mosambik hinauf ein. Sie sind wiederum in viele Unterabtheilungen oder Stämme (Amaponda's, Amatembu's oder Tambuki's, Amagaleka's, Amakosa's, Zulu's ꝛc.) getheilt. Sie sind von Natur ein verständiges Volk und von großer Charakterstärke. In Gegenwart von Fremden tragen ihre Züge den Ausdruck von Zurückhaltung, ja einen Ausdruck, der an Verachtung streift. Seßhafte Lebensweise widerstrebt ihrer Natur; ihre kräftige athletische Constitution und ihre lebhafte Phantasie bedarf der Anstrengungen und Aufregungen der Jagd und des Krieges. Die Wort- und Redekämpfe, welche mit ihren öffentlichen Berathungen verbunden sind, haben unglaublichen Reiz für sie; sie entfalten dabei viel Beredsamkeit und Gewandtheit. Alle Versuche, sie mit Gewalt der Waffen zu unterwerfen, sind bis jetzt fehlgeschlagen und haben sie kaum gedemüthigt. Wenn ein Kaffer von einer Kugel getroffen ist, rafft er ein wenig Gras vom Boden zusammen, verstopft damit die Wunde und ruft zum Feinde gewandt: Niemals! Niemals! — Unglücklicher Weise sind sie zugleich überaus abergläubisch und lassen sich blindlings irre leiten von ihren Wahrsagern und Zauberern, die ihrerseits die entschiedensten Gegner des Christenthums und der Civilisation sind. Der Stamm der Amakosa's hat sich bekanntlich in den letzten Jahren fast vollständig aufgelöst in Folge einer Hungersnoth, die sie sich durch ihren blinden Glauben an die Wahrsagereien eines dieser Verführer zugezogen haben. Diejenigen unter ihnen jedoch, die dem Heidenthum entsagt und die Wahrheit des Christenthums angenommen haben, zeichnen sich in der Regel durch Ausdauer und Hingebung, wie durch Einsicht und Verständigkeit besonders aus.

Etwas verschieden von ihnen sind die Betschuanen. Sie stehen, obwohl zur gleichen Volksfamilie gehörig, im Allgemeinen unter den eigentlichen Kaffern in Ansehung der Gesichtsbildung und der Symmetrie der Formen. Weniger kriegerisch, weniger leidenschaftlich für

die Jagd und für aufregende Uebungen, führen sie ein mehr seßhaftes Leben und die Wirkungen davon offenbaren sich in ihrer Constitution. Doch gleichen sie diese physische Inferiorität durch eine große geistige Gewandtheit und Geschmeidigkeit aus, sowie durch manche Vorzüge in ihren socialen und bürgerlichen Sitten, besonders aber durch einen stark ausgeprägten Geschmack an Allem, was Gewinn einträgt. Auch sie theilen sich in eine Menge Unterabtheilungen und Stämme, unter denen die Bassuto's eine der wichtigsten Stellungen einzunehmen scheinen. „In der Mitte wohnend zwischen den Wohnsitzen der eigentlichen Kaffern und den übrigen Betschuanenstämmen," sagt Casalis, „vereinigen sie in sich die Eigenthümlichkeiten beider Zweige der Kaffern-Rasse, deren vollkommenster Typus sie vielleicht sind nach Charakter, Sitten und Volkseinrichtungen. Auch haben sie bis heute ihre uralten Gebräuche mit einer Zähigkeit festgehalten, wie sie nur den Bergvölkern eigen ist."

Die Bassuto's sind, wie die meisten Volksstämme Südafrika's, ein Hirtenvolk. Ihre Viehheerden bilden bis jetzt ihren Hauptreichthum. Diese Heerden sind es, mit denen die Kosten für Bündnisse, für Heirathen, für Käufe, für den Zauberdoktor bei Krankheiten und für die Bestattung der Todten bestritten werden. Wer kein Vieh hat, gilt als eine Null unter seinen Volksgenossen. Deßhalb weidet sich ihr Sinn und Auge von frühester Jugend auf an den Gestalten und Farben der Thiere, die sich ihrem Blicke darbieten. Die kleinsten Jungen vergessen ihre Spiele, um den Werth dieser oder jener Kuh zu debattiren. Das Hauptvergnügen der Kinder ist, Kühe und Ochsen in Thon nachzubilden. Die ganze Einbildungskraft dieses Volkes bewegt sich um diese „Perle des Landes", wie das Vieh von den Eingeborenen benannt wird. Die Pflege der Heerden ist deßhalb eine Beschäftigung, welche die höchstgestellten Personen des Landes für eine Ehre achten. Die Söhne der mächtigsten Häuptlinge müssen bis in ein gewisses Alter das einfache Leben eines Viehhirten führen. Die Häuptlinge selbst unterbrechen von Zeit zu Zeit ihre Regierungsgeschäfte, um zu den Geschäften ihrer Jugend zurückzukehren. Besonders geschieht dieß, wenn von einzelnen Heerdenabtheilungen fernliegende Weideplätze bezogen werden. Da mag es geschehen, daß ein mächtiger Fürst Wochen lang bei Nacht in einer Höhle schläft oder unter einem schützenden Baum, und bei Tag die Runde macht bei den Heerden und temporären Hürden, die umher liegen. Eben dieser

Hauptreichthum des Volks ist aber auch die stete Quelle von Hader und Krieg zwischen benachbarten Stämmen. Eine schöne Heerde reizt unwiderstehlich die Habgier eines Häuptlings. Er überfällt jählings den Weideplatz und führt triumphirend die Heerde davon. Repressalien folgen, und oft zieht sich eine Fehde Jahre lang fort, bis irgend eine Verständigung oder eine entscheidende Demüthigung des Einen oder des Andern eintritt.

Bei alle dem ist das Volk der Bassuto's kein Nomaden-Volk. Die Nämaqua's und die Buschmänner, die zur Hottentottenfamilie gehören, sind Wanderstämme, nicht aber die Glieder der Kaffern-Rasse. Die Bassuto's haben wohl seit 200 Jahren die Wohnsitze inne, die sie noch heute bewohnen. Es ist wahr, sie wechseln gerne die Stellen, wo sie ihre Dörfer errichten, aber dieß geschieht nicht aus Wanderlust, noch um das Land zu verlassen, sondern in der Regel aus irgend einem lokalen Grunde. Die Liebe zum Grund und Boden, da ihre Väter wohnten, ist stark und ausgeprägt, wie nur bei irgend einem Volke. „Das Land meiner Väter kennt seine Kinder!" war ein nachdrucksvolles vielsagendes Wort, das Casalis aus dem Munde manches Häuptlings gehört hat. Deßhalb verbindet sich auch mit dem Hirtengeschäft bei den Bassuto's der Landbau, wenn auch nicht in dem ausgedehnten Maße, wie der reiche Boden dazu einzuladen scheint. Gleichwie der Erzvater Isaak neben der Pflege seiner Heerden auch Bäume pflanzte und Felder besäete, so auch das Volk der Bassuto's. Doch bleibt Viehzucht die Hauptsache.

Die Vielweiberei und mit ihr das ganze Gefolge tiefer sittlicher und socialer Schäden, ist bei den Bassuto's einheimisch. Die Frau wird für eine Anzahl Ochsen eingehandelt und je reicher Einer an Vieh ist, desto ehrenvoller ist es für ihn, auch reich an Weibern und Kindern zu sein. Daß unter diesen Umständen kein höheres sittliches Verhältniß zwischen Mann und Frau aufkommen kann, ist natürlich. Der Mann ist der Herr und Tyrann, die Frau ist das Werkzeug der Lust und das Mittel, um zahlreiche Kinder zu erhalten. Die Töchter, die geboren werden, sind willkommene Handelswaare, die zu seiner Zeit neuen Reichthum an Vieh einbringt; die Söhne sind eben so viele neue Hände, um die Heerden zu hüten, das Feld zu bestellen und das Ansehen der Familie zu mehren. Es ist da kein Zug von höherer sittlicher Bedeutung des Familienlebens. Dazu Eifersucht und Hader zwischen den Weibern und den ihnen zugehörigen Kin-

dern, Zuchtlosigkeit des aufwachsenden Geschlechts und unnatürliches Tyrannenrecht des Familienhauptes.

Was die religiösen und sittlichen Vorstellungen des Volkes, sowie die Frage nach etwaigen Religionsformen betrifft, so ist bekannt, daß man schon von verschiedenen Seiten behauptet hat, diese südafrikanischen Stämme hätten überhaupt keinerlei Religion, weder in ihrem Gedankenleben, noch in ihren Gebräuchen und Uebungen. Man könnte versucht sein, diese Behauptung für richtig zu halten, wenn sie überhaupt etwas Mögliches enthielte. Denn obschon Casalis einige interessante Thatsachen von wirklich vorhandenem religiösem Denken unter den Bassuto's anführt, so ist doch im Allgemeinen bei ihnen ein so erschreckender Mangel an allem dem wahrzunehmen, was man unter religiösen Vorstellungen und Gebräuchen versteht, daß kaum ein anderes Volk auf Erden ein ähnliches betrübendes Bild darstellt. Gleichwohl ist eine gänzliche Abwesenheit religiöser Beziehungen in diesem Volksleben von vorne herein eine Unmöglichkeit. Mensch sein und etwas von Religion haben, sei dieses Etwas noch so verhüllt und verdunkelt, gehört so unzertrennbar zusammen, als Mensch sein und Athmen. Bei der Volksfamilie der Kaffern, zu denen die Bassuto's gehören, stellt sich dieser Rest von religiösem Bewußtsein theils in ihrer Verehrung der Geister der Verstorbenen (Barimo's), denen sie Thieropfer darbringen, theils in ihrer abergläubischen Knechtung unter das Wort und den Bann der Wahrsager, Zauberer und Regenmacher dar. Durch Beides wird in der Vorstellung des Volkes das Uebernatürliche und Unsichtbare vertreten, mit dem es die Religion unter verschiedenen Formen zu thun hat, und an die Stelle der Götter und des Götterkultus tritt der Zauberer und die Darbringung von sühnenden Geschenken, die ihm und den Barimo's zu Theil werden. Wir läugnen nicht, daß dieser Zustand der Dinge eine der niedrigsten Stufen des religiösen Lebens repräsentirt; aber immerhin fehlt auch hier nicht der Anknüpfungspunkt für religiöse Unterweisung, um von da aus fortzuschreiten bis zu den höchsten und erhabensten Lehren göttlicher Wahrheit.

Uebrigens ist in diesem Volke der Bassuto's durch eine eigenthümliche Verhängung schwerer göttlicher Gerichte ein dunkles Sehnen nach irgend einer Hülfe geweckt worden, — einer Hülfe, die sie in unklarem Ahnen von dem Kommen weißer Lehrer erwarteten. Lernen wir diese denkwürdige Führung näher kennen, wobei wir zugleich zum

ersten Male dem Manne begegnen werden, dessen Charakterbild in diesen Blättern uns vorzugsweise beschäftigt.

---

2. Die Zeiten der Heimsuchung.

Der Stamm der Bassuto's, der jetzt ausschließlich die Westabhänge der Maluti-Gebirgskette bewohnt, hatte seine Wohnsitze früher noch mehrere Tagereisen weiter nordwärts und war überaus zahlreich. Er stand unter der Häuptlingschaft des alten und dort berühmten Hauses der Monahing, dessen gegenwärtiger Repräsentant Moschesch ist. Der Stamm stellte damals das Bild einer lockern Feudal-Monarchie dar. Man erkannte dem Grundsatz nach die Oberhoheit des „Königs" an; aber jeder ihm untergeordnete Dorfhäuptling strebte faktisch sich so unabhängig als möglich zu stellen. Kleinere oder ernstere Fehden brachen von Zeit zu Zeit unter diesen verschiedenen „Vasallen" aus; aber es ward meist sehr wenig Blut vergossen, und der ganze Handel beschränkte sich in der Regel auf den Raub und die Wiedergewinnung von Viehheerden.

So standen die Dinge bis zum Jahre 1820. Moschesch residirte damals noch in seinem Geburtsort Butabute, zwei Tagereisen nördlich von Thaba-Bossiu, seiner jetzigen Residenz. Die Nationalgesänge preisen noch heute die fetten grünen Weiden jener Gegend, und verherrlichen die scharfen Gebirgsabhänge, wo der jugendliche Sohn Mokatschane's, des damaligen Oberhauptes und Vaters von Moschesch, mit seinen Gespielen im Speerwurf und in der Führung der Streitart sich übte. Aber in einem Zeitpunkt, wo man sich dessen am wenigsten versah, machte eine verhängnißvolle feindliche Invasion diesen Lieblingsspielen ein Ende. Sie kam von Natal her, — derselben Gegend, von wo später auch die verheerenden Kriegszüge des furchtbaren Mosilikatse ausgiengen. Ein eisernes Joch lag damals auf den Völkerstämmen des Natal-Gebiets. Tschaka, ein ebenso tüchtiger als grausamer Häuptling, hatte seit Jahren jene Kaffernstämme geknechtet und unter dem Joch gehalten, indem er Jeden, der einen eigenen Willen zu haben nicht aufhören wollte, ohne Erbarmen seiner Laune opferte. Einer der einflußreichsten Vasallen dieses Tyrannen nun, Mateoane, verließ heimlich, dieses Elends müde, das Land und führte, neue Wohnsitze suchend, etliche tausend

streitbare Männer mit sich fort, die seiner Person ergeben waren. Auf seinem Marsch stößt er auf Pakalita, den Häuptling der Fingu's, und zwingt ihn nach mehreren glücklichen Kämpfen, vor ihm zu fliehen. Pakalita, lebhaft verfolgt, überschreitet die Gebirgskette der Maluti's und überfällt seiner Seits die Mantati's, auf die er bei den Quellen des Namagari stößt. Diese aber, begünstigt durch ihre genaue Kenntniß des Gebirgs, schlagen sich durch bis in die Bergschluchten, wo sie versteckt liegen, rücken von da rasch und unversehens gegen Süden vor und bringen Verwüstung und Elend über die bis dahin friedlichen Thäler des Bassuto-Landes. Von da an wurde dieses unglückliche Land der Schauplatz fortwährender Metzeleien. Mateoane, jener Flüchtling aus dem Kaffergebiet von Natal, läßt sich endlich, da er sich hinreichend weit von Tschaka entfernt glaubt, an den Ufern des Caledon bleibend nieder. Pakalita, einst von diesem gedrängt, schlägt in dessen Nähe seine Wohnsitze auf. Beide aber hören nicht auf, sich gegenseitig zu befehden und die Folgen ihrer unruhigen Nachbarschaft den Mantati's und Bassuto's fühlbar zu machen, welche stets den Kürzeren ziehen.

Dieß war eine Reihe von Jahren hindurch der Stand der Dinge im Lande der Bassuto's. Die Felder blieben unbebaut und die Schrecknisse des Hungers fiengen an sich zu denen des Kriegs zu gesellen. Ganze Dörfer erlagen dieser doppelten Plage. Die Bande des Bluts und der Freundschaft fiengen an sich zu lösen und wurden am Ende gar nicht mehr beachtet. Ein Jeglicher gieng auf Mord und Raub aus, um sein Dasein zu fristen. Endlich bildeten sich in diesen Gebirgen Banden von — Menschenfressern, welche keiner der streitenden Parteien angehörend, nur den Zweck hatten, auf allen Seiten ihre Opfer zu suchen.

Man hat die Wahrheit und Glaubwürdigkeit dieser Thatsachen von verschiedenen Seiten bezweifelt. Aber Casalis sagt: „Wir haben oft die Höhlen besucht, wo diese Unglücklichen einst sich niedergelassen hatten. Man wandelt dort über eine dichte Schichte von halbverfaulten menschlichen Schädeln, Schulterblättern und zerbrochenen Knochen. Man bemerkt noch heute viele ausgedehnte rothe Flecke in den hintersten Winkeln dieser Höhlen. Hier war es, wo man das Fleisch niederlegte; das Blut drang so tief in den porösen Stein ein, daß die Spuren davon sich niemals verwischen werden." — Zur Bestätigung dieser Thatsache theilt Casalis einen Bericht mit, den er

aus dem Munde eines der wahrheitsliebendsten Bassuto's empfieng und sofort aufzeichnete. Der Mann erzählte also: — „Einige Zeit vor eurer Ankunft in diesem Lande wurde ich von Makara, dem Häuptling meines Geburtsortes, abgeordnet, um eine seiner Frauen, die den Kannibalen in die Hände gefallen war, wo möglich loszukaufen. Er gab zu dem Ende mir und meinen Begleitern sechs Stück Ochsen mit. Wir machten uns mit der ersten Morgenfrühe auf den Weg, und kamen am Ziel unserer Wanderung an, als eben die Schatten der Berge sich über die Thalebene verlängerten. Die Kannibalen, mit denen uns zu verhandeln oblag, hatten ihre Wohnung in einer ungeheuren Höhle aufgeschlagen, die von Dorngestrüpp und Felsentrümmern umgeben und geschützt war. Wir knüpften mit etlichen Frauen, die mit Körben voll wilder Trauben auf dem Kopf eben vom Felde zurückkehrten, ein Gespräch an. Von ihnen vernahmen wir, daß die junge Frau, die wir ihrer Familie wieder zuzuführen wünschten, noch am Leben sei, und sie versicherten uns, daß es keine Schwierigkeit haben werde, sie gegen die mitgebrachten Ochsen auszutauschen. Diese Worte hoben ein wenig unsern Muth. Wir kletterten ohne Zögerung den steilen Abhang hinan, der zu der Höhle der Menschenfresser führte. Aber kaum waren wir oben angekommen, als unsre Kniee zu zittern anfiengen, und wir fühlten eine eisige Kälte durch unsere Glieder rieseln. Denn überall um uns her lagen nichts als Todtenschädel, Kinnladen und zerbrochene Knochen. Eine Frau deckte eben einen Topf auf, der auf dem Feuer stand, und wir sahen daraus eine vom Kochen aufgeschwollene Hand hervorstehen. Die Männer, sagte man uns, seien auf die 'Jagd' gegangen. Wir verstanden gleich, was das sagen wollte. Es dauerte auch nicht lange, so kamen sie zurück, bewaffnet mit Keulen und Speeren; vor sich her trieben sie einen Gefangenen mit dem Ruf: Uah! Uah! — gerade wie die Bassuto's ihre Heerden anzutreiben pflegen. Der Gefangene war ein stattlicher junger Mensch, wohlgebildet und von schönem Gesicht. Er schritt mit festem sicherm Tritt einher. Man hieß ihn in der Mitte der Höhle niedersitzen. Er hörte uns zu, doch ohne sich den Schein des Aufmerkens zu geben, als wir den Zweck unsres Kommens darlegten. Einige Augenblicke darauf warf man ihm einen Strick um den Hals und erdrosselte ihn. Ich verhüllte mein Haupt in meinen Mantel; als ich aber dachte, der junge Mensch werde nun todt sein, that ich den Mantel wieder weg, um die Leute

nicht zu beleidigen. Die Zerstückelung der Leiche geschah ganz gerade wie bei der Zerlegung eines Ochsen. Wir wären gar zu gerne noch am gleichen Abend wieder abgereist, selbst auf die Gefahr hin, in der Nacht zu verirren; aber man sagte uns, wir müßten bis morgen warten. So mußten wir uns gedulden. Wir nahmen aus unsern Reisetaschen eine Handvoll geröstete Gerste, tranken ein wenig Wasser und dann legten wir uns in unsere Mäntel gehüllt am Boden zur Ruhe, und zwar so hart neben einander als möglich. Lange bevor der Hahn krähte, wurden wir durch ein abscheuliches Geschrei aufgeschreckt. Es war eine Frau, die mit ihrem Manne Händel hatte. Mehrere der Kannibalen waren zu der Scene herbeigelaufen. Mehrmals hörte ich die Worte wiederholen: 'Sie ist unverbesserlich, man muß sie auffessen!' — 'Meine Herren, meine Väter,' rief die Frau dagegen, 'tödtet mich nicht, ich will mich ja in Allem euch fügen!' Man berieth sich, ob man ihrer schonen wolle. Ich zitterte am ganzen Leibe. Endlich ließ man sie los; aber ich konnte nicht umhin zu denken, daß nur der augenblickliche Ueberfluß an Lebensmitteln der Unglücklichen das Leben gerettet habe.

„Am Morgen stellte man uns endlich, nach langen Verhandlungen, die junge Häuptlingsfrau zu. Es war dieß auf Seiten der Kannibalen eine große Vergünstigung; denn an und für sich [d. h. nach Heirathsbrauch] waren sechs fette Ochsen nicht so viel werth, als diese junge Frau. — Makara war entzückt, seine Frau wieder zu sehen; allein merkwürdiger Weise entlief sie ihm bald darauf und kehrte von freien Stücken in die Höhle zurück, wo wir sie hatten abholen müssen. Sie hatte dort Verbindungen angeknüpft und Geschmack bekommen an Menschenfleisch."

Dieß war der entsetzliche Zustand der Dinge zu jener Zeit. Der Strom des Verderbens riß fast alle einflußreichen Männer des Landes mit sich fort. Nur Moschesch stemmte sich ihm entgegen. „Ausgerüstet," sagt Casalis, „mit einer außerordentlichen Beobachtungsgabe, mit großer Gewandtheit, mit einer ungewöhnlichen Kraft des Charakters, wußte er nach Umständen Widerstand zu thun oder zu weichen, selbst Allianzen zu schließen mit den Bedrängern seines Landes, oder wohl auch die Feinde gegen einander zu hetzen und sich die Achtung selbst derjenigen zu sichern, die ihm den Untergang geschworen hatten. Einmal verdankte er seine eigene Lebensrettung jener tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, die ihn vor Andern in so hohem

Grade auszeichnet. Nach einer Niederlage nemlich sah er sich mit nur vier oder fünf seiner Krieger gänzlich vom Feinde umzingelt. Nur ein paar Dutzend Schritte trennten ihn von einer ganzen Hecke von Speeren. Die Zulu's, ihrer Beute gewiß, schlugen schon triumphirend an ihre Schilde und zerrissen die Luft mit jenem eigenthümlichen Zischen, das bei ihnen das Zeichen des Sieges ist. Moschesch setzte sich nieder und befahl seinen Begleitern, das Gleiche zu thun. Nach einem Augenblick des Schweigens erhob er sich und rief: 'Auf! Folget mir! So erschlägt man keine Könige!' Er schreitet vorwärts, hoch aufgerichteten Hauptes, und ruft den feindlichen Kriegern mit dem Tone des Befehls zu: 'Platz! Auseinander!' Die Zulu's, überrascht, übernommen, gehorchen dem Befehl; sie öffnen eine Gasse und lassen ihn durch."

Während der heißesten Zeit des Krieges flüchtete sich Moschesch auf die Spitze des Thaba-Bossiu, dessen abschüssige Felsenkuppe den sichersten Schutz gegen jeden plötzlichen Ueberfall gewährt. Dort oben blieb er hinfort wohlgesichert. „Als wir uns diesem Platze näherten," schreibt Casalis, „verstanden wir, warum man dem Fürsten der Bassuto's den Namen 'Häuptling des Berges' gegeben hat. Seine Hauptstadt liegt noch heute auf der Hochfläche des Thaba-Bossiu, eines fünfeckigen Bergkegels, der von der Natur selbst auf allen Seiten vollkommen befestigt ist."

Nach und nach wurden Moschesch's Feinde schwächer. Pakalita starb; Mateoane kehrte seine Waffen gegen das Kafferland und erfuhr hier eine Niederlage, von der er sich nie mehr erholen konnte. Es blieben nur die Mantati's übrig, mit denen man sich zu verständigen suchte. Zwei glücklich angelegte und wohlgelungene Expeditionen hatten dem Moschesch beträchtliche Beute an Viehheerden eingetragen, so daß nach Beendigung der allgemeinen Verwirrung seine Mittel ihm erlaubten, alle jene Unglücklichen, die während der Kriegszeiten Alles verloren hatten, um sich zu sammeln. Viele Tausende von Bassuto's nämlich waren in jener Zeit auf das Gebiet der Kap-Kolonie geflohen; es bedurfte nur ein wenig Frieden und Sicherheit, um sie in das Land ihrer Väter zurückzuführen. Moschesch that Alles, um die Ruhe auch für die Zukunft zu sichern. Eine seiner ersten Sorgen gieng dahin, dem Kannibalismus ein Ende zu machen. Diejenigen seiner Unterthanen, die nicht daran theilgenommen hatten, verlangten, daß die Schuldigen exemplarisch gestraft würden. Moschesch

aber erkannte, daß dieß nur so viel wäre, als dem Krieg von Außen einen Bürgerkrieg auf dem Fuße folgen zu lassen und das Land, das bereits fast keine Einwohner mehr hatte, vollends zu entvölkern. Auch begriff er, daß dieser entsetzliche Gebrauch nicht in nationalen Sitten und Gewohnheiten seine Wurzel habe und somit im Grunde denjenigen selbst widerstrebe, die sich demselben hingegeben hatten. Seine Antwort lautete deßhalb dahin: „Die Menschenfresser seien lebendige Gräber; man dürfe gegen Gräber nicht zu Felde ziehen!" Dieses Wort genügte, um die Elenden zu retten und sie selber zur Rückkehr von ihrem Irrweg zu bewegen. Sie sahen in der Milde ihres Häuptlings ein unerwartetes, kaum zu hoffendes Mittel, eine Stellung in der übrigen Gesellschaft wieder einzunehmen, und zögerten auch nicht, es zu benützen. Von da an hörte der Kannibalismus allmählig auf. Es giebt auch im Leben ganzer Völker Augenblicke, wo ein Wort eine neue Epoche heraufführt.

Das Kannibalenthum neigte sich seinem Ende zu. Diejenigen Eingeborenen, die nicht daran theilgenommen, nahmen die erste Stellung im Lande ein. Moschesch fieng an aufzuathmen, als neue Feinde sich über das unglückliche Land ergossen. Von der einen (nördlichen) Seite waren es die furchtbaren Horden Mosilikatse's, von der andern die wohlberittenen, mit Musketen bewaffneten Koranna's im Westen. Beide brachen zu gleicher Zeit herein, als hätten sie sich gegenseitig verabredet, einem Volke, das bereits so tief geschwächt und zerbrochen war, vollends den Garaus zu machen.

Ein reizender Bach, von Weiden überhangen, schlängelt sich nicht ferne nördlich von Thaba-Bossiu durchs Gefilde. Die Truppen Mosilikatse's hatten an seinem Ufer Halt gemacht, um sich von dem langen und ermüdenden Marsch zu erfrischen. Von der Spitze des Berges aus konnte man sie sehen, wie sie häufig im Bache sich badeten, ihren kriegerischen Schmuck zurechtmachten, ihre Speere schärften und am Abend ihre Kriegstänze aufführten. Aber auch die Bassuto's ihrerseits blieben nicht müßig. Sie verbarrikadirten sorgfältig die Oeffnungen, welche die Zeit da und dort in ihre gigantische Festung gemacht hatte. Endlich kam der Angriff. Er geschah zu gleicher Zeit an zwei entgegengesetzten Punkten und wurde dadurch nur um so furchtbarer. Nichts schien Anfangs den Anprall des Feindes aufhalten zu können. Immer zu siegen gewohnt, rückten die Zulu's in geschlossenen Kolonnen heran, scheinbar ohne auf die Basaltblöcke zu

achten, die mit Donnergekrach von der Höhe des Berges gegen sie herabrollten. Bald aber glich das Herabstürmen der Felsenstücke einem allgemeinen Bergsturz; eine unwiderstehliche Lawine von Steinen und Felsblöcken, begleitet von einem Hagel von Speeren, stürzte auf die Feinde und trieb sie schneller als sie gekommen waren, in ihre vorigen Stellungen zurück. Da konnte man sehen, wie die Häuptlinge die Flüchtigen wieder zu sammeln suchten, ihnen die Federbüsche, womit ihre Häupter geschmückt waren, wüthend vom Kopfe rissen und unter ihre Füße traten, und dann bemüht waren, sie aufs Neue gegen die furchtbare Bergfestung zu führen. Dieser neue verzweifelte Versuch gelang nicht besser, als der erste. Die Schlappe war entscheidend. Am folgenden Tage setzten sich die Zulu's in Marsch, um in ihr Land zurückzukehren. In dem Augenblick aber, da sie sich in Bewegung setzten, stellte sich ein Bassuto, der etliche fette Ochsen vor sich hertrieb, vor der vordersten Kolonne ein und richtete folgende Botschaft aus: „Moschesch läßt euch grüßen. Da er vermuthet, daß der Hunger euch veranlaßt hat, in sein Land zu kommen, so schickt er euch dieß Vieh, damit ihr auf dem Wege etwas zu essen habet."

„Einige Jahre später," fügt Casalis hinzu, „sah ich in der Kapstadt einige Abgeordnete des großen Häuptlings Mosilikatse. Ich fragte sie, ob sie den Fürsten der Bassuto's kennen. 'Ob wir ihn kennen?' riefen sie mit Lebhaftigkeit. 'Dieser Mann ließ zuerst Felsblöcke auf unsere Köpfe herniederrollen, und dann sandte er uns Ochsen zur Speise. Den werden wir nie, nie mehr angreifen.' Und sie haben Wort gehalten." — Der Kampf mit dem andern Feind, den Koranna's, die von Westen her einbrachen, dauerte länger. Aber derselbe sollte in der Hand Gottes das Mittel werden, dem unglücklichen Volke, das bis dahin nur die Schreckniſſe des Krieges gekannt, nun auch das süße Wort des Friedens zu bringen, — jenes Friedens, den nur das Evangelium geben kann.

Bis dahin war noch keines Weißen Fuß, noch weniger die Stimme des Evangeliums, das allein alle Schäden zu heilen vermag, in die Gebiete des unglücklichen Volks der Bassuto's gedrungen. Aber wie so oft, so waren auch hier die Wege Gottes „krumm und doch gerade," um zum Ziele zu kommen. Erst mußte der Boden durch die Pflugschaar der nationalen Leiden gründlich zerpflügt werden, und dann erst sollte der Säemann kommen mit der köstlichen Saat. Wie dieß Letztere geschah, erzählt uns Casalis.

„Die Koranna's und Griqua's (Hottentottenstämme)," sagt er, „konnten sich diesen verheerenden Raubzügen um so ungestrafter hingeben, als sie mit Feuerwaffen versehen waren, von denen man bei den Bassuto's damals noch nichts wußte. Diese Einfälle geschahen stets mit der größten Heimlichkeit. Aber nichts durfte den Rath Gottes aufhalten. In ihrer Verzweiflung folgten einige Bassuto's quer über die einsamen öden Steppen den Spuren ihrer Bedränger nach, entschlossen, wenn es sein müßte, bei ihren Heerden zu sterben, die sie ihnen weggeführt hatten. Zu ihrem großen Erstaunen fanden sie in Mitten der feindlichen Stämme einzelne Männer (es waren bekehrte Eingeborene, durch die Heilsarbeit englischer Missionare gewonnen), denen die Erzählung von ihren Leiden zu Herzen gieng, und die sie mit Freundlichkeit und Edelmuth behandelten. Einige Zeit hernach geschah es, daß einer dieser ihrer Wohlthäter auf der Jagd in die Nähe der Gränzen des Bassuto-Landes kam. Moschesch hörte von ihm und schickte Boten an ihn, die ihn einladen sollten, das Land zu besuchen, wo die Koranna's so große Frevel zu verüben pflegen. Jener Mann, der in den Missionsschulen gebildet worden war, ohne selbst Christ zu sein, zögerte nicht, dem tiefbekümmerten Häuptling zu erklären, daß nur die christliche Religion im Stande sei, seinem Volke den Frieden und Wohlstand zu geben. Man glaubte es, ohne es zu begreifen. Gott selbst lenkte bei dieser Unterhaltung die Gemüther. Er neigte die Herzen der Eingeborenen, daß sie mit Begierde den Rath aufnahmen, den ein Fremdling ihnen gegeben hatte. Dieser mußte beim Abschiede versprechen, Allem aufzubieten, daß Missionare ins Land kämen. Aber er war noch nicht lange abgereist, so fürchtete Moschesch und seine Räthe, er möchte sein Versprechen vielleicht vergessen, oder es möchte ihm die Erfüllung desselben nicht gelingen; genug, der Häuptling sandte ihm etliche Stück schönen Viehes nach mit der naiven Bitte, ihm dagegen einen 'Mann des Gebets' zukommen zu lassen."

„Die Kunde von diesem Vorfall," erzählt Casalis weiter, „kam in die Kapstadt in dem Augenblick, wo wir, von Europa kommend, dort ans Land traten. Es war der berühmte, treffliche Missionar Dr. Philip, der Wohlthäter Südafrika's, der diese Nachricht hieher gebracht hatte. Wir neu angekommene Missionsbrüder waren an ihn empfohlen, und er nahm uns mit väterlicher Liebe auf. Wir hatten ein Arbeitsfeld unter den Eingeborenen des Landes erst zu suchen und

wußten nicht, wohin wir unsere Schritte lenken sollten. Als Dr. Philip unsere Verlegenheit sah, erzählte er uns jenen denkwürdigen Vorfall, und sofort war unser Entschluß gefaßt. Sechs Monate nach unserer Abreise von Paris traten wir (1833) die Reise nach dem Lande der Bassuto's an. . ."

Als Casalis mit seinen beiden Gefährten, Arbousset und Gosselin, in Thaba-Bossiu ankam, ward er von dem Häuptling und dem Volke eben so dankbar, als herzlich und wohlwollend aufgenommen. „Moschesch," schreibt er, „hat eine angenehme und intelligente Physiognomie. Seine ganze Haltung hat etwas Edles, Würdiges und Festes. Man kann in seinen Gesichtszügen lesen, daß er ans Nachdenken, wie ans Befehlen gewöhnt ist; doch hindert Letzteres nicht, daß um seinen Mund, namentlich wenn er lächelt, ein Zug von großem Wohlwollen spielt."

Die Missionare siedelten sich nicht gleich von Anfang an in Thaba-Bossiu an, da die Lage dieses Ortes sich nicht zu Anlegung von Gärten und Feldern zu eignen schien; sie bezogen vielmehr ein reizendes Thal, acht Stunden von Moschesch's Residenz, und legten die Station an, die jetzt in den französischen Missionsberichten unter dem Namen Morija bekannt ist. „Der Häuptling selbst billigte unsere Wahl," schreibt Casalis, „stellte uns einige junge Leute zur Verfügung und sprach die Hoffnung aus, daß er selbst mit zahlreichem Volke bald nachkommen und seinen Wohnsitz bei uns aufschlagen werde." — Hätten die Missionare damals die Lage der Dinge im Bassuto-Lande schon besser gekannt, so wäre ihnen klar gewesen, daß Moschesch sein sicheres Felsennest auf Thaba-Bossiu niemals verlassen werde. „Nach vierjährigem vergeblichem Warten," sagt Casalis, „erkannten wir, daß wir dem Häuptling nicht zumuthen konnten, jene natürliche Festung zu verlassen, welcher die vornehmsten Familien des Landes ihre Rettung verdankten. 'Dieser Berg,' sagte Moschesch selbst öfters zu mir, wenn er von Thaba-Bossiu sprach, 'dieser Berg ist meine Mutter; ohne ihn hättet ihr das Land öde und verlassen gefunden. Ihr meinet, die Kriege seien ja nun zu Ende; ich glaube es nicht: sie sind der Stecken, den Gott noch nicht zerbrochen hat.'"

Und so war es ja auch. Schon zwei Jahre nach der ersten Ankunft der Missionare im Bassuto-Lande und während ihres Aufenthaltes in Morija brachen neue Kriegsunruhen aus. „Im Anfang des Jahres 1835," schreibt Casalis, „waren meine beiden Mitar-

beiter genöthigt, für einige Zeit Morija zu verlassen, und ich war ganz allein auf der Station. Zu dem peinlichen Gefühl des Alleinstehens aber kamen bald noch andere schwerere Sorgen. Seit den ersten Tagen des Februars wurde ich öfters schwer beunruhigt durch alarmirende Gerüchte, die von allen Seiten einliefen. Die Koranna's, hieß es, seien aufs Neue im Begriff, Moschesch anzugreifen; man habe ihre Kundschafter im Lande herumstreifen sehen. Diese Gerüchte schienen mir übrigens wenig Glauben zu verdienen, und schon fieng ich an, sie zu vergessen, als ein Bote von Moschesch mich benachrichtigte, die Koranna's stünden nur noch in ganz geringer Entfernung, und Alles lasse vermuthen, daß sie sich zuerst auf — Morija werfen würden. Diese Botschaft erreichte mich Abends 8 Uhr. So spät es aber auch war, so hielt ich es doch für meine Pflicht, nach Thaba-Bossiu zu eilen, um mich von der Richtigkeit der Sache zu überzeugen. Morgens 2 Uhr kam ich bei Moschesch an. Ich fand den Fürsten niedergeschlagen und bekümmert; er war in den letzten Tagen mit Vorbereitungen zur Vertheidigung emsig beschäftigt gewesen. Meine Ankunft that ihm wohl; ich fragte ihn nach den Beweisen, welche für die Glaubwürdigkeit jener Gerüchte und der Personen, durch die sie ihm zukamen, etwa sprächen, und nach einigem genauen Nachforschen fand sichs, daß keine verläßliche Gründe dafür vorhanden seien. Ich kehrte ganz beruhigt wieder nach Morija zurück.

„Zwei Tage nachher wurde ich mitten in der Nacht plötzlich von einem der Räthe des Unterhäuptlings von Morija durch Klopfen an der Thüre aus dem Schlaf geweckt. 'Thu' auf!' rief er; 'zünde rasch ein Licht an; die Koranna's sind über uns; dießmal sind wir des Todes, wenn wir uns nicht tapfer zur Wehre setzen!' Ich öffnete und fragte betroffen, wo man die Koranna's gesehen hätte. 'Man hat sie nicht gesehen,' erwiederte er, 'aber unsere Linohe's haben es gesagt, und was sie ankündigen, das kömmt unfehlbar!' — 'Wer sind diese Linohe's?' fragte ich. — 'Es sind unsre Wahrsager; zwei von ihnen haben gestern unter einem Strom von Thränen erklärt, daß wir Alle massakrirt werden würden.' — 'O,' sagte ich, 'wenn's nur das ist, so können wir uns ganz ruhig wieder zum Schlaf niederlegen. Eure Wahrsager täuschen sich selbst, oder sie suchen euch zu täuschen.' — 'Was?' rief er, 'du glaubst nicht an unsere Linohe's, und wir, wir sollen Alles glauben, was du von deinem Gott sagst?' — Diese Erwiederung machte mich stutzig. Ich versuchte dem Manne klar zu

machen, wie unser Glaube an Gott und göttliche Dinge auf festen und starken Gründen ruhe, während sein und seines Volkes Aberglaube nur Hirngespinnst sei. Etwas nachdenksam erwiederte er: 'Es ist wahr, wir haben schon selbst wohl bemerkt, daß die Wahrsager oftmals sich täuschen, wir wollen sehen, was dießmal daran ist. Inzwischen bitte du deinen Gott für uns!'"

Man sieht aus diesen Schilderungen des Missionars, in welchem Zustande der Furcht und Aufregung das Land fortwährend sich befand. Allerdings erwiesen sich die Gerüchte als eitel und leer; allein die stete Besorgniß eines feindlichen Einfalls brachte die Bassuto's endlich ganz naturgemäß dahin, ihrerseits die Koranna's zu überfallen und Tod und Verderben über ihr Land zu bringen. Wir erzählen den Zwischenfall, weil er ein Licht auf Moscheschs Charakter wirft.

„Die Bewohner von Morija," schreibt Casalis, „kündigten mir eines Tages an, daß sie morgen eine 'Treibjagd auf Gazellen' zu machen gedenken, und Etliche baten mich, zu dem Ende ihre Speere auf unserm Schleifstein schärfen zu dürfen. Andere sah ich ihre Sandalen zurecht machen, während sie zugleich ihre Gesichter bemalten, gerade wie sie es vor einer Schlacht zu thun pflegen. — Am folgenden Morgen um 10 Uhr kommt Moscheschs mit einem Gefolge von berittenen Kriegern an; er steigt vor der Thüre meiner Hütte vom Pferd, und ohne mich zu grüßen, fragt er mit einem harten und gebieterischen Ton, was ich mit seinen Kindern gemacht hätte. Ich erwiederte einfach und gelassen, sie seien auf die Jagd gegangen. 'Wie?' rief er, 'auf die Jagd?.. Sie marschiren gegen die Koranna's! Meine Kinder haben mich hintergangen! Auf, schnell ihnen nach! Ich hoffe, wir holen sie noch ein. Du kommst mit mir; du bist ihr Vater; sie werden dir gehorchen, und du wirst sie durch gute Worte zurückzuführen vermögen!' Zugleich theilte er mir mit, daß hinter ihm drein ein Corps von 300 bis 400 Mann anrücke, und wenn Letsié und Molapo [die Häuptlinge von Morija und Söhne von Moscheschs] nicht gutwillig von ihrem Vornehmen abstünden, so werde er sie mit Gewalt der Waffen dazu zwingen. Diese letzteren Worte bestimmten mich zu folgen; ich hoffte, den Vermittler machen zu können. — Nach anderthalbtägigem Marsch kamen wir zu einem Hügel, der noch etwa 10 Stunden von dem Koranna-Dorfe entfernt war, das man überfallen wollte. Letsié und Molapo mit ihrer Mannschaft waren hinter Felsen gelagert, welche den Bergrücken krönten.

Sie warteten nur die Nacht ab, um den Marsch fortzusetzen. Ihre voraus gesandten Kundschafter waren zurückgekehrt, Alles war zum Aufbruch bereit, und nur noch wenige Stunden, so wäre das Koranna-Dorf unrettbar umzingelt gewesen.

„Als wir bis auf zwei Flintenschüsse der Truppe nahe gekommen waren, stiegen wir ab und postirten uns an einem Bache auf. Zwei Männer wurden abgeordnet, Letsié den Befehl zu bringen, daß er sich unverzüglich zu uns begebe. In demselben Augenblick erschienen etliche Schützen aus Letsié's Lager bei uns. Sie setzten sich ruhig neben uns nieder mit jener unbefangenen Miene, die der Bassuto in den bedenklichsten Augenblicken so trefflich anzunehmen versteht. Sie sollten den Häuptling Moschesch glauben machen, es handle sich nur um eine Treibjagd auf Gazellen. Moschesch löschte ebenso ruhig seinen Durst aus dem Bache; dann kam er mit einer völlig unbefangenen Miene, warf sich aufs Gras nieder und fragte seinen Oberoffizier, was diese Leute gesagt hätten. Aber ehe er ihm Zeit zur Antwort ließ, fuhr er mit zornflammenden Augen auf und drückte eine Pistole gegen einen der Schützen ab. Glücklicherweise versagte die Waffe; der Offizier warf sich auf Moschesch, hielt ihm den Arm zurück und bat ihn flehentlich, sich zu beruhigen. Damit erhielten die Männer Zeit, zu entkommen. Moschesch forderte sein Pferd; sie waren aber alle abgesattelt mit Ausnahme des meinigen, das ich aus Vorsicht bei mir behalten hatte. Ich verweigerte ihm dasselbe, es sei denn, daß er seine Waffen in meinen Händen zurückließe und mir verspreche, den unglücklichen Flüchtlingen kein Leids zu thun. Er versprach es, und dießmal beschränkte sich seine Rache auf etliche Hiebe mit der Reitpeitsche. Nach diesem Zwischenfall stellte sich Letsié wirklich bei seinem Vater ein. Nach lebhaftem und heftigem Wortwechsel und langem Widerstand erklärte sich Letsié bereit, dem Willen seines Vaters sich zu unterwerfen und seine Mannschaft zur Rückkehr nach Morija zu beordern. Sie stiegen in Schlachtordnung, drei Kolonnen bildend, den Hügel herab, Alle mit Speeren, Keulen und Schilden bewaffnet, über die Schulter ein Pantherfell geworfen und den Kopf mit einem Federbusch von allen Farben geschmückt. — Das Benehmen Moscheschs bei dieser Gelegenheit freute mich sehr; allein ich nahm bald wahr, daß er weniger die Expedition selbst, als vielmehr die rücksichtslose und ihn mißachtende Art mißbilligte, mit der sie unternommen wurde.

„Diese Ereignisse fanden statt in einem Zeitpunkt, wo die brittische Kolonial-Regierung im Kriege sich befand mit den Kaffern. 'Was denkst du davon,' sagte Moschesch zu mir, als wir in Morija wieder einzogen, 'wenn ich den Weißen (d. h. Engländern) hülfe, die Kaffern zu demüthigen? Meine Söhne haben noch keinen Ruhm sich ernten können, und doch möchten sie durch irgend eine Waffenthat sich auszeichnen; es scheint mir, die gegenwärtigen Umstände bieten eine treffliche Gelegenheit dar, die Freundschaft der Weißen zu gewinnen und zugleich den Drang meiner Söhne zu befriedigen.' Ich versuchte, ihn von diesem Gedanken abzubringen, aber umsonst. Sein Entschluß stand fest. Als er auf Thaba-Bossiu ankam, erhielt er eine Nachricht, die ihn darin noch mehr bestärkte. Die Tambukki's hatten auf einem Raubzug an der Gränze einen Theil der Heerden Moscheschs in jener Gegend weggeführt. Von nun an schien ein Kriegszug unvermeidlich. Einige Wochen nachher brach Moschesch mit 2000 Mann auf. Nur Frauen, Kinder und vier oder fünf Hirten blieben in Bossiu zurück. Wie kann ich den Schmerz beschreiben, der mich damals niederbeugte? Diese Bassuto's, mußte ich mir sagen, die so eben noch durch ihre Feinde in Verzweiflung gebracht worden waren und nur nach Frieden seufzten, — siehe, sie zünden nun selbst das Kriegsfeuer wieder an! Das Vergangene ist vergessen und eine Zeit neuen Elends ist im Anzuge!

„Moschesch erhielt eine heilsame Schlappe, die ganz geeignet war, ihn zu demüthigen. Er war verrathen worden; die Kaffern erwarteten ihn trefflich vorbereitet. Sie ließen ihn sechs oder acht Dörfer plündern und drei- bis viertausend Stück Hornvieh wegtreiben; aber als die Bassuto's sich anschickten, mit der Beute heimzukehren, stürzte der Feind sich von allen Seiten auf sie. Es war eine furchtbare Verwirrung; Moschesch selbst mußte sein Pferd verlassen und zu Fuß an der Spitze seiner Mannschaft kämpfen. Rallisoane, sein Bruder, ward im Kampf erschlagen. Die Pferde selbst wurden eher hinderlich im Gefecht; man mußte sich vieler derselben entledigen, damit sie dem Feinde nicht in die Hände fielen. Der größte Theil des geraubten Viehs wurde ihnen wieder abgenommen; nur acht bis neunhundert Stück waren die Frucht dieses unglücklichen Zuges. Die Folge lehrte uns, daß die göttliche Weisheit selbst diesen Vorfall zum Besten wenden wollte. Moschesch gestand ohne Rückhalt den Fehler ein, den er gemacht habe, und ließ es von da an ernstlicher als je

sich angelegen sein, unter seinem Volke jene Grundsätze des Friedens und der Vergessenheit des Vergangenen auszubreiten und zu unterstützen, denen wir Missionare Eingang zu verschaffen bemüht waren. Von diesem Zeitpunkt an herrschte lange Jahre hindurch die vollkommenste Ruhe im Innern des Bassuto-Landes, bis der Friede vor wenigen Jahren durch einen Einfall der holländischen Kolonisten (Boers) für einige Zeit unterbrochen ward."

---

3. Die Stellung zum Christenthum.

Es ist aber Zeit, den bedeutenden Mann, dessen Bild wir hier zu zeichnen versuchen, auch in seinem Verhältniß zu der Predigt des Evangeliums näher kennen zu lernen. Daß ihm große Hindernisse im Wege standen, kann billiger Weise nicht geläugnet werden. Moschesch erkannte zwar mit seinem hellen klaren Verstande schnell und ohne Schwierigkeit ebenso sehr die Schönheit und bewunderungswürdige Reinheit der christlichen Lehre, als den Gewinn, der einem Volke aus der Annahme des Christenthums erwachsen müsse. Deshalb schützte und beförderte er auch von Anfang an die Mission in seinem Lande mit aller Treue und Hingebung. Aber ein Anderes ist es, den Vortheil, den das Christenthum dem einzelnen Individuum wie einem gesammten Volke bringt, erkennen und ihn sich zu sichern bestrebt sein, und ein Anderes, die Bedingungen mit entschlossenem Muthe erfüllen, unter denen dieß allein in vollem Umfang möglich ist. Das Christenthum ist im höchsten Grade exklusiv und in gewissem Sinne intolerant wie keine andere Religion. Es kann und wird Dinge, die wider Gottes heilige Ordnung sind, nun und nimmermehr dulden, und den Kampf dagegen kann es nicht aufgeben, bis es den völligen Sieg über sie gewonnen hat. Vielweiberei und Aufrechthaltung abergläubischer Sitten und Gewohnheiten kann neben dem Bekenntniß zu Christo nun und nimmer bestehen. Die Stellung aber, die ein Häuptling und Fürst in dieser Beziehung einnimmt, ist ebenso schwierig als entscheidend. Das Wort Jesu: „Wie schwerlich wird ein Reicher ins Himmelreich eingehen!" gilt ja hier in besonderem Maaße. An dieser Klippe ist Moschesch bis auf diese Stunde nicht vorübergekommen.

Bei dem Allem besitzt dieser denkwürdige Mann neben dem überlegenen Verstand und der Kraft des männlichen Charakters zu-

gleich ein so zartes kindliches Gemüth, ja einen gewissen natürlichen Adel der Gesinnung, daß man glauben sollte, dieselbe müsse schon längst für ihn die Brücke zur entschiedenen Annahme des Christenthums gebildet haben. Es ist dieß aber nicht der Fall. Man sieht daran aufs Neue, daß auch das „gute Herz" oder die natürlich edle Gesinnung noch keineswegs die Stelle der gründlichen Buße vertritt, ja daß oft gerade darin ein weiteres Hinderniß für uns liegt, um wahrhaft zur Gotteskindschaft durchzudringen. Wir werden sehen, daß entschiedene Gegner des Christenthums, jene „Zöllner und Huren" im Evangelium, eher ins Reich Gottes kommen, als die verstandreichen, natürlich edeln und gerechten Geister.

Casalis hatte vier Jahre lang auf der Station Morija, acht Stunden von Thaba-Bossiu, verweilt. Nun aber entschloß er sich, zu Moschesch selbst überzusiedeln. „Das große und lebhafte Interesse," sagt er, „das dieser Fürst jedesmal beim Anhören des Wortes Gottes an den Tag legte, und der ausgedehnte Einfluß, den er über das ganze Land ausübte, ließen es uns als Pflicht erscheinen, daß Einer von uns seinen Wohnsitz in seiner unmittelbaren Nähe aufschlage. Im Jahr 1837 brach ich nach Thaba-Bossiu auf."

Casalis war damals bereits verheirathet, und nicht lange zuvor war ihm ein erstgeborenes Kindlein geschenkt worden. Und hier bietet sich uns Gelegenheit dar, an dem ernsten, charakterfesten und kriegerischen Häuptling einen jener zarteren und sanfteren Züge wahrzunehmen, die uns überraschen. Zwar daß er an dem lieblichen rosenwangigen Kindlein des Missionars ein besonders lebhaftes Interesse nahm, es liebkoste und an ihm sich nicht satt sehen konnte, ist weniger zu verwundern; es mochte ja der Reiz der Neuheit sein, der auch den alten rauhen Kriegsmann zum Kinde des Weißen hinzog. Allein Casalis sagt uns: „Der Häuptling hatte eine große Liebe zu Kindern. Manchesmal sahen wir ihn mitten unter den ernstesten Regierungsgeschäften, und während seine Kriegshäuptlinge oder die Abgeordneten entfernter Völkerschaften ihre Anreden an ihn hielten, das jüngste seiner Kinder liebkosend auf den Schooß nehmen, mit ihm spielen oder ihm mit mütterlicher Zärtlichkeit zu essen geben." — An einer andern Stelle erzählt uns Casalis einen Zug, der uns ebenso tief in das Gemüthsleben dieses Bassuto-Fürsten blicken läßt. „Oft erzählte er uns," schreibt er, „wie glücklich ihn in seiner Jugend die Pflege einer jungen gefleckten Ziege gemacht habe, die

ihm sein Vater einst geschenkt. 'Ich baute ihm,' sagte er bei solcher Gelegenheit, 'ein kleines Häuschen und suchte ihm das zarteste Gras. Aber es war auch so schön, so lieblich! Ich glaube, man findet seines Gleichen in der ganzen Welt nicht mehr!'" — Es ist ein hoffnungsreicher Zug, wenn ergraute Krieger mit solcher Liebe, mit so kindlichem Gefühl von den Spielen und Genüssen ihrer Kindheit zu reden wissen.

„Der Häuptling der Bassuto's," sagt Casalis ein ander Mal, „ist Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen.... Während der 23 Jahre aber, die ich in seinem Lande zugebracht habe, ist es nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß Moschesch irgend Jemand aus persönlichen Rücksichten hinrichten ließ, und andererseits fiel auch nie irgend etwas vor, das einem Attentat auf sein Leben ähnlich sah. Als er eines Tages mit mir an den Felsen entlang wandelte, die seine Bergfestung umgürten, machte er mich auf einen fürchterlichen Abgrund aufmerksam, an dem wir vorbeigiengen, und sagte: 'Früher ließ ich hier zwei Rebellen hinabstürzen, aber ich habe es seitdem oftmals bereut. Mehr als einmal, wenn Unglück über mich kam, hab' ich die Ursache desselben in jenem Akt der Strenge gesucht.'"

Die Familie des Missionars Casalis wurde um jene Zeit in große Trauer versetzt durch den Verlust eben jenes lieblichen Kindleins, das Moschesch's Interesse so lebhaft erregt hatte. „Es war die Zeit," sagt des Kindes Vater selbst, „wo die Masern furchtbare Verheerungen in jenen Gegenden Südafrika's anrichteten. Da wollte uns Gott Gelegenheit geben, Seinen Namen in Mitten dieses Volkes zu verherrlichen. Die Bassuto's sollten mit Augen sehen, daß christliche Eltern zwar über ein geliebtes Kind weinen, daß sie aber dennoch aufgerichtet und getröstet sind durch die unerschütterliche Gewißheit, daß sie ihren Liebling wieder finden in der Welt ewiger Wonne und Herrlichkeit. Moschesch wünschte die kleine Leiche noch zu sehen, ehe der Sarg geschlossen würde. Er war tief bewegt beim Anblick des einfachen, aber lieblichen Schmuckes, mit dem die Mutter noch die sterblichen Ueberreste ihres Lieblings umgeben hatte 'Ah,' rief er, 'die Christen allein sind glückliche Leute! Sie weinen, aber ihre Thränen sind den unsrigen nicht gleich. Man sieht wohl, daß ihr den festen Glauben habt, Emma werde wieder von den Todten auferstehen, und der Tod sei nichts als eine Brücke, die zu Gott führt!'"

Es geht aus diesen kleinen Zügen hervor, daß der verständige und nachdenksame Häuptling ein helles Auge für die Größe und Herrlichkeit des Evangeliums hatte. Auch hören wir von dem Missionar, daß Moschesch regelmäßig an den Sonntagen Vormittags 10 Uhr mit seinen Leuten von der Bergfeste herabstieg (die Missionsstation liegt unten am Berg), um an dem Gottesdienste Theil zu nehmen. „Derselbe begann in der Regel unmittelbar nach des Häuptlings Ankunft. Da es aber für ihn und das übrige ihn begleitende Volk (es waren deren meist etwa 400 Personen) zu ermüdend gewesen wäre, nach dem Vormittagsgottesdienst auf den Berg zurückzukehren und dann zu der Nachmittagsversammlung nochmals herunter zu kommen, so blieben sie den ganzen Sonntag unten bei uns. Die Zeit zwischen den beiden Gottesdiensten war nicht verloren. Männer und Frauen, Greise und Kinder machten sich eifrigst ans Lesenlernen mittelst eines kleinen Buchstabirbüchleins und eines Katechismus, die wir in der Kapstadt hatten drucken lassen. An diese Aufgabe machten sich die guten Leute anfangs mit dem äußersten Widerstreben; denn es sei lächerlich zu glauben, sagten sie, daß ein Schwarzer je so geschickt werden würde, daß er 'das Papier könne reden machen.' Doch gelang es uns ihre Vorurtheile zu überwinden; man beschloß, wenigstens den Versuch zu machen. Kleine Fortschritte in dieser geheimniß, vollen Kunst stellten sich gegen alles Erwarten der Leute bald heraus- und mit jedem neuen Sonntag stieg die Aussicht auf ein endliches Gelingen. Endlich war das schwere Problem gelöst: zehn oder zwölf unsrer Schüler fanden eines schönen Tages, daß sie auch ohne unsre Hülfe einige Sätze lesen und verstehen konnten, die wir mit ihnen zuvor noch nicht durchgegangen hatten. Die Kunde davon verbreitete sich rasch und machte ungeheures Aufsehen. Die Wahrsager des Landes erklärten, wir müßten offenbar mittelst eines allvermögenden Zaubertranks das Herz ihrer Volksgenossen umgewandelt haben. Aber man achtete nicht auf das, was sie sagten.

„Damals war Moscheschʼs Vater Mokatschane noch am Leben. Er war ein alter Spötter und Zweifler, der nichts mit uns wollte zu thun haben. Nach seiner Meinung war der Zucker das einzige gute Ding, das wir ins Land gebracht hätten. Wenn wir ihn aufsuchten, um wo möglich einige Worte ihm ans Herz zu reden, so wandte er uns den Rücken, warf uns höhnisch unsere Jugend vor und sagte, wir sollen unsere Väter kommen lassen, wenn wir ihn

unterrichten wollten. Wenn es uns aber je einmal gelang, ein wenig zum Worte zu kommen, so hörte er eine Zeitlang mit höhnischer Miene zu, suchte uns aber, wenn wir gerade im größten Ernst und Eifer sprachen, dadurch aus dem Concept zu bringen, daß er uns einen Nasenstüber gab oder in die Ohren kniff. Nun kam die erstaunliche Kunde von dem, was in unsrer Schule vorgieng, auch vor die Ohren Mokatschane's. Er lachte ungläubig darüber, wie alle Andern. Allein diese Beharrlichkeit des Unglaubens ärgerte endlich seinen Sohn Moschesch. Eines Tages nun, als wir mit Letzterem bei Mokatschane uns befanden, nahm er diese Gelegenheit wahr und brachte das Gespräch auf die Kunst des Lesens. 'Lüge! Lüge!' rief der starrköpfige Alte. 'Nie, nie werde ich glauben, daß das Wort sichtbar werden kann.' — 'Ah,' erwiederte Moschesch, 'du glaubst es noch nicht? Wohlan, wir wollen eine Probe machen.' Dann hieß er einen unserer besten Schüler für einen Augenblick sich entfernen. 'Und nun,' fuhr er zu seinem Vater gewandt fort, 'nun denke dir irgend etwas und sag' es dem Weißen; dieser wird alsdann Zeichen in den Sand machen, — und dann sollst du sehen!' — Die Zeichen im Sand waren gemacht, und der junge Gelehrte ward wieder hereingerufen, dieselben zu lesen. Dieser sprach ohne Schwierigkeit die Dinge aus, die der Alte kurz zuvor dem Missionar insgeheim ins Ohr gesagt hatte. Mokatschane, wie versteinert, legte die Hand auf den Mund und ließ seine Blicke lange auf den Anwesenden umherlaufen, als wollte er sich versichern, ob er nicht in eine ganz fremde Zauberwelt versetzt sei. Endlich bricht er los, erschöpft sich, treu seiner Gewohnheit, in allem, was seine Muttersprache an Ausrufungen besitzt, und ergießt sich in einer Flut von Schmähungen und Vorwürfen gegen sein Volk und gegen seine Familie, daß man ihm nichts von den Wundern gesagt habe, die in seinem Lande vorgiengen. 'Was?' rief er seinem Sohne Moschesch zu, 'bist du nicht mein Auge und mein Ohr? Und du verheimlichst vor mir dergleichen Dinge?' Moschesch protestirt und erinnert den Alten an das, was er ihm hundertmal gesagt und wiedergesagt habe; aber dieser bleibt dabei, man habe es ihm verheimlicht."

Diese Schilderung aus der beredten Feder unsers Casalis ist sehr bezeichnend. Im Grunde verhielt Moschesch selbst sich zum Evangelium, wie sein Vater zu der Lesekunst. Er hörte es hundert- und hundertmal, und doch kam es bei ihm nicht zum Glauben,

nicht zur lebendigen Erfahrung der Wunder, die es an den Menschenherzen ausrichtet. Wiederholt klopfte der Herr an seinem eignen Herzen an, und es schien, als wenn für ihn nur noch ein kleiner, ganz kleiner Schritt zu thun wäre, um ein Christ zu werden; — doch diesen kleinen, aber entscheidenden Schritt hat er nie gethan.

Es geschah um jene Zeit, daß Tseniei, die Schwester des ersten Bekehrten unter den Bassuto's, schwer erkrankte. Ihr Bruder nahm sie zu sich ins Haus und widersetzte sich standhaft der Anwendung aller der abergläubischen heidnischen Gebräuche, deren man gegen die Heilung von Krankheiten dort sich zu bedienen pflegt. „Gott allein," sagte er, „hat meiner Schwester die Thüre des Lebens aufgethan, Gott allein kann ihr auch die Thüre des Todes aufthun; zu Gott allein wende ich mich im Gebet." Weder die Vorwürfe der großen Menge, noch die Schmeicheleien und Liebkosungen der Verwandten machten ihn in seinem Entschlusse wankend. Tag und Nacht saß er neben der Kranken, bat sie mit zärtlicher Liebe, ihre Zuflucht zum Heiland zu nehmen, und der Name Jesus war der letzte Laut, der aus dem Munde des treuen Bruders das Ohr der sterbenden Tseniei berührte.

„Nach ihrm Tode," fährt Casalis fort, „kam der Mann zu mir, mir zu sagen, daß er für seine Schwester ein christliches Begräbniß wünsche, oder vielmehr, wie er sich ausdrückte, 'eine Aufbewahrung ihres Leibes auf den Tag der Auferstehung.' Es war dieß kein geringes Unternehmen; denn es handelte sich dabei um einen direkten Angriff auf den althergebrachten Götzendienst des Landes. Das Grab und die Wiege, in deren Gegenwart es so schwer ist ein Atheist zu sein, sind die Altäre, bei denen der Bassuto seine Opfer bringt, und die gefürchteten Ahnen sind es, die er um eine sanfte Ruhe für die kalten Ueberreste eines geliebten Anverwandten, oder um heitere glückliche Tage für ein Kind anfleht, das zum erstenmal seine Augen dem Lichte dieser Welt öffnet. Von dem Augenblick an, da eine Person stirbt, glaubt man, daß sie ihren Aufenthalt nehme bei den Göttern der Familie. Man legt ihre irdischen Ueberreste in der eingefriedigten Viehhürde zur letzten Ruhe, — in jenem Orte, der bei diesen Hirtenvölkern als eine heilige Stätte angesehen ist. Ein Opferthier wird auf dem Grabe geschlachtet; es ist dieß die erste Opfergabe, die der neuen Gottheit dargebracht wird, und ist zugleich ein Akt der Sühne zu Gunsten des Verstorbenen, um ihm eine

freundliche Aufnahme zu sichern in den untern Regionen, die der Wohnplatz der Götter sind.

„Ich ermunterte den Bruder der Verstorbenen, sein Vorhaben dem Häuptling Moschesch vorzutragen. Er wurde von diesem wohlwollend aufgenommen, und erhielt von ihm folgende Antwort: 'Ich habe die Veränderung wahrgenommen, die an dir vorgegangen ist, und sagte zu mir selbst: das Wort, das einen Menschen also neu zu machen vermag, ist das Wort der Wahrheit. Weit entfernt, daran Anstoß zu nehmen, wenn du Gutes thust, kann ich dich vielmehr meiner vollen Billigung versichern. Komm, ich will dir selbst den Ort bezeichnen, wo wir die Stadt der Todten anlegen wollen. Deine Schwester soll dort die erste Bewohnerin sein; aber wir Alle werden ihr folgen.' Am nächsten Morgen begleiteten etwa 500 Personen die Leiche zu dem neuen Gottesacker. Der Leichenzug, eröffnet von vier Trägern, bewegte sich in der tiefsten Stille und Sammlung vorwärts. Ich hielt die Todtenfeier nach evangelischem Kirchenbrauch; dann zog sich die Menge zurück, sichtbar bewegt und gerührt von der Herrlichkeit der Hoffnungen, die der Glaube an das Evangelium den Christen gewährt."

Der Muth, mit dem hier Moschesch, den herrschenden Gebräuchen zum Trotz, für christliche Sitte sich entschied, sollte bald auf eine viel härtere Probe gestellt werden. Casalis erzählt uns folgenden Vorfall. „Mantsane, eine der vornehmsten Frauen des Häuptlings und von ihm zärtlich geliebt, erkrankte an den Masern und stürzte sich in einem Fieberanfall über einen der steilsten Felsenabhänge des Berges in die Tiefe. Moschesch gab mir sogleich Nachricht von diesem traurigen Vorfall und bat mich zugleich, ihn nicht allein zu lassen; denn dieser Tag der Thränen werde wohl zugleich auch ein Tag des Kampfes sein. Und in der That, die bedeutungsvolle Frage wegen der Verehrung der verstorbenen Angehörigen sollte nun zum Austrag kommen. Mantsane nämlich gehörte einer sehr einflußreichen, aber unglücklicher Weise gegen die Christen sehr feindseligen Familie an. Die Begräbnißfeierlichkeiten bei reichen Personen aber locken stets eine große Menge Menschen herbei. Man opfert zu wiederholten Malen und das Fleisch der Opferthiere fällt jener Masse von charakterlosen Schmarotzern zu, welche den Hofstaat der kleinen Souveraine Afrika's bilden. Es ließ sich erwarten, daß dieser habgierige Schwarm bei der gegenwärtigen Gelegenheit sich auf die Seite von Mantsane's

christenfeindlicher Verwandtschaft schlagen werde, um die alten Gebräuche aufrecht zu erhalten.

„Gegen Mittag begab ich mich zu Moschesch und fand ihn in den tiefsten Schmerz versunken. Es war aber Zeit, daß ich ihm zu Hülfe kam. Gegen tausend Stück Vieh waren bereits auf dem großen freien Platze der Stadt zusammengebracht, und man schickte sich an, in dem Hürdenraum eine Grube für die Leiche zu graben. 'Würdest du dich dazu verstehen,' fragte mich der Häuptling in Gegenwart der versammelten Menge, 'den Leichengottesdienst bei diesem Grabe zu halten?' — 'Nein,' erwiederte ich ohne Zaudern und Rückhalt; 'wir haben einen Gottesacker, den du selbst dafür bestimmt hast, und ich werde nirgends sonst reden, als dort. Diese Menge von Vieh, das hier bereit ist, belehrt mich zur Genüge, daß du versucht bist, meinen Gott und deine Barimo's (Götter) zugleich anzurufen; ich würde meinem himmlischen Meister untreu sein, wenn ich deinem Wunsche willfahren wollte.' — 'Hab ich's euch nicht gesagt?' rief Moschesch, indem er sich zu der umstehenden Menge wandte; 'das geht nicht!' — Ein Murren lief durch die Versammlung. Der Bruder der Verstorbenen protestirte heftig gegen jede Abweichung von den nationalen Gebräuchen. 'Worauf gründen sich diese Gebräuche?' nahm der Häuptling wieder das Wort; 'ich möchte gerne das Buch sehen, wo sie vorgeschrieben sind! Die weißen Lehrer geben uns für Alles, was sie thun, die Gründe an. Der Mensch stirbt, weil er von Adam her den Keim des Todes in sich trägt. Die Todten muß man alle an einem und demselben Orte bestatten, weil es schön und wohlthuend ist, zu denken, daß sie mit und neben einander den langen Schlaf des Todes schlafen. Der Mensch ist nur so lange allein, als er im Schooß seiner Mutter ruht; von dem Tage an, da er das Licht der Welt erblickt, hängt er sich an die Brust derjenigen, die ihn geboren hat, und hinfort lebt er in Gesellschaft mit Seinesgleichen. Ihr saget, man müsse den Verstorbenen Opfer bringen; aber sie sind ja nur Menschen gleich uns. Und wenn ihr selber gestorben sein werdet, so wird man euch zu Göttern machen wollen; begehret ihr etwa, daß wir euch schon heute anbeten? Wie aber? Sollen wir Menschen anbeten? Und wenn ihr jetzt nur Menschen, nichts als Menschen seid, werdet ihr denn mächtiger und gewaltiger sein, wenn der Tod die Hälfte eurer Person geerntet hat?' — Hier unterbrach ihn Ratsiu, der Hauptgegner, mit den zornigen bittern Worten:

'Wir schweigen nur, weil wir entschlossen sind, nicht nachzugeben.' — Ein Anderer fügte bei: 'Was die weißen Lehrer sagen, wäre vortrefflich, wenn wir es glauben könnten; aber ich für meinen Theil glaube nicht daran.' — 'Und doch ist's die Wahrheit!' erwiederte ruhig der Häuptling. — 'Ja, es ist die Wahrheit! die Wahrheit!' rief eine Stimme mitten aus der versammelten Menge. 'Muth, Herr, Muth! Thue, was recht und gut ist, du wirst's nicht bereuen!' — Dann nahm ich das Wort, wandte mich an die einflußreichsten Personen und sagte: 'Ihr Großen von Thaba-Bossiu, Ihr Alten, die wir Alle hochachten, ich bin kein Freund von harten Worten. Moschesch hat euch die Gründe genannt, warum die Verehrung der Vorfahren aufhören soll. Widerleget die Wahrheiten, die ich euch verkündige, da bin ich; redet, ich will hören.' — 'Und auch ich will hören,' sagte der Häuptling, 'redet!' — Langes allgemeines Schweigen. — 'Wir werden reden,' sagte endlich Einer, 'wenn der weiße Lehrer sich entfernt hat.' — 'O,' rief Moschesch, etwas aufgeregt durch einen so hartnäckigen Widerstand, 'ihr wollt siegen, wenn der Gegner nicht mehr da ist? Redet jetzt! Warum schlaget ihr die Augen zur Erde nieder? Ich sprach zu meinem Herzen: Um mich her sind Männer, welche Worte der Weisheit haben; aber heute sehe ich, daß sie nur leere Worte haben. Man fülle unverzüglich diese Grube wieder auf und führe das Vieh auf die Waideplätze!' Dann wandte er sich zu mir und sprach: 'Du hast gesiegt. Die Frau, um die ich weine, wird auf dem Gottesacker neben Tseniei ruhen; und auch mich wird man einmal neben Beide zur Ruhe legen!'" —

So kräftig hatte bei dem charakterstarken, intelligenten Häuptling der Bassuto's das gehörte Wort der Wahrheit gewirkt. Ja, er erkannte mit erstaunlicher Klarheit der Unterscheidung nicht blos die Thorheit des alten heidnischen Aberglaubens, sondern auch die Herrlichkeit und göttliche Schönheit des Evangeliums. „Die lichten glorreichen Geheimnisse des Wortes Gottes," sagt Casalis an einer Stelle seines Buches, „übten auf den überlegenen Verstand Moscheschs einen wunderbaren Reiz aus. Er bewunderte ganz besonders die Erhabenheit der Schöpfungsgeschichte, die zehn Gebote, und vor Allem das 13. Kapitel des ersten Korintherbriefs, das er 'das Lied von der Liebe' zu nennen pflegte. Oft habe ich ihn mit Begeisterung den Eingang jenes erhabenen Kapitels hersagen hören: 'Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht,

so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.' Die Geschichte Josephs versetzte ihn in eine wahre Ekstase des Entzückens und der Bewunderung. Eines Tages erzählte er dieselbe in meiner Gegenwart einem andern verbündeten Häuptling, der ihn besuchte. Im Feuer der Erzählung vergaß er Alles, was um ihn her vorgieng, und begleitete dieselbe mit einem Geberdenspiel, bei welchem man das Erzählte mit Augen zu sehen glaubte. Der erstaunte Fremdling verwandte kein Auge von dem Erzähler; in seinem Gesichte drückten sich, wie in einem Spiegel, alle die Empfindungen wieder ab, die an dem Erzähler selbst sich offenbarten. Was hätte ich in jenen Augenblicken gegeben, wenn ich hätte malen können!"

So schildert Casalis den Mann, den die rettende Barmherzigkeit Gottes aus so großen und schweren nationalen Trübsalen erlöst, den sie mit so reichen Gaben ausgestattet, dem die suchende Sünderliebe des Herrn auf so wunderbaren Wegen die Sendboten des Heils zugeführt, an dessen Herzen der Zug des Vaters zum Sohne und die Arbeit des Geistes so mächtig gewirkt hat. Und doch — und doch ist dieser Mann bei alle dem bis auf den heutigen Tag Heide geblieben! Hunderte seines Volkes haben sich taufen lassen und den Namen Christi durch Wort und Wandel bekannt: Moschesch hat es gebilligt und diese Christen beschützt! Unzählige äußere und innere Wohlthaten sind seinem Land und Volk durch die christliche Mission zugeflossen: Moschesch hat dieß erkannt und ist stets dankbar dafür gewesen. Eine Reihe seiner eigenen nächsten Verwandten sind aus Feinden des Evangeliums freudige Bekenner des Namens Jesu geworden, haben kraft dieses Namens gelebt und sind selig gestorben: Moschesch sah es, freute sich deß und — blieb doch ein Heide!

Jesus aber sprach zu seinen Jüngern: Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen. Und weiter sage ich euch: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. Da das seine Jünger höreten, entsetzten sie sich sehr und sprachen: Ja, wer kann denn selig werden? Jesus aber sah sie an and sprach zu ihnen: Bei Menschen ists unmöglich; aber bei Gott sind alle Dinge möglich. Matth. 19, 23—26.

Wir können nicht umhin, zur Bestätigung dieses gewaltigen und majestätischen Wortes hier noch ein Bild unsern Lesern vor Augen zu führen, das den ergreifendsten Kontrast bildet zu dem des Moschesch,

— ein Bild, das, obwohl sonst schon viel bekannt, dennoch in diesem Zusammenhang mit Recht hier seine Stelle findet.

---

4. Die Bekehrung des alten Libe.

Casalis erzählt: „Ein Oheim von Moschesch, Namens Libe, hatte von Anfang an das Eindringen der Missionare im Bassuto-Land mit dem höchsten Mißfallen betrachtet. 'Warum jagt man diese Fremdlinge nicht wieder aus dem Lande?' sagte er eines Tages zu seinem Freunde Khoabane, einem einflußreichen und mit großer Klugheit begabten Manne. — 'Warum fortjagen?' erwiederte dieser, 'sie thun uns ja nichts Böses. Hören wir, was sie uns zu sagen haben; niemand zwingt uns ja, daran zu glauben.' — 'Eben das ist's,' entgegnete Libe, 'was Moschesch und du stets wiederholen; ihr werdet euren Irrthum einsehen, wann es zu spät ist.' Libe war achtzig Jahre alt, als er so sprach. Dieser greise Götzendiener besaß Scharfblick genug, um etwas von der Kraft der Lehren zu ahnen, die wir verkündigten; oder war es vielleicht schon damals das Gewissen, das wider den tief empfundenen Stachel des göttlichen Wortes zu löcken versuchte?

„Wie dem auch sei, einige Zeit nachher benützte Libe den Frieden, der im Lande herrschte, und verließ die dürre unfruchtbare Berghöhe von Thaba-Bossiu, um in die lachenden Thalgründe von Korokoro überzusiedeln. Er gründete sein Dorf auf einer Anhöhe, von wo aus das Auge die majestätische Kette des Maluti-Gebirgszugs überschauen und weithin an den reichen Ebenen sich weiden konnte, die zwischen seinem Dorfe und der Station Morija, wo ich damals noch mich befand, sich ausdehnen. Doch war es nicht die Schönheit dieser Stelle, welche Libe's Wahl bestimmte. Der alte Häuptling dachte nur daran, sich fette Weiden für seine Heerden zu verschaffen und zugleich möglichst weit von unsern widerwärtigen Predigten zu sein. Er mußte aber bald mit Verdruß inne werden, daß wir den Weg zu seinem Wohnort aufzufinden wußten. Wie hätten wir ihn sich selbst überlassen können, — ihn, der dem Grabe so nahe war? Bereits fiengen seine nächsten Anverwandten an, sich von ihm ferne zu halten; denn die häßlichen Runzeln, die seinen ganzen Körper durchfurchten, die hagere abgezehrte Gestalt, die erloschenen und tief-

liegenden Augen und andere noch ekelhaftere Anzeichen einer nahen Auflösung, — Alles schreckte die Leute von ihm zurück. Gewöhnlich fand man ihn mit schmutzigen Lumpen bedeckt und vor der Thüre seiner Hütte kauernd. Er suchte in seiner Einsamkeit sich die Langeweile mit Stroh- oder Korbflechten zu vertreiben.

„Wer hätte nicht meinen sollen, dieser Libe, der von aller Welt Verlassene, werde mit Freuden die trostreichen Verheißungen derjenigen Religion aufnehmen, die allein die Schrecken des Todes verscheuchen kann? Aber nein; kaum hörte er unsre Stimme, so verzog schon ein herber Zug des Hasses und der Verachtung seine Lippen. 'Weg mit euch,' rief er uns entgegen, 'ich kenne euch nicht; mit euch und eurem Gott will ich nichts zu schaffen haben. So lang ihr mich euren Gott nicht könnet sehen lassen, so lange werde ich nimmermehr an ihn glauben.' — 'Dein Gott,' sagte er eines Tages zu meinem Mitarbeiter in der Mission, 'ist er wohl im Stande, einen Greisen in einen Jüngling umzuwandeln?' In diesem Augenblick warf die aufgehende Sonne ihre leuchtenden Strahlen über die Bergkuppen der Maluti's herüber. 'Warum doch nicht?' erwiederte der Knecht Christi; 'sieh dort die greise Sonne, die schon bald sechstausend Jahre zählt, sie zeigt sich heute wieder ebenso jung und schön, wie an dem Tage, da sie zum erstenmal die Erde begrüßte. Mein Gott hat die Macht, zu thun, was du verlangst; aber er wird es nicht an dir thun, denn du hast gesündigt und jeder Sünder muß sterben.' Bei diesem Wort kehrte Libe wüthend unserm Freunde den Rücken und rief: 'Junger Mensch, du bist mir mit deinen Worten zur Last; wenn du willst, daß ich dich höre, so hole deinen Vater von jenseits der Meere; vielleicht wäre er im Stande, mich Weisheit zu lehren.'

„Die Heftigkeit seines Hasses offenbarte sich vornehmlich bei Gelegenheit der Beerdigung einer seiner Töchter, an deren Grabe ich auf den Wunsch des Mannes der Verstorbenen und mehrerer Mitglieder der Familie öffentlich reden sollte. Der Leichenzug gieng vor mir her und ich schritt langsam dem Grabe zu, unter stillem Flehen zum Herrn, daß er mir helfen möge, seinen Namen bei dieser Gelegenheit zu verherrlichen. Da sah ich plötzlich Libe auf mich zustürzen mit einer Schnelligkeit, die ihm nur die Wuth ermöglichen konnte. Seine drohenden Geberden ließen deutlich erkennen, was er im Schilde führe. Ich zitterte beim Gedanken daran, daß ich genöthigt sein könnte, mich gegen ihn zur Wehre zu setzen. Glücklicher

Weise eilten mir seine Söhne in dem Augenblick, da sie ihn wahrnahmen, zu Hülfe. Sie baten ihn ehrerbietig, sich zurückzuziehen; aber er war taub gegen ihre Bitten, und ein Kampf war unvermeidlich. Der unglückliche Greis, der sich in vergeblichen Anstrengungen erschöpfte, nöthigte seine eigenen Söhne zu der peinlichen Masregel, ihn auf den Boden zu strecken und ihn mit Gewalt in dieser Lage zu erhalten, so lange der Leichengottesdienst dauerte. Als ich am Schluß desselben an ihm vorübergieng, nahm er alle seine Kräfte zusammen, um sich loszumachen, und da es ihm nicht gelang, stieß er den Kopf wüthend und immer wieder gegen den Boden. Endlich erschöpft von der Anstrengung, lag er starr und unbeweglich da, warf mir einen Blick zu, dessen ich einen Menschen nie für fähig gehalten hätte, und übergoß mich mit einer Flut von Verwünschungen.

„Seit diesem traurigen Vorfall wagten wir Libe nicht weiter zu besuchen, aus Furcht, seine Wuth nur zu steigern und seine Verdammniß zu mehren. Doch erkundigten wir uns von Zeit zu Zeit, ob er noch lebe, und ließen ihm je und je durch seine Nachbarn etliche freundliche Worte sagen. Was war aber unser Erstaunen, als eines Tages ein Bote von ihm kam, der mich zu ihm holen sollte. Der Bote selbst strahlte vor Freuden. 'Libe betet,' sagte er mit tiefer Bewegung, 'und er wünscht, daß du kommest und mit ihm betest.' Als er auf meinen Lippen ein Lächeln des Unglaubens wahrnahm, ergriff der fromme Tsiu (so hieß der Bote) wieder das Wort und theilte mir Folgendes mit: — Gestern Morgen ließ mich Libe zu sich in seine Hütte kommen und sagte zu mir: 'Mein Sohn, kannst du beten? Wirf dich neben mir nieder auf deine Kniee und bitte Gott, daß er sich des größten unter allen Sündern erbarme. Ich bin voll Furcht, mein Sohn! Der Gott, den ich so lange verachtet habe, läßt mich seine Macht in meiner Seele empfinden. Jetzt weiß ich, daß er ist und lebt; ich habe keinen Zweifel mehr. Und wer wird mich aus dem Feuer erretten, das nicht verlöscht? Schon sehe ich's, schon sehe ich's! Glaubst du, daß Gott mir vergeben werde? Ich habe mich geweigert, das Wort Gottes zu hören, so lange ich noch zu gehen im Stande war. Jetzt da ich blind und fast taub bin, wie kann ich noch dem Herrn dienen?' — Hier, fügte Tsiu hinzu, hielt Libe einen Augenblick inne; dann fuhr er fort: 'Hast du dein Buch bei dir?' Ich bejahte es. — 'Ah gut!' rief er, 'öffne es und lege meinen Finger auf den Namen Gottes.' Ich that nach seinem Wunsche.

'Hier also,' rief er, 'hier steht der Name, der schöne Name Gottes! Nun lege meinen Finger auf den Namen Jesus, auf den Namen des Heilandes!'

„So lautete der herzergreifende Bericht des Boten, den Libe mir gesandt hatte. Bald hernach hatte ich die Freude, mich selbst von der Wirklichkeit dieser erstaunlichen Umwandlung zu überzeugen. Noch ein ganzes Jahr lang theilte mein lieber Mitarbeiter in Morija mit mir die süße Aufgabe, diesen Greis geistlich zu nähren und zu pflegen, — ihn, den die Gnade Gottes nun so gelehrig und lenksam wie ein kleines Kind gemacht hatte. Um nichts von unsern Worten zu verlieren, nahm er gewöhnlich unsere Hände in die seinigen, brachte sein Ohr so nahe als möglich an unsere Lippen und wiederholte Wort für Wort Alles, was wir sagten, zugleich uns bittend, ihn zu korrigiren, wenn er uns nicht richtig verstanden hätte. Er ward in seinem eigenen Dorfe getauft. Diese Feier zog eine große Menge von Menschen herbei, die gerne den Mann sehen wollten, der uns einst verfolgt hatte, nnd der denselben Glauben, welchen er aus dem Lande der Bassuto's einst ausrotten wollte, nunmehr öffentlich zu bekennen im Begriff war. Vier ältere Mitglieder der Morija-Christengemeinde trugen den greisen Täufling herbei, da er zu schwach war, um selbst zu gehen, und legten ihn in Mitten der Versammlung unter freiem Himmel auf eine Art Bette nieder. Allerdings waren wir nicht ohne Besorgniß, die vielen gemüthlichen Aufregungen, die mit diesem Akte verbunden waren, möchten für Libe nachtheilige Folgen haben, allein wir warfen unser Vertrauen auf den Herrn und hielten es für unsere Pflicht, den lieben Alten selbst von seinem Glauben Zeugniß ablegen zu lassen. 'Ich glaube,' sprach er dann ohne Zaudern, 'an Jehova, den wahren Gott, der mich erschaffen hat und bis in das hohe Alter kommen ließ, in dem ich nun stehe. Er hat sich meiner erbarmt, der ich ihn haßte, und hat seinen Sohn Jesus dahingegeben in den Tod, um mich selig zu machen. O mein Herr, o mein Vater, erbarme dich mein! Ich habe keine Kraft mehr, meine Tage sind zu Ende. Nimm mich zu dir. Laß den Tod nichts an mir haben, als meine armen Gebeine! Bewahre mich vor der Hölle und dem Teufel! O mein Vater, höre Jesum, der für mich bittet. O mein Herr!.. O mein Vater!' Als diese Ausrufungen den guten Alten zu weit abführten, so mußte mein lieber Mitarbeiter, der dabei fungirte, mit bestimmten Fragen ihm etwas zu Hülfe kommen. 'Setzest du noch

einiges Vertrauen auf die Opfer, die du den Seelen deiner Vorfahren darzubringen gewohnt warst?' — 'Wie könnten,' erwiederte er, 'dergleichen Opfer mein Gewissen reinigen? Ich glaube nicht mehr daran; das Blut Jesu ist meine einzige Hoffnung.' — 'Hast du,' wurde weiter gefragt, 'deiner Familie oder den Bassuto's, die um dich versammelt sind, noch irgend etwas zu sagen?' — 'Ja,' rief er, 'ich wünsche, daß sie ohne Säumen Buße thun und an Jesum glauben. Sie sollen Alle zum Hause Gottes kommen und mit Begierde und Aufmerksamkeit anhören, was man dort lehrt. Moscheſch, mein Sohn, wo bist du? (Hier bedeckte Moscheſch seine Augen mit einem Tuch, um seine Bewegung zu verbergen.) Und du Letsié, mein Großsohn, wo bist du? Vernehmet meine letzten Worte. Warum widerstrebet ihr Gott? Ihr wendet eure Frauen vor? Diese Frauen, sie sind eure Schwestern und nicht eure Ehefrauen. Jehovah hat nur Einen Mann und Eine Frau geschaffen und sie mit einander verbunden, daß sie Ein Fleisch sein sollen. O, unterwerfet euch Jesu, Er will euch selig machen. Entsaget euren Kriegen und liebet alle eure Nebenmenschen.' — 'Warum begehrst du die Taufe?' fragte der Missionar weiter. — 'Weil Jesus gesagt hat: Wer da glaubt und getauft wird, der soll selig werden. Könnte ich etwas Besseres wissen, als was mein Herr und Meister gesagt hat?'

„Auf unsern Missionsstationen haben wir die Uebung, unsre Täuflinge die alte Entsagungsformel hersagen zu lassen, ehe sie die Taufe empfangen. Wir hatten sie dem greisen Libe erklärt, und er hatte sie vollkommen verstanden; aber es war ihm unmöglich, sie auswendig zu behalten oder auch nur dem fungirenden Diener der Kirche jetzt einfach nachzusprechen. Dieser Umstand schlug zu unsrer großen Erbauung aus, indem die ganze Lebendigkeit seiner Empfindungen zu Tage trat. 'Ich entsage der Welt und ihrer Pracht . . .,' sagte mein Mitarbeiter vor. 'Nein,' rief Libe, 'ich entsage nicht erst jetzt, ich habe es längst schon gethan!' — 'Ich entsage dem Teufel und all seinen Werken . .,' fuhr der Missionar fort. — 'Dem Teufel?' unterbrach ihn der glückliche Greis, 'was hab' ich mit ihm zu schaffen? Er hat mich lange genug betrogen. Möchte er mich gerne in sein Verderben hineinziehen? Ah, ich lasse ihm gerne die Hölle, er mag sie für sich selbst behalten!' — 'Ich entsage dem Fleisch und seinen Lüsten . .,' sagte der Missionar weiter vor. Es folgten neue Ausrufungen, die von der Lebendigkeit seines Glaubens Zeugniß gaben.

'Gibt es denn nur Genüsse in der Welt und im Fleisch?' rief er. 'Haben wir nicht bei Jesus Feste und Genüsse, die uns vollkommen genügen?'

„Nach einem allgemein ausgesprochenen Wunsche erhielt Libe den Namen Adam, der Vater der Bassuto's. Er starb kurze Zeit nach seiner Taufe. Es war an einem Sonntag in der Frühe. Einer seiner Enkelsöhne war zu ihm gekommen, um ihm einige Verse aus dem Evangelium zu lesen. 'Weißt du, Großvater,' fügte der junge Mensch hinzu, 'daß heute der Tag des Herrn ist?' — 'Ich weiß es,' erwiederte er, 'ich bin mit meinem Gott.' Einige Augenblicke nachher bat er, daß man einen Mantel über ihn decke, weil er sich schläfrig fühle. Er schlief ein, um in der seligen Ewigkeit bei seinem Gott zu erwachen." —

Und du, Moschesch, mein Sohn, wo bist du?

Missions-Zeitung.

Indien im Jahr 1860.

Ein Rückblick auf das, was während des verflossenen vielbewegten Jahres in Indien in politischer, socialer und religiöser Beziehung vorgieng, kann für uns nicht ohne besonderes Interesse sein. Wir versuchen es, in einigen Hauptzügen ein möglichst klares Bild davon zu zeichnen. Das Jahr 1857 war das Jahr der großen Militär-Revolution. Im darauffolgenden Jahr brach das langjährige Regiment der Ostind. Compagnie zusammen, und die Herrschaft über eines der schönsten und größten Reiche der Erde gieng an die brittische Krone über. Im Jahr 1859 verhallten in den Thälern von Nepāl die letzten Echo's der Empörung, und das Bedürfniß nach einer gründlichen Neugestaltung aller Verhältnisse des gesammten Reiches fieng an, sich lebhaft fühlbar zu machen. So brach das Jahr 1860 an. Aeußerlich war Indien ruhiger als je; aber auch der Ruf nach Reformen war stärker als jemals. Die Finanzen, die Einrichtungen des Heeres, die Administration des Landes und das Gerichtswesen, — Alles rief nach Reformen. Ein Anfang darin ward nach allen Seiten im verflossenen Jahr gemacht.

Finanzen. — Am schreiendsten war das Bedürfniß nach Finanz-Reformen. Die Regierung des reichsten Landes der Erde befand sich bis dahin in der unnatürlichen Lage, die ungeheure Staatsschuld, welche allein durch das Revolutionsjahr 1857 um 40 Mill. Pfd. Sterl. vermehrt worden war, durch jährliche neue Anlehen noch weiter zu steigern und

das Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe größer zu machen. Die Folge war, daß der Kredit der Regierung sank und die allgemeine Unzufriedenheit zunahm. Den Anfang mit einer Abhülfe machte schon 1859 der Generalgouverneur, Lord Canning. Er verdoppelte die Zölle und Abgaben auf Opium, erhöhte die Salzsteuer, führte die Stempeltaxe ein und ordnete eine Art von Gewerbesteuer (License-Bill) an. Dadurch hoffte er etwa 2 Mill. Pfd. Sterl. für den Staatsschatz zu gewinnen. Da aber das voraussichtliche Deficit für 1860 auf 6½ Mill. Pfd. Strl. veranschlagt war, so sah er sich zu einem neuen Anlehen von 5 Mill. genöthigt.

So standen die Sachen, als der große englische Finanzmann Wilson Ende 1859 in Kalkutta eintraf, um die indischen Finanzen zu ordnen und das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe wo möglich herzustellen. Er stellte den richtigen Grundsatz auf: „Festigkeit und Gerechtigkeit sind die einzig richtige Politik für Indien; nur kein unsicheres Schwanken — oder wir sind verloren. Die Asiaten wollen gerne regiert sein nnd achten eine eiserne Hand, wenn sie nur gegen Alle gleichmäßig gerecht ist.“ In diesem Sinne gedachte Wilson theils die Ausgaben möglichst zu vermindern, theils die Einnahmen möglichst zu erhöhen. In letzterer Beziehung brachte er am 18. Februar 1860 in dem gesetzgebenden Rath eine Bill ein, wonach künftig nicht sowohl durch Anlehen und indirekte Abgaben, als vielmehr durch eine ehrliche direkte Steuer — durch eine direkte Einkommenssteuer — sollte abgeholfen werden. Wer über 50 Pfd. St. jährliches Einkommen hat, zahlt vier vom hundert; wer nur bis 20 Pfd. jährliches Einkommen hat, zahlt die Hälfte. Der vierte Theil des Ertrags dieser jährlichen Steuer sollte auf öffentliche gemeinnützige Werke (Straßen, Flußkorrektion ꝛc.) verwendet werden. Zu gleicher Zeit legte Wilson den Stand der indischen Finanzen offen und ehrlich zu Tage. Letzteres namentlich erweckte Vertrauen in allen Klassen der europ. und eingeb. Bevölkerung Indiens und man erkannte, daß diese Art von Steuer die gerechteste sei, weil sie Jeden nach Verhältniß seines Vermögens belastet. Schon am 1. Mai sollte dieses neue Besteurungsgesetz in Vollzug kommen. Alles versprach ein glückliches Gelingen. Da kam von einer Seite her, wo Niemand es erwartete, ein ebenso unbegreiflicher, als unverantwortlicher Stoß.

Der Gouverneur von Madras, Sir Charles Trevelyan, protestirte gegen die neue Steuer, ungeachtet er selbst früher eine solche für die einzig richtige Maßregel erklärt hatte, und ließ seinen Protest nicht blos an den Rath in Kalkutta gehen, sondern auch sofort in die indischen Zeitungen einrücken. Ein so offener Zwiespalt unter den Organen der Regierung selbst, und zwar in einer so wichtigen Angelegenheit, war an und für sich ein unberechenbarer Schaden. Gegenüber einer asiatischen Bevölkerung aber und vollends in einer Sache, wo es um Geldopfer sich handelte, war er verhängnißvoll. Dem Protest des Gouverneurs folgte der Schwarm von einheimischen Zeitungen, von reichen Kaufleuten (dieser bis dahin mindest belasteten Klasse)

und anderer Leute, die an Unruhe Freude haben. Der Augenblick war ein höchst bedenklicher. Die Unzufriedenheit verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs Land. Aber schon nach zwei Monaten kam aus London das Dekret der obersten Regierung, welches Trevelyan absetzte und nach England berief. Dieß wirkte. Die Unzufriedenen zogen die Segel ein; die Verständigen schaarten sich um die Regierung, und man sah, daß die Gefahr schnell vorübergieng. Aber ein Vierteljahr war verloren: die Steuer konnte erst am 1. Aug. (statt am 1. Mai) in Vollzug kommen. Bei 1 Mill. Pfd. Sterl. entgieng damit dem Staatsschatz. Aber die verhängnißvollste Folge kam erst hintennach. Der Mann, der zum ersten Mal die Bedürfnisse des Landes klar erkannt und die gerechteste und sicherste Abhülfe mit fester Hand in Angriff genommen, der auch das Vertrauen Aller in unbegrenztem Maaße besaß, — Wilson erlag der Aufregung, der Anstrengung und dem Klima. Er starb am 11. Aug. 1860 an der Cholera.

Wir haben aber noch zweier Finanz-Maßregeln zu gedenken, welche Indien ihm verdankt. Die erste ist die Einführung von wohlgarantirtem Papiergeld in Indien. Wenn man bedenkt, daß die Regierung zum Hin- und Hersenden der Staatsgelder jährlich eine Militär-Eskorte von im Ganzen 30,000 Mann bedarf, so leuchtet der Werth dieser Maßregel ein. Sie soll übrigens nur versuchsweise und unter Bestimmungen eingeführt werden, welche den Vortheil der Sache eher zu beschränken, als zu erhöhen scheinen. Eine zweite bedeutungsvollere Maßregel ist die jährliche Vorausfeststellung des Budgets, und die am Schluß des Rechnungsjahres vorzunehmende Prüfung der Einnahmen und Ausgaben, mit öffentlicher Debatte darüber im gesetzgebenden Rath. Damit träte Indien gewissermaßen in die Reihe der konstitutionellen Staaten ein — eine Sache, die bis dahin für eine Unmöglichkeit erachtet worden wäre. All dieses jedoch steht eben nur in seinen Anfängen da.

Eine erste Probe hat dieser Konstitutionalismus eben jetzt zu bestehen. Der Staatssekretär für Indien, Sir Ch. Wood in London, erließ Ende 1860 den Befehl nach Kalkutta, dem pensionirten Sohne des Tippu Sahib in Meisur (des einstigen unversöhnlichsten Feindes der Britten) eine Revenue von 520,000 Pfd. Sterl. auszuzahlen. Diese sinnlose Verschwendung in einem Augenblick, wo die Finanzen so schlecht stehen, wo die Einkommenssteuer eben erst in Gang kommt, und wo in Nord-Indien eine namenlose Hungersnoth ausgebrochen ist, hat nicht blos den Protest des Generalgouverneurs (Canning) und des gesetzgebenden Raths, sondern auch der ganzen europäischen und eingeb. Bevölkerung Indiens hervorgerufen. Man droht mit Einstellung der Steuerzahlung. Der Protest mit mehr als 60,000 Unterschriften ist an das eben versammelte Parlament in England gegangen.

Wir erwähnen alle diese Vorgänge weil sie zur Kenntniß Indiens gehören, und weil auch die Mission dadurch wesentlich mit berührt wird. Denn abgesehen davon, daß die Missionare vermöge der allgemeinen Besteuerung gleich den Andern belastet werden und somit die indische Mis-

sion sich vertheuert, so muß auch das Eindringen konstitutioneller Elemente unter das Hinduvolk einen wesentlichen Einfluß auf dessen Charakter und Haltung üben, sei's zum Guten oder zum Schlimmen, und in der Mission wird dieß fühlbar werden.

Die andere Seite der nothwendigen Reformen im Finanzwesen — die Reduktion der Ausgaben — konnte Wilson nicht mehr an die Hand nehmen. Sie wird und kann aber nicht ausbleiben, und hat bereits in einigen Zweigen der Verwaltung begonnen. Sie muß ihre Anwendung finden in den verschiedensten Richtungen, vornehmlich aber im stehenden Heer und in den Besoldungen der Militär- und Civilbeamten. Lernen wir auch dieß näher kennen.

Die indische Armee. — Seit der großen Sipoy-Meuterei ist der europäische Bestandtheil der indischen Armee bis auf 90,000 Mann erhöht worden, — eine Höhe, die noch nie erreicht wurde; dessen ungeachtet blieb auch die Zahl der Sipoy-Regimenter (obwohl aus andern bessern Elementen zusammengesetzt) die gleiche, wie vor der Meuterei. Im Rechnungsjahr 1860 wurden die Ausgaben für das Heer allein um 12 bis 15 Mill. Pfd. Sterl. gesteigert. Die allgemeine Stimme begehrt eine Reduktion des enormen Standes des europ. wie des eingeb. Elements in der indischen Armee. Sie wird nicht ausbleiben. Sodann ist bereits eine Maßregel beschlossen und in Ausführung begriffen, welche für die ganze Lage der indobrittischen Armee von großer Tragweite ist. Bisher war die Armee Indiens ein ganz für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Ganzes. Die europ. Soldaten und Offiziere hatten ausschließlich in Indien zu dienen, machten dort ihre Laufbahn, waren dort gleichsam eingebürgert. Seit 1860 ist die indische Armee als solche aufgehoben und mit dem gesammten englischen Armeewesen in Eins verschmolzen. Der oberste Heerbefehl geht von London aus; die Truppen in Indien können in jedem Theil der brittischen Herrschaft (in Europa, Amerika, Asien oder wo sonst) verwendet werden. Das Avancement der Offiziere beschränkt sich nicht blos auf indische Heeresstellen, sondern auf die ganze brittische Armee. Es hat dieß für die Einzelnen große Nachtheile, für die brittische Regierung aber große Vortheile. — Die Mission in Indien wird dieß schmerzlich empfinden. Bisher erfuhr sie von den christlichen Offizieren und Soldaten in Indien theilweise große Förderung, weil diese im Lande einheimisch waren und lange blieben. Künftig wird der starke Wechsel der Garnisonen und Regimenter das Band gemeinsamer Interessen wesentlich lockern.

Die Gehalte. — Die projektirte Reduktion der Gehalte wird für die Mission noch fühlbarer werden. Bisher waren die indischen Militär- und Civilämter berühmt durch ihre ungeheuren Besoldungen, die Beamten selbst waren berühmt durch ihre großartige Freigebigkeit. Der Direktor des öffentl. Unterrichts in Kalkutta bezieht jährlich Fr. 90,000, der in Madras Fr. 75,000 Gehalt. Unsre Basler Mission allein durfte in dem kleinen Umkreis der Provinzen Kanara und Malabar auf 13, — 14,000 Rupies jährliche Donationen (à Fr. 2. 50) rechnen. Lord Canning hat

eine allgemeine Gehaltsreduktion von 16 Procent vorgeschlagen. Damit würde fast allein das jährl. Deficit des Staates gedeckt; aber die Freigebigkeit der Offiziere und Beamten, zumal wenn man dazu nimmt die Einkommenssteuer und das stetige Steigen aller Preise, müßte bis auf einen hohen Grad abnehmen oder aufhören. Das wird die Mission schmerzlich empfinden. Ob übrigens diese projektirte Gehaltsreduktion durchgehen wird, ist eine Frage.

Der neue Strafcoder. — Bis dahin war in Indien eine ungeheure Confusion im Gerichtsverfahren. Die Engländer wurden nach englischem Recht, die Hindu's nach Hindu-Recht, die Muhamedaner nach dem Koran gerichtet, und wiederum in jeder Provinz waren die Rechtsbestimmungen verschieden. Seit längerer Zeit arbeitete man daran, eine Gemeinsamkeit und Einheit des Rechtsverfahrens herzustellen, wobei die alten Ordnungen des Landes möglichst geschont und berücksichtigt wären. Im J. 1856 erschien ein Entwurf eines Strafcoder, der unter Anderm das Bedenkliche enthielt, daß Europäer bei Polizeivergehen den eingeb. Gerichtshöfen des Distrikts unterworfen sein sollten. Wer die Corruption dieser einheimischen Gerichte kennt, mußte erschrecken über diese Bestimmung. Die genauesten Kenner des Volkes, die Missionare, waren es besonders, welche dagegen protestirten. Denn sie vor Allem wären bei einem Volksauflauf in Folge einer Predigt oder der Taufe eines Eingebornen der Willkühr dieser Gerichte preisgegeben gewesen. Am 6. Okt. 1860 wurde endlich ein neuer Entwurf vor die gesetzgebende Versammlung eingebracht, worin die Wohlthat des englischen Gesetzes, bei aller Schonung der einheimischen Rechtsordnungen, möglichst weit auf alle Klassen der Bevölkerung ausgedehnt wird. Nach allgemeinem Urtheil soll dieser neue Strafcoder auf höchst befriedigende Weise nicht nur die Rechte Aller schonen und schirmen, sondern auch trefflich berechnet sein auf die Hebung eines gesunden Rechtsgefühls im ganzen Volk.

Gränzkriege. — Indien hat jederzeit Kriege. Friede von einem Ende des Reiches zum andern hat nie bestanden. Auch 1860 hatte seine Kriegsunruhen. Der Piratenstamm der Waghers auf der Halbinsel von Guzerat mußte gezüchtigt werden; der Feldzug endigte glücklich mit dem Jahre selbst. Die Wasiri's an der Pandschab-Gränze fielen wiederholt in das brittisch-indische Gebiet und wurden zweimal gedemüthigt. Die wilden Bergstämme der Khasia's fielen von den Himalaya's in die Ebene, die räuberischen Horden der Garrow's folgten; die unruhigen Kuki's an der Ostgränze raubten und plünderten. Alle wurden der Reihe nach zur Ruhe gebracht. Mehrere Missionsstationen waren durch diese Einfälle bedroht und beunruhigt worden.

Innere Politik. — Es giebt in Indien eine große Menge Lehensfürsten, welche ihren großen Grundbesitz und ihre Herrschaft herleiten von Schenkungen und Belehnungen durch die Großmogule von Delhi ꝛc. Seit der Eroberung Indiens durch die Ostindische Compagnie wurden diese Vasallen entweder pensionirt, oder aber gegen bestimmte Abgaben in ihrem Besitz gelassen. Bei dem großartigen Zug des Vicekönigs und Generalgouverneurs, Lord Canning, durch

ganz Nord-Indien im Jahr 1860 wurden diese Verhältnisse neu geordnet. Solche Vasallen, die sich in der Rebellion von 1857 zweideutig benommen hatten, wurden abgesetzt und beseitigt; andere, die sich durch ihre Dienste ausgezeichnet hatten, mit neuen größern Besitzungen belehnt, Alle aber förmlich und feierlich im Namen der „Kaiserin von Indien" in ihre Rechte eingeführt. Es ist dieß ein bedeutungsvoller Akt. Denn hiemit trat die Königin von England nicht mehr blos in das Erbe der Ostind. Compagnie, sondern auch in die vollen unbeschränkten Rechte der alten Großmogule von Delhi ein. Es war auch politisch klug. Denn durch diesen Akt hat die Krone Englands sämmtliche Feudalfürsten Nord-Indiens mit ihrem Interesse und ihrem Wohl fest und dauernd an das von England gekettet. Wenn dadurch die Ruhe Indiens und die loyale Treue seiner eingeb. Fürsten gesichert wird, so hat dieß auch die Mission zu genießen. Andere kleine Gränz- oder Binnen-Gebiete Indiens wurden im Laufe des Jahres an das indo-brittische Reich still und ohne Geräusch annexirt, — ein Proceß, der stetig fortgeht, das Reich abrundet und mannigfache Collisionen beseitigt.

Aufstand der Indigo-Bauern in Bengalen. — Darüber haben wir in einem längeren Aufsatz im Miss. Mag. (1860, S. 385 ff.) genaueren Bericht gegeben. Die schwer gedrückten Rayats (Bauern) verweigerten den ferneren Anbau des Indigo und suchten sich gegen die maaßlosen Ungerechtigkeiten der Pflanzer mit eigener Hand Hülfe zu schaffen. Die Regierung mußte mit Truppensendungen einschreiten und die Rayats gewaltsam zur Erfüllung der eingegangenen Verträge anhalten. Sie versprach aber, nach der Indigo-Ernte eine gerechte Untersuchung der ganzen Sache einzuleiten. Sie hat Wort gehalten. Eine Prüfungskommission wurde aufgestellt, in welcher alle betheiligten Parteien in gerechter Weise vertreten waren. Auch ein Missionar war Mitglied dieser Kommission. Die genauesten Erkundigungen wurden durch sie eingezogen, Zeugen verhört, reiches Material gesammelt. Der Bericht dieser Indigo-Kommission ist erschienen und am 25. Aug. 1860 an den Vicegouverneur von Bengalen eingeschickt worden. Dieser seinerseits sandte ihn mit einem Beiberichte an den Generalgouverneur und den gesetzgebenden Rath in Kalkutta, wo er auf Entscheidung wartet. Im Kommissionsbericht wird unpartheiisch zugegeben, daß der Rayat auf unverantwortliche Weise von den Indigopflanzern gedrückt, benachtheiligt und übervortheilt worden sei, und zugleich werden Vorschläge gemacht, wie die Rechte des Rayat künftig gewahrt und der freiwillige Anbau des Indigo (gegenüber dem bisherigen Zwangssystem) gesichert werden könne und müsse. Da von den Pflanzern die maaßlosesten Anklagen namentlich gegen die Missionare vorgebracht wurden (sie seien Aufwiegler des Volks ꝛc.), so führen wir aus dem Kommissionsberichte folgende drei Paragraphen an: —

„§ 120. Wir kommen nun zu dem letzten Punkt .., nemlich zu dem Verhalten der Missionare zu dieser bedeutungsvollen Krisis. Es hat sich auf gewisser Seite großer Unwille kundgegeben über diese geistlichen Herren, daß sie, deren Aufgabe es

doch sei, Frieden zu predigen, die Rolle politischer Agitatoren übernommen hätten. Allerdings, wenn das politische Aufwieglerei ist, so Jemand sein Mißfallen ausdrückt über Unrecht und Unterdrückung, die er mit ansehen muß, oder so er für die Rechte derer einsteht, die nicht für sich selbst zu reden vermögen, — wenn dieß politische Agitation heißt, so haben die Missionare wirklich sich dessen schuldig gemacht. Allein sie haben ja dabei keine Privat-Interessen verfolgt und keinen politischen Zweck zu erreichen gesucht, sondern ausschließlich die Zufriedenheit und Wohlfahrt der ackerbauenden Bevölkerung Bengalens im Auge gehabt: — Zwecke, welche, selbst wenn sie politischer Natur wären, Jedermann, so heilig auch sein Beruf sein mag, frei und ungehindert zu verfolgen das Recht hat.

„§ 121. Daß die Rayats bei den Missionaren Rath und selbst thatsächlichen Beistand suchten, ist nach unsrer Meinung vollkommen natürlich. Sie, die Missionare, sind mit der Landessprache gründlich vertraut. Sie verkehren mit den Leuten stets über ihre höchsten und wichtigsten Angelegenheiten, und werden von dieser Aufgabe nicht wie es bei anderen Europäern der Fall ist, durch anderweitige Geschäftsüberhäufung, durch kaufmännische Spekulationen oder durch Handelsgeschäfte abgezogen. Es wäre unedel und selbst unmännlich für Miss. Blumhardt und seine Kollegen gewesen, hätten sie gegen die Klagen solcher Rayats das Ohr verschließen wollen, besonders wenn sie erkannten, daß eben die Uebel, über welche die Rayats Klage führten, der Erreichung der eigentlichen Missionszwecke hinderlich in den Weg traten.

„§ 122. Auch haben diese geistlichen Herren ausdrücklich versichert, daß sie weder durch Worte noch durch Handlungen diese Aufregung unter den Rayats geschürt haben. Im Gegentheil haben sie die Rayats ermahnt, den Gesetzen Gehorsam zu leisten, nichts Ungesetzliches vorzunehmen, in diesem Jahr den Indigo zu säen und im Fall ungerechter Behandlung sich an die höheren Behörden zu wenden. Es läßt sich in der That nicht einsehen, wie Männer in ihrer Stellung einen ehrenhafteren und des Christen würdigeren Weg hätten einschlagen können. Wahrlich, die Behauptung, daß die Weigerung der Rayats, Indigo zu säen, eine Folge der Predigten der Missionare gewesen sei, entbehrt ganz und gar jeglichen Grundes der Wahrheit.“ —

In dem Beibericht, womit der Vicegouverneur von Bengalen, Herr Grant, dieses Aktenstück an die oberste Regierung in Kalk. (17. Dez. 1860) einsandte, „kann er nicht umhin (so lauten seine Worte), seine Bewunderung auszusprechen über das Verhalten der Missionare während des ganzen Verlaufs dieser peinlichen Ereignisse.“

Der letzte Entscheid in Betreff der Regelung der Rayat-Verhältnisse gegenüber den Indigopflanzern ist nun von dem General-Gouverneur und dem gesetzgebenden Rath in Kalkutta zu erwarten.

Hungersnoth und Seuchen. — Die Ernten Indiens hängen von dem rechtzeitigen Eintreten der periodischen Regenzeiten und der Fülle des dabei fallenden Regens ab. In Nordindien ist die Reis-Ernte (als die

große Hauptsache) von der Sommermonsun (Juli, August und Sept.), die zweite (Frühlings-) Ernte von Weizen, Gerste ꝛc. von der um Weihnacht eintretenden kleinen Regenzeit abhängig. Nun blieb im sogenannten Doab (den Distrikten zwischen dem Ganges und der Dschamna) d. h. in den Gebieten von Agra, Mattra, Rohilkand, Mirat und Delhi die große Sommermonsun fast ganz aus, und dadurch wurde nicht nur die Reis-Ernte, diese Hauptbedingung der Existenz des Volkes, vernichtet, sondern auch die Ansaat für die zweite Ernte unmöglich. Auch die kleine Regenzeit um Weihnachten blieb fast gänzlich aus. Die Folge ist, daß über eine Bevölkerung von 6 bis 7 Mill. Menschen eine Hungersnoth hereingebrochen ist, wie sie Indien seit mehr als einem Jahrhundert nicht mehr gesehen hat. Tausende fliehen nach begünstigteren Gegenden; aber gleichwohl sterben bereits nach den neuesten Berichten täglich 500 bis 600 Menschen. Es wird in ganz Indien gesammelt, um zu helfen. Die Eisenbahngesellschaften haben sich erboten, gratis die Lebensmittel in die unglücklichen Distrikte zu befördern. Es wird Vieles gethan; aber täglich 6 Mill. Menschen zu nähren und vom Hungertod zu retten, welche Mittel sind da nöthig! Dazu stellen sich bereits die in Indien gewöhnlichen Begleiter der Hungersnoth ein, — die Fieber und die Cholera. Merkwürdig ist, daß die betroffenen Distrikte dieselben sind, in denen die Rebellion von 1857 ihren Herd und Hauptschauplatz hatte. — Auch im Süden von Indien, namentlich Travankor, ist um der gleichen Ursache (des Regenmangels) willen Hungersnoth und Cholera ausgebrochen. Gott sucht Indien schwer heim.

Eisenbahnen. — Zu den denkwürdigen Ereignissen des J. 1860 gehört die Eröffnung der großen „East-India-Eisenbahn“ bis Radschmehäl, sowie die Fortführung anderer großen Linien, welche nach und nach alle Hauptpunkte des großen Reiches mit einander verbinden. Die Gesammtlänge der indischen Eisenbahnen beträgt jetzt 850 engl. Meilen (oder 340 deutsche Stunden). Die Wichtigkeit dieser Erscheinung ist unberechenbar. Abgesehen davon, daß dem Handel dadurch ein nie gesehener Aufschwung gegeben werden muß, so wird dadurch auch mehr als durch irgend etwas Anderes die starre Abgeschlossenheit der indischen Bevölkerung gelöst und entbunden, der Kaste (die ja auf der Eisenbahn nicht berücksichtigt werden kann) ein Stoß gegeben, und vor Allem eine Leichtigkeit des Verkehrs eröffnet, die auch dem Missionar und dem Evangelium in unglaublichem Maaße zu gute kommt. — Zugleich erwähnen wir, daß ganz Indien mit einem vollständigen Netz von Telegraphendrähten bedeckt ist, und daß die Flußschifffahrt, der Bau von Straßen und Brücken, und die Anlegung von Bewässerungskanälen in außerordentlicher Weise fortschreitet. Jeder Fortschritt in dieser Beziehung aber ist ein neuer Stoß gegen die starre Mauer des Bramanenthums, und ein neues Unterpfand für den endlichen Sieg des Evangeliums.

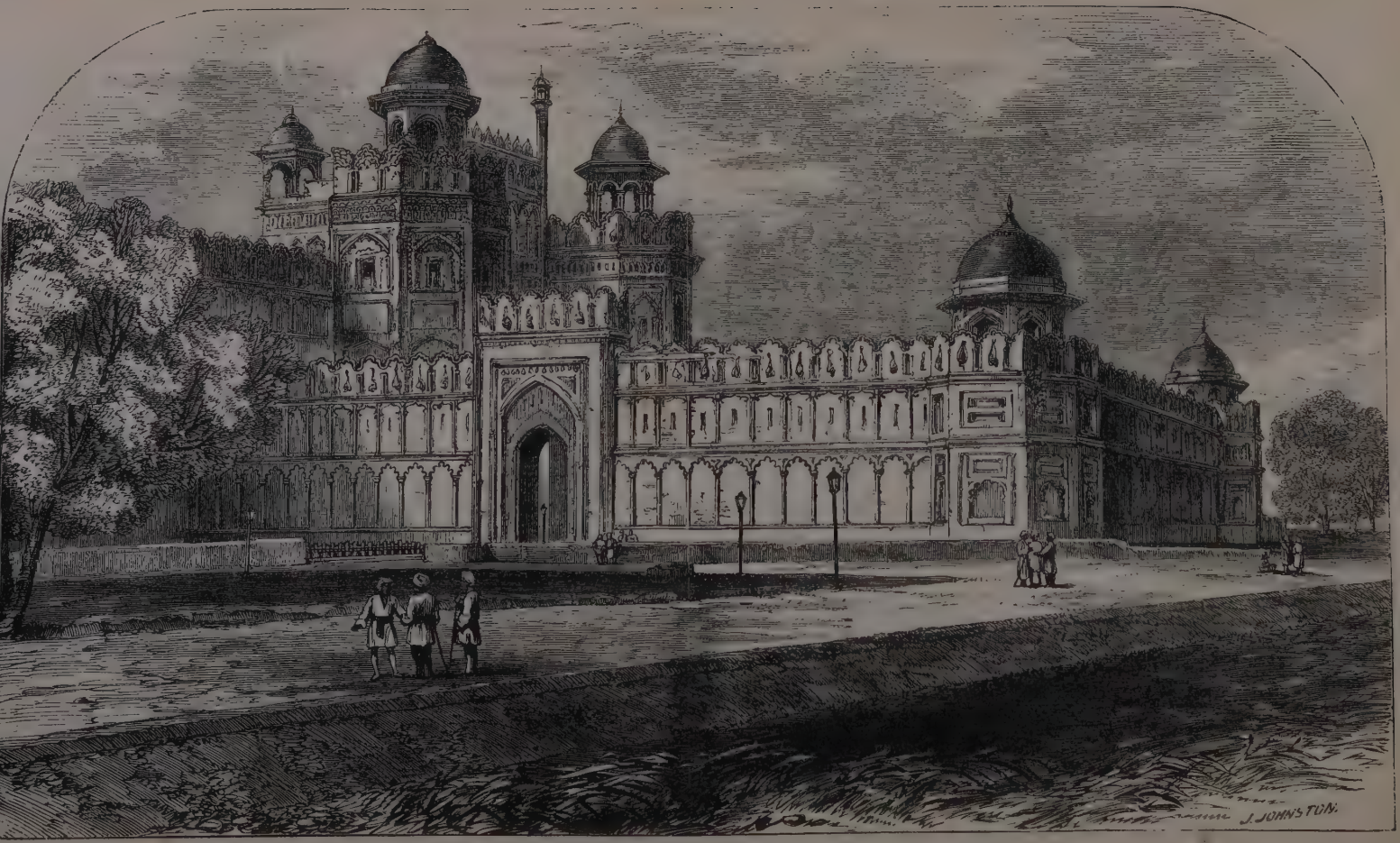
Das junge Indien. — Aus den hohen und niedern Unterrichtsanstalten und aus den Missionsschulen ist eine junge Generation von Hindu's hervorgegangen, welche entweder offen

den alten Aberglauben an die Hindugötter und die Achtung vor den religiös-nationalen Bräuchen und Sitten hinter sich geworfen haben, ohne jedoch dem Christenthum zuzufallen, oder aber den Versuch machen, den alten Volksgötterglauben zu vergeistigen und zu idealisiren (wie es zu seiner Zeit die neuplatonische Philosophie mit den Göttern Griechenlands und Egyptens gethan hat), um vermittelst dieses Kunstgriffs den wankenden Bau des Bramanismus noch zu stützen und zu halten. Die Zahl beider Parthieen wächst mit jedem Jahre. Die erstere Klasse fällt dem Atheismus anheim und sucht nun nur das irdische materielle Leben sich so angenehm und genußreich als möglich zu machen. Wo dann alte Hindu- und Kastensitten ihnen dabei im Wege stehen, da suchen sie dieselben lächerlich zu machen, zu bekämpfen und zu durchbrechen. In den großen Städten ist ihre Zahl bedeutend. „In Kalkutta allein (sagt ein dort lebender Engländer) sind wenigstens 5000 junge Hindu's, welche das Englische in der Perfection lesen und schreiben, und die an Freidenkerei gewöhnt und darin geübt sind... Sie haben allen religiösen Glauben über Bord geworfen, obschon sie äußerlich die relig. Formen ihrer Landsleute mitmachen. Ans Christenthum glauben sie nicht. Sie greifen begierig nach Schriften des Unglaubens; sie haben neue, wohlfeile Ausgaben des amerik. Freidenkers Thomas Payne drucken lassen; Parker's Predigten lesen sie gerne, weil er gegen das Christenthum eifert ꝛc.“ — Das Gesetz, daß junge (meist nur verlobte, nie verheirathete) Wittwen nie wieder heirathen dürfen, wird allgemach thatsächlich durchbrochen, und da und dort treten selbst junge Bramanen mit jungen (sogenannten) Wittwen in die Ehe. Die Kaste wird, wenn nicht offen, doch insgeheim bei Gelagen und vornehmen Gesellschaften gebrochen. Reiche Hindu's besuchen England und durchbrechen damit eine uralte religiöse Schranke. Das Götterwesen und was damit zusammenhängt, wird verlacht, vernachlässigt oder nur aus Convenienz noch mitgemacht.

Die andere Klasse dieses „jungen Indiens“, die Idealisten, ist gleichfalls nach allen Seiten rührig. Sie will den Bramanismus aufrecht halten, aber vergeistigen. Hören wir nur Ein Beispiel aus einem vielgelesenen indischen (von Heiden geschriebenen) Zeitungsblatt, dem „Budhi-Vardak“ oder „Erkenntnißbringer“. „Als ich eines Tages,“ heißt es darin, „ein Bildniß von Mahadewa (Schiwa) ansah, stieg der Gedanke in mir auf, ob der Mahadewa wirklich Leib und Gliedmaßen von solcher Gestalt hätte. Kann er, der doch nach allen Schilderungen barmherzig und in dem Ausspenden seiner Segnungen nur allzufreigebig ist, von solch einer schrecklichen Gestalt sein? Als ich nun das Bild nachdenksamer betrachtete, erinnerte ich mich, daß Mahadewa die Macht der Zerstörung in seiner Person darstellt. Jede Schwierigkeit war jetzt aufgehoben. Mahadewa oder Schiwa ist nicht wirklich die Darstellung einer Gottheit, die in der That die Gestalt eines Büßers hätte, sondern irgend ein mit Phantasie begabter Maler hat diese Gestalt erdacht, um die zerstörende Macht der Gottheit in einem Bilde auszuprägen. In unsern Tagen stellen Eng-

länder, Franzosen, Deutsche und andere Nationen die Kräfte der Natur bildlich dar; in ihren Kunstblättern sehen wir Bilder, welche die Gerechtigkeit, Liebe und ähnliche Eigenschaften bezeichnen sollen. In dem gleichen Sinne hatten gelehrte Männer in Indien diese Götterbilder erdacht, in der Absicht, unter den Massen richtige Vorstellungen über den Schöpfer der Welt zu verbreiten. In solchem Versuch, das an sich Gestaltlose in Gestalt und Bild darzustellen, ist von unsern Vorfahren eine reiche Fülle von Geist entwickelt worden. — Gott ist Einer und ist körperlos, aber seine Eigenschaften sind viele und verschiedene, und diese Eigenschaften Gottes sind es, welche eine dichterische Einbildungskraft in mannigfaltiges Gewand gekleidet hat, um dadurch das Wesen einer jeden bildlich auszuprägen. Die Missionare verdammen freilich die Worte 'Ram' und andere Götternamen, die in unsern Büchern vorkommen; aber wir achten, die Missionare verstehen die Sache nicht völlig. Auch sie sprechen ja mit den Hindu's in der Regel von Gott unter verschiedenen Namen, je nach dem Sinne, in welchem er jedesmal ihnen vor der Seele steht. Beschreiben sie die Wunder der Schöpfung, so nennen sie ihn 'Natur'; als der, welcher Alles trägt und erhält, heißt er 'Vorsehung'; in seiner Macht, die Seelen zu erretten, wird er von ihnen als 'Erlöser' angerufen. Ganz ebenso ist es bei uns. Wir nennen Gott 'Ram,' wenn wir von seiner Wunderkraft reden, die er an jedem Ort entfaltet; als 'Hari' ist er der, welcher uns von der Sünde erlöst; die Zerstörungskraft Gottes wird 'Kali' genannt, und sofern er ein furchtbarer und rächender Gott ist, heißt er 'Tschandi'... Es ist schwer, der Seele der einfältigen und ungebildeten Leute aus dem Volke eine genügende, tiefergehende Vorstellung von der Gottheit als einem urkörperlichen, leidenschaftslosen, rein geistigen Wesen beizubringen. Darum muß man zu solchen Hülfsmitteln die Zuflucht nehmen, damit das Volk Gott doch wenigstens in Etwas zu begreifen vermöge. Steine, Holz, Metalle sind nicht Götter, sondern nur Sinnbilder, welche uns an Gott erinnern sollen. Die Nothwendigkeit, Götterbilder zu machen, ist ganz von derselben Art, wie die Nothwendigkeit, Tempel und Kirchen zu bauen, nur nicht so dringend. Wie? können wir Gott nur in einer Kirche und sonst nirgends anbeten? Aber wenn eine Kirche als Stätte der Anbetung ein Bedürfniß ist, dann sind für manche Leute auch die Bilder der Götter bis auf einen gewissen Grad ein Bedürfniß... Wir nehmen ja auch von unseren Freunden Photographien, um in ihrer Abwesenheit unser Andenken an sie zu beleben; warum sollten wir denn nicht Bildnisse verfertigen, damit sie uns an die Eigenschaften Gottes erinnern? Freilich muß uns der Unterschied klar und deutlich im Sinne bleiben, daß in jenem Fall das Bild die wirkliche Gestalt unseres Freundes darstellt, in diesem aber das Götterbild nur der Ausdruck einer Vorstellung sein soll, unter welchem eine dichterische Einbildungskraft sich die Eigenschaften Gottes vorstellig gemacht hat." —

(Fortsetzung folgt.)



Der alte Kaiſer-Palaſt zu Delhi.

Die Nilagiri. III.

(Die Basler Missionsarbeit und ihre Erstlingsfrüchte.)

1. Die Aussaat auf Hoffnung.

Alljährlich wenn der Säemann den Samen aufs Land wirft, und wenn dann „die Erde von ihr selbst hervorbringt zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Waizen in den Aehren," stellt sich darin dem sinnenden Gemüthe eine unerschöpflich reiche, große und herrliche Thatpredigt Gottes vor Augen. Wer könnte sich an diesen Wundern der göttlichen Weisheit und Majestät jemals satt sehen, wer sich satt lauschen an ihrer tiefsinnigen Sprache? Ein Vorgang aber ist es, der dort auf dem wallenden Aehrenfelde meist dem gewöhnlichen Auge ganz und gar entgeht, weil er in geheimnißvoller Verborgenheit sich bereitet: und doch ist gerade er das eigentlich Entscheidende in dem Entwicklungsgang des Waizenkorns.

Wenn nemlich oben am aufgeschossenen grünen Halm aus der letzten Blattscheide die Aehre mit ihren zehn bis fünfzehn Fruchtbehältern (Hülsen), und jede dieser Hülsen wieder mit zwei bis vier Ansätzen zur Körnerbildung sich herausgearbeitet hat, so fängt unter der belebenden Wirkung der Sommersonne das Blühen an. Aus jeder Hülse drängen sich so viele Blümchen hervor, als künftig darin reife Körner erscheinen sollen. Jedes Blümchen aber besteht aus dem Fruchtknoten und drei aus demselben hervorschießenden feinen Fäden, an deren Spitzen die zarten, nierenförmigen Staubgefäße oder Staubbeutel schwanken. Wenn nun die rechte Stunde gekommen ist, so öffnet sich jedes der drei Staubgefäße, indem es der Länge nach aufspringt, ergießt einen feinen grünlichgelben Staub auf den Frucht-

knoten in der Mitte des Blümchens und bleibt daran hängen. Dieser Fruchtknoten aber, eiförmig von Gestalt, trägt in sich ein längliches, aus einer feinen Haut gebildetes Bläschen, in welchem eine helle Flüssigkeit sich befindet. Und nun gestalten sich neue geheimnißvolle Wunder der schöpferischen Weisheit Gottes. Jener Blumenstaub, der oben am Fruchtknoten haften blieb, besteht aus kleinen rundlichen Körnchen, welche aus äußerst feinen Zellen zusammengesetzt sind und die merkwürdige Eigenschaft haben, daß sie, auf dem Fruchtknoten angekommen, sofort auszuwachsen anfangen. Einzelne ihrer zarten Zellen nemlich verlängern sich, dringen in das Zellgewebe des Fruchtknotens ein und wachsen darin so tief hinab, bis sie in das längliche mit Flüssigkeit gefüllte Bläschen hineingelangen. Es ist dieß der entscheidende Vorgang der Befruchtung. In diesem Augenblick beginnt dann die regste Lebensthätigkeit. Der Andrang der Säfte, durch Sonnenwärme und Bodenfeuchtigkeit unterhalten, vermehrt sich, die Flüssigkeit verwandelt sich in Zuckerstoff, dieser allmählig in Stärkmehl, mit dem sich immer neue wichtige Nahrungssubstanzen verbinden, bis das ausgereifte Körnlein ein ganzes Magazin von Lebensstoffen ist und somit alles das enthält, was der menschliche Leib zu seinem Wachsthum und seiner Erhaltung bedarf. Denn alsdann ist jedes der Körner ähnlich geworden jenem ursprünglichen Samenkorn, aus dem es entsprossen ist.

Liegt darin nicht eine ganze reiche Predigt für uns? Der Herr, der Lehrer von Gott gekommen, hat mehr als einmal unsre Augen auf das Aehrenfeld und das Weizenkorn gelenkt; thun wir Unrecht, wenn wir der Spur, auf die sein Finger uns damit hinwies, weiter nachgehen und so vom Waizenkorn immer wieder neuen Unterricht holen?

Im Reiche des Geistes, von dem die irdische Kreatur ja nur das sichtbare Spiegelbild ist, findet der oben geschilderte Fortgang sein vollständiges Abbild. Der geistliche Säemann wirft den Samen des Wortes Gottes getrost und geduldig auf den Acker der Welt. Etliches wird zertreten oder von den Vögeln gefressen; etliches verdorrt, etliches wird erstickt; etliches aber erscheint hoffnungsreich zuerst als Gras, dann als Aehre. Hier aber stellt der entscheidende Moment sich ein. Es fragt sich, ob der Blüthenstaub, das ist die Predigt vom Kreuze, rein und richtig auf den verborgenen Fruchtknoten fällt, ob die zarten Körnlein desselben wachsthümlich bis tief hinein ins Innerste dringen,

sich mit dem Lebens- und Herzpunkt unsres Wesens verbinden und den großen Akt der Befruchtung, der wahrhaftigen Wiedergeburt vollbringen. Ist dieser Akt geschehen, dann ist wahres, göttliches Leben da; dann beginnt jene Lebensthätigkeit, welche die himmlische Frucht zeitigt und ausreift, jenes Heranwachsen und Auszeitigen bis zur Aehnlichkeit mit dem ersten Original- und Stamm-Waizenkorn, das ist zur Aehnlichkeit Christi.

Ueberall, wo das Evangelium in aller Welt verkündigt wird, wiederholen sich diese Vorgänge in aller ihrer Mannigfaltigkeit, in aller ihrer geheimnißvollen Wirkungsweise. Die Arbeitsfelder der Heidenmission aber stellen, wie wir wohl sagen dürfen, dieses ganze, in seiner stillen Größe so überaus erhabene Schauspiel lebendiger noch und anschaulicher dar, als die alte geistlich so verschwommene Christenheit. Deßhalb ist die Missionsgeschichte für den empfänglichen Geist etwas so Erfrischendes, unvergleichlich Anregendes und Erhebendes. Auch die Nilagiri-Mission der Basler Gesellschaft trägt diesen Charakter, und indem wir heute zu ihr zurückkehren, nachdem wir zuerst Land und Volk, und alsdann die Gründungsgeschichte dieser Mission geschildert, so wird es uns unter Gottes Segen eine besonders lehrreiche Aufgabe sein, eben jenen Verlauf der Aussaat, des bangen Wartens auf die Zeit des Keimens, der zitternden Freude beim Anblick des hervorbrechenden „Grases und dann der Aehre", und des endlichen Triumphes über der glücklich vollendeten Befruchtung, vor unsern Augen vorübergehen zu lassen.

Wir haben in den früheren Mittheilungen erzählt, wie unter verschiedenen Umständen nach und nach diejenigen Missionsbrüder sich auf den blauen Bergen einfanden, denen vorzugsweise die Arbeit unter den Eingebornen zufiel. Es waren die Missionare Bühler, Mörike und Metz. Durch das großmüthige Vermächtniß des Herrn Casamajor, der im Jahr 1849 in die obere Heimath eingieng, war die Basler Mission in den Besitz des schönen Gutes von Käti gekommen. Ehe aber dasselbe von unsern Missionaren bezogen werden konnte, wohnten sie zuerst in der Nähe des Dorfes Katēri, dann aber vornehmlich bei Kōtagiri, einem Kota-Dorfe, in dessen Umgebung in frühern Jahren, ehe Ottakamānd und Kunnur in Aufnahme kam, eine große Anzahl von Europäern sich angesiedelt hatte, das aber heutzutage um seiner ungesunderen Lage willen von den Engländern

fast gänzlich verlassen ist. „Die Kôta-Dörfer," schreibt Br. Irion, der im Jahr 1852 vom Malabar-Lande her auf Besuch dort war, „sind von denen der Badaga's verschieden. Die Häuser sind nicht wie dort in einer geraden Linie an einander gebaut, sondern liegen in einem verworrenen Knäuel durcheinander, was nicht eben zu ihrer Reinlichkeit beiträgt. In unserm Kôtagiri befinden sich zwei Tempel, die sich aber von den gewöhnlichen Hütten kaum unterscheiden. Um das Dorf her liegen an den Bergabhängen sehr schöne Gerstenfelder; auch ganze Heerden Viehs sieht man Abends ins Dorf treiben, was einen gewissen Wohlstand der Bewohner anzuzeigen scheint. Büffel dürfen die Kota's nicht halten; so weit reichen ihre Rechte nicht... Ihre (der Kota's) äußere Erscheinung hat etwas Zurückstoßendes. Sie scheeren die Haare nicht, wie die Badaga's, sondern tragen sie in einem Knoten zusammengebunden am Hinterhaupt; allein gewöhnlich steht das Haar um diesen Knoten herum wie eine kleine Wildniß, in der überdieß auch das Wild nicht fehlt. Dieß und der häßliche Bart giebt ihnen ein sehr unangenehmes Aussehen. Ihre Kleidung besteht aus einem Tuch, das sie über die Schulter werfen; ob dasselbe jemals gewaschen wird, muß ich bezweifeln, denn es sieht bei Allen dem Erdboden gleich. Auch stecken sie vom Scheitel bis zur Fußsohle voll Ungeziefer. Ihre Ausdünstung ist zurückschreckend, wie bei den Badaga's, und es gehört gewiß nicht zu den geringsten Beschwerden, die unsre Brüder auf den blauen Bergen zu ertragen haben, daß sie diesen widrigen Geruch überall einathmen müssen, so oft sie mit den Eingebornen zusammen kommen. Ich glaube, mancher Europäer könnte es durchaus nicht ertragen, ohne zu erkranken. Das Zurückstoßendste aber ist, daß die Kota's das Fleisch von gefallenem Vieh sammeln und essen. Als ich mit meiner Familie von Kâti hieherzog, begegneten wir gerade einem Trupp Kota's und sahen, wie sie ein gefallenes Rind zerlegten, das bereits in Verwesung übergieng. Wir zogen in einer Entfernung von 50 Schritten vorbei, und doch konnten wir den Verwesungsgeruch kaum ertragen; sie aber schienen sich ganz behaglich bei ihrem Geschäft zu fühlen... Dieses elende Geschlecht aus seiner innern und äußern Unreinigkeit auch nur einigermaßen herauszuheben, dazu bedarf es einer ganz besondern Gottesmacht, große Geduld und starken Glauben."

So schreibt Missionar Irion. Die Brüder auf den blauen Bergen sahen sich aber nicht in volkreiche Städte und Dörfer versetzt,

wo sie an größere Massen zugleich sich hätten wenden können; sondern die kleinen Dörflein der Eingebornen fassen in der Regel kaum mehr als 20 bis 30 Personen in sich (oft noch weniger), und diese unbedeutenden Weiler sind weit und sparsam über das ganze Gebirg zerstreut. Nichts ist aber erschöpfender und aufreibender, als die Wanderungen durch dieses Hügelland. „Die Brüder auf den blauen Bergen," schreibt Inspektor Josenhans während seiner Visitationsreise im J. 1852, „haben einen schweren Dienst. Wer die Höhen der schwäbischen Alb oder die Berge der Schweiz bestiegen hat in der Sommer-Mittagshitze, der kann sich eine Vorstellung machen, was es ist, unter dem Druck der ostindischen Sonne umherzuwandern auf diesen Bergen und zwar auf weit schlechteren Wegen, als man sie auf den Alpen findet, zumal da es auf den Nilagiri keine Sennhütten oder Gasthöfe giebt, die den Wanderer aufnehmen und erquicken. Br. Metz mußte einmal nothgedrungen in einem der Dörfer übernachten; da deckten ihn die Badaga's, weil sie selbst nichts hatten, um ihn gegen den Nachtfrost zu schützen, mit dem großen Leichentuch zu, in das sie ihre Todten zu wickeln pflegen: das war denn doch keine angenehme Bettdecke."

Die große Ausdehnung des Missionsbezirks, der unsern Brüdern angewiesen war, die dadurch veranlaßten weiten Wanderungen über Berg und Thal, durch Wald und Sumpf, in Sonnenbrand, Sturm und Regen, — und bei dem Allem der gänzliche Mangel an Reisehäusern und dem, was sie zu bieten pflegen, endlich der Umstand, daß der Europäer um der Kaste willen in keiner Hütte der Eingebornen in der Regel Aufnahme findet, — dieß Alles brachte die Missionare auf den Gedanken, in verschiedenen Distrikten des Gebirgslandes sich kleine Hütten zu errichten, in denen sie für vier bis sechs Tage jedesmal campiren wollten, um von dort, als von einem Mittelpunkte aus, die Umgegend zu durchwandern, zu durchpredigen. Eine dieser Missionshütten oder Predigtstationen schildert uns Br. Irion während seines Besuchs auf den blauen Bergen. Dieselbe war drei Stunden von Käti entfernt. Der Weg dahin führte auf schmalem schlechtem Fußpfad über steile Hügel und Berge, durch Gebüsch und über Waldbäche, in heißer Sonnenglut. „Um 4 Uhr Nachmittags," fährt er fort, „erreichten wir das auf einem Hügel gelegene Predigthäuschen. Kaum aber waren wir in dasselbe eingetreten, so wurde es in einen dichten Nebel eingehüllt, der sich allmählig in einen stattlichen Regen

auflöste. Wir waren nun zwar unter Dach, aber wir hätten gerne auch etwas gegessen. Zu diesem Zweck mußten wir selber kochen; allein der Taglöhner, der uns den Speisevorrath nachtrug, war noch nicht eingetroffen. Nach einer Stunde, die wir in dem kleinen engen Kämmerchen gewartet hatten, hörte es auf zu regnen und ich trat hinaus, mich umzusehen; allein zu meinem größten Entsetzen nahm ich wahr, daß meine Kleider über und über mit Ungeziefer bedeckt waren. Br. Metz versicherte mich, diese widrigen Gäste hätten ihre Zeit, da sie kommen und gehen; er habe es schon manchmal getroffen, daß nicht ein einziges derselben sich hier vorgefunden. Während wir nun Kammer und Kleider säuberten, kam das Nöthige für die Küche und nun giengs ans Kochen. Br. Metz selbst hatte in der Tasche einige Eier mitgebracht. Im nahen Dorfe erhielten wir Buttermilch. Ich selbst wollte dießmal meine Kunst versuchen und die Erinnerungen aus dem elterlichen Hause wieder auffrischen. Ich machte Feuer, Metz hielt das Licht, schürte nach und blies, holte auch das Eine und Andere, das nöthig war... Endlich war der Eierkuchen fertig, der Hunger diente als Würze und wir hielten bei Kerzenlicht (die Kerze stak in einer leeren Flasche) ein fröhliches Mal. Nach traulichem Gespräch und gesegneter Abendandacht beim flackernden Kaminfeuer machten wir Anstalt zum Schlafengehen. Eine Bettlade war vorhanden; sie bestand aus zwei Stücken Holz, die auf gekreuzten Füßen lagen, und über welche ein baumwollener Teppich genagelt war. Br. Metz nöthigte mir als Gast dieses Bett auf, während er selbst für sich einen Sack mit Stroh füllte, den wir dann über zwei alte Stühle und ein paar Kistchen ausbreiteten. Jeder von uns wickelte sich nun in seinen mitgebrachten Teppich, denn es war kalt, und so legten wir uns zur Ruhe. Die vielen quälenden Plagegeister ließen uns freilich nicht viel schlafen. Am frühen Morgen erhoben wir uns; Metz kochte Kaffee, und dann gieng er hinaus in die Dörfer umher, um die Leute zum Reiche Gottes einzuladen. Ich selbst kehrte, da ich die Sprache nicht verstand, nach Käti zurück... Br. Metz lief am gleichen Tage wohl sechs Stunden umher und mußte sich, wenn er essen wollte, erst dann selber kochen, und nach aller Mühe des Tages wartete seiner eine schlaflose Nacht."

Was aber die Brüder auf solchen Gängen zu erdulden haben, davon möge nur ein einziges Beispiel hier Zeugniß geben. Br. Metz war unermüdlich im Aufsuchen der verlornen und verirrten Schafe,

die keinen Hirten haben. Aber oft prallten seine von dem tiefsten Erbarmen getragenen Worte wie an einer Felsenmauer ab. Ja er fand nicht selten nur rohen Widerspruch, bittere Anklage und sogar zornige Fluchworte. „Noch nicht gar lange," schreibt er im Jahr 1852, „sagten mir Einige: 'Es mag wahr sein, was du redest; aber wir würden keine Weiber mehr erhalten für unsre Söhne, wenn wir thun wollten, was du von uns verlangst.' — Ein anderes Mal, als ich mich gerade recht freuen wollte über die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer und in meiner Predigt sie fragte: 'Wo ist einer unter euern Göttern, der so geliebt hat, wie der Heiland Jesus Christus, daß er sein Leben gab für die Menschen, auf daß sie nicht verloren, sondern selig würden?' — so hat es mich sehr traurig gemacht, daß Einige, welche vielleicht die Wahrheit des Wortes Gottes fühlten, mich auf einmal unterbrachen und das Gespräch auf etwas Anderes lenken wollten."....

„In der letzten Zeit habe ich viel Widerspruch erfahren müssen, und Leute, die früher gegen mich freundlich waren, fuhren zornig über mich her und schrieen mich mit den Worten an: 'Du hast unsern Distrikt verderbt; bleib zu Hause; warum erscheinst du bei allen unsern Götterfesten? ꝛc.'... Vor einigen Tagen kam ich zu einem Streit, der zwischen Badaga's und Kota's ausgebrochen war, weil einer der letzteren von den Badaga's eine Kuh verlan gte als Opfer für seinen (des Kota's) Gott. Ich ermahnte die Leute zur Buße und zur Liebe Gottes, der auch ihr Heiland sei... Da die Kota's sahen, daß die Badaga's mir beistimmten, wurden sie wie rasend und schrieen über mich herein, daß sie schäumten, und schalten mich was ihnen einfiel. Da ich ihre Wuth sah, zog ich mich einen Augenblick zurück; dann trat ich in großer Ruhe und mitleidigem Ernst wieder unter sie und sprach: 'Höret, ihr Kota's, ich bin nicht zornig wie ihr. Lasset mich ruhig einige Worte zu euch reden. Ich gewinne nichts und verliere nichts dadurch, daß ich in alle eure Dörfer komme; aber ich liebe euch und es schmerzt mich, wenn ihr verloren geht. Ich fürchte Gott und liebe Ihn; euern Gott aber fürchte ich nicht —' und im Bewußtsein, daß ein Götze nichts ist, fügte ich hinzu: 'Wenn euer Gott etwas kann, so möge sein Fluch über mich kommen.' Ueber diesem Worte waren sie tief betroffen; sie saßen ganz ruhig nieder, hörten eine gute Weile zu und sagten: es sei wahr, sie hätten sich wie Tiger gegen mich betragen.

„Mittlerweile kam ein starker Platzregen und es wollte Abend

werden. Ich mußte noch nach Kotagiri zurück und wußte nicht, wie über den stark angeschwollenen Bach kommen, den ich zu überschreiten hatte. Die Leute ermahnten mich da zu bleiben; denn das Wasser würde mich sicherlich fortreißen. Ihre Warnung war nicht ungegründet. Der reißende Bach, dessen Bett voll glatter Steine war, gieng mir bis unter die Arme, und als ich in der Mitte war, riß mich die Gewalt der Strömung einige Schritte mit sich fort; ich übertrat den Fuß und war in großer Noth. Da schrie ich zum Herrn und sprach: 'Herr, rette mich, ich gehöre dir an!' Und Er ließ mich nicht zu Schanden werden. Denn die Heiden hätten sonst gesagt, der Fluch ihres Gottes hätte mich um's Leben gebracht. Das Erste, was ich that, nachdem ich glücklich ans Ufer gekommen, war, daß ich dem Herrn dankte; dann sah ich mich nach meinem schmerzenden Fuße um und endlich nach meiner Uhr, ob sie im Wasser keinen Schaden genommen habe. Als ich den Hügel auf der andern Seite des Waldbachs hinaufgestiegen war, blickte ich nach den Badaga's zurück, die noch vor ihrem Dorfe standen, um zu sehen, ob ich glücklich über den Fluß gekommen sei; ja sie riefen mir noch von ferne zu, ob ich noch lebe. Es war Nacht, als ich in Kotagiri ankam. Ich dachte unterwegs oft [um der wilden Thiere willen], es sei nur Ein Schritt zwischen mir und dem Tode. Aber ich bin froh, daß ich glauben kann, daß kein Haar von meinem Haupte fällt, ohne den Willen meines Vaters. Das sagte ich auch zu den Badaga's eines andern Dorfes, durch das mich mein Weg führte, und die sich wunderten, daß ich allein es wagte, über den Bach zu gehen und bei Nacht durch den Wald zu wandern."

Als Inspektor Josenhans während seiner indischen Visitationsreise (1852) auf den blauen Bergen war, mußte er allerdings von dort schreiben: „Wahrlich, unsre Brüder haben einen schweren Dienst;" aber er fügte auch gleich nachher hinzu: „Die Badaga's lieben unsre Brüder sehr." Und in der That, es war dieß selbst bei diesen tief versunkenen Heiden kein Wunder. Denn wie sollte auch das roheste verkommenste Menschenherz ungerührt bleiben bei einer Liebe, wie sie die theuern Brüder dort an dem Volke übten! Wie manches Menschenleben haben sie von einem schrecklichen Tode gerettet, wie mancher Familie dadurch Trost und Freude wieder gebracht! „Der Selbstmord durch Opiumessen," schreibt Metz im J. 1853, „ist auf diesen Bergen so einheimisch, daß ich auf meinen Wanderungen

stets ein Brechmittel bei mir führe, um rasche Hülfe bringen zu können. Namentlich sind es junge Mädchen, die man zu einer ihnen widerstrebenden Heirath zwingen will, oder junge Frauen, deren Schwiegermutter ihnen durch Zank und Hader das Leben verbittert. Solche Unglückliche greifen in der Regel rasch zu einem Stückchen Opium, verschlingen es Abends heimlich, und des Morgens sind sie dann gewöhnlich am Einschlafen, um erst in der andern Welt wieder zu erwachen. Mit des Herrn Segen ist es mir gelungen, schon fünf junge Frauen dieser Art vom Tode zu erretten. Die Stunden, die ich bei solchen Gelegenheiten unter dem Weinen und Heulen der Weiber und dem zornigen Schreien der Männer zuzubringen habe, bis die Selbstmörderin das Gift wieder erbrochen hat und außer Gefahr ist, rechne ich zu den schwersten in meinem Berufe, und es ist mir oft dabei zu Muthe, als befände ich mich in Mitten von hundert bösen Geistern.... Wenn eine solche Person gerettet ist, so ist freilich die Dankbarkeit gegen mich groß, und einmal fiel ein altes Mütterchen vor mir nieder, umfaßte meine Knie und rief: 'Herr, du bist unser Vater und unsre Mutter!' Aber leider ist auch Alles bald wieder vergessen."

„Auf einem Predigtausfluge," schreibt Missionar Mörike im J. 1852, „vernahm ich, daß in einem Badaga-Dorfe die Pocken ausgebrochen und bereits vier Personen an dieser fürchterlichen Krankheit gestorben seien. Alsobald machte ich mich im Namen des Herrn auf den Weg, um womöglich den schwer heimgesuchten Leuten einige ärztliche Hülfe mit geistlichem Zuspruch zu bringen... Von einigen Badaga's, denen ich unterwegs begegnete, vernahm ich, daß alle bis dahin von der Krankheit verschonten Bewohner des Dorfes dasselbe verlassen und sich in leerstehende Viehställe in der Nachbarschaft mit ihren Familien, ihrem Vieh und anderer Habe geflüchtet hätten. So waren also die Kranken allein! 'Gehst du ins Dorf,' fügten diese Badaga's hinzu, 'so thust du eine große Wohlthat!' Je näher ich dem Dorfe kam, desto mehr fiel mir die ringsum herrschende Einsamkeit und Todesstille auf. Da war Niemand auf dem Felde beschäftigt, da waren keine spielenden Kinder; da war nicht einmal eine weidende Heerde, die fast bei keinem Dorfe fehlt, zu sehen.

„Nicht ohne tiefe innere Bewegung stieg ich den letzten Hügel zum Dorfe hinan. Dort fand ich alle Häuser bis auf zwei verlassen, und diese enthielten sechs Kranke: zwei Männer, zwei Frauen und

zwei Kinder, nebst zwei weiteren Personen, die soeben von der Krankheit etwas genesen waren und nun den Kranken einigermaßen abwarten konnten. . .“ Nun schildert Mörike den entsetzlichen Anblick der Kranken, ihren hülflosen Zustand, und was er zu ihrer leiblichen Erleichterung that. „Die Leute,“ fährt er dann fort, „waren sehr froh darüber und bedankten sich gar herzlich. Nun wies ich sie auf den Heiland, der auch in solcher Noth retten und aushelfen will dem, der an Ihn glaubt. Das Wort war wie ein Regen, der auf durstiges Land fällt. Die Anfechtung lehrte sie aufs Wort merken. Nach einiger Zeit kamen einige Verwandte aus einem entlegenen Dorfe, um sich nach den Kranken zu erkundigen. Aus Furcht vor Ansteckung aber wagten sie nur auf eine Entfernung von 15 bis 20 Schritten dem Hause sich zu nahen und machten ihre Fragen von dem Gemäuer aus, das den Hofraum vor dem Hause umschließt.

„Auf dem Rückweg nach Käti besuchte ich noch ein anderes Dorf, in dessen Nähe gleichfalls Pockenkranke in einem abgelegenen Viehstalle lagen. Ich ließ mir den Weg dahin zeigen; allein mein Führer gieng nur ein Stück Wegs mit mir, und als wir dem Orte, wo die Kranken lagen, auf etwa hundert Schritte nahe gekommen, setzte er sich nieder und sagte, er wolle hier warten, bis ich wiederkomme. In der elenden Hütte nun, die mitten in der Viehhürde lag und nur aus einem roh behauenen und mit frischem Kuhmist beschmierten Pfahlwerk bestand, traf ich vier Kranke, worunter ein Säugling von einem oder zwei Monaten, der in den letzten Zügen lag. Außerdem waren auch hier zwei Wiedergenesene als Wärter thätig. Das Elend dieser Leute, fern vom Dorfe, entblößt von aller Hülfe und allem Troste, ja selbst des Nothwendigen ermangelnd, erfüllte mich mit tiefer Wehmuth. Dazu kam noch ein ganz besonderer Schrecken, in welchem ich diese Unglücklichen eben traf. ‘Siehst du jenen Hügel dort jenseits des Sumpfes?’ sagte mir einer der zwei Frischgenesenen auf meine Frage; ‘gerade dort, uns gegenüber, ist soeben der Kurumba (Zauberer) vorübergegangen. Er hatte keine Kleider an und hinkte ein wenig; an seinem Gange kannte ich ihn. Er verbeugte sich herüber gegen uns. Das ist ein Zeichen, daß mein Bruder, der jetzt da drinnen im Fieber liegt, nicht mehr aufkommt. Ach, ach! was wills werden! Dort, dort ist er hinauf gegangen und hat sich im Walde versteckt, — heute Nacht wird er kommen und meinen Bruder umbringen!’ So sprach der Mann mit dem Ausdruck heben-

der Angst und hoffnungsloser Verzweiflung. Noch nichts in meinem Leben hat mir einen so tiefen Eindruck von dem unaussprechlichen Elend des Heidenthums gegeben!

„Es gelang mir nach und nach, die Angst und Furcht ihnen etwas zu benehmen, namentlich indem ich sie auf den Herrn hinwies, der allein über Leben und Tod entscheidet und gegen dessen Willen Nichts und Niemand uns zu schaden vermöge. Ich pries ihnen Jesum, den Trost aller Sünder und Arzt aller Kranken und Elenden an, gab den Leidenden etwas Arznei und gieng heim. . ."

„Der Herr hat uns in der letzten Zeit schwer heimgesucht," schreibt Br. Metz vom 28. Juni 1854. „Wegen der großen Dürre war diese Gegend sehr ungesund. Fieber und Cholera haben unter den Eingebornen viele Opfer gefordert, und in unserm eigenen Gehöfte zu Käti sind nicht weniger als 7 Leute gestorben. Außer den 600 Badaga's, die vor vier bis fünf Monaten der Seuche erlagen, wurden im letzten Monat wieder 150 bis 200 weggerafft, hauptsächlich viele Kinder. Ich habe schon schwere Erfahrungen auf diesen Bergen durchgemacht; aber so schwer, wie kürzlich, als die Cholera in einigen Dörfern wüthete, hab' ichs noch nie gehabt. Da war ich allein unter Todten, Sterbenden und Kranken.*) Außer einem einzigen Manne waren die Leute alle in die Wälder geflohen; Eltern hatten ihre Kinder, Kinder ihre Eltern verlassen, und Viele starben, weil Niemand da war, um ihnen auch nur einen Trunk frischen Wassers zu reichen. Die Todten lagen auf den Straßen herum, weil Niemand da war, sie zu begraben. Von den vielen Strapazen, die ich in Mitten dieses Elends den Tag über hatte, wurde auch ich in meiner einsamen Reisehütte des Nachts so fieberisch aufgeregt, daß ich mich schon darein ergab, selbst auch an der Cholera zu sterben; aber der Herr hat mich am Leben erhalten, so daß ich den andern Morgen schon wieder an mein schweres Tagwerk gehen konnte. Noch immer wüthet die Cholera in einigen Dörfern. . ."

Solcher Art war die Hingebung und die erbarmende Liebe der Brüder unter dem unglücklichen Volke der Badaga's; was Wunder, wenn Insp. Josenhans von dort oben schreiben konnte: „Sie werden von den Badaga's sehr geliebt." Freilich diese Liebe wollte noch

*) Br. Mörike war damals im Süd-Mahratta-Land, Br. Bühler lag selbst todtkrank darnieder.

immer nicht so weit gehen, daß sie auch die Predigt der theuern Knechte Gottes in Sanftmuth aufgenommen und von ihren falschen Göttern sich zum Gekreuzigten, dem Heiland der Welt, gewendet hätten. „Daß unsre Arbeit keine ganz vergebliche ist," schreibt Miss. Bühler schon im Oktober 1852, „das zeigen die Leute selbst, indem im Lager des Feindes eine große Thätigkeit ist, um das Wort und jede Neigung für Uebergabe sogleich zu ersticken. Drohungen aller Art werden angewendet, um die Einzelnen von diesem Schritt [des Christwerdens] abzuhalten. Dadurch werden Viele zurückgeschreckt, wenigstens für jetzt. Es ist eine kritische Zeit für die, welche einen Zug zu etwas Besserem haben... Wir müssen freilich zugeben, daß es für einen Badaga und besonders für den Ersten, welcher etwa den Schritt wagen soll, überaus schwer erscheinen muß, nicht mehr der Kaste anzugehören. Denn wohin soll er sich in solchem Falle wenden, da er sich von Allen verlassen und ausgestoßen sieht? Auch hat bis jetzt kein Badaga seine Religion mit einer andern vertauscht; keiner wurde Muhamedaner, selbst unter den fanatischen Meisur-Königen nicht; keiner wurde Christ, weder katholisch, noch protestantisch. Jetzt, wo es den Anschein gewinnen will, als könnte es dennoch dazu kommen, jetzt erhebt sich Alles fast wie Ein Mann, um das gefürchtete Uebel abzuwenden."

Kein Zeichen war hoffnungsvoller als dieses. Auch deuteten andere Wahrnehmungen unverkennbar auf einen herannahenden Frühling. Ein Badaga sagte zu Miss. Mörike: „Früher war unsre Weisheit lauter Teufelsweisheit; jetzt bekommen wir unter zehn Teufelsgedanken doch wenigstens Einen Gedanken von Gott!" Bald darauf kam derselbe Missionar mit einem Priester ins Gespräch, der endlich voll Bewegung ausrief: „Von jetzt an sollen die Götzen fallen, und der Name des Herrn soll der Einzige sein!" — „In einem sehr armen Badagadorfe, das ich öfters besuche, sagte ein alter, gebrechlicher und halbtauber Mann zu mir: 'Wenn du mir nicht früher gesagt hättest, daß Selbstmord eine schwere Sünde sei, so hätte ich mir längst durch Opium das Leben genommen, um meinem Elend ein Ende zu machen; nun aber warte ich, bis meine Stunde kommt vom Herrn!' Dabei nannte er den Namen des Heilandes und fügte bei: 'In diesem wolle er sterben.'" — Weiter erzählt Mörike von einem heidnischen Manne in einem andern Dorfe, der den Kampf wider die schreckliche Gewohnheit des Opiumgenusses siegreich über-

standen habe. „Er selbst sagt, und seine Nachbarn bezeugen es, daß er im Vertrauen auf den Herrn Jesum und unter Anrufung seines Namens darüber Meister wurde." — „Ich kam heute," heißt es ein ander Mal, „zu den Eltern eines unsrer Schulknaben. Die Mutter sagte zu mir: 'Wenn mein Sohn aus dem Worte Gottes erzählt oder vorliest, so werden meine Eingeweide satt, und mein Bauch füllt sich.'" — „Die Wittwe eines angesehenen Ortsvorstehers, die bald nach dem Tode ihres Mannes auch ihren ältesten Sohn verloren hatte, wünschte mit großem Anliegen von mir zu erfahren, ob es gewißlich einen Himmel gebe. 'Viele sagen mir,' sprach sie, 'es gebe kein Fortleben nach dem Tode, und ich würde die Meinigen nie wieder sehen; sage du mir die Wahrheit.' Ich legte ihr die Schriftlehre einfältig auseinander, aber sie unterbrach mich immer wieder mit Fragen wie: 'Geht nicht die Sonne, wenn sie des Abends im Westen sich senkt, in den Himmel unter, um den Verstorbenen zu leuchten?' Als ich sie versicherte, daß die, so im Herrn selig entschlafen seien, keiner Sonne mehr bedürfen, weil der Herr selbst ihre Leuchte ist, so schien sie etwas von der Köstlichkeit des Wortes Gottes zu schmecken. Zugleich sagte sie einfältig und mit Thränen in den Augen: 'Früher zu den Lebzeiten meines Mannes gieng es mir, wie den andern Leuten um mich her; ich fragte nur nach den Dingen dieser Welt und nicht nach dem Himmel; jetzt aber sind solche Fragen in mir erwacht, und wenn ich nur des Einen gewiß bin, daß es einen Himmel giebt, so frage ich nichts mehr nach dieser Welt.' Sie sprach nach dem Maaß ihrer Selbst- und Gotteserkenntniß."

Als Miss. Bührer (von Mangalur aus) im Jahr 1851 zur Erholung auf den blauen Bergen war, schrieb er von dort: „Der liebe Br. Metz, der sich mit großer Selbstverleugnung und Liebe für die Badaga's hingiebt und oft von Morgens 9 Uhr bis Abends 5 oder 6 Uhr unter ihnen umherwandert, darf manches Erfreuliche in seiner Arbeit erfahren. Letzte Woche, als er auf einem heidnischen Feste war und mit den Anwesenden über die Nichtigkeit des Götzendienstes sprach, baten ihn Einige, er solle ihnen den rechten Weg zeigen und mit ihnen zu seinem Gotte beten. Metz, erstaunt und erfreut darüber, fiel mit ihnen auf die Kniee und betete herzlich für sie. Dieß hatte die Wirkung, daß der Götze dießmal leer ausgieng; denn die Gaben und Opfer, welche die Leute für ihn mitgebracht hatten, nahmen sie wieder mit nach Hause."

Wir könnten ähnliche Züge aus den Berichten der Brüder, wie sie im „Heidenboten" mitgetheilt sind, noch mannigfach vervielfältigen. Aber das Bisherige ist genug, um zu zeigen, daß es im Volksleben der Badaga's zu gähren anfieng. Und dennoch zögerte der geistige Frühling zu kommen. Ja, eine tief erschütternde Erfahrung sollte noch dem Anbruch des neuen fröhlichen Tages vorangehen.

---

2. Nandscha.

Noch zu den Lebzeiten des seligen Casamajor besuchte ein junger Badaga (aus der Kaste der Känakaru oder Schreiber, vergl. S. 89) die Schule, die in Käti eingerichtet war. Der junge Mensch — Nandscha war sein Name — erweckte durch seine ungewöhnlichen Talente, durch seinen stillen und stetigen Fleiß, besonders aber durch sein Aufmerken auf die Heilswahrheit so große Hoffnungen, daß schon Herr Casamajor sich der frohen Zuversicht hingab, er werde unter den Erstlingen der Badaga's sein, die in die Gemeinde des Herrn eintreten würden. Später diente er den Missionaren als Munschi oder Sprachlehrer und leistete ihnen bei dem Versuch einer Uebersetzung des Evangeliums Lucä ins Badaga treffliche Dienste. „Er spricht und versteht," schreibt Bühler im Okt. 1852, „neben seiner Muttersprache gut Kanaresisch, Tamil und Englisch. An dem Uebersetzungswerk arbeitete er mit Lust und Liebe; verfehlte er auch öfters den Sinn, so war doch im Ganzen seine sprachliche Darstellung gut, und wir hatten nur nachzuhelfen, wo es galt, das Wort der Schrift treu wiederzugeben. Auch ließ diese Arbeit sein eigenes Herz und Gewissen nicht unberührt. Im Laufe dieses Jahres (1852) war er viel krank und der Herr klopfte mächtiger an der Thüre seines Herzens an. Er verstand diese Mahnstimmen auch ganz gut; öfters bemächtigte sich seiner eine Angst vor der Ewigkeit. 'Sterben fürchte ich nicht,' sagte er einmal zu mir, 'wenn es nur sich darum handelte, diese Welt zu verlassen; aber wohin geht meine Seele? Ich fürchte die Hölle; denn für den Himmel habe ich keine Gewißheit und Hoffnung.' — Einmal begleitete er mich eine Strecke Wegs. Wir saßen nieder in den Gebüschen, durch welche der Weg uns führte. Ich legte ihm das Heil in Christo aufs Neue ans Herz. Er war

bewegt und ganz bereit, den Turban abzunehmen und mit mir zum Gebet die Kniee zu beugen. Briefe, die er mir schrieb, zeugten davon, daß etwas sein Herz bewege. In einem derselben heißt es: 'Bei Tag und bei Nacht ringe ich mit dem Herrn Jesus. Meine Mutter und ich wissen, daß außer dem Herrn Jesus kein anderer Gott ist, und wir setzen unser Vertrauen auf Ihn; es fehlt uns nur noch die Taufe ꝛc.' Diese Worte gehen freilich wohl weiter, als er wirklich es meinte; aber es war doch nicht Alles nur Täuschung. Nun aber kam das Gerücht aus, er wolle Christ werden, ja Manche sagten, er sei es schon im Geheimen geworden; da wurden die Gegner heftiger und drohten mit der Wegnahme seiner Frau und mit der Ausschließung aus der Kaste. Dieß schüchterte ihn ein und — er blieb weg. Wir geben aber die Hoffnung für ihn nicht auf. Möge der Herr ihn retten und frei machen von allen Banden, die ihn noch ans Heidenthum fesseln."

So schrieb Bühler im Okt. 1852. „Menschenfurcht ist es," heißt es in einem spätern Schreiben, „was ihn von uns weggetrieben hat. Er fühlte wohl, daß er bei uns nicht in die Länge hätte bleiben können, ohne zu einem entscheidenden Schritt sich genöthigt zu sehen. Zugleich stellte er sich vor, er könne ja in der Stille ein Christ sein, — äußerlich ein Heide, innerlich ein Diener des wahren Gottes; so entgehe er dem Haß und der Verfolgung der Welt. Wir beten für ihn, daß ihn der Herr nicht lassen wolle." — Gerade ein Jahr später (Okt. 1853) heißt es in einem Berichte desselben Missionars: „Mit einem Stachel im Herzen lief Nandscha vor einem Jahre von uns weg; aber nach zwei Monaten kam er wieder und bat um Verzeihung und Wiederaufnahme [nemlich als Sprachlehrer in die Dienste der Missionare]. Eine Zeitlang sprach ich nicht mit ihm vom Evangelium und der Nothwendigkeit einer Entscheidung, um nicht etwa voreilig sein Herz zu verschließen. Endlich aber fieng er selbst davon an. Ich bat ihn dringend, den entscheidenden Schritt nicht zu verschieben, sondern so lange es Heute heiße, dem Ruf des Herrn sein Herz zu öffnen. Es sei dieß um so nöthiger, da seine Gesundheit offenbar wankend sei und seine Kränklichkeit die Spuren von Auszehrung an sich trage. 'Ich bin entschlossen', erwiederte er, 'mich taufen zu lassen; meine Mutter ist Eins mit mir; wir wollen in der nächsten Zeit es gewißlich thun.' Dabei führte er, wie er das früher schon öfters gethan hatte, das Wort des Heilandes an, das

ihm stets durch die Seele gehe: 'Wer sich Meiner und meiner Worte schämt, deß wird sich des Menschen Sohn auch schämen.'

„Bald darauf kam er nicht mehr von seinem Dorfe nach Käti, weil seine Kränklichkeit zunahm. Meine Befürchtung, daß dieß seine letzte Krankheit sein möchte, schien sich zu bestätigen. Ich gieng deßhalb (von Anfang Juni 1853 an) jede Woche zwei bis drei Mal in sein Dorf, sprach mit ihm über den Heilsweg und suchte ihn durch Vorhaltung der reichen Gnade Gottes zu ermuthigen. Wie es gewöhnlich bei den Auszehrenden der Fall ist, so war es auch bei ihm. Fühlte er sich einige Tage schlechter, so kamen wieder zwei oder drei leichtere Tage, und dann sagte er: 'Ja, ich werde besser, und sobald ich nach Käti gehen kann, so komme ich, um mich dort taufen zu lassen; denn nicht hier in diesem Dorfe, sondern in Käti soll es geschehen!' — 'Aber wenn du schwächer und schwächer wirst,' erwiederte ich, 'und du nicht mehr kommen kannst, was dann?' — 'O dann schreibe ich es,' sagte er, 'und lasse dich holen; aber dazu ist es immer noch Zeit. Ich zweifle aber nicht, daß ich nach Käti kommen kann.' — Aber er wurde immer schwächer. Seine Mutter, eine verständige Frau, die oft ziemlich helle Lichtblicke in das Wesen des Evangeliums hatte, sprach sich wiederholt wie ihr Sohn aus: sie fühle wohl, daß sie mit einander dem Herrn sich übergeben müssen und daß kein andrer Weg zum Himmel sei. 'Aber warum schiebt ihr den entscheidenden Schritt doch immer hinaus?' fragte ich. — 'Ich warte nur auf meine Mutter,' erwiederte Nandscha, 'und sie wartet auf die Ernte. In einigen Wochen ist die Ernte; thun wir jetzt den Schritt, so ist die Ernte verloren [weil die Kastengenossen das Stück Feld wegnehmen würden]; sammeln wir aber die Frucht zuvor ein, so kann sie uns Niemand mehr nehmen und wir haben etwas, wovon wir leben können?

„So ward Alles von Woche zu Woche hinausgeschoben. Ich betete viel zum Herrn, aber es kam zu nichts. Ich sah den Kampf in Nandscha. War er elender und kränker, so war sein Verlangen stärker und die Zeit, die er noch warten wollte, kürzer; fühlte er sich ein wenig besser, so sprach er wieder von Käti, wo er getauft werden wolle. Mein Eindruck war: Nandscha ist von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt; er will selig werden; er weiß auch, daß er einen Schritt thun muß; aber könnte es nicht so geschehen, daß er mit der Kaste nicht zu brechen brauchte? Er betet zum Herrn; könnte

das nicht auch im Verborgenen geschehen? Einzelne Gebräuche der Heiden könnte er ja mitmachen und nur die gröbsten fahren lassen! Dem Herrn das Herz, der Welt aber die äußere Erscheinung! Das, dachte er, gehe ja schon. Schreckte ihn dann die Nähe des Todes, so fand er, daß diese Gründe nicht Stich halten, und er sprach wieder ernstlicher von der Taufe."

So schreibt Bühler. Aber die Lage des unglücklichen Nandscha wurde immer bedenklicher. Die Mutter, die so oft versichert hatte, daß sie mit ihrem Sohne wolle dem Herrn angehören, ward nach und nach das Haupthinderniß für diesen. Sie hieng noch mit zäher Scheu an der Kaste; diese war es, die sie nicht zu brechen den Muth hatte, und je größere Gewalt dieses fein und stark gesponnene Netzwerk des Teufels über ihr Gemüth erhielt, desto schwächer wurden die Züge der göttlichen Gnade an ihrem Herzen, und desto stärker der Widerstand gegen den Ruf der rettenden Liebe Gottes. Sie verweigerte dem Missionar das Betreten der Krankenstube ihres Sohnes, weil dadurch die Wohnung „verunreinigt" würde; jener mußte auf der Vorhalle des Hauses bleiben und von dort aus mit dem Kranken reden, den man etwa heraus auf die Thürschwelle trug. Ja es wurde den Missionaren immer klarer, daß förmliche Drohungen der Mutter den Sohn von jedem kühnen Vorwärtsschreiten zurückschreckten. Als Bühler nach eigenem dreiwöchigem Unwohlsein wieder das Dorf besuchte (Br. Mörike hatte mittlerweile seine Stelle vertreten), fand er, daß die Krankheit Nandscha's reißende Fortschritte gemacht, aber auch, daß Mutter und Verwandte ihre Zuflucht zu den Zaubereien eines Kurumba genommen hatten, um womöglich die Krankheit zu kuriren. Eines Samstags eilte Bühler wieder hinüber in das Dorf. „Es ist gut, daß du kommst," rief ihm ein Verwandter Nandscha's beim Eintritt ins Dorf entgegen; „seit gestern ist er am Sterben." — „Ich lief zur Hausthüre," fährt Bühler fort, „mehrere Leute saßen im Haus; die Mutter sah betrübter aus als je. Man brachte den Kranken zur Thüre. Er konnte nicht mehr stehen, auch nicht mehr frei sitzen. Er sah aus wie ein Sterbender. Heftiger Husten machte ihm das Sprechen unmöglich. Man trug ihn wieder hinweg. Leise sagte er noch: 'Komm zu mir.' Seine Mutter und deren Bruder (Nandscha's Oheim) saßen innerhalb der Thüre, ich außen, neben mir andere Leute. Ich sprach von dem Ernst des Todes, vom Gericht, vom Erbarmen Gottes in Christo. Alle waren bewegt. Jetzt

glaubte ich ins Haus treten zu sollen, aber Mutter und Oheim versperrten mir die Thüre. Also sollte mir die letzte Unterredung verwehrt sein? — —" Bühler mußte wegen des strömenden Regens zwei Stunden lang noch verweilen; aber er fand keinen Zutritt zu Nandscha. Am andern Tage vernahm er, daß Nandscha noch lebe. Trotz des unaufhörlichen Regens machte der theure Bruder sich auf bodenlosen Pfaden und durch die angeschwollenen Bergbäche auf den Weg. Jetzt trat er, ohne zu fragen, gleich ins Haus hinein; Niemand wehrte es ihm; es waren nur freundliche Leute da. Nandscha fand er bei vollem Bewußtsein und etwas kräftiger. Bühler hielt ihm mit der Inbrunst des tiefsten Erbarmens vor, wie ihm Gott noch einen Gnadentag bescheert, wie er selbst (der Missionar) dieß als eine Erhörung seiner heißen Gebete ansehe, und wie es nun eine ungesäumte Entscheidung für den Herrn gelte. „Ja," war die Antwort, „aber nicht heute." — „Glaubst du," fragte der Missionar weiter, „daß du ein armer Sünder bist, und daß Jesus, der Sohn des lebendigen Gottes, auch für dich gestorben und auferstanden ist, daß Er auch dich retten und in sein Reich aufnehmen will?" — „Ja, das glaube ich Alles," erwiederte der Kranke. — „Aber warum willst du Ihn nicht hören, der dir noch in deiner Todesstunde ruft und dir das Siegel der Taufe anbietet? Fürchtest du denn deine Verwandten?" — „Ach nein," rief er, „was können mir denn die thun, da ich jetzt sterben muß." — „Fürchtest du, deine Mutter werde verlassen und hülflos sein, wenn du Christ wirst? Wir werden für sie thun, was wir können." — „Das ist nicht nöthig, meine Mutter stirbt mit mir!" — Der Missionar erschrak und vermuthete, sie habe Selbstmordsgedanken. „Nein," erwiederte Nandscha ausweichend, „aber sie kann ohne mich nicht leben." — „Willst du also die Taufe nicht?" — „Doch ja, ich will sie, aber heute nicht." — Der Missionar war tief erschüttert; er betete noch laut mit den Anwesenden für den Kranken und schickte sich zum Abschied an. Noch einmal aber wandte er sich an Nandscha. „Mein Freund," sagte er, „ich glaube, nun habe ich das Meinige gethan; ich bin heute nochmals trotz des strömenden Regens zu dir geeilt; ich war früher oft bei dir. Du gehst jetzt in eine andere Welt, und wenn du vor Gott erscheinst, kannst du nicht sagen, es habe Niemand nach dir gesehen, oder du habest den Weg des Heils nicht gewußt." Wehmüthig schaute der Sterbende nach dem treuen Knechte des Herrn hinauf und sagte:

„Nein, auf dir liegt keine Schuld. Du hast mir viel Barmherzigkeit erzeigt. Ich will die Taufe, aber — heute nicht! Ich will dich morgen oder übermorgen rufen lassen." — „Nandscha," rief der Missionar mit Beben, „das Heute ist dein, das Morgen oder Uebermorgen nicht!" Doch er blieb dabei. Sein letztes Wort, welches Bühler aus seinem Munde hinieden vernahm, war: „Morgen oder übermorgen, — heute nicht." Zwei Tage darauf (23. Aug. 1853) war Nandscha eine Leiche. Noch in der Nacht zuvor hatte ihm geträumt, Gott sei ihm erschienen und habe ihm gesagt: „Sei getrost, Nandscha, du wirst wieder gesund; heute noch wirst du in den Hof des Dorfes gehen." Voll Freude erzählte er seinen Eltern mit dem Anbruch des Tages den Traum, forderte etwas zu trinken, nahm's, lehnte sich zurück und — starb.

Als Bühler und Mörike die Todeskunde erhielten, eilten sie mit schwerem Herzen nach Nandscha's Dorf. Die Mutter, sonst eine redselige Frau, lief starr und schweigend bald zum Leichnam, der außen stand, bald ins Haus hinein. Plötzlich, während die Missionare mit den andern Leuten sprachen, hieß es: „Die Mutter hat sich drinnen erhängt!" Ein Mann schnitt aber den Strick ab und berichtete, sie lebe, und es habe ihr nichts gethan. Ihr eigener Mann rührte sich bei alle dem nicht, und es war, als wenn nichts geschehen wäre. Auch die andern Alle blieben gleichgültig. „Die Weiber und Mädchen drehten nicht einmal den Kopf um; der Tanz um die Leiche war ihnen wichtiger." Bald nachher kam die Mutter selbst wieder, als wenn nichts vorgefallen wäre.

„Nachdem der Tanz vorüber war," schreibt Mörike, „begleitete ich die Leiche zu dem eine Viertelstunde entfernten Begräbnißplatze, der ohne alle Einfriedigung im Thalgrund am Ufer des Baches gelegen ist und sich kaum durch einige Gräberspuren kenntlich macht. Die Kánakaru (Schreiberkaste der Badaga's, zu welcher Nandscha gehörte) verbrennen nemlich ihre Todten nicht, sondern beerdigen sie im angeschwemmten Sandboden. Nachdem das Grab fertig war, wurden je in den vier Ecken der Grube Lampen angezündet und weiße Fäden kreuzweise über das Grab gespannt. Dann wurde der Leichnam ohne Sarg, in voller Kleidung, ins Grab gelegt und auf ihm fast das ganze Eigenthum des Verstorbenen, darunter auch der Reisestab und die Flöte. Nachdem das Grab geschlossen war, bat ich die Anwesenden um einige Augenblicke Ruhe. Zu meiner Ver-

wunderung ward Alles stille. Dann fieng ich mit tiefer Bewegung zu reden an.... Dieß ist die erste Leichenrede, die ich am Grabe eines Badaga hielt. Aber ach, unter welchen Umständen! Ach Herr, mußte ich auf dem Heimweg seufzen, ein Tag der Aussaat in großer Trübsal, — aber nicht zu groß, wenn du früher oder später dir aus diesem Jammer ein Lob bereitest!.."

Wer will nicht mit diesen theuern Brüdern fühlen, welche an jenem Tage ihre erste ernstlich gemeinte Hoffnung für das Volk der Badaga's so jammervoll zertrümmert ins Grab sinken sahen! Und doch jenes „Früher oder Später", welches Br. Mörike seufzend zum Herrn schickte, sollte nicht ausbleiben.

Aber Einer der theuern Brüder, — eben der, welcher mit zitternder Hoffnung so oft an des armen Nandscha Krankenlager um seine Seele gerungen hatte, — sollte jenen Tag süßer Erntefreude nicht mehr über den blauen Bergen anbrechen sehen. Im Juni 1854 wüthete die Cholera mit furchtbarer Gewalt in vielen Dörfern der Nilagiri. Auch in dem Missionsgehöfte zu Käti stellte sie sich ein und forderte im Lauf etlicher Tage nicht weniger als sieben Opfer aus den daselbst wohnenden Eingeborenen. Auch Missionar Bühler wurde davon ergriffen (21. Juni). Eine Leber- und Magen-Entzündung gesellte sich dazu. Drei freundliche, wahrhaft brüderliche Aerzte aus Ottakamänd nahmen sich mit großer Treue des Kranken an; aber alle fürchteten von Anfang an für sein Leben. Am 28. Juni trug man ihn im Palankin hinüber nach Ottakamänd, damit er der ärztlichen Hülfe und Pflege näher sei. Ein christlicher Engländer nahm ihn und seine Gattin aufs liebreichste in sein Haus auf. Die Bewegung im Palankin schien dem Leidenden eher wohlgethan zu haben, und leise Hoffnungen für seine Erhaltung tauchten auf. Allein bald stellten sich die beängstigendsten Symptome wieder ein. Am 7. Juli (1854) schlief er unter den Gebeten treuer Missionsgeschwister sanft in die Ewigkeit hinüber. Sein Verlust für unsre Mission war groß und von Allen tief empfunden. Aber über seinem Grabe sollte bald darauf die Saat aufgehen, die er mit hatte ausstreuen helfen. „Denn hier ist der Spruch wahr: Dieser säet, der Andere schneidet. Und wer da schneidet, der empfängt Lohn, und sammelt Frucht zum ewigen Leben, auf daß mit einander sich freuen, der da säet und der da schneidet."

3. Was es mit einem Erstling auf sich hat.

Etwa 1 ⅓ Stunden von Käti liegt ein Badaga-Dorf, Tschogatorre mit Namen. Die Bewohner desselben gehören zur Kaste der Känakaru, d. h. der Rechner- und Schreiberklasse, die durch Intelligenz vor den übrigen Gliedern ihrer Volksfamilie sich vortheilhaft auszeichnen. „Die Känakaru," sagt Mörike, „haben noch heute den Ruf, nachdenksamer und für Kenntnisse in Welt- und Religionssachen empfänglicher zu sein, als andere Badaga's." War doch auch der Nandscha, von dem wir soeben erzählt haben, ein Känaka gewesen. Es lag den Missionaren oft der Gedanke sehr nahe, daß, wenn irgend an einem Punkte der Nilagiri-Bevölkerung einmal ein Durchbruch zum Christenthum durch Gottes Gnade geschehen sollte, so werde es unter den Känakaru geschehen. Deshalb suchten sie auch die Dörfer dieser Kaste besonders fleißig auf, ohne die andern Ansiedlungen der Bergbewohner zu vernachläßigen. Missionar Mörike kann schon im Juli 1857 schreiben: „Tschogatorre gehört zu denjenigen Dörfern, welche gleich von Anfang unsrer Nilagiri-Mission an mit dem Evangelium bekannt und seitdem fast unzählige Mal von uns besucht wurden. Schon Br. Weigle, der damals noch in Katēri wohnte, fieng vor zehn Jahren dort eine Schule an, in welcher ein heidnischer Schulmeister als Lehrer angestellt wurde. Nach einiger Zeit jedoch erwies sich der Einfluß dieses heidnischen Lehrers als schädlich für die Dorfleute und für die Kinder. Er wurde daher entlassen, und wir machten den Versuch mit einem christlichen Schullehrer von niederer Kaste (einem aus dem Unterland gekommenen Tamulen). Dieß war aber zu viel für die Leute von Tschogatorre, die zur (vornehmern) Känaka-Kaste gehören und den Lingam, dieses Sinnbild des Gottes Siwa, in einer Kapsel auf der Brust zu tragen das Recht haben. Die Folge davon war, daß die Schule allmählig eingieng. Auch nach dem Aufhören derselben setzten wir übrigens unsre Besuche fort und fanden meist freundliche und willige Zuhörer. Nirgends wurde ich mit der ganzen Dorfschaft, Männern, Weibern und Kindern, so im Einzelnen bekannt, wie hier. Auch stellten sich bald einige Leute heraus, die für die Zukunft Hoffnung gaben und unsrer besondern Aufmerksamkeit werth schienen. Besonders ein Mann, Namens Hālea, giebt mir den Eindruck, den ich schon Jahre lang in mir trage, daß er — wo nicht der Erstling — doch einer der Erstlinge

der Badaga's werden könnte. Er hielt sich lange Zeit ferne und schien unsern Umgang zu fürchten; besonders war er in Gegenwart Anderer sehr zurückhaltend gegen uns. Doch suchte ich ihn immer wieder auf, und wenn ich ihn allein sprechen konnte, fand ich ihn sehr offen für die Wahrheit. Aus seinen Bemerkungen und Antworten sah ich, daß er nach Wahrheit suchte, die verschiedenen Religionen verglich und eine Zeitlang durch Umgang mit Römischkatholischen zum Pabstthum sich hinneigte. Zuletzt schien ihm nur noch die Taufe ein Anstoß. Er erklärte, er glaube an Jesum Christum als seinen Herrn und Heiland, meinte aber, er könne diesen seinen Glauben für sich behalten und der Taufe entbehren. So stand es etwa seit einem Jahr. Gegen Ende des letzten Jahres (1856) fieng ich an, die Kaffeepflanzung in Hullikal (etwa zwei Stunden von hier), wo Hälea Aufseher ist, monatlich ein Mal zu besuchen und mit Erlaubniß des englischen Pflanzers, Herrn Stanebank, eines wohlmeinenden Mannes, seinen etwa 50 Badaga-Arbeitern zu predigen. Etwas später kam Hälea eines Sonntags sammt dem Hauptmann seines Dorfes Tschozatorre und einigen andern Begleitern zu uns, um sich eine Schule für ihre Kinder zu erbitten. Ich hielt ihnen ihr früheres Benehmen, so lange die einstige Schule in ihrem Dorfe noch bestand, vor und fragte, welches Vertrauen ich in ihre Aussagen setzen könne, nachdem sie jene vernichtet hätten. Sie fuhren aber fort zu bitten, versprachen, eine bestimmte Anzahl von Kindern zur Schule zu senden, und boten zu diesem Zwecke sogar ein Haus an. Bei einer andern Gelegenheit sagte mir Hälea, seine Absicht bei der Schule sei, die Dorfleute und Kinder mit dem Evangelium bekannter werden zu lassen, damit so der Uebertritt vorbereitet werde. Diese Bemerkung war mir natürlich merkwürdig, aber zu schön, als daß ich sie unbedingt hätte glauben können. Aber im Namen des Herrn fieng ich die Schule an mit einem unsrer geschulten, aber noch heidnischen Badaga-Jünglinge als Lehrer. Sie zählt jetzt elf Kinder, welche meist mit großem Eifer und wahrer Lust lernen! Auch Hälea schickte zwei Kinder in die Schule und freut sich ihrer Fortschritte."

Jene Bitte Hälea's um eine Schule, und die von ihm vorgebrachten Gründe dafür, welche dem Missionar „merkwürdig, aber zu schön vorkamen, als daß er sie unbedingt hätte glauben können," hatten doch in dem nachdenksamen umsichtigen Gemüthe dieses Mannes einen tieferen Wahrheitsgrund, als Mörike damals noch ahnte. Das

Verlangen, ein Christ und des Heils in Christo theilhaftig zu werden, wohnte schon um jene Zeit tief und gotteskräftig in dieser Seele; aber vor seinem nüchtern prüfenden Auge verbargen sich auch nicht die Berge von Schwierigkeiten, die einem solchen Schritte sich entgegenthürmten. Mörike selbst hat dieß erst nachher in seinem ganzen Umfang verstanden. „Wir Alle wissen," schreibt er später (11. Okt. 1858), „welche Macht die Gewohnheit, die Ueberlieferung, die Erziehung und Umgebung auf uns ausüben. Diese Macht ist besonders groß in Indien, wo der Begriff 'Religion' mit dem von 'Sitten und Gebräuchen' in Eins zusammenfällt. Dieser Macht gegenüber ist das Alleinstehen, wobei man sein eigenes ganzes Volk sich entgegen weiß, von unglaublicher Schwierigkeit. Daher ist es in Indien eine Seltenheit, daß Einer allein zuerst Christ wird. In Tinnevelly (Süd-Indien) war es fast immer eine größere oder kleinere Anzahl von Kastengenossen, die mit einander und zugleich das Heidenthum aufgaben. Vielleicht in der ersten Zeit macht die Taufe selbst, die Freude über das empfangene Gut, das freundliche Entgegenkommen europäischer und anderer Christen, der Reiz der Neuheit und die Hoffnung auf baldiges Nachfolgen anderer Stammgenossen den großen Schritt etwas leichter; aber wenn dann diese Hoffnung dennoch unerfüllt bliebe, wie dann? Man denke sich noch dazu, daß ein solcher Erstling einerseits von den Seinigen ausgestoßen wie ein verhaßter Fremdling allein dasteht, andererseits doch in Mitten seiner Volksgenossen lebt und wandelt, und um seines Berufes willen, der ihn von Sonnenauf- bis Sonnenniedergang in Anspruch nimmt, nur am Sonntag etwa mit andern Christen zusammen sein kann; ferner daß einem solchen Erstling meistens alle Schulbildung abgeht und durch die Strenge seines Lebensberufs auch jede Gelegenheit zur Selbstfortbildung abgeschnitten ist; ja daß ihm die Gefahr droht, seinen Beruf, der ihm die Mittel zu seinem Lebensunterhalt bietet, ganz zu verlieren. Wie leicht könnten die übrigen Plantagen-Arbeiter in Hullikal, deren Aufseher Hälea war, sich weigern, ihn (wenn er Christ würde) ferner als solchen über sich zu haben, und auch der wohlmeinende englische Plantagenbesitzer hätte dann keine andere Wahl, als ihn zu entlassen! Aus dem drückenden Vorgefühl solcher Schwierigkeiten gieng wohl bei Hälea der Wunsch und die Bitte hervor, daß in seinem Dorfe eine Schule möchte errichtet werden, 'damit das Dorf mit dem Evangelium bekannter und der Uebertritt vorbereitet werde.'"

„Eine andere unbeschreiblich große Schwierigkeit," schreibt Miss. Mörike weiter, „liegt für einen Erstling in Indien in den Familienverbindungen. Hälea's Familienleben war, soweit es bei den Heiden möglich ist, ein wahrhaft glückliches. Seine Ehe ist mit sieben Kindern gesegnet, vier Mädchen und drei Knaben; seine Frau, sehr verständig und charakterfest, ist eine treue und geschäftige Hausmutter, die nur für ihr Haus lebt. Wird nicht der Tag des Uebertritts zum Christenthum einen tiefschmerzlichen und bleibenden Riß in dieß glückliche Familienleben bringen? Wird nicht die bis dahin treue und anhängliche Gattin und Hausmutter mit dem Tage der Taufe die entschiedenste Feindin des Mannes werden, dem Gatten das Haus verschließen und dem Vater selbst den Anblick der Kinder verweigern? Wird sie nicht nach der Weise der Badagafrauen mit dem Morde der eigenen Kinder und mit Gedanken des Selbstmords umgehen? Und bei dem Allem das Alleinstehen, dieses furchtbare Alleinstehen!"

Mörike macht noch auf eine weitere Schwierigkeit aufmerksam, die in dem socialen Leben der Badaga's ihren Grund hat. „Bei dem mehr patriarchalischen Leben dieses Volksstammes," schreibt er, „ist eine Sonderstellung in der Gesellschaft nahezu eine Unmöglichkeit. Die Aeltesten, besonders wenn sie zugleich als Ortsvorsteher politische Macht haben, ordnen und leiten Alles bis auf die Heirathen, die Arbeiten und den Verdienst der einzelnen Familien hinaus. Die Aeltesten sind auch zugleich die entscheidenden Richter in Streitsachen, die Hüter der herkömmlichen Sitten und Gebräuche und die Ceremonienmeister bei allen Festlichkeiten. Ihre Macht ist so unbeschränkt, daß, wenn je einmal der Fall eintritt (er ist aber selten genug), daß ihre Beschlüsse von dem englischen Richter auf die Seite gesetzt werden, sie sich kaum von ihrer Bestürzung erholen können und solches für den schnödesten Eingriff in ihre Rechte ansehen. Es ist natürlich solchen Leuten klar, daß sie mit dem Sieg des Evangeliums drei Viertheile ihrer Gewalt und ihres Gewinns verlieren würden. Was aber ein Erstling unter solchen Umständen bis ins Kleinste hinein zu erdulden hätte, ist wahrlich nicht leicht zu beschreiben. Ich will nur einige Züge hervorheben: — Hälea hat als ziemlich bemittelter und einsichtsvoller Familienvater eine Stelle und Stimme in der Rathsversammlung, die gewöhnlich am Sonntag zusammentritt. Diese Stellung müßte er, wenn er Christ wird, gänzlich verlieren. Niemand

wird auch nur von ferne mit ihm zu thun haben wollen, weil er dann unter dem strengsten Banne der Aeltesten stünde, die ihn am liebsten aus dem Leben, oder wenigstens aus dem Lande schaffen möchten. Ebenso muß das freundnachbarliche Verhältniß zwischen ihm und seiner nächsten Umgebung vollständig ein Ende nehmen. Es ist unter den Badaga's Sitte, daß die Nachbarn Alles gemeinschaftlich thun. Ein Haus, ein Stall wird, da sie keine besondern Handwerker unter sich haben, von den Familien- und Dorfgenossen zusammen errichtet; ein Feld, auf dem oft zehn Pflüge gehen, wird gemeinschaftlich angebaut ꝛc. Alle diese Vortheile fallen für denjenigen weg, der als ein Erstling und allein heraustritt. Sogar der Grund, und Boden, den er zuvor als Eigenthum betrachten durfte, und für den er die Grundsteuer zahlt, kann von dem Distriktsvorsteher zurückgefordert und zurückgenommen werden, weil die liegenden Güter in gewissem Sinn nicht sowohl dem Einzelnen, als vielmehr dem Gemeinwesen gehörend betrachtet werden.

„Eine Sorge ferner, die den Badaga's immer viel zu schaffen macht, ist die Verheirathung ihrer Söhne und Töchter. Wer wird den Söhnen eines Erstlings seine Töchter geben, und die Töchter eines Ausgeschlossenen seinen Söhnen zu Frauen nehmen? In Indien ist diese Frage eine der frühesten und angelegentlichsten, die bei einem Familienvater oder einer Mutter erwacht, und sie beschäftigt sie so lange, bis wenigstens die Verlobung der Kinder, welche der Heirath gleich geachtet wird, glücklich zu Stande gekommen ist. — Faßt man Alles dieß zusammen (und es sind doch nur wenige Umrisse der sich aufthürmenden Schwierigkeiten), so wird man begreifen, was für eine Macht göttlicher Gnade und welche Kraft des Glaubens bei einem Badaga dazu gehört, als der Erstling durch alle Hindernisse durchzubrechen und durch das freie Bekenntniß Christi in der Taufe mit seinem ganzen Volke zu brechen!"

So schreibt Missionar Mörike, und wir verstehen aus dieser Darlegung, warum ein Apostel Paulus mehrmals in seinen Briefen mit solchem Nachdruck den einen oder Andern als Erstling seines Volkes bezeichnete. „Ihr kennet das Haus des Stephanas, daß sie sind die Erstlinge in Achaja, und haben sich selbst verordnet zum Dienst der Heiligen; daß auch ihr solchen unterthan seiet;.. erkennet, die also sind." Das erste Heraustreten eines Individuums aus der festgeschlossenen, starken und mächtigen Volkssitte, sein kühnes Durch-

brechen durch die uralten, religiösen und socialen Bande des Volkslebens ist an und für sich schon eine That von so großem Werth und zeugt von solcher Geisteskraft und Lebensfülle, daß der Apostel ohne Weiteres von den Uebrigen ein „Unterthansein" fordern kann und mit Recht hinzufügen darf: „Erkennet, die also sind." Aber eine solche Erstlingsschaft hat noch eine andere tiefere Bedeutung. Sie kann nicht ohne mächtige Rückwirkung auf das Ganze bleiben. Es ist ein wirklicher neuer Lebensanfang für das ganze Volk, aus dessen Mitte der Erstling hervorgeht, — ein Anfang, der nicht aus den im Volke bereits vorhandenen Lebenselementen, sondern nur aus einem von Außen, von Oben gekommenen neuen Schöpfungswunder erklärbar ist. Man hat schon oft darauf hingewiesen, wie das Alterthum eine viel tiefere und lebensvollere Anschauung gehabt habe von dem innern und innigen Lebenszusammenhang, in welchem alle einzelnen Glieder eines Volkes unter sich und mit der Volksgesammtheit stehen. Während man in unsrer Zeit und namentlich unter uns Abendländern den Begriff der Individualität, der persönlichen Besonderheit, aufs äußerste steigert und die einzelne Persönlichkeit aus ihrer gliedlichen Zusammengehörigkeit mit ihrem Volksganzen allzusehr abzulösen geneigt ist, pflegte das Alterthum (auch das heidnische) ein Volk als einen lebendigen Organismus anzuschauen, an welchem die einzelnen Individuen nur die gegenseitig sich bedingenden und lebensvoll aufeinander wirkenden Glieder sind. Das Volk als Ganzes war für diese Anschauung eine Art in sich geschlossener Persönlichkeit, bei welcher jede wesentliche Veränderung, die an einem seiner organischen Glieder vorgeht, sofort umgestaltend auf den Gesammt-Organismus zurückwirken muß. Auch die Bibel hält von Anfang bis zum Ende diese Anschauung fest. So namentlich auch der Apostel Paulus. Das Volk Israel ist ihm ein Baum mit Wurzel und Zweigen. Daraus zieht er bedeutungsvolle Schlüsse. „Ist die Wurzel heilig, so sinds auch die Zweige" (Röm. 11, 16). Aus der heiligen Wurzel der Patriarchen muß also immer wieder ein heiliges Volk Israel hervorsprießen. An derselben Stelle betrachtet er dieß Volk unter dem Bilde des Teiges, bei welchem jeder Theil die Natur des Ganzen an sich tragen muß. „Ist der Anbruch (eigentlich: Erstling) heilig, so ist auch der Teig heilig." Die chemische Veränderung, welche der Sauerteig von einem einzigen kleinen Punkte aus auf die ganze Masse des Teigs ausübt, ist bedingt durch den organischen Zusammenhang, in

welchem alle einzelnen Theile des Ganzen unter sich stehen, ist aber auch die nothwendige Folge dieses Zusammenhangs. So, und nur so verstehen wir den Nachdruck, mit dem der Apostel die „Erstlinge in Achaja" wiederholt hervorhebt und ihre Namen den Jahrhunderten nach ihm überliefert. Denn diese Erstlinge waren ihm, so wenig es vor Menschenaugen den Anschein haben mochte, ein Unterpfand dafür, daß nach Gottes herrlichem Liebesrath und nach dem Lebensgesetz eines jeden Organismus das ganze Volk, aus welchem sie als die Erstlinge herausgetreten, noch in die Lebensgemeinschaft Christi treten wird, ja (in des Apostels Anschauung) bereits faktisch eingeführt ist. Dieß ist auch die Bedeutung der vereinzelten Bekehrungsgeschichte, die wir hier unsern Lesern vorführen.

---

4. Kampf und Sieg.

Wir haben Hälea verlassen, wie er den Missionar, im Vorgefühl der bevorstehenden Schwierigkeiten, um die Errichtung einer christlichen Schule in seinem Dorfe Tschogatorre bittet. Sein Gesuch wird erfüllt. Die Schule kommt in erfreulichen Gang. „Ich sah ihn nun öfters in seinem Dorf, sowie auf der Kaffeepflanzung, wo er als Aufseher dient, und hier in Käti," schreibt Mörike weiter (13. Juli 1857). „Als er einmal wieder zu uns kam, brachte er die mir unerwartete Bitte vor, daß wir in seinem Dorfe ein Bethaus bauen und einen Katechisten schicken möchten. Seine Worte waren: 'Eine Kirche wünsche ich mir in meinem Dorfe, damit wenigstens die Nachkommen beim Anblick derselben sagen werden: Dieß ist eine Kirche Christi!' Dieß frappirte mich noch mehr als seine frühere Bitte um eine Schule, und doch wußte ich nicht, ob er sich ganz klar sei über den Inhalt und Umfang seiner Bitte. Ich versprach ihm daher nur, ich werde mir die Sache überlegen, und wartete auf noch deutlichere Erklärungen von seiner Seite. Später kam er wieder mit derselben Bitte, sprach sich aber noch nicht deutlicher aus. Endlich am 21. Juni (1857), am zweiten Sonntag nach Trinitatis, kam er wieder nach Käti und wohnte dem kanaresischen Gottesdienste bei, in welchem ich über das Evangelium vom verlorenen Schaf predigte. Nachher nahm ich ihn in ein Zimmer besonders und sagte ihm mit wehmüthigem Herzen, daß eben auch er samt den

übrigen Badaga's zu den verlorenen Schafen gehöre, von denen der Heiland im Gleichniß rede. Seine Antwort war: 'Ich war verloren, aber ich bin gefunden.' — Wie das? rief ich voll Erstaunen. — 'Ich glaube an den Herrn,' erwiederte er, 'und möchte sobald als möglich getauft werden; wäre es nicht möglich am nächsten Sonntag?' Ich konnte mich kaum fassen vor innerer Bewegung und fragte ihn noch weiter aus. Er sagte, er habe die Frage schon längst in seinem Herzen bewegt und sei nun entschlossen, sich taufen zu lassen. Als ich nach seiner Frau, seinen Kindern und Verwandten fragte, meinte er der Frau sicher zu sein, daß sie ihm folgen werde; die Andern schien er nicht zu fürchten. Ich erklärte ihm, ich müsse ihn noch so oft und so lange als möglich vor der Taufe sehen, um ihn in der christlichen Wahrheit zu unterrichten, ungeachtet er mit derselben ziemlich vertraut ist. So bestimmte er einen Tag, an welchem er wieder kommen wolle, und gieng.

„Wie innig wir dem Herrn für diese Gnadenheimsuchung dankten, und wie brünstig wir mit Bitten um weitern Segen anhielten, brauche ich nicht zu sagen. Gleich am folgenden Tag (Montag) gieng ich nach der Kaffeepflanzung von Hullikal, um von dem Besitzer derselben für Hälea Urlaub für diese ganze Woche auszuwirken, was auch gerne gewährt wurde. Schon am Dienstag kam er hieher (nach Käti). Ich redete lange mit ihm und wir beteten zusammen. Tags darauf kam er mit zwei andern Badaga's, einem jüngern und einem ältern Manne (Hälea selbst ist etwa 40 Jahre alt), die mit ihm getauft sein wollten. Beide waren mir wohlbekannt. Der Jüngere händigte mir seinen Lingam, das Zeichen des Götzendienstes, ein, und der Andere versprach, es am folgenden Tage thun zu wollen. Ich sprach und betete mit ihnen und sie giengen freudig wieder von dannen. Aber dieser Sieg war dem Widersacher der Menschenseelen zu groß. Noch an demselben Abend wurde die Absicht der Männer im Dorfe (Tschogatorre) bekannt und der Sturm brach los. Die Frauen dieser drei Leute wurden mit Lügen aufgehetzt und drohten, ihre Männer zu verlassen und sich selbst das Leben zu nehmen. Alle Mächte der Finsterniß vereinigten sich, diese Lebensregung zu unterdrücken. Tags darauf (Donnerstag) kamen die Männer nicht. Ich suchte sie auf dem Feld und in der Pflanzung auf, und fand sie eingeschüchtert und um Geduld bittend, bis sie etwas freier sich fühlen würden. Ich ermahnte sie herzlich und dringend, sprach auch mit einer der Frauen,

fand sie aber unbeweglich, also daß sie sogar in meiner Gegenwart es nicht lassen konnte, ihren Mann zu beschimpfen. Es blieb uns nichts übrig, als mit Gebet anzuhalten und diese Seelen priesterlich auf dem Herzen zu tragen. In der darauffolgenden Zeit besuchte ich die Männer wieder und wieder, sah auch die Frauen, und in letzter Woche fand ich eine derselben recht zugänglich, die andere aber sehr aufgebracht über ihren Mann. Gestern (Sonntag) Nachmittag wußte ich, daß ich die Meisten zu Hause treffen würde, und gieng nach Tschogatorre, wo ich ganz zu gelegener Zeit kam. Ich fand Hälea freudig und vergnügt über jegliches Wort Gottes, das ich ihm brachte. Er ist, so viel ich sehe, im Grunde noch fest, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß er über kurz oder lang gewonnen werden wird. Ach wir liegen in Geburtswehen, in denen nur Gottes Macht helfen kann." —

So standen die Sachen nach Mörike's Brief vom Juli 1857. Um die gleiche Zeit aber trafen die ersten Schreckensposten von der in Nord-Indien ausgebrochenen Militär-Meuterei auf den blauen Bergen ein. Es war wie ein Erdbeben, dessen Schwingungen sich durch ganz Indien und selbst bis auf die isolirte Berginsel der Nilagiri hinauf fühlbar machten. Die ganze eingeborne Bevölkerung Hindostans erwartete den Untergang der brittischen Herrschaft und mit ihr auch den Untergang der christlichen Missionen im Lande. Selbst unter den Europäern, die in Indien lebten, gab es nur wenige kühne Geister, die in Mitten dieser ungeheuern Kalamität noch Muth und Hoffnung sich bewahrten. Daß von dieser allgemeinen Bestürzung ein Rückschlag sich wohl auch in dem armen Bergdorfe Tschogatorre fühlbar machen und auf jene wahrheitsuchenden Männer, die ohnehin von Schwierigkeiten sich umgeben sahen, entmuthigend wirken werde, war zu erwarten. Viele Monate hindurch hörten wir (in Basel) keinen Laut mehr von Hälea und seinen beiden Freunden, so sehr wir uns darnach sehnten. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß eben die Briefe, die wir ersehnten und welche so freudige Kunde enthielten, mit dem englischen Postdampfer, welcher sie trug, in die Tiefe des Meeres versanken. Erst im Juli 1858, also ein volles Jahr nach jenem ersten Bericht über Hälea's Annäherung, erreichte uns die herzerquickende Nachricht von seiner bereits geschehenen Taufe. Einige Tage darauf kam auch der verloren geglaubte, kaum noch lesbare Brief, der schon am Abend des Tauftags geschrieben

war, und der durch die Taucherkunst der singhalesischen Perlfischer aus der Tiefe des Meeres wieder heraufgeholt wurde.

„Mit ungemischter Herzensfreude," so schreibt Mörike in diesem aus der Meerestiefe geretteten Briefe vom Sonntag den 31. Jan. 1858, „und voll anbetenden Dankes gegen den treuen Hirten der Seelen darf ich Ihnen melden, daß ich heute den Erstling der Badaga's in den Tod Jesu taufen durfte. Unsre Seele erhebet den Herrn und unser Geist freuet sich Gottes, unsres Heilandes. Er hat unsre Niedrigkeit angesehen und große Dinge an uns gethan, der da mächtig ist, und deß Name heilig ist.

„Seitdem Hälea, der nun Abraham heißt, mit seinen zwei Genossen durch den Sturm der Verfolgung sich hatte einschüchtern lassen, gieng ich ihm ununterbrochen mit suchender Liebe nach, um die Verbindung, die ich mit seinem Herzen hatte, durch Gottes Gnade aufrecht zu halten. Er spürte wohl, daß meines Herzens Verlangen auf ihn gieng; er wies mich aber immer wieder auf seine Familie, auf deren Entscheidung er warte, und die er mit sich zu ziehen hoffte. Der Herr gab uns Gnade, fortzubeten. Hälea's Aeußerungen gaben mir wenig Hoffnung; doch fühlte ich, daß das Wort Gottes für ihn eine Macht war, von der er sich jetzt schon gebunden fühlte, und unter die er sich früher oder später vollständig beugen mußte. Acht lange Monate vergiengen indessen und er meinte noch immer zuwarten zu müssen, bis seine Frau Eines Sinnes mit ihm wäre. Da ließ er mir endlich unversehens durch einen Freund (einen Arbeiter auf der Kaffeepflanzung zu Hullikal) sagen, daß er entschlossen sei, nächsten Sonntag (d. h. heute vor acht Tagen) zu uns kommen und sich für den Herrn zu entscheiden. Ich konnte dieß kaum glauben, und doch hatte ich Hoffnung. Der Sonntag kam und Hälea hielt sein Wort. Vor dem Beginn des Gottesdienstes trat er, begleitet von einem Vertrauten, der mit ihm durchbrechen zu wollen schien, bei uns ein. Hälea sprach sich so entschieden für den Herrn Jesum aus und begehrte so bestimmt die Taufe, daß mir kein Zweifel mehr übrig blieb, das sei vom Geiste der Wahrheit gewirkt. Der folgende Sonntag (heute der 31. Jan.) wurde als Tauftag bestimmt. Nachdem ich lange mit den beiden Freunden geredet und gebetet, gab ich unserm Hälea ein Schreiben an den Pflanzer in Hullikal mit, worin ich diesen bat, ihm für wenigstens vier Tage in der vergangenen Woche Urlaub zu geben, damit ich ihm die letzte Vorbereitung auf die Taufe ertheilen

könnte. Dieß wurde ihm ohne Schwierigkeit gestattet. Am Mittwoch kam er wieder mit seinem Freunde. Ich hatte sie vier Stunden lang bei mir, wo ich wichtige Stellen des Wortes Gottes mit ihnen durchgieng und mit ihnen betete. Am Abend giengen sie heim. Donnerstags kam Hälea abermals, aber ohne seinen Freund. Letzterem waren die Einschüchterungen und Drohungen von Seiten seiner Verwandten zu stark geworden; sein Gemüth war in der Wahrheit noch nicht befestigt, sein Glaube war zu schwach, — er trat zurück. Es gab dieß Anlaß, mit Hälea nur um so tiefer in den ganzen Ernst der Christenaufgabe einzugehen und um so brünstiger mit ihm und für ihn zu beten. Am Freitag brachte er einen andern Freund mit sich, einen frühern Schüler von uns, Namens Nandscha. [Man sieht, der im tiefsten Grunde seines Wesens bearbeitete liebe Mann suchte noch immer auch menschliche Haltpunkte, an die er sich bei dem entscheidenden Schritte anlehnen könnte, und durch deren Gemeinschaft er zum bevorstehenden Kampfe sich zu stärken hoffte.] Hälea wurde immer entschiedener und kräftiger im Geist.

„So kam der Samstag. Es stand über die gewöhnliche Zeit an, bis die Beiden kamen. Wieder und wieder sahen wir hinaus auf den Tschogatorre-Weg. Wir beteten und harrten; aber die Zeit war verstrichen. Schon wollte ich mit Br. Metz selbst ins Dorf gehen, um zu sehen, was vorgefallen sei, als Beide zu unsrer unaussprechlichen Freude doch noch kamen. Hälea hatte daheim einen schweren Stand gehabt. Frau, Kinder und Verwandte weinten zusammen und wollten ihm das Herz brechen. Er selbst sagte zu uns, nur in der Kraft Gottes sei es ihm möglich geworden, sich loszureißen; jetzt gehe er aber auch nicht mehr nach Hause, bis er getauft sei, und wenn ihn die Seinen, wie sie gedroht hätten, nicht mehr ins Haus lassen wollten, so bleibe er bei uns. 'Wenn ich wieder heimgienge,' fügte er hinzu, 'so wüßte ich nicht, was sie unversucht ließen, um mich zurückzuhalten.' Damit war der Sieg errungen. Was wir dabei fühlten, was mein Herz in jenen Tagen bewegte, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Ein Strom der Freude war über uns ausgegossen und Herz und Lippen rühmten es, daß der Herr unaussprechlich Großes gethan. Zugleich war es auch entschieden, daß er am folgenden Tag (am heutigen Sonntag) getauft werden müsse, wozu uns der Herr auch volle Freudigkeit schenkte. Den Lingam hatte er weggeworfen, den Haarbüschel (das Kastenzeichen) abgeschnitten; sein

Glaube erschien ungeheuchelt, sein Bekenntniß des Namens Jesu freudig und lauter. Wer sollte da die Taufe wehren? Mit dem jungen Nandscha war's freilich etwas anders. Er wollte auch durchaus getauft sein; allein wir kennen ihn noch zu wenig und jedenfalls ist seine Wahrheitserkenntniß noch geringer. So versprachen wir ihm die Taufe für später, wenn er sich wacker halte und treu sich bewähre.

„Am Abend ließ ich unserm Hālea die Wahl, ob er selbst für sich kochen, oder mit Martin, unserm eingebornen christlichen Schulmeister aus dem Unterlande, speisen wolle. [Das Zusammenessen mit kastenlosen Christen ist ja an und für sich ein vollständiges Brechen der eigenen Kaste.] Hālea zog das Letztere vor und zeigte auch damit, daß er mit der Kaste gründlich brechen und mit dem Christwerden wahrhaftig Ernst machen wollte. Er schlief in unserm Hause, und heute wählte er bei der Vorbereitung, die ich noch mit ihm hielt, sich selbst den Namen Abrahams, des Vaters der Gläubigen, zu seinem neuen Taufnamen. Ich predigte dann über 1 Kor. 6, 9—11 (Wisset ihr nicht, daß die Ungerechten werden das Reich Gottes nicht ererben.... Solche sind euer Etliche gewesen; aber ihr seid abgewaschen, aber ihr seid geheiligt, aber ihr seid gerecht worden durch den Namen des Herrn Jesu, und durch den Geist unsres Gottes); dann bekannte er ein gutes Bekenntniß vor der kleinen Gemeinde und wurde von mir mit großer Freudigkeit in den Tod Christi getauft. Nicht viele Badaga's waren anwesend, aber die da waren, erhielten einen tiefen Eindruck."

„Nachschrift, 2. Febr. 1858. Gestern (Montag) begleitete ich unsern Abraham nach der Kaffeepflanzung, stellte ihn seinem Herrn als Christen vor und bat ihn, demselben womöglich seine bisherige Stellung als Aufseher zu sichern. Herr Stanebank, der Pflanzer, bezeigte seine Freude, bestätigte ihn in seinem bisherigen Amte und versprach allen nöthigen Schutz. Auch bot er ihm eine leerstehende Wohnung an, da er vorderhand nicht in sein eigenes Haus (in Tschogatorre) zurückkehren kann, und da auch die auf der Pflanzung beschäftigten Badaga's sich weigerten, mit ihm im gleichen Zimmer zusammen zu sein, viel weniger mit ihm zusammen zu essen. Auch der junge Nandscha, der Taufbewerber, fand dort ein Plätzchen; zugleich ließ ich unsern christlichen Schulmeister Martin dort, damit er ihnen mit Rath und That in dieser ersten schwierigen Zeit zur Seite

stehe und sie geistlich bediene, bis ich selbst wieder hinkomme. — Heute will ich in Abrahams Dorf Tschogatorre gehen, um den Stand der Dinge dort kennen zu lernen. Die Badaga's sprechen allenthalben viel von Abrahams Taufe und wundern sich höchlich, daß er den verhängnißvollen Schritt gewagt habe."

So schreibt Mörike in den Tagen der Taufe selbst. Hören wir nun zunächst, welche Wirkung dieser große entscheidende Schritt auf die heidnische Badaga-Bevölkerung überhaupt ausgeübt hat. Da kommt uns ein Schreiben desjenigen unsrer Nilagiri-Missionare zu Gute, welchem ganz besonders die mühevolle Aufgabe der Reisepredigt auf den Bergen zugefallen war.

Br. Metz schreibt unter dem 7. Mai 1858: „Meine Erfahrungen bei der Arbeit unter diesen Bergstämmen waren seit Abrahams Taufe von eigener Art. Ich war allerdings auf großen Widerstand und auf Schmähungen aller Art von solchen Leuten gefaßt, die sich von jeher nicht freundlich gegen uns und unser Werk bewiesen haben; daß aber auch Viele von denen, die uns früher gerne gehört und in vielen Dingen unsrer Predigt Gehör gegeben hatten, hinter sich gehen werden, war mir unerwartet, bis mir aus dem Leben des Heilandes die Stelle Joh. 6, 65. 66 Beruhigung und Trost brachte. Nicht lange nach Abrahams Taufe gieng ich ins 'Todanād' und machte in vielen meiner Ansprachen seinen Uebertritt zum Christenthum zur Unterlage, indem ich sie aufforderte, jetzt ihr gegebenes Versprechen (daß sie nemlich nachfolgen wollten, wenn Andere den Anfang machten) zu lösen und sich in die Gemeinschaft Christi zu stellen; allein sie wandten sich mit Furcht und Entsetzen von mir weg, als ob ich ein Zauberer und Betrüger wäre, und Viele sagten gerade heraus, daß wir bei Abraham Zaubermittel angewendet hätten, um ihn von seiner Kaste loszureißen. Viele, die mir sonst freundlich zuhörten, zogen sich sogleich in ihre Hütten zurück, wohin ich ihnen nicht folgen durfte. Als ich Abends in meine Nachthütte zurückkehrte, war ich fast muthlos über diese Erfahrungen... In einem andern Distrikte wollte ich mir um jene Zeit eine Nachthütte bauen und meinte, die Leute werden sich freuen, wenn ich zu ihnen komme; aber ich sollte mich bitterlich täuschen. Als ich sie bat, mir 20 Fuß ins Gevierte von ihrem unbebauten Lande abzutreten, da meinten sie Alle, gerade die Stellen, die ich für meine Niederlassung erbitten wollte, seien ihnen von ganz besonders großem Nutzen; ja ihre Ausreden waren von der Art, daß ich mich nur immer

wieder in der Geduld mußte stärken lassen. Am Ende wiesen sie mich auf einen steinigten Hügel im Walde, wo weder Mensch noch Thier existiren kann. Unter meinen Gegnern befand sich auch ein Mann, den ich früher mit Gottes Hülfe von schwerer Krankheit gerettet hatte, als ihn seine Verwandten bereits aufgaben. Ich mußte des Abends, ohne etwas ausgerichtet zu haben, in meine entfernt liegende Hütte zurückkehren. Später kam ein Mann zu mir und sagte, ich solle auf seinem Felde eine Hütte aufrichten; doch möchte ich es ja heimlich thun und Niemand sagen, daß er es mir erlaubt habe. Ich erklärte ihm, daß ich nicht wie ein Dieb kommen wolle; wenn er mich nicht öffentlich aufnehmen wolle, so müsse ich mich für seine Großmuth bedanken. So schwebt dieser Punkt seit zwei Monaten, und die Leute gehen an mir schnöde vorüber, ohne mich zu grüßen, — was früher nie der Fall war. Mein Trost ist der, daß der Herr mir nicht befohlen hat: 'Du, Metz, mußt die Leute bekehren;' sondern daß ich weiß, meine Aufgabe sei zu predigen, des Herrn Sache aber ist es, sie zu bekehren; und wenn die Leute toben, so tröste ich mich damit, daß der Teufel es für nothwendig hält, sich zu verschanzen. Dieser Stand der Sache freut mich am Ende mehr, als wenn die Leute ein 'Komm, Swami (Herr)', oder ein fast unbewußtes 'Recht so, Swami' mir zurufen. Der Stärkere wird am Ende den Sieg davontragen."

Eine ähnliche Wirkung der Taufe Abraham's, wie sie der Reiseprediger Metz auf seinen Wanderungen erfuhr, machte sich auch in den acht Badaga-Schulen fühlbar, die um jene Zeit bereits in verschiedenen Distrikten bestanden und von dem eben auf den Bergen angelangten Missionar Kittel geleitet oder beaufsichtigt wurden. „Seit der hocherfreulichen Taufe des Erstlings der Nilagiri," schreibt Letzterer (8. Mai 1858), „ist das Vorurtheil der Badaga's gegen die Missionare und ihre Schulen aufs Neue erwacht und der Schulbesuch viel geringer geworden. Ja, letzterer stand eine Zeitlang ganz in Frage. Denn die Leute sehen deutlich, daß unter Anderm auch die Schulen es sind, durch welche dem Christenthum allmählig der Weg gebahnt wird. Es wird aber nicht nach der Heiden Rath, sondern nach Gottes Gedanken gehen!"

Wenn aber in weiterer Entfernung von Tschogatorre, dieser Heimath Abraham's, die Dinge so standen, wie mußte es erst in seiner nächsten Umgebung selbst aussehen! Alles, was wir aus Mörike's Feder früher von drohenden Schwierigkeiten und Trübsalen vernahmen,

traf fast insgesammt in überfließendem Maaße ein. Abraham mußte zunächst das volle schwere Gewicht des Alleinstehens empfinden. Er sah sich aus der Mitte seiner Familie, in welcher er so lange Jahre ein ungewöhnliches häusliches Glück genossen hatte, wie ein Verbrecher oder Aussätziger ausgeschlossen. „An seiner verständigen charakterfesten Frau," schreibt Mörike, „an dieser treuen Gattin und Hausmutter, arbeitete Abraham schon vor seiner Taufe lange, um sie — wenn auch nicht gleich nach sich zu ziehen, doch wenigstens für seinen Vorgang günstig zu stimmen. Er fand aber nicht den gewünschten Eingang; auch langes Zuwarten brachte ihn seinem Ziele nicht näher, bis er seine eigene Gnadenzeit zu versäumen fürchtete, wenn er noch länger zaudere. Seine Kinder waren noch zu jung und unerfahren, um unabhängig von der Mutter zu handeln. So war er genöthigt, seinen Weg allein zu gehen und zwar auf die Gefahr hin eines radikalen und bleibenden Bruchs in der Familie. Und wie man gefürchtet, so kam es. Die bis dahin liebende Hausfrau wendet sich jetzt mit Bitterkeit und Haß von ihm ab, läßt ihn das eigene Haus nicht mehr betreten und verweigert ihm selbst den Anblick der Kinder. Ja in ihrem Eifer und verletzten Kastenstolz geht sie so weit, mit dem Mord der Kinder und mit eigenem Tode zu drohen. Sie weint und fastet viel, thut nur das Nöthigste in der Haushaltung, erhält viel Besuche, die sie in ihrem Kummer und Grimm bestärken und ihr eigenes Elend mit immer stärkeren Farben ausmalen helfen, also daß sie am Ende nur über dem Einen Gedanken brütet: 'Ach, wenn er nur gestorben wäre, so wäre ja der Todestag nur einer; aber so ist jeder Tag ein Todestag und jede Morgenröthe bringt mir neue Schmach!' Eines der älteren Mädchen, das bisher unter dem Vater auf der Plantage um Lohn gearbeitet, durfte zwar noch eine Zeitlang täglich zur Arbeit gehen und erhielt so den Vater noch in gewissem Rapport mit der Familie. Bald aber opferte die erbitterte Mutter lieber auch den Lohn, den die Tochter verdient, um auch diese letzte Verbindung mit dem Abgefallenen vollends abzuschneiden. So ist Abraham über drei Monate lang, von Weib und Kindern getrennt, auf eine einsame Hütte in der Pflanzung beschränkt, hat Niemand, der sein einfaches Mahl theilt, noch weniger Jemand, der es für ihn auf die Zeit bereitet, wann er spät Abends müde nach Hause kommt. Von Andern hört er überdieß übertriebene Gerüchte von dem Jammer zu Hause; es wird ihm

gesagt, daß besonders einer seiner Knaben aus Anhänglichkeit an den Vater (wie es auch wirklich der Fall war) sich bestimmt weigere, ordentlich zu essen, und daß er täglich schwächer werde; daß beide Knaben aufgehört haben (weil es die Mutter verbot), die Schule in Tschagatorre zu besuchen, und daß die Schule selbst, wie es denn auch geschah, nächstens ganz aufhören werde. So kam Alles zusammen, um Abraham's Lage zu einer unbeschreiblich schweren zu machen.

„Endlich stellten sich die Folgen seines Uebertritts auch in seinem Verhältniß zu seinen Dorfgenossen aufs betrübendste heraus. Man muß sich erinnern, daß die Badaga-Dörfer meistens nur in Einer langen Linie von Gemächern bestehen, die unmittelbar aneinander angebaut sind und unter Einem Dache sich befinden. Jede Familie bewohnt in der Regel zwei Gemächer, von denen das Eine, nach hinten liegend, ganz finster ist und als Schlafgemach dient, während das Andere nach vorne gegen die Veranda liegt und durch die Thüre sein Licht empfängt. Auch Tschogatorre besteht aus einer solchen einzigen Hüttenlinie; doch befindet sich in einiger Entfernung davon eine zweite Hüttenreihe, gleichsam ein Filial des Hauptortes. Mit Abrahams Uebertritt zum Christenthum nun schickten Viele seiner anstoßenden Nachbarn, für den Fall daß er in sein Haus zurückzukehren es wagen sollte, sich an, ihre Wohnungen zu verlassen und sich im genannten Filial anzusiedeln, um nicht von der Unreinigkeit des kastenlos Gewordenen angesteckt zu werden. Aus der Rathsversammlung seiner Dorfgenossen ward er, der sonst so angesehene und geachtete Mann, ausgestoßen, und die Aeltesten sprachen den strengsten Bann über ihn aus. Das unter den Badaga's herrschende Zusammenarbeiten hörte für ihn auf; nur sein älterer Bruder, dessen eigener Vortheil zu sehr dabei betheiligt ist, betreibt noch Einiges gemeinschaftlich mit ihm. Selbst sein Haus und Feld wollten ihm die Dorfhäupter entreißen und unsre Fürsprache bei der [brittischen] Regierung war nöthig, um diese Gefahr abzuwenden. Manche Freunde riethen uns, wir sollten uns zur Sicherung auch seiner übrigen Rechte an den Magistrat wenden; er selbst aber hält es mit mir für besser, zuzuwarten, bis die Aufregung ein wenig nachlassen würde, und dadurch zu zeigen, daß wir warten können. Wahrlich, es bedarf einer großen Gnadenmacht Gottes und einer ungewöhnlichen Glaubenskraft auf Seiten dieses Erstlings, um unter all diesem Druck und Kreuz auszuharren und den Sieg zu behalten!" —

5. Die Früchte des Glaubens und der Geduld.

Als für Israel nach seinem Aufbruch aus der Mitte der Egypter die Noth ihren höchsten Grad erreichte, da sprach der Mann Gottes, Mose, zum Volke: „Der Herr wird für euch streiten, und Ihr werdet stille sein" [und nichts selber dabei thun]. Daraus hat David lange nachher eine große Lehre gelernt. „Sei stille dem Herrn," spricht er zu seiner eigenen Seele in einer Zeit großer Bedrängniß, „und warte auf Ihn" (Ps. 37, 7). Und wiederum lange nach David nimmt ein Jesaja dieselbe große Lection wieder auf und spricht zu seinem schwergeprüften Volke (30, 15): „Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen; durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein." Und nun nach Jahrtausenden lernt ein armer Badaga in einem abgelegenen Winkel der Erde sich in dieß gleiche Geheimniß hinein, stärkt sich daran in Trübsalshitze und bekommt mit allen Glaubensmännern alter und neuer Zeit in seliger Erfahrung die Wahrhaftigkeit Gottes zu genießen.

Die erste Glaubensstärkung wird ihm nach dreimonatlichem Harren durch die Taufe des jungen Nandscha zu Theil, der schon im Januar 1858 zugleich mit ihm die Aufnahme in die Christengemeinschaft begehrt hatte. Dieser Mann bewährte sich je länger je mehr als ein wirklich nach Wahrheit suchendes lauteres Gemüth. Er ist ein junger Wittwer und Vater eines einzigen Kindes. Bis dahin führte ihm seine gleichfalls verwittwete Mutter die Haushaltung, zu welcher auch noch eine am Aussatz leidende Schwester gehört. Die Missionare luden ihn ein, seinen Aufenthalt für einige Zeit bei ihnen in Käti zu nehmen, damit sie Gelegenheit hätten, ihn besser kennen zu lernen, und zugleich durch Unterricht ihn tiefer in die Erkenntniß des Heilsplanes einzuführen. Er nahm dieß dankbar an, wohnte einige Monate in Käti, wo er im Garten Beschäftigung fand, und wuchs unter dem Einfluß christlichen Unterrichts, welchen ihm Mörike ertheilte, zusehens am inwendigen Menschen. Es war dieß um so erfreulicher, da er ja an den Erfahrungen seines ältern Freundes Abraham unschwer erkennen konnte, welche Prüfungen auch seiner warteten für den Fall seiner Taufe. Er blieb aber fest und unerschütterlich, und am Osterfeste (1858) ward auch er durch die Taufe in die Gemeinschaft des Heils öffentlich aufgenommen. Er erhielt den Namen Joseph. Es war für die Missionsfamilien in Käti, noch

mehr aber für den einsam stehenden Abraham, ein wahrer Freuden- und Siegestag.

Aber daran sollte sich noch ein hoffnungsreiches Zeichen anderer Art anschließen. Es war natürlich, daß bei der ersten (Abraham's) Taufe die Bestürzung unter den heidnischen Kastengenossen eine ungeheure war, und daß auch Abraham's sonst so verständige, treue und liebende Hausfrau, ja sie noch mehr als Andere, von dem Sturm der Aufregung und Erbitterung mit fortgerissen ward. Aber ebenso naturgemäß war es, daß die Zeit einigermaßen wenigstens die Heftigkeit der aufgeregten Gefühle dämpfen und mildern würde. Auf der einen Seite brach sich die alte Liebe zu dem Gatten und dem Vater ihrer Kinder doch durch alle Gereiztheit und Erbitterung allmählig in ihrem Herzen wieder eine Bahn; auf der andern Seite konnte ihr heller Blick nicht verkennen, daß das Christenthum ihrem Manne wirklich einen Adel der Gesinnung, eine Geduld, Demuth und ausharrende Liebe mitgetheilt habe, die gegen ihre eigene Heftigkeit und Leidenschaft, wie gegen das ganze Verhalten ihrer übrigen Volksgenossen grell abstach. Dazu kam nun noch die Taufe Josephs und ebendamit die Aussicht auf eine Möglichkeit, daß noch Mehrere nachfolgen könnten, daß somit die Sonderstellung der Getauften allmählig aufhören werde. Dieß Alles wirkte zusammen, um wenigstens Eine bedeutungsvolle Wendung herbeizuführen: die Rückkehr Abraham's in den Schooß seiner Familie. Seine Gattin verstand sich dazu, den mehr als drei Monate lang Ausgestoßenen und Alleinstehenden wieder bei sich aufzunehmen und mit ihm im Frieden zusammen zu wohnen. Zwar war die unmittelbare Folge davon die, daß die anstoßenden Nachbarn den zuvor schon gefaßten Entschluß sofort zur Ausführung brachten, ihre Wohnungen zu verlassen und nach dem andern Theile des Dorfes überzusiedeln. Selbst die zwei ältern Töchter Abraham's (Zwillingsschwestern) schlossen sich an die Auswanderer an, um nicht vom Vater angesteckt zu werden. (Sie waren nach Badaga-Sitte bereits verlobt und mußten gegen den Zug ihres Herzens dem Auszug der fliehenden Verwandten folgen.) Dagegen machten die nächsten Anverwandten Josephs von Anfang an keine Einwendung, mit dem Abtrünnigen auch ferner zusammen zu wohnen. Ja seine Mutter sammt seinem Kinde und der kränklichen Schwester entschlossen sich, in eine der von den abgezogenen Badaga's verlassenen Wohnungen einzuziehen und sich, wenigstens äußerlich, an

die Christen anzuschließen. „So stehen," schreibt Mörike unter dem 30. Nov. 1858, „durch Gottes Gnade zwei Familien dem Evangelium offen... Beide Familien leben mit den christlichen Männern im Frieden, sind aber noch nicht nach der Taufe verlangend, weil sie gerne noch Andere sich an die 'Kastenlosen' anschließen sehen möchten, ehe auch sie dem Herrn Jesus ernstlich das Kreuz nachtragen. Abraham und Joseph fühlen diese ihre Einzelstellung oft recht empfindlich, sind aber Gottlob getrost und geduldig."

Indessen dauerte von allen Seiten die Feindschaft der Badaga-Bevölkerung fort, und obschon Mörike im Nov. 1858 berichten konnte, daß „wieder zwei junge Leute sich zur Taufe gemeldet hätten," so erwies die Hoffnung, die sich daran knüpfte, sich doch als eitel, und ein augenscheinlicher Stillstand trat für geraume Zeit ein. Da fiel in jene Zeit ein Ereigniß, das in schauerlicher Weise die finstern Tiefen des Heidenthums zu Tage förderte und selbst die entschiedensten Gegner des Evangeliums zum Nachdenken zu bringen geeignet war. Am 26. Februar 1859 kam Br. Mörike auf seinen Wanderungen in das große Badaga-Dorf Dschackatalla, in dessen Nähe neuerdings die Kasernen für die zahlreiche europäische Garnison erbaut worden sind. Er fand die sonst vielbelebte Ortschaft wie ausgestorben; selbst die Missionsschule, welche Mörike vor Allem zu besuchen gedacht, war leer und kein Schulmeister zu finden. Es dauerte jedoch nicht lange, so kamen die Dorfbewohner schaarenweise zurück im Geleite eines Sterbenden, den man in einem an vier Enden aufgebundenen Teppich herbeitrug. Es war der Gauda oder Ortsvorsteher, mit welchem Mörike so oft schon über den Weg des Heils geredet hatte. Eben jetzt brachten die Leute ihn aus dem Regierungsspital zurück und schafften den Seufzenden und Stöhnenden mit Mühe in seine eigene Wohnung. „Ich hatte gerade noch Zeit," schreibt Mörike, „ihn mit einigen Worten auf Jesum, von dem er so oft durch uns gehört hatte, zu weisen, ehe er sich legte und sein Gesicht mit seinen Kleidern bedeckte, um bald hernach den Geist aufzugeben. Von den Umstehenden erfuhr ich alsdann folgende Einzelnheitrn: — Der Gauda hatte vor einigen Monaten einen Proceß gegen seinen eigenen Neffen verloren, indem Letzterer ihm durch falsche Anklagen und durch Meineid etwa 400 Rupies (Fr. 1000) zu entreißen wußte. Kaum hatte der Meineidige, der eine Pest der ganzen Gegend und zugleich ein erklärter Feind des Evangeliums ist, seinen Zweck erreicht, so fürchtete er, sein

schwergekränkter Oheim, der als Distriktsvorsteher in großem Ansehen steht, möchte doch noch Mittel und Wege finden, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, und sann auf Mittel, denselben in der Stille aus dem Wege zu schaffen. Er setzte sich zu diesem Ende in Verbindung mit einem in dieser Gegend unbekannten Unterländer, dem er eine große Summe versprach, wenn er den Plan auszuführen bereit wäre. Dieser mußte die Rolle eines Sanyasi (religiösen Bettlers) spielen und über und über mit heiliger Asche beschmiert, im Dorfe sich präsentiren, zugleich auch, wie es bei diesen Sanyasi's öfters der Fall ist, sich den Leuten als Arzt anbieten. Er führte angeblich von hohen angesehenen Brahmanen Empfehlungsbriefe bei sich, die natürlich kein Badaga lesen konnte; zugleich verschaffte ihm seine auffallende äußere Heiligkeit, die sich besonders nach Landessitte in seiner Einsylbigkeit kund that, bald einiges Zutrauen bei den Leuten. Sie nahmen von seinen Medicinen und fanden sie heilsam, d. h. sie wirkten wenig oder nichts, weil sie nur Scheinmedicinen waren. Endlich faßte der Gauda, der an der Leber etwas litt, zu dem fremden geschickten Doctor ein Herz, und die erste Arznei, die er erhielt, wirkte heilsam, d. h. sie hatte kaum eine Wirkung. Nun rückte der Doctor mit einem Amulett heraus (ein auf beiden Seiten mit Zaubersprüchen beschriebenes dünnes Kupferblättchen), das der Patient in seinen Turban binden mußte; zugleich übergab er ihm ein niedliches Büchschen, welches kostbare Arznei enthalte, die der Kranke aber erst nach drei Tagen vor Schlafengehen nehmen sollte; denn mittlerweile habe der Arzt in wichtigen Geschäften einen andern Ort zu besuchen. Der Gauda nahm die Medicin (wahrscheinlich eine Mischung von Arsenik ꝛc.) nach Vorschrift, fühlte sich aber alsbald wie innerlich verbrannt, und starb nun nach zehntägigen unsäglichen Leiden. Der vorgebliche Arzt aber war völlig verschwunden." Etwas später fügt Mörike hinzu: „Der unglückliche Gauda sprach noch, wie wir vernahmen, vor seinem Ende den Wunsch aus, von uns nach christlicher Sitte begraben zu werden, was jedoch die Verwandten nicht zuließen. Der Neffe aber, welcher von Allen sofort als Anstifter dieses grausigen Mordes bezeichnet wurde, suchte durch maßlose Bestechungen der Strafe zu entgehen." — Auch Br. Metz erwähnt dieses ergreifenden Ereignisses. Als die Todesnachricht an ihn gelangte, eilte er hinüber nach Dschackatalla, und fand die Leute in großer Entrüstung über den Giftmischer [der nachher doch seiner verdienten Strafe anheimfiel].

„Als die erste Aufregung, bei welcher die Leute sich immer mit der Hand auf den Mund schlugen, vorüber war (schreibt Metz), so stand ich endlich vor Allen auf und sagte: 'Sehet, so weit ist es mit euch und eurer Götzengerechtigkeit gekommen, daß diejenigen, die gerade am ärgsten schrieen, man solle doch ja den Weg der Vorväter nicht verlassen, sich Verbrechen erlauben, an die ihr selbst früher nicht dachtet, und daß euer beliebtes Sprichwort: Unsre Nilagiri sind Berge der Wahrheit, sich als Lüge erweist. Wir aber, die Boten des allein wahren Gottes, sind nun schon manches Jahr unter euch und möchten euch zur wahren Freude und Weisheit verhelfen; aber ihr meinet immer, daß ihr 'sieben Meere von Weisheit getrunken' habet. Nehmet ihr etwas Unrechtes an uns wahr, so saget es; wenn aber nicht, so bitten wir euch, dem für euch gestorbenen Heilande nicht länger zu widerstreben, damit ihr dem zukünftigen Zorne entrinnet.' So sprach ich an jenem Tage und auch mehrmals in den folgenden Tagen, und jedesmal fühlte ich, daß das Wort Gottes sich an ihnen kräftig bezeugt habe..."

Solche Ereignisse mußten in der Hand Gottes dazu dienen, die Schärfe der Erbitterung gegen das Evangelium unter den Badaga's zu brechen, und andererseits den Muth der nächsten Familienglieder der beiden neubekehrten Männer zu heben. Es kam uns deshalb nicht so ganz unerwartet, und doch war es eine herzerquickliche Kunde, als Missionar Mörike unter dem 26. Sept. 1859 aus Käti folgendes schrieb: — „Ein neuer Tag des Heils ist uns angebrochen. Gestern durfte ich sämmtliche Glieder der beiden Familien des Abraham und Joseph, mit Ausnahme der kranken Schwester Josephs, welche erst in acht Tagen dazu kommen soll, in den Tod Jesu taufen: im Ganzen zwölf Seelen. Auf was die beiden Erstlinge achtzehn Monate lang mit Geduld und Glauben gehofft, das hat der Herr nach Seiner allvermögenden Gnade, nachdem seine Zeit gekommen war, wunderbar vor unsern Augen zu Stande gebracht.

„Lassen Sie mich übrigens ein wenig weiter ausholen. Kaum waren die beiden Erstlinge nach 3½ monatlicher Trennung wieder mit ihrer Familie vereinigt, so gab es ihnen Gott ins Herz, eine tägliche Hausandacht zu beginnen, zu der sie die Ihrigen einluden; und dieß führten sie in Geduld und Treue 1½ Jahre lang fort. Abrahams zwei älteste (Zwillings-) Töchter waren, wie früher erwähnt, gleich nach des Vaters Taufe von den Familien, in die sie

nach Landessitte verlobt waren, weggenommen worden, damit ihre Kaste bewahrt bleibe; allein nach einiger Zeit kehrten sie zu den Ihrigen zurück mit der Erklärung, sie wollten lieber mit ihrem Vater Christen werden, als heidnische Männer heirathen. Diese nun und die jüngeren Kinder nahmen regelmäßigen Antheil an der Hausandacht, während die Frauen nur zeitweise und nicht mit ganzem Herzen beiwohnten. Doch hörten sie das Wort, auch ohne daß sie es wollten, obgleich sie ihre Kniee im Namen Jesu zu beugen noch zu schwer fanden. Gottes Segen lag auf diesen Familienandachten; dazu kam der tägliche Anblick des christlichen Wandels und Beispiels der Männer, so daß die älteren Kinder etwa ein Jahr nach Abraham's Rückkehr so weit kamen, daß sie ernstlich nach speciellem Unterricht und nach der Taufe verlangten. Die Mutter machte anfangs Schwierigkeiten und drohte mit Davonlaufen, wenn die Kinder getauft würden. Auch die Verwandten und Nachbarn lagen ihr immer in den Ohren mit Reden wie diese: 'Es ist genug, daß dein Mann die Kaste verdorben hat und für uns verloren ist, warum willst du auch deine Kinder verloren gehen lassen? Wie werden deine Söhne Weiber, und deine Töchter Männer bekommen, wenn sie sich taufen lassen? Niemand sieht sie mehr an, kein Haus mehr steht ihnen offen.' Lange hatten dergleichen Einflüsterungen großen Einfluß auf die Mutter, bis sie endlich dem dringenden Verlangen der Kinder und der entschiedenen Erklärung des Vaters, daß er denselben die Taufgnade nicht länger entzogen sehen könne, nachgeben mußte, obwohl die Zustimmung keine freudige war.

„Vor etwas mehr als vier Wochen begann ich nun mit den Kindern den Unterricht, der dann ohne Unterbrechung fortgesetzt wurde. Die zwei ältesten Töchter, welche monatlich 6 Rupies (Fr. 15) durch Arbeit in der Kaffeepflanzung verdienen, blieben für diesen Zweck ganz zu Hause, und ich hatte täglich 1½ Stunde nach Tschogatorre und eben so weit wieder nach Käti zurück zu gehen, weil ich wünschte, wo möglich auch die Mutter beim Unterricht zu haben, denn sie hätte um der jüngeren Kinder willen ihr Haus nicht wohl verlassen können. Die Unterweisungen gab ich in einem leeren Nachbarhaus, das auf Abraham's Taufe hin von seinem Eigenthümer verlassen worden war. Die Frauen nahmen gegen mein Erwarten ziemlich regelmäßig am Gebet und Unterricht Theil und folgten demselben mit sichtbarer Theilnahme; aber die Taufe selbst rückten sie in eine unbestimmte Ferne.

Die lieben, beziehungsweise gewiß noch sehr unverdorbenen Kinder nahmen das Wort mit Freuden auf und faßten über Erwarten schnell. In ihren Freistunden lernten sie das apostolische Glaubensbekenntniß sammt den zehn Geboten, die den Mädchen, welche nicht lesen konnten, Abend für Abend von Joseph vorgesagt werden mußten, mit Herzenslust auswendig, bis sie Alles, besonders das erstere, fehlerlos und mit Verständniß mir hersagen konnten. Täglich kamen Verwandte und Nachbarn, und sahen und hörten von der Hausthüre aus zu. Obgleich dieß hie und da Störung verursachte, mußte ich es doch geschehen lassen, um jeglichen Verdacht oder Schein einer Geheimthuerei abzuschneiden.

„In der dritten Unterrichtswoche starb Joseph's Großvater, ein bejahrter Mann, der seit Jahren die Wahrheit gekannt hatte, aber nach der Taufe seines Enkels mit den andern Nachbarn um der Kaste willen in den entlegeneren Theil des Dorfes gezogen war. Er starb als völliger Heide. Dieser Todesfall machte einen tiefen Eindruck auf Josephs Mutter (die Tochter des Verstorbenen), und ich benützte die Gelegenheit, um in einer Unterrichtsstunde über den großen Unterschied zwischen dem 'Entschlafen im Herrn' und dem 'Sterben in seinen Sünden' zu reden. Ich that dieß, um den noch immer schwankenden Frauen die Nothwendigkeit einer endlichen Entscheidung nahe zu legen. Die Folge hat gezeigt, daß dieser Zwischenfall an diesen Seelen vom Herrn gesegnet war. Um den letzten Unterrichtsstunden durch die Anwesenheit und Mithülfe des Familienvaters einen weiteren Nachdruck zu geben, erbat ich für ihn von seinem Herrn zwei Tage Urlaub. Ich täuschte mich nicht. Abraham war voll Eifer und Leben, und unterstützte meine Worte mit mancher speciellen Anwendung. Die Furcht vor Schande vor der Welt, sowie die Scheu vor der Oeffentlichkeit der Taufe an einem fremden Orte (Käti), war gleichwohl bei ihrer (der Frauen) allgemeinen Schüchternheit so groß, daß nur der Herr sie davon frei machen konnte. Zuletzt lud ich Alle auf des Herrn ausdrücklichen Befehl (Matth. 28) zur Taufe ein und ließ mir die Hand darauf geben. Aber noch hatte ich keine Gewißheit, daß der Sieg in den Frauen ein vollständiger sein werde.

„Am Samstag den 24. Sept. (1859) brachte Abraham seine vier ältesten Kinder selbst hieher (nach Käti), weil ich noch am Tage vor der Taufe einen besondern Vorbereitungsgottesdienst halten wollte, wie man in der christlichen Heimath mit den Confirmanden zu thun

pflegt. Abends giengen sie wieder heim nach Tschogatorre. Am darauf folgenden Sonntag (25. Sept.) kam Joseph schon frühe, um mir die Nachricht zu bringen, daß außer seiner kranken Schwester Alle auf dem Wege nach Käti seien, nemlich Abraham mit seiner Frau und acht Kindern von 14 Jahren bis herab zu einem halben Jahr, Josephs Mutter und sein Knabe. Unsre Spannung war groß. Endlich um 10 Uhr kam die Karawane hier an, Vater Abraham an der Spitze mit dem Säugling auf den Armen. Friede und Freude lag auf allen Gesichtern, bei den Jungen wie bei den Alten, weil sie es auf den Herrn gewagt, alle Menschenfurcht über Bord zu werfen, um Ihm anzugehören. Nun galt es noch, die zum Theil schmutzigen Badaga-Kleider mit weißen Feierkleidern zu vertauschen. Dann giengs in die Kirche, wo die Täuflinge die vorderste Reihe einnahmen, während die beiden Erstlinge als Flügelmänner auf beiden Seiten sich befanden. Ich predigte über das Evangelium des Tages (14. Sonntag nach Trinit.), und zeigte an den zehn Aussätzigen, wie wichtig es sei, nachdem man den Heilsweg erkannt, zum Heilande selbst zu kommen und bei ihm zu bleiben. Die vier ältesten Kinder sagten das Glaubensbekenntniß mit klarer kräftiger Stimme und mit rührendem Ausdruck her, während die allgemeinen Fragen von Allen bestimmt und freudig beantwortet wurden. Die Taufe selbst gieng aufs lieblichste vorüber in Anwesenheit von vielen heidnischen Badaga's. Die zufällig hier anwesenden Brüder Fritz und Irion (aus dem Malabar-Unterland) freuten sich herzlich mit uns über diesen weiteren Ausbau der ersten Badaga-Gemeinde. Eine heilige Freude durchgieng uns Alle. Hierauf hatten wir die lieben Seelen noch eine Zeitlang bei uns im Hause und erklärten ihnen zum Theil ihre neuen (christlichen) Namen durch Vorweisung biblischer Bilder. Eine einfache Mahlzeit mit den übrigen Christen und uns, wozu der freundliche Bischof von Madras ein Extrageschenk uns hatte zukommen lassen, schloß die Feierlichkeit des Tages. Dann eilten die Familien wieder ihrem Dorfe zu, wo mittlerweile unter den Heiden Berathung gepflogen worden war, ob man sie nicht unterwegs anhalten und mit Gewalt nach Käti wieder zurückschicken solle. Als aber der Orts-Astrolog [der aus den Gestirnen das Gelingen oder Mislingen eines Vornehmens vorausfagt] um seine Meinung befragt wurde, erklärte er die Zeichen für ungünstig und rieth zum Frieden. So kamen sie unversehrt und unbeschwert nach ihrem Tschogatorre zurück."

So schreibt Mörike vom 26. Sept. 1859. Am Sonntag darauf (2. Okt.) wurde auch Josephs kranke Schwester, Tschenne mit Namen, welche um ihrer körperlichen Gebrechen willen nicht nach Käti hatte kommen können, getauft. „Ein benachbartes leeres Badaga-Haus in Tschogatorre," sagt Mörike, „dient mir einstweilen als Kapelle. Hier war es, wo die arme Tschenne in den Tod Jesu getauft ward und den Namen Salome erhielt. Hier ist es auch, wo ich seitdem alle vierzehn Tage Gottesdienst zu halten pflege, weil nicht Alle regelmäßig an den Sonntagen nach Käti zu kommen im Stande sind."

Damit also war der feste Grund gelegt zu einer christlichen Badaga-Gemeinde. Es ist ein kleiner und unscheinbarer Anfang; aber es bleibt dabei: „Ist der Anbruch heilig, so ist auch der ganze Teig heilig." Mit der Einverleibung dieser Erstlinge ist das ganze Volk der Badaga's von der barmherzigen und mächtigen Hand des Herrn (zunächst an Einem Punkte) ergriffen, und damit ist ein Unterpfand gegeben, daß Er Sein Werk auch wird zum Ziele zu führen wissen.

---

5. Gegenwärtiger Stand der Dinge.

Der kleine Kreis von Gläubigen in Tschogatorre hatte den Herrn Jesum durch ein freies und freudiges Bekenntniß vor allen Badaga's und durch ein neues Leben in Ihm und für Ihn gepriesen. Eines aus ihrer Mitte sollte denselben Herrn bald auch durch ein seliges Sterben preisen. Der heilige Grundton bei allen wahren Christen lautet ja so: Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum, wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn. Dieß sollte den Heiden auf den blauen Bergen an einer Thatsache kund werden.

Salome, die zuletzt getaufte 25jährige ledige Schwester Josephs, war seit vielen Jahren kränklich. Sie litt an einer Art Aussatz, welcher langsam sich entwickelte. „Nach ihrer Taufe," schreibt Mörike im Okt. 1860, „konnte sie nicht mehr viel arbeiten; sie that Einiges im Haus und in der Küche, und gieng, wenn nicht ausdrücklich hervorgezogen, unbemerkt ihren stillen friedlichen Gang dahin. Ihre geistige Kraft und Erkenntniß waren klein, aber im Unterricht und in der Predigt, sowie bei speciellen Unterredungen, zeigte sie sich stets empfänglich, willig und aufmerksam. Um ihrer schwachen Erkenntniß

willen ließ ich es mit der Ertheilung des heiligen Abendmahls noch anstehen, bis sie selbst darnach verlangen würde. So gieng beinahe ein Jahr dahin, bis im Juni dieses Jahres ihre Beschwerden zunahmen und sie ihr Ende herannahen fühlte. Wir besuchten sie öfters. Auch ihr Bruder Joseph war treu und machte es sich zur Aufgabe, so oft es angieng, ihr ans Herz zu reden und mit ihr zu lesen und zu beten. Da erwachte in ihr ein starkes Verlangen nach des Herrn Mahl, und nach einer speciellen Vorbereitung hatten wir volle Freudigkeit, sie am Sonntag den 22. Juli mit den übrigen Abendmahlsgenossen zum Tische des Herrn zuzulassen. Dieß war die erste Abendmahlsfeier im Badaga-Dorfe (Tschogatorre) selbst, da die übrigen Christen bis dahin immer sich an uns hier in Käti angeschlossen hatten. Salome konnte ihr Krankenzimmer nicht mehr verlassen. Sie lag im inneren Gemach, das ohne Licht und Fenster ist. Am hellen Mittag war eine Lampe nöthig, um sie nur zu entdecken, wie sie der Wärme wegen neben einem Kohlenbecken am Boden lag. Als ich ihr nach dem Gebet Brod und Wein reichte, war sie herzlich froh und dankbar und sagte: ihr einziger Wunsch sei, bei dem Herrn zu sein, der für sie gelitten habe und um ihrer Sünden willen gestorben sei. Mein Eindruck war, ihre Leiden könnten sich noch etliche Wochen hinausziehen. Aber der Herr wollte sie früher heimholen. Am Montag und Dienstag klagte sie mehr als sonst über empfindliche Schmerzen und bat den Herrn oft um Erlösung. Am Dienstag Abend aber wurde sie allmählig stille und ihre Zunge ward schwer. Nach einer ruhigen Nacht sah der liebe Abraham Morgens 5 Uhr nach ihr und fand sie bewußtlos und schwer athmend. Da kniete er an ihrer Seite nieder und sprach ungefähr folgendes kurze Gebet: 'Ach Herr, du hast uns zwei Häuser berufen und auserwählt aus den Heiden; laß nun diese scheidende Seele dein sein und zu dir in dein Reich eingehen!' Kaum hatte er geendet, als ihr Athem stille stand und der Geist entflohen war. Gleich darauf eilte er zu mir hieher, um die Kunde mir mitzutheilen und sich mit mir über das Begräbniß zu berathen. Da wir sie womöglich nahe beim Dorfe zu beerdigen wünschten, sandte ich ihn zu dem Ortsvorsteher, der mit Abraham verwandt ist, aber seit seiner Taufe ihm ferne getreten war; und siehe, der Herr lenkte diesem wunderbarer Weise das Herz so, daß er aus freien Stücken einen Begräbnißplatz herzugeben bereit war. Abraham wählte den Ort, wo er einst eine Kirche erstehen zu sehen hofft. Leute von Käti

halfen bei der Zurüstung des Grabes, das um Mittag fertig war. Br. Würtele und alle unsre Käti-Christen begleiteten mich ins Dorf, wo wir die Mutter wahrhaft getröstet fanden. Wir hatten ein förmliches Leichenbegängniß. Am Grabe las ich noch die Liturgie und darauf hielt ich eine Ansprache an die still versammelten Heiden, meistens Verwandte der Verstorbenen, von denen einige sogar beim Zurüsten des Grabes geholfen hatten. Nachher hielt ich im Haus noch eine Andacht mit den Christen. Alles war überaus lieblich und friedlich. Wir konnten die Hand des Herrn in Allem deutlich erkennen und hatten nur zu loben und zu danken. Auch die Heiden bekamen, wie sie mich seitdem oft versicherten, einen guten Eindruck von Salome's Ende und unsrem christlichen Begräbniß, das in seiner ernsten Weihe so scharf abstach von ihren lauten, lärmenden und wüsten Leichenfeiern."

Mittlerweile schreitet in der kleinen Christengemeinde das neue Leben aus Gott merklich und zusehens fort. Zwar tauchen immer neue Schwierigkeiten auf, die aus dem socialen Verband mit ihrem noch heidnischen Volke sich ergeben; aber der Herr giebt auch immer neue Siege. Mörike macht in einem seiner neuesten Berichte auf eine Erfahrung dieser Art aufmerksam. „Abraham," schreibt er, „hat als Plantagen-Aufseher eine unabhängige Stellung. Doch war sein heidnischer Bruder bisher geneigt, mit ihm und für ihn die ihnen gemeinschaftliche Landwirthschaft im Dorfe zu besorgen. Dieser Vortheil hatte aber auch einige bedenkliche Nachtheile. Die Heiden nemlich erwarteten, daß Abraham's Frau und Kinder an den Arbeitstagen, zu denen bei den Badaga's auch unser Sonntag gehört, beim Ausjäten der Saatfelder und andern Geschäften ihren Antheil thun sollten. Abraham's Stellvertreter beim Pflügen sollte mit ihnen anstehen am Sonntag, während nach uralter Badaga-Sitte am Samstag und Montag kein Pflug eine Furche ziehen darf. Ließ ihn Abraham am Sonntag feiern, so mußte er Strafe bezahlen. Um nun von dem 'Ziehen am ungleichen Joche mit den Ungläubigen' völlig frei zu werden, bat er mit meiner vollen Zustimmung seinen Herrn um Urlaub für einen Monat, um während desselben das Nöthigste der Feldgeschäfte selbst zu besorgen und das Uebrige später durch seine Familie und durch Taglöhner an unsern Werktagen besorgen zu lassen. Er nahm hiezu den vergangenen Monat (Sept.) und ist gestern wieder zu seiner Plantagen-Arbeit zurückgekehrt. Es war mir eine besondere

Freude, ihn als ächten Badaga hinter dem Pfluge hergehen zu sehen, den er seit 15 Jahren nicht mehr gehandhabt hatte. Seit Jahrhunderten zum ersten Mal ließ er auch, trotz des heftigsten Widerspruchs der Heiden, am Samstag seinen Pflug und seine Ochsen arbeiten, während sie am Sonntag feiern durften. Am Montag mußte er den Pflug ruhen lassen, weil die Dorfleute (und das ist auch ein Sieg) ihn zu einer Versammlung riefen, in welcher einige Streitigkeiten unter ihnen geschlichtet werden sollten."

So schreibt Mörike. Wer aber aus eigener Erfahrung ein Verständniß dafür hat, welche Kraft des Glaubens, welchen christlichen Mannesmuth es bedarf, um im Frieden Gottes und in der Geduld Christi solche siegreiche Kämpfe gegen uralte nationale Sitten und Volksbräuche zu führen, der wird wahrlich solche Züge aus dem Leben eines neubekehrten Badaga nicht gering anschlagen. Man hört oft in der christlichen Heimath mit Achselzucken von den geringen Erfolgen der Mission und von dem kümmerlichen Stand der jungen Christengemeinden reden; aber wie Wenige sind es doch unter uns, die gleich diesem Abraham mit wahrhaft christlichem Heldenmuthe es wagen, den wieder heidnisch gewordenen Volkssitten unserer Zeit die Stirne zu bieten und den Gehorsam gegen Gottes Wort und Gebot im eigenen Thun und Lassen männlich darzustellen, trotz aller Schmach und allen Widerspruchs von Seiten des übrigen Volkes? Nein, statt die Achseln zu zucken über die „neugeborenen Kindlein" in der Heidenmission, steht es uns besser an, an unsere Brust zu schlagen und zu bedenken, daß die Letzten die Ersten werden können.

Es bleibt uns nur noch übrig, auf die übrige Missionsarbeit unsrer Brüder auf den Nilagiri einen Blick zu werfen. Ein Hauptaugenmerk aber in der Mission bleibt immer und überall, wo es sich um die sittliche und geistige Hebung eines tiefgesunkenen Heidengeschlechts handelt, die Schule. Der ordinäre Volksunterricht ist eine Grundbedingung des Gelingens jeder christlichen Mission. Wir haben früher erwähnt, daß schon der selige Casamajor, der eigentliche Begründer des Evangelisationswerkes auf den blauen Bergen, darauf sein Augenmerk gerichtet und zu dem Ende auf seinem Gute Käti selbst eine Badaga-Schule gegründet hatte. In neuerer Zeit hat auch die indobrittische Regierung, wie in Indien überhaupt, so auch auf den Nilagiri angefangen, Volksschulen auf Staatskosten zu gründen. Sie ließ an vier verschiedenen Orten kleine, aber ganz genügende Schul-

häuser erbauen (jedes mit einem Kostenaufwand von 100 Rupies oder 250 Franken) und stellte darin Schulmeister an. Allein es ist bekannt, wie die Regierung vermöge ihrer „religiösen Neutralität" sich um Religion nichts bekümmert und ausschließlich auf die Förderung weltlicher Schulkenntnisse ausgeht. Deßhalb stellte sie in ihren vier Nilagiri-Schulen auch vorzugsweise heidnische Lehrer an; der einzige christliche Schulmeister, der unter den Vieren sich befand, war nicht besser als ein Heide. Ein anderer Uebelstand in diesen Schulen ist, daß das Tamil, welches die Badaga's nicht verstehen, die Unterrichtssprache ist, weil es die bei den indobrittischen Gerichtshöfen auf den blauen Bergen gültige Sprache ist. Es ist nicht schwer einzusehen, daß dabei wenig herauskommen mußte.

Unsre Missionare traten, als das Werk auf den Nilagiri begonnen wurde, zunächst in das Erbe der Casamajor'schen Schule in Käti und fügten derselben bald noch eine zweite Missionsschule in Tschogatorre, wie wir oben sahen, hinzu. Wenn nun in diesen Schulen allerdings einerseits der Religionsunterricht eine hervorragende Stelle einnahm, so litten doch auch sie andererseits an einem ähnlichen Mangel, wie die Regierungsschulen. Denn ward in diesen das Tamil, so wurde in jener das Kanaresische zur Unterrichtssprache gemacht, weil es an eigentlichen Badaga-Schullehrern noch fehlte. Nun ist zwar das Kanaresische dem Badaga nahe verwandt, und die Schüler eignen sich dasselbe leichter an; allein ein großer überaus hinderlicher Uebelstand war und blieb es doch, und das Schulwesen konnte nicht recht gedeihen. Als nun aber im Jahr 1858 Missionar Kittel, der bis dahin auf den Stationen von Süd-Mahratta gearbeitet hatte, wegen Gesundheitsrücksichten auf die blauen Berge versetzt werden mußte, kam in das dortige Schulwesen ein neuer Schwung; denn er fühlte sich vor Allem zu dieser Seite der Missionsarbeit hingezogen und hatte darin auch besondere Gaben. Die Zahl der Missionsschulen stieg auf vier, und — was das Wichtigere war — an diesen Schulen konnten theils christliche Lehrer, theils ächte (obwohl noch heidnische) Badaga's angestellt werden. Letztere waren aus den schon länger bestehenden Missionsschulen, namentlich der von Casamajor, hervorgegangen. Dazu kam noch ein weiterer folgenreicher Umstand. Die Regierung übertrug ihre eigenen vier Schulen samt den Schulhäusern und der nöthigen Geldunterstützung an die Missionare. Damit war die Zahl unsrer Badaga-Volksschulen plötzlich auf

acht gestiegen, die rings um Käti her in einem Umkreis von drei bis fünf Stunden lagen, und in welchen im Ganzen 60 bis 70 Knaben Unterricht empfiengen. Diese Zahl, auf acht Schulen vertheilt, erscheint freilich gering; „aber für die blauen Berge," schreibt Br. Kittel vom 8. Mai 1858, „ist das Verhältniß schon sehr erfreulich, da fast die ganze Bevölkerung aus Bauern besteht, die außer den Vorurtheilen ihrer Vettern in der ganzen Welt noch von den viel stärkern der Kaste befangen sind. Viele denken, ihre Kinder könnten ohne das Lesen und Schreiben zu lernen, schon das Feld bauen und Holz vom Walde holen. Andere, die vielleicht Lust hätten, ihre Knaben zur Schule zu senden, sehen sich durch ihre armseligen Umstände genöthigt, dieselben mit den Büffeln auf die Waide zu schicken, die Säuglinge daheim in ihre Hände zu übergeben, sie Holz, Stroh, Früchte ꝛc. nach den europäischen Niederlassungen tragen zu lassen, oder sie schlagen die Kreuzer, welche ihre Kinder in den Kaffeepflanzungen verdienen, höher an als alle Kenntnisse, von denen sie bis jetzt noch keinen handgreiflichen Nutzen für Haus und Hof gesehen haben. Hiezu kommt noch die hocherfreuliche Taufe der Erstlinge aus den Badaga's, das Kastenvorurtheil gegen den Missionar und die mehr oder minder deutliche Ahnung, daß die Schulen insgeheim an dem Umsturz des althergebrachten Heidenthums wesentlich mitarbeiten. Dieß Alles zeigt, daß wir über die scheinbar geringe Zahl von Schülern uns doch nur freuen können."

Leider fehlt es noch immer an der gehörigen Zahl christlicher Schullehrer; doch sind die bis jetzt dazu verwendeten Badaga's wohlmeinende junge Leute, und der regelmäßige Besuch der Missionare in den Schulen trägt wesentlich dazu bei, dieselben in ganz gutem Gang zu erhalten. Es ist jedoch Alles noch höchst primitiv. „Das Innere einer Schule," sagt Kittel, „besteht aus vier nackten Wänden ohne Tisch und ohne Stuhl; in den bisherigen Regierungsschulen sind zwei Fensterchen mit vier Scheiben, während in den Missionsschulhäuschen das Licht durch die Thüre hereinfällt. Für eine der Missionsschulen ist bis jetzt noch gar kein Haus vorhanden; sie wird noch auf einer kleinen Veranda gehalten. Die Schüler haben in Kleidung, Reinlichkeit ꝛc. nichts Anziehendes; doch deutet manches Auge auf einen hellen Kopf und auf versprechende Anlagen. Um das unreinliche Schreiben im Sande zu vermeiden, besitzt jeder Schüler ein Stück eines Dachschiefers, wie sie vom alten Käti-Missionshaus von Zeit zu Zeit

herunterkommen. Die anvertrauten Bücher reinlich zu erhalten, ist eine Sache, welche die meisten Schüler erst von Grund aus lernen müssen. Würden jedoch diese 60 bis 70 Knaben die Schule nur wenigstens so lange besuchen, bis sie das Wort der Wahrheit fließend zu lesen und zu verstehen im Stande wären, so wäre dieß für das Reich Gottes von unberechenbarem Werth. Aber für den anhaltenden und genügenden Schulbesuch haben wir kein anderes Mittel, als den nackten Glauben an die starke Rechte Gottes."

Der eifrige Bruder, aus dessen Berichten wir Obiges mitgetheilt haben, gab sich übrigens mit diesen Schulen nicht zufrieden. Er sah in den Dörfern hin und wieder Badaga-Jünglinge, welche früher als Knaben die Casamajor'sche Schule besucht, aber seitdem Vieles von dem Gelernten wieder verloren hatten. Er ruhte nicht, bis Etliche von ihnen sich bewegen ließen, zu einer Nachtschule zusammen zu kommen, um Altes aufzufrischen und Neues zu erwerben. Andere Jünglinge schlossen sich an und vertauschten Abends die Hacke mit dem Buche. „Es ist dieß," sagt Kittel, „um so erfreulicher, da es wirklich ein Opfer ist, was diese jungen Leute der Wissenschaft bringen: sie opfern einen Theil des Schlafes nach ermüdender Tagesarbeit in der Kaffeepflanzung, und es ist nichts Geringes, die durch dieselbe zum Studium herabgestimmte Geistesthätigkeit zum Lernen aufzuraffen. Nach der Tagesarbeit haben sie ihr Abendessen und gehen dann gleich zur Schule ungefähr um 8 Uhr. Das Schulhaus ist einfach eine Badaga-Hütte am Ende einer langen Häuserreihe, wobei nur die Mittelwand zwischen dem vordern und hintern Gemach ausgebrochen ist. Die Zahl der Schüler wechselt bis jetzt zwischen 17 und 20. Drei messingene Lampen werden an Dachsparren aufgehängt, auf den Boden etliche Matten ausgebreitet, und dann sammelt und setzt sich um jede Lampe ein Häuflein mit Buch und Schiefertafel... Bis jetzt zeigt sich ein ungemeiner Eifer. Das Zusammenkommen beim Lampenlicht hat etwas ungemein Anziehendes für sie. Um 10 Uhr wird die Schule geschlossen."

Es ist wahr, diese hoffnungsreichen Einrichtungen sind steten Wechseln unterworfen. Die Erkrankung des Missionars oder die Verminderung der Missionskräfte durch Hinwegziehen des einen oder andern der Brüder (Kittel verließ die blauen Berge wieder im Jahr 1859), oder andere Umstände bringen schnell einen Stillstand in dergleichen Unternehmungen oder lösen sie ganz auf; allein es ist dieß der Cha-

rakter aller Missionsanfänge, der mit Geduld zu ertragen ist, bis Schritt für Schritt Alles festere Gestalt annimmt und zu solideren Lebensformen erstarkt. In unsern Missionen an der Küste war es Jahre hindurch gerade so; jetzt läuft dort Alles in festeren ruhigeren Geleisen. Auch für die Nilagiri wird mit Gottes Hülfe diese Zeit kommen; es bedarf nur des geduldigen Ausharrens.

Bis jetzt war, wie aus dem Bisherigen hervorgeht, das Hauptaugenmerk der Missionare auf die Badaga's, diesen zahlreichsten und empfänglichsten unter den vier Volksstämmen der Nilagiri, gerichtet. Aber die drei andern Stämme wurden auch nicht vergessen. Zwar die tief verwilderten Kurumba's blieben in ihren Wald- und Fieberregionen und in ihrer leiblichen und geistigen Verkommenheit bis dahin völlig unzugänglich. Dagegen suchte Miss. Metz die Kota's, diese Musikanten und Handwerker der Berge, sowie das Hirtengeschlecht der Toda's immer und immer wieder auf. Lernte er doch den Dialekt der Letzteren mit großem Ernste, um ihnen näher zu kommen. Aber er selbst schreibt: „Der Stamm der Kota's hat sich bis jetzt der großen Masse nach am gleichgültigsten und feindseligsten gegen unsre Predigt gezeigt. Ihre Sprache hat viele Aehnlichkeit mit dem Bellen ihrer halbwilden Hunde, deren sie eine große Menge haben, um die Ueberreste des Aases, das ihre Meister bei Viehseuchen nicht ganz aufzehren können, vollends abzunagen. In zweien ihrer Dörfer durfte ich schon seit Jahren kaum meinen Mund öffnen, ohne gescholten zu werden, und in einem derselben hielt mir sogar einmal ein Weib die Faust vors Gesicht. Seit jener Zeit gieng ich meist schweigend durch ihr Dorf; sie grüßten mich nicht und ich stand nicht stille. Vor einiger Zeit wollte ich meine Unterredungen mit ihnen wieder anknüpfen; darüber waren die Meisten betroffen, aber sie waren doch froh, weil sie insgeheim die Strafe meines Gottes für ihr Benehmen gegen mich fürchteten. Einer von ihnen lief mir sogar nach und fiel nach Kota-Weise vor mir nieder. Ich berührte sein Haupt und habe nun wieder Freiheit, mich offen gegen sie auszusprechen und zu predigen. Ich bat sie jedoch, mich künftig, wenn ich zu ihnen rede, nicht anzubellen wie die Hunde; ich sei ja ihr Freund und lasse gerne ordentlich mit mir reden. Um ihnen nun zu zeigen, daß ich es gut mit ihnen meine, kaufte ich, weil sie die Eisenarbeiter der blauen Berge sind und bis jetzt nur einen Stein, um darauf zu schmieden, besaßen, bei einer Steigerung sehr wohlfeil für sie einen Ambos. Das

brachte sie so zum Schweigen, daß sogar ihr Priester mit dem silbernen Halsband mir von nun an ruhig zuhörte und mir sogar mit Schnalzen der Zunge seinen Beifall bezeigte. In Folge der vielen Besessenheiten, mit denen dieser Priester von seinem Gott heimgesucht wird, hat sein Gesicht stets ein so verzerrtes zorniges Aussehen, daß man selbst, wenn er freundlich sein will, nicht recht weiß, wie man mit ihm steht. Uebrigens gilt sein Wort sehr viel unter seinen Volksgenossen."

„Auch die Toda's," fährt Metz fort, „lassen mich, wenn ich zufällig in ihre Gerichtsversammlungen komme, wo sie ihre eigenen Geheimnisse verhandeln, ruhig bleiben und geben mir immer wieder eine halbe Stunde Zeit, um auch meine Geheimnisse von der Erlösung durch Christum laut werden zu lassen. Ein Häuptling wollte kürzlich Bedenken tragen, mich in ihrer Versammlung zuhören zu lassen, aber ein Wink von einigen Andern brachte ihn zur Ruhe... Eine Zeitlang lebte ich ganz unter ihnen. Das eine Mal schlief ich in einem Reisehaus und besuchte von da aus ihre Dörfer; das zweite Mal machte ich es zur Bedingung meines Kommens, daß sie mich in eine ihrer Hütten aufnehmen. Das Dörflein hatte außer dem heiligen Milchhaus, das blos der Priester betreten darf, nur zwei Hütten, etwa 10 Fuß lang und 8 breit. In der einen waren die Weiber und Kinder, in der andern schlief ich mit fünf Männern, unter denen auch der Häuptling war, der mich vor fünf Jahren vor seinen Richterstuhl fordern wollte, weil ich die Namen seiner Götter ausgesprochen hatte. Jetzt ist er mit mir ausgesöhnt... Ich erzählte ihnen die die Geschichte Josephs, welche den Leuten so wohl gefiel, daß sie mich um noch eine Geschichte baten. So erzählte ich weiter bis zum Einzug ins Land Kanaan. Als ich etwa bis Nachts 11 Uhr fortgemacht hatte, fieng einer nach dem Andern zu schnarchen an, woraus ich erkannte, daß es Zeit sei aufzuhören. Das Ungeziefer und der Rauch in der Hütte ließ mich selbst übrigens wenig schlafen...

„Ich hatte nie viele Hoffnung, daß die Kota's und Toda's den Anfang im Christwerden machen würden, aber nun, da einmal mehrere Badaga's herausgetreten sind und sich für den Herrn entschieden haben, glaube ich, daß auch sie zur Annahme des Heils vorbereitet sind, da sie die Botschaft vom Heiland schon so oft vernommen haben."

So schreibt Missionar Metz. Seine Hoffnung ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen. Auch unter dem Stamm der Badaga's,

nachdem er seine Erstlinge geliefert hat, ist scheinbar ein Stillstand eingetreten. Aber wir singen mit Albert Knapp auch von den Stämmen der blauen Berge:

Es kann nicht Ruhe werden,
Bis deine Liebe siegt,
Bis dieser Kreis der Erden
Zu deinen Füßen liegt;
Bis du im neuen Leben
Die ausgesöhnte Welt
Dem, der sie dir gegeben,
Vor's Angesicht gestellt.

Missions-Zeitung.

Indien im Jahr 1860.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wir haben eine Reihe der mannigfachen Umgestaltungen, welche Indien im J. 1860 sowohl im Gebiet der Verwaltung und Gesetzgebung, als auch in der innern Stimmung des Volkes erfahren hat, übersichtlich zu bezeichnen versucht. Der Raum nöthigte uns abzubrechen, als wir eben unter der Ueberschrift:

Das junge Indien, jene immer weiter sich ausbreitende Aufklärungspartei zu schildern anfiengen, welche, auferzogen in den religionslosen Regierungsschulen, entweder den alten Volksgötterglauben zu vergeistigen, zu idealisiren, und dadurch das Brahmanenthum vor dem drohenden Untergang zu retten sucht; oder aber den alten Aberglauben ganz hinter sich wirft, ohne jedoch dem Christenthum sich zuzuwenden, und nur durch Anbequemung an europäische Bildung das Hinduvolk in seinen Sitten und Zuständen höchst äußerlich zu reformiren bestrebt ist. Jene erstere (mehr philosophirende) Richtung haben wir durch einige Auszüge aus heidnischen Zeitungen Indiens zu veranschaulichen gesucht; es bleibt uns noch übrig, auch die zweite (mehr praktische) Seite durch ein Zeugniß aus dem Munde der Eingeborenen selbst zu zeichnen. Im „Hindu-Patriot" (vom 28. Nov. 1860) schreibt Einer: „Die Einführung neuer religiöser Ideen und neuer socialer Anschauungen vom Westen (England) her hat in Indien große Veränderungen hervorgebracht, die ganze indische Gesellschaft im Innersten erschüttert und die Religion Menu's und Vyasa's dermaßen untergraben, daß letztere nie mehr festen Fuß unter den Hindu's gewinnen wird. Das 'junge Bengalen' unsrer Tage ist ein ganz andres Geschlecht in Sprache, Kleidung, Speise und Trank, Denk- und Lebensweise geworden, als das unsrer Väter gewesen ist. Freilich ist es schwer zu sagen, ob es eine Veränderung zum

Besseren oder Schlechteren ist. Eines jedoch ist gewiß, daß die gegenwärtige Tendenz der Hindu-Gesellschaft von der Art ist, daß keiner ihrer Freunde mit Stolz und Befriedigung sie betrachten kann, und wenn nicht Bildung und Kenntnisse so rasche Fortschritte im ganzen Lande machen würden, so wäre unsre Hoffnung auf eine endliche moralische Hebung unsrer Landsleute sehr gering... Zu den vielen Lastern, welche dem Uebergangszustand einer Gesellschaft, wie der des gegenwärtigen 'jungen Bengalens' ist, stets eigen sind, gehören gewöhnlich und vor allem die zwei: unmäßiger Genuß starker Getränke und jene Neigung unsrer sinnlichen Natur, außer dem ehlichen Leben eine Befriedigung zu suchen. Unser Land macht darin keine Ausnahme. Es gilt dieß namentlich von dem 'jungen Bengalen'... Da man unter uns (Hindu's) kaum einen ledigen Mann trifft und eine ledige Tochter über 10 Jahre fast eine Unmöglichkeit ist, so ist klar, daß ein Hindu kein Bordell betreten kann, ohne seine ehlichen Pflichten zu verletzen. Je mehr aber dieß Uebel um sich greift, desto sicherer wird die Wohlfahrt unsrer ganzen Nation untergraben." [Nun sucht der Hindu-Patriot die Ursache der zunehmenden ehlichen Untreue aufzufinden und die Mittel zur Abhülfe zu bezeichnen. Er sagt:] „Wer zum 'jungen Bengalen' gehört, ist ein gebildeter, wohlunterrichteter Mann, und als solcher liebt er weibliche Gesellschaft. Wo er die beste Gesellschaft dieser Art findet, da geht er am liebsten hin. 'Jung Bengalen' liebt Tanz, Musik und Gesang, ist entzückt, wenn es eine Dame mit einem Buch beschäftigt oder gar einen Brief schreiben sieht. Nun aber sind die Bordelle gerade die Orte, wo er alle diese Reize findet... Nach saurer Tagesarbeit geht er dahin, findet gebildete, liebenswürdige, in Tanz und Musik, in guter Unterhaltung und Litteratur geübte Mädchen, die ihn bezaubern, — und darüber vergißt er sein eigen Weib und Haus." [Nun kommt des Patrioten Rath zur Abhülfe:] „Warum lernt die Ehefrau eines zum 'jungen Bengalen' zählenden Hindu nicht auch lesen und schreiben, singen und tanzen, um ihrem Manne eine angenehme Gesellschafterin zu sein?.. Es ist wahr, unsre Hausfrauen sind Muster von Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit, wahre Urbilder ehlicher Tugend und Sanftmuth, leibhaftige Spiegel mütterlicher und schwesterlicher Liebe, unermeßlich geduldig im Ertragen der Uebel, hingebend bis zur äußersten Selbstlosigkeit. Und doch besitzt diese Schönheit nichts Anziehendes für uns, diese Tugenden gewinnen den Mann nicht. — Warum nicht? Die alte Sitte der Abschließung und Verdummung des weiblichen Geschlechtes ist der einfache Grund. Eine Hindufrau mag die künstlerischen Anlagen einer Jenny Lind haben, — aber sie darf und soll nicht singen. Sie mag die Anlage zur vollkommensten Tänzerin haben, aber sie soll und darf nicht tanzen. Lesen und Schreiben lernen ist ihr fast verboten. Was Wunder, wenn das 'junge Bengalen', das aus den Romanen Englands den Reiz angenehmer, weiblicher Gesellschaft kennen gelernt und darnach seine Idee von einer guten Hausfrau gebildet hat, nicht mehr zufrieden ist mit dem gegenwärtigen Bildungsstand unsrer Haus-

frauen! Man opfert lieber die Moralität und sucht in den Bordellen die Genüsse, die man zu Hause nicht findet!.. Was ist zu thun? Antwort: arbeitet darauf hin, daß das weibliche Geschlecht unter uns mehr Bildung erlange... Niemand lasse sich durch alte Vorurtheile aufhalten... Bekommen wir auch nicht gleich Damen von dem Geist, wie eine Madame Staël oder Madame Sommerville, so werden wir doch bessere Hausfrauen und gebildetere Schwestern und Töchter erhalten.."

Diese Auszüge aus indischen Zeitungen lassen uns in die Zustände der gegenwärtigen Hindu-Generation deutlichere Blicke thun, als oft hundert Missionsberichte nicht zu thun vermögen.

Schul- und Unterrichtswesen. -- Leider hat Indien im Jahr 1860 gerade in diesem allerwichtigsten Punkte kaum einen Schritt vorwärts gethan. In Betreff des indischen Schulwesens muß man unterscheiden zwischen den Regierungsschulen, den Missionsschulen und den von beiden unabhängigen eingeborenen Volksschulen. Die Regierung hat bis auf den heutigen Tag den Mißgriff nicht aufgegeben, ja ihn nicht einmal erkannt, — den Mißgriff, daß sie das ganze indische Unterrichtswesen von Oben nach Unten aufbauen will, statt umgekehrt. Sie hat Universitäten, Collegien und andere höhere Schulen gegründet, aber dem elementaren Volksunterricht wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt. Ueberhaupt stehen die Geldsummen, welche die Regierung für die geistige Hebung des Volkes ausgesetzt hat, in gar keinem Verhältniß zu dem vorhandenen Bedürfniß. In England, wo für Volkserziehung das Meiste auf Privatwegen gethan wird, gibt der Staat gleichwohl ¾ Mill. Pf. Sterl. jährlich für den Unterricht der 23 Mill. Einwohner des Landes aus; für die 150 Mill. Indiens wird nicht einmal ¼ Mill. Pf. Sterl. von der Regierung verausgabt. Folgendes ist (nach dem J. 1857) das Verhältniß der allgemeinen Staatseinnahmen zu den Ausgaben für Volkserziehung in den fünf Regierungsbezirken Indiens:

	Allg. Einnahmen: Pf. St.	Auf Volkserziehung verwendet: Pf. St.
Bengalen:	11,202,641.	94,322.
Madras:	4,718,036.	34,222.
Bombay:	4,600,478.	35,273.
NordwestProv.:	2,724,141.	33,060.
Pandschab:	1,057,987.	14,487.
	24,353,283.	211,364.

Von dieser überaus geringen Summe, die auf die Volkserziehung verwendet wird, fällt überdieß der bei weitem größte Theil auf die zwei Universitäten in Kalkutta und Madras, und auf die andern höhern Unterrichtsanstalten, dagegen nur ein ganz kleiner Theil auf die Elementarschulen, welche doch die unentbehrliche Grundlage der ganzen Volkserziehung bilden.

Die beiden Universitäten in Indien scheinen allerdings nicht Unerhebliches zu leisten. In Kalkutta haben sich am Schluß des vorigen Jahres 809 Bewerber zur Maturitätsprüfung (d. h. zur Aufnahme in die Reihe der Studirenden) gemeldet; davon gehörten 59 der christlichen, 28 der muhamed., 722 der Hindu-Religion an. Von diesen 809 Bewerbern haben jedoch nur 414 das Examen bestanden, alle übrigen wurden abgewiesen, — ein Umstand, der für die Strenge der Prüfung spricht.

Zu gleicher Zeit fanden die Prüfungen der Studenten, welche den Universitätscurs durchlaufen haben, zur Erlangung eines gelehrten Grades statt. Nach englischem Vorbilde giebt es auch dort zwei Grade: es ist der eines Baccalaureus artium (B. A.), der geringere, und der eines magister artium (M. A.), der höhere Grad. Daneben hat man den Grad eines Baccal. *juris* und den eines magister juris geschaffen. Von 39 Bewerbern haben 13 den Grad eines B. A. erlangt. Um den Grad eines M. A. können sich nur solche bewerben, welche zuvor den eines B. A. und zwar mit glänzenden Zeugnissen erlangt haben. Der erste, der diese Ehre in Indien erlangt hat, und zwar bei der neuesten Prüfung, ist ein Brahmane aus Bengalen. Er hat die strengste Prüfung, wie sie selbst die englischen Universitäten nicht kennen, glänzend bestanden; namentlich hat er in der höhern Mathematik Unglaubliches geleistet.

Auf der Universität von Madras haben sich nur 84 junge Leute zur Maturitätsprüfung, und nur 10 Studenten zur Erwerbung des Grads eines B. A. gemeldet. Die Prüfung fand im Februar dieses Jahres statt, und das Resultat ist uns noch nicht bekannt. — Seit den 5 Jahren des Bestehens beider Universitäten hat Kalkutta 1 M. A., 38 B. A. und 12 B. juris, Madras dagegen nur 10 B. A. und 1 Dr. Med. geliefert.

Man sieht, daß diese Universitäten nicht Unerhebliches leisten, so kurz bis jetzt auch ihre Dauer ist. Auch die sogen. Colleges liefern tüchtig gebildete Leute. Allein das alte Uebel der Neutralitätspolitik, wodurch aller Religionsunterricht aus den Regierungsschulen ausgeschlossen wird, hat jenen Atheismus oder Idealismus zur Folge, wie wir ihn in obigen Zeitungsartikeln bei dem 'jungen Bengalen' kennen gelernt haben.

Dem Mangel an eigentlichen Volksschulen sucht bekanntlich die Regierung durch das von ihr seit 1854 aufgestellte System der Unterstützungsgelder (Grants in aid) abzuhelfen, wornach sie jeder Schule nach dem Maaße ihrer Leistungen Beiträge an Geld zukommen zu lassen versprochen hat. Missions- und eingeb. Schulen haben sich das zu Nutze gemacht. Allein bei dem schlechten Zustand der Finanzen des Staats belaufen sich diese Hülfsgelder auf eine höchst geringe Summe, und um den Schein zu vermeiden, als sei ihr an der Sache nichts gelegen, macht sie für diejenigen, welche Anspruch an solche Hülfsgelder machen, so hochgehende Bedingungen, daß fast keine Missions- oder Volksschule sie zu erfüllen vermag. Was die Ausschließung der Bibel aus den Regierungsschulen betrifft, so hat die Regierung bedeutende Concessionen gemacht (Vergl. Miss. Mag. 1861 S. 137 ff.). Merkwürdig ist, daß die Hindu's, welche die Aengstlichkeit der Regierung in Betreff der Bibel gar nicht verstehen, nun auf den Gedanken gekommen sind, die Engländer wollen darum die Bibel ihnen vorenthalten, weil dieses Buch das Geheimniß enthalte, wie eine Nation groß werde.

Die Missionsschulen theilen sich in Heidenschulen (in welchen meist noch heidnische Schullehrer, aber christliche Lehrbücher sich finden, bei häufigem Besuch des Missionars); in Gemeindeschulen (mit Christenkindern und christlichen Lehrern); in Waisen-

anstalten (worin Kinder beiderlei Geschlechts erzogen werden; es sind dies die eigentlichen Pflanzstätten der künftigen Christengemeinden); in Mittelschulen (aus denen besser gebildete Schüler hervorgehen, zugleich die Pflanzschulen für die Schullehrer- und Katechisten-Seminare); in Katechistenschulen (zur Erziehung von Lehrern und Predigern) und in englische Schulen (wo heidnische Jünglinge aus besseren Familien hauptsächlich in englischer Sprache und Wissenschaft unterrichtet werden, und aus denen die meisten Beamten in Gerichts- und Verwaltungsämtern hervorgehen). Alle diese Unterrichtsanstalten blühen durch ganz Indien, wo Missionen sind. Auf ihnen ruht hauptsächlich die Hoffnung für die endliche Evangelisirung des Landes. Ihr Einfluß ist unberechenbar, und wenn die Regierung mittelst ihrer „Unterstützungsgelder" den Missionsgesellschaften kräftiger unter die Arme griffe, so müßte Indien in 50 Jahren zum größeren Theil der christlichen Civilisation gewonnen sein. Die Christian vernacular education Society, die vor 3 Jahren gestiftet wurde und deren Zweck es ist, vornehmlich christliche Schullehrerseminare in Verbindung mit Normalschulen zu gründen und gute christliche Schulbücher in den Landessprachen herbeizuschaffen, findet leider nicht den Anklang, den sie verdient. Ihre Leistungen sind deßhalb bis jetzt noch nicht bedeutend.

Die eingeborenen Volksschulen, bis dahin sehr unbedeutend, obwohl zahlreich und fast in jedem Dorf vorhanden, fangen an sich zu heben. Theils die Hülfsgelder der Regierung und der damit verbundene Antrieb zu besseren Leistungen, namentlich aber die wachsende Zahl der jungen Männer, die aus den englischen Schulen der Missionare hervorgegangen sind und nun Schulen auf eigene Hand zu gründen anfangen, wirken mächtig zur Hebung des allgemeinen Volksunterrichts. Es werden in denselben je länger je mehr christliche Lehrbücher, selbst die Bibel, eingeführt, und auf diese Weise wirkt unvermerkt der Sauerteig des Evangeliums auch da fort, wo kein Missionar hinkommt.

So viel das indische Schulwesen zu wünschen übrig läßt, so liegt darin doch, wie es nun geworden ist, einer der mächtigsten Hebel der Wiedergeburt Indiens.

Mission. — Die Hoffnungen, die sich an die Unterdrückung der Meuterei von 1857 knüpften, haben sich bis jetzt nicht erfüllt, wenigstens bei weitem nicht in dem Maaße, als man erwartete. Man glaubte, daß die tiefe Demüthigung, welche die Hindu's und Muhamedaner erfuhren, das namenlose Elend, welches die Rebellion für die Eingeborenen im Ganzen mit sich führte, und der glänzende Sieg der christlichen Waffen, — daß dieß Alles die Gemüther für den Samen des Evangeliums doppelt empfänglich gemacht haben werde. Man erwartete eine große und reiche Ernte für das Reich Gottes in Indien. Es ist diese Hoffnung bis jetzt getäuscht worden. Der Gang der Mission hat sich in Nichts geändert; die Schwierigkeiten sind nicht geringer, die Erfolge nicht größer geworden. Zwar ist nirgends Stillstand, sondern überall stetiger Fortschritt; aber er ist wie bisher langsam und allmählig, ohne auffallende und groß-

artige Siege. Es bewährt sich auch heute noch, wie zu Elia Zeiten: der Herr ist nicht im Sturm und im Erdbeben, sondern im stillen sanften Säuseln.

Diejenige Stelle Indiens, wo allein auffallende und ins Große gehende Erfolge der Mission zu Tage traten, ist das Gebiet der Kol's (Coles); allein was dort vorgeht, ist nicht Frucht jener großen Trübsal im J. 1857, sondern es war zuvor schon da und hat sich als ächtes Gotteswerk auch durch die Prüfungen jenes Rebellionsjahres glücklich durchgerettet. „Die Christianisirung der Kols im Tschota (d. h. Klein-) Nagpur Distrikt," sagt der Bombay Guardian, „geht mit schnellen Schritten vorwärts. Zweitausend sind bereits getauft; 90 wurden allein im Jan. 1860 in die christl. Kirche aufgenommen. Tausende haben die Kaste gebrochen und bekennen den Namen Jesu. In der Umgebung von Randschi verbreitet sich das Evangelium wie ein Lauffeuer. Gegen 800 Dörfer bekennen sich zur christlichen Wahrheit. So viele Kol's drängen sich zu den Missionsstationen herbei, daß die Missionare von früh Morgens bis in die späte Nacht mit dem Unterricht der Taufbewerber zu thun haben. Der Vicegouverneur von Bengalen besuchte im Jan. 1860 den Distrikt und war von Erstaunen ganz übernommen über dem, was er dort sah. 'Nie hat man,' rief er, 'etwas Aehnliches in Indien gesehen!'" — Bekanntlich sind diese Kol's einfache Bergstämme, zu denen die deutschen Missionare Goßners vor einer Reihe von Jahren durch die Leitung Gottes geführt wurden. — In den übrigen Missionsgebieten Indiens ist nichts Außerordentliches hervorzuheben, es sei denn die Erweckung im Süden, von der wir sogleich reden werden.

Es arbeiten gegenwärtig 18 Missionsgesellschaften in Indien, nemlich:
die Ges. zur Fortpflanzung des Evangeliums (seit 1815);
die englisch-kirchl. MG. (seit 1813);
die Baptisten (seit 1793);
die allgemeinen Baptisten (s. 1821);
die Methodisten (s. 1817);
die Londoner MG. (s. 1798);
die schottische Kirche, freie und nationale, (s. 1823);
die große amerik. MG. (s. 1813);
die amerik. Presbyterianer (s. 1833);
die Basler MG. (s. 1834);
die amer. Freiwillens-Baptisten (seit 1836);
die Goßner'schen Missionare (s. 1838);
die luth. Kirche Nordamerika's (seit 1840);
die deutsch-luth. MG. von Leipzig (s. 1840);
die irländischen Presbyterianer (seit 1841);
die holländisch-reform. Kirche von Nordamerika (s. 1859); und
die amerik. Methodisten-Episkopal-Kirche (s. 1859).

Die Erweckungen in Tinnevelly. — Bekanntlich ist die Zahl der eingeborenen Christen in den südlichsten Provinzen von Indien verhältnißmäßig sehr groß. In der Provinz Tinnevelly allein mögen es etwa 50000 sein. In den 30er Jahren meldeten sich ganze Dörfer zur Taufe. Es ist natürlich, daß trotz aller Sorgfalt der Missionare auch viel Spreu und Unkraut mit in die Kirche Christi kam. In den letzten Jahren wurden die Klagen der Missionare über den lahmen, halbheidnischen u. halbchristlichen Zustand ihrer Gemeinden immer schmerz-

licher, und so herrliche Ausnahmen sich überall finden mochten, so war doch im Ganzen die Beschaffenheit der Tinnevelly-Gemeinden nichts weniger als erfreulich.

Da kam die große Kunde von den Erweckungen in Nordamerika, in Wales und Irland auch nach Indien. Im Anfang des J. 1860 gieng von Ludiana (im Norden Indiens) der Aufruf zu einer allgemeinen Gebetswoche aus, in welcher alle Gläubigen um eine Ausgießung des heil. Geistes flehen sollten. Ein allgemeines freudiges Zustimmen war die Antwort auf diesen Aufruf, und auch in Tinnevelly sammelte man sich zum Gebet. Irren wir uns, wenn wir sagen, daß die Frucht dieser Gebete eben jene Erweckung war, die so unerwartet, und doch längst so ersehnt, in diesem Distrikt seit der Mitte des vorigen Jahres sich einstellte? Der Herr, der das Gebet erhört, hat die Todtengebeine durch seinen Odem lebendig gemacht. Die Bewegung fieng an einem kleinen Punkte an, und zwar in Nord-Tinnevelly, wo erst seit neuerer Zeit Christengemeinden sich gebildet haben; und hat sich seitdem weiter und weiter, besonders auch nach Süden, verbreitet. Die Erscheinungen dabei waren im Anfang ähnlich denen in Irland; die Frucht aber war auch hier Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. Vieles wird als taube Blüthe abfallen, Vieles wird als wurmstichige Frucht nicht zur Zeitigung und Vollendung kommen; aber Vieles wird bleiben auf den Tag Jesu Christi.

Bis jetzt blieb dieses Werk Gottes auf Tinnevelly beschränkt; an keinem andern Punkte Indiens hat sich eine ähnliche Regung unter den Eingeborenen gezeigt. Wohl aber freuen wir uns sagen zu können, daß unter den Europäern in Indien an verschiedenen Orten mächtige Geistesregungen sich kund thun. In Sialkote (Nordindien), in Barrackpur (bei Kalkutta) und andern Garnisonsstädten sind unter Offizieren und Soldaten Gebetsvereine, welche eine augenscheinlich gesegnete Wirkung auf die ganze Haltung der Regimenter ausüben. Ueberhaupt ist an vielen Punkten Indiens unter den englischen Militär- und Civilbeamten eine Lebensregung wahrnehmbar, wie sie noch nie dagewesen ist. Daran aber dürfen wir die freudigsten Hoffnungen knüpfen. Denn wenn bis jetzt das gottlose Leben der Europäer eines der größten Hindernisse für die Mission war, so wird die wachsende Zahl gläubiger und wahrhaft bekehrter Europäer für dieselbe die kräftigste Förderung sein, zumal da jener gottlose Befehl der Regierung förmlich zurückgenommen ist, wornach die Beamten in Indien, auch in ihrer außeramtlichen Thätigkeit, nichts für die Evangelisation des Landes sollten thun dürfen.

Indien geht langsam, sehr langsam, aber sicher und unaufhaltsam seiner socialen und religiösen Umgestaltung entgegen. Eine unter der Oberfläche forttreibende mächtige Strömung führt unwiderstehlich dem Untergang des Brahmanenthums und eben damit dem Sieg der christlichen Bildung entgegen. Aber wann dieses Ziel auch in der äußeren Erscheinung wird erreicht werden, das weiß nur Gott. Uns gebührt die geduldige treue Arbeit, die ihren Lohn hat.

Der Vulkan Kilauea auf Hawaii.

(Vergl. S. 269.)

Der Missionar und die Politik.

Soll der Missionar in der Heidenwelt, soll der christliche Prediger daheim, soll der Christ überhaupt irgend etwas mit der Politik zu schaffen haben? Das ist eine Frage, die von verschiedenen Seiten verschieden beantwortet wird. Mit einem kurz absprechenden Machtwort, etwa daß das Reich Christi ja nicht von dieser Welt sei, ist hierin nicht wirklich geholfen; denn einestheils können im Leben des Missionars, wie des Predigers in der Heimath und jedes Christen überhaupt, Fälle eintreten, wo er zu gewissen politischen und socialen Fragen der Gegenwart nothgedrungen eine bestimmte persönliche Stellung einnehmen muß; anderntheils ist das Gebiet dessen, was man Politik nennt, ein so weites, unbestimmtes, und die Gränzen desselben sind in vielen Fällen so fließend, daß in dieser Beziehung nur schwer, ja fast unmöglich eine scharfe Linie zu ziehen ist. Am schwierigsten ist die Frage für den Missionar in der Heidenwelt. Denn das Heidenthum, das er zu bekämpfen und zu stürzen gekommen ist, ist ja nicht blos ein System von Glaubenslehren und von Anweisungen zum Götterdienst, — ein System, das im Uebrigen ohne Einfluß und Rückwirkung auf das bürgerliche und staatliche Leben eines Volkes bliebe; sondern es ist immer und überall so sehr mit allen Lebensformen einer Nation verflochten, daß der ganze sociale und politische Zustand des Volkes mit seiner Religion steht und fällt. Die Geschichte des altrömischen Reiches, sowie die der altgermanischen Staaten, bezeugt dieß eben so stark und anschaulich, als die neueste Geschichte der kleinsten heidnischen Inselgruppe der Südsee. Das Evangelium, indem es mit dem nationalen Heidenthum eines Volkes in Zusammenstoß geräth und in einen Kampf auf Leben und Tod tritt, erschüttert unwillkührlich auch die Grundpfeiler des socialen und

politischen Volkslebens, und es ist ganz begreiflich, daß schon bei dem Herrn selbst die Anklage vor Pilatus auf politischen Aufruhr lautete, und daß nachher das Volk zu Thessalonich gegen den Apostel Paulus mit der Beschuldigung sich erhob: „Die den ganzen Weltkreis erregen, die sind auch hieher gekommen; diese Alle handeln wider des Kaisers Gebot." Zwar konnte damals noch der Landvogt Gallion in Korinth, dieser Vertreter des römischen Staatsgesetzes, zwischen bürgerlichen und religiös-kirchlichen Vergehungen wohl unterscheiden und dem aufgeregten Volke sagen: „Wenn es irgend ein [bürgerlicher oder politischer] Frevel oder böse Schalkheit wäre, so hörete ich euch billig; wenn es aber eine Frage ist um die Lehre und um Namen und um das [religiöse] Gesetz unter euch, so gedenke ich darüber nicht Richter zu sein;" und trieb sie von dem Richterstuhl. Allein wie bald änderte sich das! Als die Christen nachmals sich weigerten, den Bildsäulen der römischen Kaiser zu räuchern oder andere heidnische Dinge, die mit dem Volks- und Staatsleben der Römer so eng verknüpft waren, mitzumachen, da redet der besonnene römische Geschichtsschreiber Tacitus von ihnen als von „Aufrührern", die von „Haß gegen das ganze Menschengeschlecht" erfüllt seien; ein anderer (Suetonius) klagt sie wegen „unaufhörlichen Tumultes" an, den sie erregen, und endlich schreitet die römische Staatsgewalt ein, um diese „Empörer" fast drei Jahrhunderte hindurch mit Feuer und Schwert, mit Folter und Todesqual zu vertilgen.

Man sieht, daß von allem Anfang an die Mission in den Heidenländern unwillkührlich mit der Politik in Zusammenstoß kam, und ist's ein Wunder, wenn dieß heute noch überall geschieht? Wo immer das Evangelium gepredigt wird, — in der Türkei, in Indien und China, in Afrika und auf Madagaskar, auf Neuseeland und den Südsee-Inseln, — überall tritt es unwillkührlich, seiner innersten Natur nach, mit allen vorgefundenen Zuständen einer heidnischen Nation in Kampf, der Missionar mag es wollen oder nicht; und dieser Kampf muß so oder anders zum Austrag gebracht werden. Eben diese Lage der Dinge aber ist es, was die Stellung des Missionars oft so schwierig macht, und je bedeutungsvoller und tiefer die Mission als welthistorische Macht in die Entwicklung der Gegenwart eingreift, desto ernster wird die Erwägung, wie der Bote des Evangeliums gegenüber den socialen und politischen Fragen des Landes, in welchem er arbeitet, sich zu verhalten habe, — Fragen, die ihm un-

ausweichlich überall auf seinem Wege begegnen werden. Wir würden uns nicht getrauen, es auch nur zu versuchen, eine so zarte, gewichtige und praktisch so folgenreiche Frage zu beantworten. Um so willkommener aber ist uns die Lösung derselben durch einen Mann, der durch die reichste Lebenserfahrung, durch persönliche Stellung, durch Klarheit des Geistes und durch gesundes, reifes und nüchternes Urtheil in unsern Tagen hoch über allen andern Männern der Mission steht: wir meinen den greisen, geistvollen und erfahrenen Sekretär der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, Herrn Henry Venn in London. Es war am 18. September 1860, daß dort vierzehn Missionare ihre Instruktion empfiengen, um sofort nach den verschiedensten Arbeitsgebieten der Heidenwelt abzugehen. Bei dieser Gelegenheit sprach jener Nestor der Mission:*)

„Geliebte in dem Herrn, — Wir sind hier zusammengekommen, um eine große Schaar von Missionsbrüdern zu verabschieden, welche nach verschiedenen und weit von einander entlegenen Arbeitsgebieten — nach Westafrika, Indien, Ceylon, China und dem Mittelmeer — aufzubrechen sich anschicken. Die Kommittee hat zu ihren scheidenden Missionsbrüdern so oft schon über die wichtigsten Grundsätze, nach denen in der eigentlichen Missionsarbeit zu verfahren sei, geredet, daß sie nun mit Recht wohl auch einmal einen andern Gegenstand von großer praktischer Bedeutung berühren darf, — einen Gegenstand, der in Folge der gegenwärtigen Lage der Missionsländer so stark in den Vordergrund tritt, nemlich das richtige Verhalten eines Missionars gegenüber den socialen und politischen Fragen, mit denen der Entwicklungsgang seiner geistlichen Arbeit ihn in unmittelbare Berührung zu bringen geeignet ist.

„Das eine große Hauptziel unsrer Missionsgesellschaft ist: die Predigt des Evangeliums von Christo denen zu bringen, die sie noch nicht vernommen haben, und die zum Christenthum bekehrten Seelen in der Lehre und in den Ordnungen der anglikanischen Kirche zu erziehen und heranzubilden. Allein das Evangelium, wenn es einmal angenommen wird, führt auch den weitern Segen mit sich, daß es darauf ausgeht, den socialen Zustand der Bekehrten zu heben, sie in den wahren Grundsätzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu unterweisen, und auf diese Weise in ihren Gemüthern zugleich das Gefühl

*) Vergl. Church Miss. Intelligencer 1860. pag. 257 ff.

des Unrechts zu schärfen, das sie in Folge politischer Unterdrückung und Mißregierung etwa zu erleiden haben. Eine richtige Erkenntniß der christlichen Pflichten wird alsdann allerdings einerseits zum Gehorsam gegen die bestehenden obrigkeitlichen Gewalten führen, aber andererseits wird sie diesen Gehorsam auf diejenigen Dinge beschränken, die vor Gottes Augen recht und in seinem Worte klar bezeichnet sind; und insofern tritt nicht selten eine Collision ein zwischen der Christenpflicht und den Anordnungen heidnischer und muhamedanischer Regierungen.

„Das innige Verhältniß ferner, in welchem der Missionar zu seinen Bekehrten steht, setzt ihn nothwendig auch in eine innige Beziehung zu ihrer zeitlichen Wohlfahrt. Indem er unter dem Volke umherzieht mit einer Botschaft der Liebe auf seinen Lippen und mit dem Geiste der Liebe im Herzen, gewinnt er bald ihr Vertrauen in einem Maaße, wie kein andrer Europäer. Er wird ihr bester Freund, ihr treuester Rathgeber. Das Evangelium, das er predigt, berührt ebenso sehr ihre zeitlichen als ihre geistlichen Interessen; denn 'die Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.' Sie haben deßhalb ein Recht, von ihm Rath und Beistand zu erwarten gegen Unbill und Ungerechtigkeit. Endlich hat der Missionar bei geeigneten Gelegenheiten auch eine Botschaft auszurichten an diejenigen, welche Gewalt haben, in Betreff ihrer Verantwortung vor Gott, nach dessen Willen und Auftrag sie die Regierungsrechte auszuüben haben.

„So ernstlich deßhalb auch der treue und gewissenhafte Missionar bemüht sein mag, sich auf das eine große Werk des Amtes, das die Versöhnung predigt, zu beschränken, so wird er sich doch immer und immer wieder in Fragen socialer und politischer Natur hineingezogen sehen, und er wird nicht immer dem Vorwurf entgehen können, der schon seinen göttlichen Meister und dessen Apostel traf, daß er 'des Kaisers Feind' sei und 'Aufruhr errege in der ganzen Welt.' — Die Schwierigkeit, die sich einem christlichen Missionar entgegenstellt, wenn er in solchen Fällen mit der Klugheit der Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben seinen Gang gehen möchte, wird noch wesentlich gesteigert in Zeiten nationaler, politischer und socialer Aufregung. Und in der That, die Arbeitsgebiete, nach denen Ihr euch begebet, sind gegenwärtig in einer solchen Lage. In Indien ist die ganze bürgerliche Gesellschaft in Aufregung in Folge der furchtbaren Katastrophe

vom Jahr 1857 [der Militär-Meuterei], und noch in neuester Zeit haben sich Fragen erhoben, welche die bürgerlichen Rechte der bekehrten Eingeborenen, die Stellung der Landbauern zu den Indigopflanzern, die christliche Politik der Regierung und die christliche Haltung ihrer Beamten beschlagen, — lauter Fragen, in welche der Missionar mehr oder weniger sich wird hineingezogen sehen. Auf unsern Missionsgebieten in West-Afrika [Yoruba-Land] und China wüthen Bürgerkriege, und im erstern Lande leben sogar unsre Missionare unter Regierungen, die gegenseitig mit einander im offenen Kriege liegen. In Kleinasien und im ganzen türkischen Reiche sind die socialen und politischen Fragen ohnehin in einem Zustand furchtbarer Gährung.

„In solche Arbeitsfelder ziehet ihr aus als die Boten des Friedensfürsten, um zu verkündigen 'Ehre unserm Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen.' Welch ein seliger Auftrag, und doch wie schwer und gefahrvoll dessen rechte Ausführung! Die Kommittee möchte deßhalb unter Gottes Beistand euch einen väterlichen Rath für euer Verhalten auf den Weg mitgeben, zugleich mit der Versicherung ihrer herzlichen Liebe und Theilnahme, um in den euch bevorstehenden Schwierigkeiten euch zu ermuthigen und zu stärken.

„I. Die allgemeine Regel für solche Fälle ist in den gedruckten 'Regulationen' unsrer Gesellschaft mit folgenden Worten niedergelegt: 'Jeder Missionar hat die bestimmte Weisung und Verpflichtung, sich von aller Einmischung in die politischen Angelegenheiten des Landes oder Ortes, in welchem er stationirt ist, ferne zu halten.'

„Die Fassung dieser Vorschrift ist nothwendig weit und unbestimmt; 'politische Angelegenheiten' ist ein weitsinniger Begriff. Es giebt weltliche Politiker, die gar zu gerne auch Gebiete, wie die Volkserziehung, die Unterstützung des Götzendienstes durch den Staat, das sogenannte 'sociale Institut' der Sklaverei, die Stellung und das Verfahren der Einwanderer und Kolonisten gegen die Ureinwohner eines Landes, die Privatstellung von Regierungsbeamten zum Christenthum ꝛc. ausschließlich ihrer Entscheidung vorbehalten möchten. Sobald ein Diener der Religion diese Fragen berührt, so erhebt sich sofort ein Schrei des Unwillens, als wenn er in Sachen der 'Politik' sich mische. Allein Dinge der genannten Art sind nicht einfach 'politische Angelegenheiten'. Sie haben einen gemischten Charakter. Die großen Principien der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und der christlichen

Pflicht sind wesentlich bei all diesen Fragen mit betheiligt. Jene Principien aber gehören — als Gegenstände allgemeiner Prüfung und öffentlicher Besprechung — wesentlich und recht eigentlich in das Gebiet des Dieners der Religion. Ja, ihm steht es vornemlich zu, sie vorzutragen und ihre praktische Anwendung auf die Verhältnisse des Lebens deutlich ins Licht zu stellen. Fragen dieser Art können somit keineswegs unter die 'politischen Angelegenheiten' gerechnet werden, in die der Missionar sich nicht soll mischen dürfen. Der Missionar ist verpflichtet Einsprache zu thun, wenn er glaubt, daß die großen Grundsätze der Gerechtigkeit, Menschlichkeit und christlichen Pflicht verletzt werden; und der Politiker seinerseits ist verpflichtet, sich darüber zu rechtfertigen, ob er bei seinen politischen Handlungen wirklich an jenen Grundsätzen festhalte. Bei allen dergleichen Fragen wäre es somit weise auf Seiten der Regierung, die da Gewalt hat, auf die Winke und Mahnungen der Missionare zu achten und ihre Mitwirkung sich zu sichern; wenn aber die Behörden die Winke der Missionare von sich weisen und dagegen Opposition machen, so sieht sich der Missionar genöthigt, an die öffentliche Meinung zu appelliren, und die Regierung könnte in den Fall kommen, früher oder später dem sich dennoch fügen zu müssen, was das Christenthum fordert, aber dann nur zu oft erst nach schmerzlichem Zeitverlust, nach bedenklichem Versäumen des besten Augenblicks und nach manchem Streit und Zank, der für alle Parteien gleich nachtheilig ist.

„Einige spezielle Fälle, welche in der Geschichte unsrer Mission vorgekommen sind, mögen das eben Gesagte beleuchten.

„1. Die früheste politische Frage, in welche sich unsre Gesellschaft hineingezogen sah, war die der Sklaverei, — zuerst die Abschaffung des Sklavenhandels, alsdann die Aufhebung der Sklaverei selbst. Unsre Gesellschaft war es, die von Anfang an mannhaft und ohne Scheu die Sklaverei als eine große und schwere Sünde öffentlich bezeichnete, und zwar zu einer Zeit, da dieselbe noch als ein 'sociales Institut' aufrecht erhalten und durch zahlreiche Akte der Gesetzgebung beschützt ward. Andere Missionsgesellschaften, welche vor uns ihre Arbeiter in den sklavenhaltenden Kolonien hatten, trugen an Ort und Stelle den ersten Anprall des Zusammenstoßes. Ihre Missionare wurden als politische Aufwiegler denunzirt, bis endlich Missionar Smith in den Kerker geworfen und als Hochverräther kriminell gerichtet wurde. Diese That weckte die Entrüstung des brittischen Par-

laments, und die höchste Staatsregierung trat ins Mittel, um die Rechte der Gerechtigkeit und Menschlichkeit in der Person des schwer gekränkten Missionars zu retten. Durch solche Kämpfe hindurch trug endlich die gute Sache den Sieg davon, und die Sklaverei ward [in den brittischen Kolonien] abgeschafft."

Wir müssen die Ansprache des ehrwürdigen Henry Venn für einen Augenblick unterbrechen, um die geschichtliche Andeutung verständlich zu machen, die in den obigen Worten liegt. Demerara, an der nordöstlichen Küste von Südamerika gelegen, ist seit 1803 eine brittische Kolonie. Als dieses reiche fruchtbare Gebiet von den Holländern an die Engländer übergieng, befanden sich auf den hunderten von Plantagen etwa 150,000 Sklaven, für deren sittliches und ewiges Wohl bis dahin nichts, gar nichts gethan worden war. Selbst für die Tausende von europäischen Kolonisten gab es im ganzen ausgedehnten Gebiet nur zwei gottesdienstliche Versammlungsstätten, nemlich eine kleine lutherische Kirche in Neu-Amsterdam am Berbice, und eine holländisch-reformirte Kirche auf dem Fort Island, am Essequibo, 40 Stunden von jener entfernt. Als nun im Jahr 1805 ein wesleyanischer Missionar auf dem Territorium von Demerara erschien, um unter den Negersklaven ein Werk der Liebe zu beginnen, erklärte ihm der brittische Gouverneur der Kolonie: „Ich kann Sie hier nicht dulden; Sie müssen diese Kolonie wieder verlassen." Dennoch wagte es einige Jahre später ein gottesfürchtiger Holländer, Namens Hermann Post, welcher eine große Plantage und viele Sklaven besaß, sich an die London-Missionsgesellschaft (Independenten) mit der Bitte um einen Missionar zu wenden, der zunächst auf seinem (Post's) Gebiet unter den Schwarzen arbeiten sollte. Im Febr. 1808 langte Miss. Wray bei dem freundlichen Pflanzer an, und damit begann die Arbeit der Londoner Missionsgesellschaft in Demerara.

Im Anfang des Jahres 1817 traf Missionar John Smith in der Kolonie ein. Der treue Beschützer der Mission, Herr Post, war freilich mittlerweile gestorben, allein auf seinen Gütern konnte nach wie vor das Missionswerk fortgehen. Smith jedoch mußte sich vor dem Gouverneur stellen. „Seine Excellenz," schreibt er selbst von dieser Audienz, „empfieng mich finster und unfreundlich und fragte mich, was ich hier (in der Kolonie) wolle, warum ich hieher gekommen, was ich die Neger zu lehren gedenke ꝛc. Ich erwiederte: meine Absicht sei, sie lesen zu lehren, sie im Katechismus zu unterweisen

und ihnen das Evangelium in der allereinfältigsten Weise zu verkündigen. Darauf entgegnete er scharf und schneidend: 'Wenn es Ihnen einfallen sollte, einen Neger lesen zu lehren, und ich höre davon, so werde ich Sie sofort aus der Kolonie jagen.'" — Gleichwohl gab der Gouverneur bei einer zweiten Audienz dem Missionar die Erlaubniß, wenigstens das Evangelium zu predigen, wenn auch keine Schule zu halten. Schon im Jahr 1823 konnte Smith von 800 schwarzen Zuhörern reden, die allsonntäglich zur Kapelle kämen, um begierig das Wort Gottes zu hören. Einige andre Sendboten der Londoner Missions-Gesellschaft hatten mittlerweile an andern Punkten der Kolonie Stationen errichtet, und auch sie konnten nicht anders als mit Hoffnung und Freude von dem Werke Gottes unter den Negersklaven reden. Aber nun brach im August 1823 jener Neger-Aufstand aus, der die ganze Kolonie in Schrecken und Verwirrung versetzte. Daß die Mission damit in keiner Weise zu thun hatte, das war jedem Vernünftigen klar wie der Tag; allein wenn bis dahin die Missionare den Pflanzern ein Dorn im Auge gewesen waren und nur mit verbissenem Ingrimm geduldet wurden, so gab nun der Sklaven-Aufstand eine höchst willkommene Gelegenheit, alle Schuld davon ihnen in die Schuhe zu schieben und vor Allem den ganzen Haß und Grimm auf den Mann abzuladen, der durch seinen untadeligen Wandel und durch seine weise Vorsicht bis dahin jede Anklage, jeden Vorwurf entwaffnet hatte, — auf John Smith. Er ward nach der Hauptstadt Georgetown geschleppt, mit Ketten beladen in den dumpfen feuchten Kerker geworfen und von dem aus Feinden des Evangeliums zusammengesetzten Kolonialgerichtshof zum Galgen verurtheilt. Das Todesurtheil mußte in England bestätigt werden, ehe es zum Vollzug kommen konnte. Der König — begnadigte ihn; aber ehe diese Nachricht nach Demerara zurückkam, war Smith im Gefängniß den erlittenen Mißhandlungen und dem Kummer bereits erlegen. Jetzt erst nahm man in England die Akten des Processes von Neuem vor und fand, daß auf den treuen Knecht Christi auch keine Spur von Schuld zu bringen sei. Seine Unschuld wurde durch die unwiderleglichsten Beweise glänzend gerechtfertigt: aber es war leider zu spät. Doch trug dieser ganze schmerzliche Proceß die glorreiche Frucht, daß nun erst dem brittischen Volke, namentlich dem Parlament, die Augen aufgiengen über die namenlosen Gräuel, die mit der Sklaverei unzertrennlich verbunden sind, und daß jetzt der großartige Beschluß, den

Sklavenhandel und die Sklaverei in allen englischen Kolonien mit Einem Schlage aufzuheben, ohne Schwierigkeit durchgieng. Die in Georgetown erbaute Missionskapelle pflanzt in ihrem Namen (Smith-Chapel) das Gedächtniß des Märtyrers der guten Sache auf die späten Geschlechter fort.

Doch wir kehren zu den Worten des ehrwürdigen Mannes zurück, der den scheidenden Missionsbrüdern in London die Grundsätze bezeichnet, nach welchen sie bei auftauchenden socialen und politischen Fragen zu handeln hätten. Er hat diese Grundsätze zuerst an dem Beispiel der Sklavenfrage beleuchtet, und führt ihnen nun eine zweite Thatsache aus der Missionsgeschichte vor. Er fährt fort:

„2. Eine andere große politische Frage, in welche die Missionare hineingezogen wurden, war die, ob es gestattet sein soll, den Eingeborenen Indiens das Evangelium Christi zu predigen. Auch hier wurde der erste Anprall des wirklichen Kampfes von den Missionaren einer andern Gesellschaft getragen — von den ehrwürdigen Baptisten Carey, Ward und Marshman. Ihre kürzlich [im Englischen] erschienenen Memoiren liefern ein sehr lehrreiches Exempel von der delikaten und schwierigen Natur solcher Fragen, wie sie vor uns liegen, und zeigen zugleich, wie ganz allmählig und stufenweise jene Rechte und Freiheiten errungen wurden, für die der Missionar draußen und seine Freunde daheim zu kämpfen hatten. [Ausführliches über diese Kämpfe geben die Artikel über die „Geschichte der Ostindischen Compagnie," Miss. Mag. 1858, S. 201 ff.]

„3. In gleicher Weise waren es auch die Missionare draußen und ihre Freunde daheim, welche zuerst die Frage wegen der Verbindung der Regierung mit dem indischen Götzendienst aufs Tapet brachten und bei der Untersuchung darüber die nöthigen Beweismittel lieferten. Die Vertreter einer christlichen Politik wurden nur allzu häufig mit dem Namen politischer Unruhstifter gebrandmarkt. Selbst der ausgezeichnete indische Bischof Dr. Corrie in Madras erhielt eine amtliche Rüge dafür, daß er die Aufmerksamkeit der Regierung auf diese Frage lenkte. Die Sache der christlichen Pflicht jedoch wurde durch die Stimme der ganzen Nation unterstützt, und am Ende wurden eben dieselben Grundsätze, die man anfangs als Theorieen halbverrückter Fanatiker mit äußerstem Widerstand bekämpfte, in einen amtlichen Erlaß der königlichen Regierung aufgenommen.

„4. So sahen sich auch die Missionare in Travankor bei ver-

schiedenen Anlässen genöthigt, für die bürgerlichen Rechte der bekehrten Eingeborenen einzustehen, und ihre Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt. [Siehe über die Heidenaufstände in Travankor, Miss. Mag. 1859, S. 246 ff.] Selbst als die Regierung von Madras den Missionaren eine Rüge ertheilte dafür, daß sie als die Freunde der unterdrückten Christen in den Gerichtshöfen erschienen, drehte die heimathliche Regierung [in England] die Rüge um und rechtfertigte das Verhalten der Missionare, indem sie ja die natürlichen und eigentlichen Hüter der bürgerlichen Rechte der eingeborenen Christen seien.

„5. Bei einem neueren Anlaß theilte ein Missionar unsrer Gesellschaft der Kommittee als Augenzeuge mit, welche Wirkung ein Erlaß der höchsten Behörde in Kalkutta, in Betreff des außeramtlichen Verhaltens christlicher Offiziere zu den christlichen eingeborenen Soldaten des 24. Pandschâb Infanterie-Regiments, ausgeübt habe. [Vergleiche den Aufsatz: „Das Neutralitätsprincip der indobrittischen Regierung in Sachen der Religion," Miss. Mag. 1860, S. 329 ff; über das genannte Sikh-Regiment namentlich S. 331 ff.] Die Kommittee hielt es für ihre Pflicht, öffentlich gegen ein solches Verfahren zu protestiren. Die Regierung [von Kalkutta] erließ in Folge dieses Protests eine amtliche Erklärung jenes obgenannten Erlasses, durch welche glücklicherweise die Schwierigkeiten, die ein 'Mißverständniß' des Erlasses herbeigeführt hatte, beseitigt wurden; und die Kommittee freut sich nun hinzufügen zu können, daß das gesegnete Werk in jenem Regiment, nachdem es 15 Monate lang in Folge des 'Mißverständnisses' stille gestellt war, nun wieder im besten Gang ist, und daß mehrere Soldaten des Regiments seitdem die Taufe empfangen haben.

„6. Im gegenwärtigen Augenblick sind in Bengalen die Gemüther über eine sociale Frage, die sich zwischen dem Indigopflanzer und dem Rayat oder Landbauern erhoben hat, in Aufregung. Als vor einigen Jahren die Missionare sich der Sache des Rayat annahmen, wurden sie öffentlich beschimpft als Leute, die sich in Dinge mischen, welche sie nichts angiengen. Allein endlich hat die oberste Regierung in Kalkutta eine Prüfungskommission angeordnet, und unter die Mitglieder dieser Kommission hat sie einen Missionar berufen, als Vertreter der Sache des Rayat; auch hat sie andere Missionare als geschworene Zeugen vorgeladen, um alle die Fälle von Unterdrückung, die ihnen bekannt geworden, gerichtlich zu bezeugen. Damit hat sie das Recht des Missionars, in dieser Sache ein Wort

mitzureden, feierlich anerkannt. [Vergl. den Aufsatz: „Der Bauernaufstand in Bengalen." Miss. Mag. 1860, S. 385 ff. u. 1861, S. 184 f.]

„Diese sechs Beispiele mögen genügen, um unsre (der Missionsleute) Stellung zu beleuchten, und zu zeigen, daß es viele Fragen gemischter Natur giebt, die, obwohl theilweise politisch, dennoch in den Bereich des Missionars gehören, und zu deren Erledigung die Staatsbehörden nur mit gutem Gewinn die Mitwirkung der Missionare sich zusichern würden. Diese Fragen, — man kann dieß unmöglich läugnen, — treten immer mehr in den Vordergrund und werden immer wichtiger. Denn es ist ein charakteristisches Merkmal unsrer Zeit, daß die religiösen Fragen immer entschiedener in jede andere große Frage sich eindrängen, — selbst in den Rath der europäischen Nationen.

„II. Die Kommittee wünscht nun einige praktische Anweisungen euch an die Hand zu geben, wie in solchen Fragen zu verfahren ist.

„1. Vor Allem warnt die Kommittee in Liebe, aber in heiligem Ernst, jeden Missionar, besonders aber jeden jungen Missionar, nicht zu rasch vermeintliche Beschwerden aufzunehmen; vielmehr möge er zuwarten und sich mit andern erfahrenen Christen berathen, bis die Wirklichkeit und wahre Bedeutung irgend eines fraglichen socialen oder bürgerlichen Unrechts sich klar herausgestellt hat. Erinnert euch daran daß diese 'gemischten' Fragen die Ausnahme bilden von der allgemeinen Regel, wornach sich der Missionar von aller Einmischung in 'politische Angelegenheiten' zu enthalten hat. Diese Regel muß bei allen denjenigen Fällen gültig bleiben, bei denen nicht handgreiflich die großen Principien der Gerechtigkeit, Menschlichkeit und christlichen Pflicht mit im Spiele sind. Die Kommittee sagt 'handgreiflich'; denn manche allzu scharfsichtige Leute meinen oft etwas zu sehen, was nüchterne Männer nicht sehen können. Auf diese Weise könnten am Ende alle politische Fragen unter den Begriff jener Ausnahme gestellt werden, und die von der Kommittee mit Bedacht aufgestellte Regel würde zu einer nichtssagenden Formel. Aber dem gesunden Menschenverstand wird es nicht schwer werden, zwischen Beiden klar und deutlich zu unterscheiden, und es ist besser für den Missionar, bei zweifelhaften Fällen nach der Seite der Nicht-Einmischung zu irren, als in Dinge sich zu mengen, die nach dem Urtheil nüchterner Richter nicht in seinen Bereich gehören.

„2. Wenn jedoch der Missionar unausweichlich und auf dem

klaren Wege der Pflicht in Fragen hineingezogen wird, die eine politische Seite haben, so möge er doch wohl auf der Hut sein gegen politischen Parteigeist, d. h. gegen jenen Sinn und Geist, in welchem die Politiker dieser Welt miteinander hadern. Er muß ganz frei von allem Parteihader dastehen. Die apostolische Mahnung heißt: 'Ein Knecht aber des Herrn soll nicht zanken, sondern freundlich sein gegen Jedermann, lehrhaftig, der Böses tragen kann, und mit Sanftmuth strafen die Widerspenstigen, ob ihnen Gott einst Buße gäbe, die Wahrheit zu erkennen.' Gemäß dieser Regel sollte der Missionar niemals eine feindselige Haltung gegen die herrschende obrigkeitliche Gewalt einnehmen, niemals zu öffentlichem Tadel oder zu den Geißelhieben anonymer Zeitungsschmähungen seine Zuflucht nehmen. Er wende sich vielmehr in ehrerbietiger und vertrauensvoller Weise direkt an die Behörden, als an diejenigen, auf welche Gott die Verantwortung für die Aufrechthaltung der großen Principien der christlichen Pflicht gelegt hat. Werden solche Eingaben von der Behörde nicht beachtet, so sende er einen maaßvollen nüchternen Bericht über die vorliegende Sache an die heimathliche Kommittee, und zwar begleitet von solchen Beweisgründen, die vor der allergenauesten Prüfung stichhaltig sind, und welche der Missionar auch vor der Oeffentlichkeit zu vertreten bereit ist.

„3. Vermeidet es, liebe Brüder, auch in den aufregendsten Fällen, euch in den Strudel rein politischer Diskussionen hineinziehen zu lassen; denn dieß müßte nur eine schmerzliche Unterbrechung oder Störung eurer heiligeren Pflichten zur Folge haben. Viel kostbare Zeit wird in diesen Diskussionen nothwendig verloren, — viel edle Zeit, die auf die Gewinnung der Seelen für Christum und auf eine Aussaat für den Tag ewiger Freude hätte verwendet werden können. Selbst die Conferenzen, die ihr mit euern Amtsbrüdern über solche Gegenstände haltet, werden viel weniger ersprießlich für eure Seelen sein, als wenn ihr die Zeit solcher Zusammenkünfte gänzlich auf geistliche Dinge verwendet hättet. Auch werdet ihr leicht und unversehens in noch viel unersprießlichere Verbindungen mit Weltleuten hineingezogen werden, welche die Mitwirkung eines Geistlichen zur Erreichung eines irdischen, weltlichen Zweckes gerne suchen, obgleich sie über seine Religion verächtlich die Achsel zucken. Alle diese und noch manche andere Betrachtungen werden den wahren Missionar zurückschrecken von politischen Diskussionen, ihn sehr vorsichtig und behut-

sam machen, wenn er ihnen nicht ausweichen kann, und ihn mit Dank erfüllen, wenn er ihren Verstrickungen zu entgehen vermag.

„4. Werdet ihr aber durch ein Gefühl der Pflicht genöthigt, in Ausnahmsfällen einen thätigen Antheil an politischen Fragen zu nehmen, so traget um so mehr Sorge, festzuhalten an dem Sinn und Geist der Regel, welche unsre Gesellschaft für alle Fragen politischer Natur aufgestellt hat. Die Regel bezieht sich auf den ordentlichen gewöhnlichen Gang der Dinge im Staat, und da gilt es, den Geist der apostolischen Ermahnung sowohl in eurem eigenen Verhalten darzustellen, als auch allen Andern einzuflößen, — der Ermahnung: 'Schoß, dem der Schoß gebührt, Zoll, dem der Zoll gebührt, Furcht, dem die Furcht gebührt, Ehre, dem die Ehre gebührt.' Vor Allem bleibet ferne von allen Fragen, die sich auf Unterstützung oder Bekämpfung politischer Parteiführer beziehen. Ob Regierungsbeamte der Missionssache günstig oder ungünstig gestimmt, ob sie die Patrone oder Gegner derselben sind, — der Missionar enthalte sich selbst allen Scheins politischer Intrigue. Die herzliche und ehrerbietige Anerkennung der amtlichen Stellung eines Gegners wird das beste Mittel sein, seine Feindseligkeit zu entwaffnen. Eine milde aufrichtige Deutung seiner Regierungsmaßregeln wird auf ihn selbst versöhnlich wirken, während eine scharfe Kritik derselben eine unnöthige Bitterkeit sicherlich in ihm wecken wird.

„III. Diejenigen Missionare, welche in den brittischen Kolonien unter christlichen Obrigkeiten arbeiten, werden unter gewöhnlichen Umständen ihr Werk fortführen können, ohne sich um den Gang der Regierung zu kümmern. Der Fall aber ist schwieriger, wo ein Missionar unter uncivilisirten Nationen und Regierungen arbeitet. Die Anweisung, sich von aller Einmischung in politische Angelegenheiten zu enthalten, kann sich offenbar nicht auf die Fälle beziehen, wo die einheimische Regierung mit solchen nationalen Gebräuchen und socialen Einrichtungen verflochten ist, welche gegen alle Gerechtigkeit und Menschlichkeit streiten; wo das obrigkeitliche Schwert in der Hand irgend eines Miniaturhäuptlings oder eines emporgekommenen Tyrannen liegt; wo Menschenopfer ein Stück der politischen Einrichtungen ausmachen.

„In einer solchen Lage befanden sich die ersten Missionare in Westafrika (Susu-Mission) und in Neuseeland. Gleichwohl nahmen gewissenhafte Brüder, so lange die Regel unsrer Gesellschaft unver-

ändert dastand, einigermaßen Anstand, die Eingeborenen in den Grundsätzen wahrer Politik zu unterrichten, oder gegen die bestehenden Gräuel zu protestiren. Um ihre Gewissen zu erleichtern, wurde schon vor Jahren folgende erläuternde Bemerkung zu den Regulationen der Gesellschaft hinzugefügt: — 'Es ist jedoch nicht die Absicht dieser Vorschrift, solche Missionare, die in Neuseeland oder andern uncivilisirten Ländern stationirt sind, wo es noch kein wohlgeordnetes Regiment giebt, zu verhindern, daß sie nicht die Eingeborenen mit solchen christlichen und bürgerlichen Institutionen bekannt machen sollten, die im Lauf der Zeit dem Volke zu gut kommen könnten, oder daß sie nicht in dergleichen Ländern im Geiste der Sanftmuth Christi ihren ganzen Einfluß aufböten, um Frieden zu erhalten oder, wenn er gestört ist, ihn wiederherzustellen.'

„Im Geiste dieses erläuternden Zusatzes haben sowohl unsre Gesellschaft daheim, als die Missionare in Neuseeland einen hervorragenden Antheil genommen an der Diskussion über die große nationale Frage der Kolonisation dieser Inseln. Als der erste Gouverneur, Capitän Hobson, dahin gesandt wurde, um mit den Häuptlingen über die Uebertragung der Souveränetät an die Königin von Großbrittanien zu unterhandeln, standen ihm die Missionare unsrer und der wesleyanischen Missionsgesellschaft thatkräftig zur Seite, um dieß Ziel zu erreichen. Niemand that sich darin kräftiger hervor, als der Senior unsrer Neuseeland-Mission, [der jetzige Bischof Selwyn in Auckland?]. Die Dienste der Missionare wurden sowohl vom Gouverneur als von der heimathlichen Regierung öffentlich anerkannt, und bei einer besondern Gelegenheit sprach der Gouverneur, als er den gesetzgebenden Rath in Auckland (am 14. Dez. 1841) eröffnete, die Worte: 'Wie verschieden man auch über den Werth und den Umfang der Arbeiten der Missionare denken mag, so kann doch darüber kein Zweifel sein, daß sie diesem Lande wichtige Dienste geleistet haben, und daß ohne sie es jetzt keine brittische Kolonie auf dieser Insel geben würde.'

„Die Stimme des Missionars, die so wesentlich dazu mitgewirkt hat, den Vertrag von Waitangi herbeizuführen, erhebt sich jetzt [bei dem gegenwärtigen Bürgerkrieg in Neuseeland, vergl. Miss. Mag. 1860, S. 515.] mit Recht aufs Neue zu Gunsten der dortigen Häuptlinge und protestirt mit aller Kraft gegen den Versuch, den Buchstaben und Geist jenes Vertrags zu verletzen.

„... Der gegenwärtige Zustand des Yoruba-Landes stellt aufs Neue die Bedeutung des obgenannten 'Zusatzes' ins Licht. Gegenwärtig wüthet der Krieg zwischen drei Städten jenes Landes und doch residiren in jeder dieser drei kriegführenden Städte etliche unsrer Missionare. Ibschaye und Ibadan liegen im Kampfe miteinander, und unglücklicher Weise hat sich auch Abbeokuta in denselben gemischt. [Vergl. Miss. Mag. 1860, S. 535 ff.] Die verschiedenen Missionare in diesen Städten sind dadurch in äußerst schwierige Lagen versetzt. Die Kommittee bittet dieselben aufs dringenste und liebreichste, der alten Vorschrift eingedenk sein, wornach der Missionar 'im Geiste der Sanftmuth Christi seinen ganzen Einfluß aufzubieten hat, um Frieden zu erhalten oder ihn wiederherzustellen.' — — Wir wiederholen es: Friede sei die Botschaft des christlichen Missionars, — geistlicher Friede, bürgerlicher Friede, politischer Friede. Etliche der Brüder im Yoruba-Land haben uns gefragt, wie weit die bekehrten Eingeborenen verpflichtet seien, dem Aufgebot ihrer Häuptlinge zum Kriege Folge zu leisten. Diese Frage kann nur beantwortet werden aus einer genauen Kenntniß der örtlichen Gebräuche und je nach der Dringlichkeit des Falles. Alle Missionare aber mögen sich vereinigen, jeden Angriffskrieg als ein heilloses Uebel, als das Werk des Satans zu verdammen. Sie sollen den Unterschied zwischen einem Vertheidigungskrieg, wo es um die Rettung von Herd und Heimath sich handelt, und einem Angriffskrieg scharf hervorzuheben bemüht sein. Wenn eine Wahl möglich ist, so lasset die eingeborenen Christen die Vertheidigung des heimathlichen Herdes übernehmen; da soll ihr patriotischer Eifer seine Bethätigung finden, wie dieß bei der Bildung von 'Freiwilligenkorps' gegenwärtig bei uns der Fall ist. Sehet zu, daß alle Missionare, die unter verschiedenen und feindselig sich gegenüber stehenden Regierungen wohnen, inniger als je in der Einigkeit des Geistes unter sich verbunden seien. Lasset alle Verschiedenheiten der Meinung dahinfallen, besonders die der lokalen Politik. Wenn ein Missionar diese neutrale Stellung nicht behaupten kann, so fragt sichs, ob er nicht lieber seinen Posten verlassen sollte. Aber so lange die Brüder ihre Unabhängigkeit und Einigkeit zu bewahren im Stande sind, so mögen sie an Ort und Stelle bleiben als das besänftigende Oel, das über die aufgeregten Wogen des Meeres gegossen ist; und möge Er, der da Sturm und Wellen zu stillen vermag, ihr Schild und Schirm sein, ihr Führer und Freund, ihr Alles in Allem.

„IV. Und nun noch einige Worte der Ermunterung und des väterlichen Rathes.

„1. Gedenket daran, liebe Brüder, daß die Zeiten besonderer politischer Aufregung immer auch Zeiten besonderer und verheißungsreicher Hoffnung für die Kirche Christi geworden sind. Der König Zions hat ein eisernes Scepter, um allen Widerstand gegen den Fortgang seines Evangeliums zu zerbrechen und niederzuschlagen. Politische Erschütterungen sind nichts anderes als Vollziehungen seiner Gerichte. Gerade in den Zeiten, wo Er in solcher Weise sein eisernes Scepter die Völker fühlen läßt, giebt Er seiner Gemeinde den Auftrag, aller Welt zuzurufen: 'Küsset den Sohn, daß Er nicht zürne!' 'Wenn die Gerichte des Herrn über die Erde ergehen, werden die Bewohner der Welt Gerechtigkeit lernen.' Das haben wir in besonders augenscheinlicher Weise in dem erfreulichen Entwicklungsgang unsrer Mission seit der verhängnißvollen Meuterei erfahren dürfen. Und Jeder, der das Walten Gottes in der Welt beobachtet, wird dieß tausendfach bestätigt finden. Es ist wahrhaftig köstlich zu erwägen, wie oft das Werk der göttlichen Gnade in stiller Verborgenheit vorwärts schreitet mitten unter dem Zusammensturz irdischer Verhältnisse. Der Mann des Glaubens möge durch diese Erwägung seine Seele stillen. Das Auge und Ohr des Fleisches mag wohl in den dunkelsten Stunden nichts anders wahrnehmen, als das Zucken der Blitze und das Rollen des Donners; aber das Ohr des Glaubens vernimmt den Ton des leisen stillen Säuselns, und wer im Glauben es hört, der richte seine besondere Aufgabe in Geduld, Gebet und Glauben fröhlich aus.

„2. Lasset mich euch aber auch daran erinnern, daß solche kritische Zeiten für den Christen zugleich Zeiten besonderer Prüfung und Versuchung sind; und da thut es dann doppelt noth, daß er über sein Temperament und über sein Herz wache, damit er nicht, vom Strome mit fortgerissen, in Weltwesen und Thorheit gerathe und durch seine übereilten Worte und übertriebenen Urtheile dem Lästerer ins Urtheil falle. Da liegen Gefahren auf allen Seiten. Der Missionar mag öfters in persönliche Lebensgefahr kommen; da ist ihm dann Gelegenheit gegeben, seinen Glauben an die specielle Hut und Leitung Gottes zu bewähren, und zu zeigen, daß er sich nicht fürchtet mit der Furcht der Kinder dieser Welt, sondern daß er sich fest und freudig verlassen kann auf seinen Gott. Es mögen wohl auch Fälle eintreten, wo seinem guten Namen Gefahr droht, besonders wenn der Mis-

sionar als Freund der Eingeborenen für sie einsteht gegenüber der Ungerechtigkeit zuchtloser europäischer Kolonisten. Diejenigen von uns, die da alt genug sind, um sich der Aufregung während der Sklavenfrage zu erinnern, werden die Flut von Verleumdungen und rohen Schmähungen nicht vergessen haben, mit denen damals die weißen Pflanzer einen Wilberforce, Macaulay, Stephen und alle andern Fürsprecher der schwarzen Brüder übergossen haben. Aber wir gedenken dabei auch der ruhigen und liebenden Gelassenheit, mit der sie Alles erduldet haben; denn diese erlittene Unbill war ja nur ein Theil der Kosten, welche jene edeln Männer bei der Aufnahme jenes Kampfes wohl überschlagen hatten.

„Und nun empfehlen wir euch, liebe Brüder, der Gnade und Leitung unsres Herrn und Heilandes Jesu Christi, der da verheißen hat, euch den allmächtigen Beistand des Trösters zu senden, und der auch heute noch allen seinen Knechten, die um Seines Namens willen leiden, sich offenbaren wird, wie Er sich seinem Apostel Paulus geoffenbart hat. Denn als in der Nacht nach dem Aufruhr in dem hohen Rath zu Jerusalem 'der Oberste sich besorgte, sie möchten Paulum zerreißen, ... stand der Herr bei ihm und sprach: Sei getrost, Paule; denn wie du hast von mir zu Jerusalem gezeuget, also mußt du auch zu Rom zeugen.'"

Eine Glaubensheldin der Südsee.

Unter den großen Erinnerungen des deutschen Volkes wird für alle Zeiten jenes kecke entscheidende Umhauen der Donner-Eiche bei Geismar durch Bonifacius, den Apostel der Deutschen, eine der ersten Stellen einnehmen. Das Volk der Hessen war im Anfang des achten Jahrhunderts noch rückhaltslos dem Dienst des altgermanischen Götterwesens ergeben. Unter den nationalen Heiligthümern aber stand die dem Donnergott Thor geweihte Eiche bei Geismar oben an. Sie galt als unverletzlich und das Volk war fest überzeugt, daß, wer Hand an sie lege, vom rächenden Gotte werde

urplötzlich erschlagen werden. Bonifacius befahl, sie umzuhauen; aber wer wäre tollkühn genug gewesen, solchen Frevel, solches entsetzliche Wagniß zu unternehmen? Da ergriff der kühne Glaubensmann selbst die Art und that die ersten Streiche. Das umstehende Volk erwartete bebend den Blitzstrahl des zürnenden Gottes. Er kam nicht. Als aber die Eiche am Boden lag und Bonifacius sammt seinen Begleitern unverletzt blieb, da war mit dem Baum auch der alte Aberglaube zusammengestürzt, und das Volk ließ in Schaaren sich taufen.

Mit Recht haben Lehrbücher der Kirchengeschichte, ja auch die der allgemeinen Weltgeschichte, diesen Zug uns sorgfältig aufbewahrt und seitdem ihn wieder und wieder erzählt; denn er war ja nicht nur für den völligen Sturz des deutschen Heidenthums und für den Sieg des Evangeliums in unsern Landen von entscheidenden Folgen, sondern er stellt auch einen der größten und erhabensten Augenblicke in dem Glaubensleben des Mannes dar, durch dessen Missionseifer unser deutsches Volk zu einem christlichen umgestaltet ward. Sollte ein ganz ähnlicher Akt, der aus gleichem gottgewirktem Glauben hervorgieng und von den gleichen Folgen begleitet war, nur darum minder wichtig und eher des Vergessens werth sein, weil der Schauplatz, wo er stattfand, nur ein kleines Eiland des stillen Oceans war? Wir zweifeln, daß in Gottes Augen jene That eines Bonifacius mehr wiege, als jener hohe fürstliche Heldenmuth einer Südsee-Insulanerin, die in Kraft des gleichen Glaubens ein gleich großes und für ihr Volk gleich folgenreiches Glaubenswerk vollbrachte.

Wir führen unsre Leser nach der vielbekannten Gruppe der Sandwichs-Inseln, die nicht wie die andern Inseln jener großen Wasserwüste auf der Südseite des Aequators, sondern im nordöstlichen Theile des stillen Oceans liegen. Die Gruppe besteht, ungerechnet fünf unfruchtbare und unbewohnte Felseneilande, aus acht Inseln, unter denen Hawaii die größte ist und dem ganzen Inselcomplex auch den Namen Hawaii-Gruppe gegeben hat. Der Boden ist überall vulkanisch. Zwischen hohen, bis zu 15,000 Fuß ansteigenden Gebirgen liegen fruchtbare reizende Thalgründe mit einer überaus üppigen Vegetation. Allein der Despotismus der Herrscher, innere Kriege, Menschenopfer, Vielweiberei, Ausschweifung und Unzucht der gräulichsten Art, Kindermord und anderes Elend, das der Götzendienst mit sich brachte, hat die Bevölkerung, welche bei der Entdeckung der Inseln durch Cook (1778) auf 400,000 Seelen (wohl zu hoch) ange-

schlagen ward, seitdem auf kaum 100,000 heruntergebracht. Es ist bekannt, wie schon acht Jahre nach der ersten Entdeckung einzelne amerikanische Händler auf der Hauptinsel Hawaii sich niederließen; denn ihre treffliche Lage als Zwischenstation zwischen Amerika und China, ihre ausgezeichneten Häfen und die Lieblichkeit ihres Klima's mußten sofort die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich ziehen. Damals war ein König, Namens Kamehameha I, Oberherrscher über alle Inseln dieser Gruppe, — ein Mann von großen geistigen Fähigkeiten und ungewöhnlichem Verstand, der schnell die Ueberlegenheit, wie die Vortheile der christlichen Bildung erkannte, welche er an den amerikanischen Fremdlingen, wenn auch in sehr getrübter Gestalt, wahrnahm. Was er davon sich aneignete, war zunächst nur auf die Befestigung und Sicherung seiner absoluten Macht berechnet. Der Bau von Festungen und ihre Armirung mit Kanonen, die Organisirung eines trefflich geübten Heeres nach amerikanischem Muster, die Erbauung einer Kriegsflotte von 20 zum Theil gekupferten Schiffen — das Alles wußte er rasch und mit Energie zu Stande zu bringen. Er suchte auch Gewerbe und Künste unter seinem Volke einzuführen und den Handel auf alle Weise zu begünstigen; und wenigstens unter dem „Adel" verbreitete sich mit der Kenntniß der englischen Sprache auch eine Art amerikanischer Aufklärung. Aber diesem rasch aufwachsenden Baume fehlte die gesunde, lebenskräftige Wurzel. Das Evangelium blieb dem König, wie dem Volke, unbekannt. Das Heidenthum herrschte fortwährend in seiner ganzen Strenge, und vor Allem wurden die Tabu-Gesetze (vergl. Miss. Mag. 1860, S. 463 ff.) in einer schreckenerregenden Ausdehnung und mit blutiger Gewalt allenthalben vollzogen. Die Götzenpriester waren die unerbittlichen Träger eines religiösen Terrorismus, unter welchem alles Volk seufzte. Als Kamehameha als 70jähriger Greis starb (8. Mai 1819), bat er zwar sterbend einen Amerikaner um nähere Unterweisung über den Gott der Christen; aber ehe er diese empfangen konnte, war er schon eine Leiche.

Sein Sohn und Nachfolger Kamehameha II begann seine Regierung damit, daß er selbst als der erste das Tabu-Gesetz übertrat und dann sämmtliche Tempel und Götzenbilder auf den Inseln zu verbrennen befahl. Die heidnische Partei, unterstützt von den Priestern, versuchte gewaltsamen Widerstand, aber sie ward in einer Schlacht besiegt und vernichtet. Und dieß Alles, noch ehe ein Missionar seinen

Fuß auf eine dieser Inseln gesetzt hatte! Hawaii war ein frisch umgebrochenes und gepflügtes Ackerfeld, das nur auf den Säemann und auf den Samen harrte. Aber Beides war schon im Begriff zu kommen. Im März 1820 betraten von Amerika her zwei ordinirte Missionare mit ihren Frauen, ferner ein Missionsarzt, ein Drucker und mehrere andere Arbeiter, auch drei im Missionsseminar zu Cornwall (bei Newyork) vorbereitete Eingeborene der Sandwichs-Inseln den Boden von Hawaii. Sie wurden mit Freuden aufgenommen. Der König selbst war unter den Ersten, die sich unter ihre Unterweisung stellten. Die Missionsarbeiter vertheilten sich auf die verschiedenen Inseln und begannen das Werk mit der Bearbeitung der Sprache, mit Schulen und mit der öffentlichen Predigt der Heilswahrheit. Kein anderes Heidenland hat äußerlich dem Boten des Evangeliums weniger Hindernisse und leichtere Arbeit dargeboten. Und dennoch blieben auch hier die inneren Schwierigkeiten die gleichen, wie überall. Das Heidenthum hatte zwar, noch ehe die Missionare kamen, seine äußeren Stützen verloren; aber es hatte im Herzen des Volkes noch seine volle ungebrochene Herrschaft, noch lange nach der Ankunft der Heilsboten. Der Glaube an die Wesenhaftigkeit der nationalen Götter und die Furcht vor ihrer geheimnißvollen rächenden Macht war so tief in den Gemüthern gewurzelt als je, und während das Volk mit Verwunderung all das Neue anstaunte, das durch die weißen Fremdlinge in seiner Mitte sich Bahn brach, blieb es zäh und hartnäckig an seinen Göttern und an seinem ererbten Glauben hängen. Nichts aber hielt die Gemüther in furchtbarerem Bann, als die Furcht vor derjenigen Gottheit, deren Wohnsitz nach dem Glauben des Volks der Krater des stets kochenden und brennenden Vulkans auf Hawaii war. Was die Donner-Eiche bei Geismar für die Bewohner Hessens, das war der brennende Berg für die Insulaner von Hawaii. Und ist dieß zu verwundern, wenn man von der furchtbaren Erhabenheit und überwältigenden Majestät dieses Schauspiels liest?

Die Insel Hawaii ist nichts als Eine gewaltige vulkanische Masse. Bei einem Flächeninhalt von 220 deutschen Quadratmeilen steigt sie vom Meeresufer an stetig empor und bildet einen ungeheuern aus der Tiefe des Oceans aufsteigenden Kegel, dessen Inneres ein stets kochender Feuerofen ist. Es sind drei Hauptspitzen, in welche dieser Bergkoloß ausläuft: Mauna Kea (d. h. weißer Berg), der höchste unter den dreien (von 12,000 bis 15,000 Fuß über dem Meer),

Mauna Loa (d. h. großer Berg) und Kilauea. Sie schließen ein centrales Becken ein, das von unzähligen kleinen Kratern durchbohrt und in steter vulkanischer Thätigkeit ist. Der großartigste unter allen Vulkanen der Erde ist der Kilauea, der auf der östlichen Abdachung des Mauna Loa und mehrere tausend Fuß tiefer als dieser liegt. Er bildet nicht, gleich seinen Genossen in der übrigen Welt, einen Kegel, sondern vielmehr eine Vertiefung, welche in die Abdachung des Mauna Loa eingesenkt ist, mit unregelmäßiger Gestaltung und fast senkrechten Seitenwänden. (Siehe das Titelbild dieses Heftes.) Dieses Becken bietet den Anblick einer weiten, leicht wellenförmigen Ebene, 4 bis 5 Stunden im Umfang, in deren Mitte der eigentliche Krater liegt, — „ein eben so furchtbarer als erhabener Anblick," wie Missionar Ellis in seinem Buche (Forschungen in der Südsee) sagt. Er habe einen Bergkegel zu finden erwartet, schreibt er, dessen Spitze das Aussehen eines Kessels dargeboten hätte; statt dessen habe er, als er dem eigentlichen Krater sich näherte, vor sich ein ungeheures Becken gefunden, in der Gestalt eines Halbmonds, etwa ¾ Stunden lang, ¼ Stunde weit und wohl gegen 800 Fuß tief. Der Grund war mit Lava bedeckt; der südwestliche und nördliche Theil desselben sei nur Eine ungeheure Flut brennender Masse gewesen, im Zustand furchtbarer Bewegung, „hin und her rollend in feuriger Brandung und in flammenden Wogen."

Rings um den Rand des Kraters und mitten aus dem brennenden See selbst stiegen (nach Ellis) 51 kegelförmige Inselchen von verschiedener Größe und Gestalt empor, jedes mit seinem eigenen Krater; 22 derselben stießen fortwährend Säulen von grauem Rauch aus oder Pyramiden von helleuchtenden Flammen, während mehrere zugleich Ströme von Lava ausspieen, die als Feuerbäche an den schwarzen zerrissenen Seitenwänden dieser Kegel hinab in die große kochende Masse des Hauptkraters sich ergossen. Ellis brachte mit seinen Begleitern (es war im J. 1823) die Nacht in einer Hütte zu, die über aufgehäuften Felsblöcken errichtet war, hart über dem gähnenden kochenden Feuersee. Als die Dunkelheit einbrach, staunten sie noch immer, gefesselt von der furchtbaren Schönheit, das majestätische Schauspiel an, und obgleich müde und erschöpft von der Wanderung des Tages, dachten sie doch kaum an Ruhe und Schlaf. Die finstern Wolken und schweren Dünste, die bei Sonnenuntergang noch über dem Vulkan lagerten, waren nun verschwunden und die Feuerstrahlen, die

ihr grelles Licht durch das Dunkel der Mitternacht schossen, entfalteten vor ihrem Auge einen Anblick, der noch furchtbarer und erhabener war, als Alles, was sie bis dahin gesehen hatten. Die lebhaften Flammen, die auf der bewegten Oberfläche des Feuersees tanzten, leuchteten bald in schwefelichtem Blau, bald in glühendem Roth und warfen ihre scharfen wundersamen Lichter auf die dunkeln Seitenwände der Krater, welche aus ihren Mündungen immer neue Ströme flüssiger Lava und wirbelnden Feuers ausstießen.

Lange bis nach Mitternacht stand der bis ins Innerste ergriffene Missionar mit seinen Freunden da, um dieß wunderbare Schauspiel anzustaunen, bis „wir endlich (schreibt er), nachdem wir uns dem starken Schutz unsres himmlischen Vaters empfohlen, uns niederlegten, um mitten unter dem Pfeifen des Windes über uns und dem Brausen des Feuerpfuhls unter uns zu ruhen. Nach 3 oder 4 Stunden Schlafs erhoben wir uns, sammelten uns um das Feuer, das wir angezündet hatten, und sangen ein Loblied auf den, dessen Wunderwerke uns mit immer neuem Staunen erfüllten." Ein anderer anwesender Freund beschreibt den Krater des Kilauea „als das prachtvoll erhabenste und doch zugleich schauerlich furchtbarste Schauspiel, das man sich denken könne," und fügt hinzu, nichts habe ihn so gewaltig an den „Feuersee" erinnert, aus welchem „der Rauch ihrer Qual aufsteigt von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Zuweilen bricht die kochende Lava sich über den Rand des Kraters eine Bahn und steigt langsam, aber verderbenbringend den Berg hinab in die Ebene bis ans Meer. Hören wir die Schilderung eines solchen furchtbaren Ausbruchs vom Jahr 1855.

„Hilo, Samstag den 13. Okt. 1855. Hawaii brennt noch immer. Der große Ofen auf Mauna Loa ist in voller Glut. Seit 63 Tagen strömt die geschmolzene glühende Lava den Berg hinab, ohne abzunehmen. Die Atmosphäre ist mit Rauch und Gasen gefüllt, durch welche die Sonne nur mit trübgelben Strahlen hindurchdringt. Die höhergelegenen Strecken des Bergs sind weithin mit rauchender Lava bedeckt, während die feurigen Ströme, welche an den Seiten des Bergs herab sich ergossen haben, oft gegen eine Stunde breit sind. Der Hauptstrom, die mancherlei Windungen desselben eingerechnet, muß mehr als 18 Stunden lang sein, bei einer durchschnittlichen Breite von einer Stunde. Er rückt noch immer direkt gegen unsre Bucht (bei Hilo) an und ist nur noch etwa 3—4 Stunden von uns

entfernt. Er bahnt sich langsam und verheerend seinen Weg durch die mächtigen Waldungen und durch das Dickicht in unserm Hintergrund, und am Ende muß er die Stadt und das Meer erreichen, es sei denn daß der Lavabrunnen auf der Spitze des Berges allmählig versiegt."

Durch Gottes Gnade stand bald darauf der Glutstrom stille, und die aufblühende Stadt Hilo auf der Insel Hawaii war gerettet. Seitdem haben mehrere ähnliche Ausbrüche stattgefunden. In der englischen Zeitung Record (2. Dez. 1859) erzählt ein junger Schiffslieutenant von der englischen Marine in einem Brief an seinen Vater, was er bei einem Besuch auf Hawaii erlebt hatte. Er bestieg den Berg mit mehreren Gefährten, gerade zur Zeit eines der furchtbarsten Ausbrüche. „Wir campirten zwei Nächte dort oben," schreibt er unter Anderm, „und in meinem Leben habe ich nie etwas dieser Art gesehen: es ist unmöglich, eine Beschreibung dieses über alle Maßen erhabenen Schauspiels zu geben. Besonders bei Nacht war die Scene ganz überwältigend. Die ganze Gegend war von dem vulkanischen Licht erhellt, und der brennende Krater warf beständig Feuer und glühende Lavasäulen empor. Der Feuerstrom, gegen eine halbe Stunde breit, wälzte sich vorwärts wie geschmolzenes Erz aus einem Schmelzofen, Bäume und Buschwerk niederbrennend und überall Verderben und Zerstörung vor sich her sendend. Bereits war eine Strecke von vielen Stunden weit nur Ein rothglühendes Lavameer. Die armen Bewohner eines Dörfleins am Meeresufer, 20 Stunden vom Krater entfernt, wurden um Mitternacht durch das herannahende Brausen des Lavastroms aufgeschreckt und hatten nur eben noch Zeit, sich zu retten. Die Lava ergoß sich in die See und füllte die kleine Bucht auf.... Wir näherten uns dem kochenden Feuersee, stießen mit einer langen Stange hinein und sahen Stunden lang staunend in dieses furchtbar aufgeregte Element, das gleich der Brandung am Meeresufer brauste. Doch konnten wir es um der Hitze willen nicht lange aushalten. Nie werde ich diesen erhabenen Anblick vergessen."

So wird uns der Vulkan auf Hawaii geschildert: was Wunder, wenn die armen unwissenden Insulaner diesen furchtbar majestätischen Feuerschlund für den Wohnsitz und das Werk einer ebenso furchtbaren als mächtigen Gottheit betrachteten! Das Brüllen, Rollen und Kochen in den unterirdischen Feueröfen galt ihnen als die Musik der hier wohnenden Götter, das Flackern und Tanzen der Schwefelflammen

als die Aufführung ihrer Tänze, die Ausbrüche und das Ueberfluten der Lavaströme als der Zornesguß der erbitterten Gottheit. Opfer aller Art wurden der Pele, dieser Hauptgöttin des Vulkans, dargebracht. Niemand wagte auch nur in den nähern Umkreis des brennenden Berges zu kommen, ohne zuvor mit Sühnopfern die Gottheit günstig zu stimmen, und die Priester wußten das Volk unter Hinweisung auf die immer drohenden Schreckniße dieses furchtbaren Elements in stetem Schrecken zu erhalten. Die Götzenbilder konnten auf Befehl des Königs bereitwillig verbrannt, die elenden Tempelplätze zerstört, die drückenden Tabu-Gesetze gebrochen werden; das Volk konnte die Predigt der neu angekommenen Fremdlinge mit Erstaunen, mit Freuden sogar und mit allgemeiner Zustimmung vernehmen und sich zur Taufe melden; — aber das Entsetzen und Grauen vor dem geheimnißvollen Feuerberg und den dort hausenden Rachegöttern konnte wahrlich nicht so schnell aus dem Herzen des Volks verbannt werden. Wer unser deutsches Volk kennt und seinen noch immer so tief und fest sitzenden Aberglauben, sein zähes Festhalten an den heidnischen Sagen vom Blocksberg und der Walpurgisnacht, von der wilden Jagd und andern Resten der Heidenzeit, der begreift unschwer, daß aus den Gemüthern völlig barbarischer Südsee-Insulaner der abergläubische Schrecken vor den Göttern des furchtbaren Feuerbergs nicht in wenigen Jahren weicht. Wir werden aber auch mit um so größerer Bewunderung die Glaubens- und Heldenthat eines schwachen Weibes betrachten, das — einem ganzen verzauberten Volke gegenüber — durch Einen kühnen Schritt für immer den furchtbaren Bann zu lösen verstand.

Diese schwache und doch so heldenmüthige Frau, deren Name in der Missionsgeschichte der Südsee nicht soll vergessen werden, war Kapiolani, die „Königin" von Hawaii. Als sie am 5. Mai 1841 im Frieden zur Ruhe des Herrn eingieng, an den sie gegen zwanzig Jahre geglaubt hatte, da konnte der Missionar, der sie zu Grabe geleitete, von ihr bezeugen, daß ihr Leben ein fortlaufendes Zeugniß gewesen sei von der erleuchtenden und reinigenden Kraft des Evangeliums. „Sie war anerkannter Maaßen," heißt es in der Leichenrede, „unter allen ihren Volksgenossen die entschiedenste Christin, unter allen Fürsten, welche dieß Volk regiert haben, am feinsten gebildet in ihrem ganzen Wesen, am gründlichsten belesen in ihrer Bibel, und wir sagen nur die Wahrheit, wenn wir behaupten, daß Ihresgleichen

in dieser Nation nicht gewesen ist. Es mögen Andere mehr äußern Firniß in ihrem Benehmen an den Tag gelegt haben; aber es ist Keiner, der solche Vorzüge nach Geist und Herz in sich vereinigt hätte. Sie ist zu ihrer Ruhe eingegangen, und die Nation hat eine ihrer edelsten Zierden verloren."

Gehen wir um 16 Jahre im Leben dieser edlen Fürstin zurück. Es war im Frühling 1825, kaum fünf Jahre nach der Landung der ersten Missionare auf Hawaii, daß diese charakterstarke und heldenmüthige Frau sich entschloß, den Zauberbann, der noch die meisten ihres Volkes in Furcht und Schrecken vor der Göttin des Feuerbergs hielt, zu brechen und aus freien Stücken den furchtbaren Krater des Kilauea zu besuchen, all jenen Tabu's und Schrecknissen zum Trotz, mit denen der althergebrachte Aberglaube ihn umgeben hatte. Zu diesem Ende hatte sie von ihrem Wohnsitz Kealakekua aus bis Hilo eine Reise von etwa 30 Stunden zu machen, und zwar meistens zu Fuß. Ihrem kecken Plan setzte sich natürlich ihre ganze Umgebung entgegen, — die Einen (namentlich die Priesterpartei) aus Furcht, sie möchte dadurch die allgemein herrschende Scheu vor der Macht der Feuergöttin Pele in Abnahme bringen, die Andern aber aus Besorgniß, daß die Person der Königin selbst in Gefahr komme, wenn sie es wage, den alten Götterbann zu durchbrechen. Selbst Naihe, ihr Gemahl, dessen riesenhafte Statur und gewaltige Körperkraft keine Furcht zu kennen schien, war nicht frei von der abergläubischen Angst vor den unheimlichen Geheimnissen des alten Götterstitzes und konnte sich des bangsten Widerstrebens nicht erwehren gegen das, was die Königin zu unternehmen sich vorgesetzt. Aber mit jener unwiderstehlichen Beredsamkeit, welche der Besitz der Wahrheit und ein großer Vorsatz der Liebe und des Glaubens zu verleihen pflegt, wußte sie die bangen Gedanken ihres Gemahls zu verscheuchen und ließ von ihrem Vorhaben sich nicht abbringen.

Als Kapiolani den Umkreis des Feuerberges erreichte, trat ihr eine Priesterin in den Weg, die von der Göttin Pele selbst einen Auftrag zu haben vorgab und die Königin drohend vor dem Betreten des heiligen Bodens warnte. Gewisser Tod werde die Frevlerin treffen, wenn sie es wage, ohne Sühnopfer und mit Verachtung gegen Pele's Zorn das geweihte Gebiet zu betreten, dem Niemand ohne Strafe nahen dürfe. „Wer bist du?" fragte die Königin. — „Ke Akua (die Gottheit) wohnt in mir," war die Antwort. — „Wenn Gott in dir

wohnt," erwiederte Kapiolani ruhig, „so bist du wohl ein weises und verständiges Weib und kannst mich Weisheit lehren; komm hieher und setze dich zu mir." Die Priesterin folgte nach einigem Widerstreben.

Erfrischungen wurden ihr in Freundlichkeit und Ehrerbietung gereicht; sie aber lehnte es in dem Hochmuth ihrer angeblichen Würde ab, Speise zu sich zu nehmen, und rief: „Ich bin ein Gott; ich werde nichts genießen." Dabei hielt sie in ihrer Hand ein Stückchen Tuch aus Bast bereitet empor und sagte: „Dieß ist ein Palapala (eine Schrift) von der Göttin Pele." — „Ah," erwiederte Kapiolani, „lies es uns doch vor." Die Prophetin weigerte sich verächtlich; die Fürstin aber bestand darauf, daß sie, wenn sie anders wirklich eine Schrift von Pele in Händen habe, dieselbe vorlesen müsse. Da hielt das kluge Weib mit merkwürdiger Geistesgegenwart das Stück Tuch vor die Augen und ergoß sich, als wenn sie vorläse, in einem Strom von unverständlichen Worten und Tönen, unter dem Vorgeben, es sei dieß der uralte Dialekt der Insel, die Sprache der Götter.

Als sie fertig war, zog Kapiolani ruhig eines der neu gedruckten christlichen Bücher hervor und sprach zu dem Weibe: „Du giebst vor, du habest eine Botschaft deiner Gottheit an uns empfangen, und was du soeben uns vorgelesen, das sei ein Wort Pele's an uns; aber Niemand von uns kann es ja verstehen. Ich habe ein 'Palapala' so gut wie du; und laß mich dir eine Botschaft des wahrhaftigen Gottes vorlesen, die du wohl wirst verstehen können." Dann las sie einige Stellen aus ihrem Büchlein vor und fügte ihre eigenen Erklärungen über das Wesen, die Werke und den Willen des lebendigen Gottes und über Jesum Christum hinzu, der gekommen sei, ein Heiland der verlorenen Welt zu sein. Dem Weibe sank der Muth, sie senkte das Haupt und ihre gewandte geläufige Zunge war wie gebannt. Ja sie gestand, die Gottheit habe sie verlassen und deßhalb könne sie nichts antworten. Dieser Sieg hob Kapiolani's Muth und Glaubensfreudigkeit; sie sah darin eine Stärkung und Ermunterung, die ihr der Herr selbst auf ihrem schweren Gang habe zukommen lassen, und fröhlich erhob sie sich, dem Ziele zuzueilen.

Einer der Missionare in Hilo, als er vernahm, daß die Königin der Gegend sich nähere, beschloß, ihr entgegenzueilen und sie nach dem Vulkan zu begleiten. Nach achtstündigem Marsch traf er mit ihr und ihrem Gefolge am Fuß des Kilauea zusammen. Kapiolani war tief bewegt, als sie den theuern Knecht Gottes begrüßte; denn

sie fühlte dankbar, daß der Herr ihr in ihm eine neue Stütze für ihren Glauben bereitet habe. So stieg sie, von dem Missionar und etwa 80 Eingeborenen begleitet, den Berg hinan und eilte direkt nach dem schwarzen abschüssigen Rande des Kraters.

Hier, wo das furchtbare Panorama in seiner ganzen schauerlichen Majestät vor ihrem Auge sich aufthat, wandte sie sich an ihr Geleite und sprach mit ruhigem ernstem Tone: „Jehova ist mein Gott. Er ist's, der diese Feuer angezündet hat. Ich fürchte mich nicht vor Pele! Wenn der Zorn Pele's mir etwas zu Leide thut, dann mögt ihr euch vor ihrer Macht fürchten. Wenn ich aber unter dem Schutze Jehova's bin, auf den mein Vertrauen steht, und wenn Er mich zu bewahren weiß, obschon ich Pele's Tabu breche, dann habt ihr Jehova, den Herrn der Heerschaaren, zu fürchten und Ihm allein zu dienen. Alle Götter Hawaii's sind eitel und nichts. Groß ist die Güte Jehova's, daß Er Seine Boten zu uns gesandt hat, damit wir uns von diesen Nichtigkeiten bekehren zu dem lebendigen Gott und zu dem Wege des Heils und der Gerechtigkeit."

Dann sang sie mit ihren Begleitern ein Loblied auf den wahren und lebendigen Gott, und ihre Stimmen vermischten sich mit dem Tosen und Zischen der vulkanischen Dämpfe, die der Krater ausstieß. Alopai aber, ein eingeborener Christ, sprach ein Gebet, während alle Anwesenden in Anbetung vor Jehova, dem Schöpfer und Regenten aller Dinge, ihre Kniee beugten. Der Gott des Himmels aber hörte dieses Gebet. Kapiolani und etliche von ihrem Gefolge stiegen glaubensfreudig und in der Kraft christlichen Heldenmuthes hinab an den Rand des Kraters und begaben sich nach der besonders gefürchteten Stelle, die unter dem Namen Lua Pele (Pele's Kluft) bekannt war. Die Königin goß dann das Wasser, in welchem sie ihre Hände gewaschen, verächtlich in die wallende Glut. Unverletzt kehrte sie wieder. Der Zauberbann war gebrochen. Pele's Tabu war ungestraft verletzt worden. Dem uralten Aberglauben aber, der bis dahin mit seiner Schreckensherrschaft gleich einem Alp über Hawaii gelegen, war der Todesstoß versetzt. Von dieser Stunde an hatte das Evangelium vollen ungehinderten Raum in dem Volke.

Kapiolani eilte mit ihren Begleitern mit gehobenem, dankbarem Gefühl am folgenden Tag hinab nach der Missionsstation Hilo. Man kam spät Abends daselbst an. Aber obschon mit geschwollenen Füßen und erschöpft von der langen mühevollen Wanderung, wollte

diese christliche Frau doch nicht eher ruhen, als bis sie ihre Begleiter glücklich und genügend untergebracht sah und dann noch mit ihnen sich zur Abendandacht vereinigt hatte. Sie sagte den Missionaren, sie sei gekommen, ihre Herzen und Hände zu stärken und sie in ihrem guten Werke zu unterstützen. Und zum Beweis, daß es ihr damit ein Ernst sei, gieng sie gleich am folgenden Tag selbst umher, um die Eingeborenen zum Glauben an die Wahrheit zu ermuntern und den bereits Bekehrten mit Rath und That beizustehen. „Niemand," heißt es in dem Bericht, „kam mit ihr zusammen, ohne von ihr christlichen Rath oder aber ernste und doch freundliche Zurechtweisung zu empfangen; und ihr heilsamer Einfluß, namentlich in Beziehung auf die Hebung der Schulen und die Einführung christlicher Sitte, wurde noch lange in Hilo gespürt, nachdem sie längst in ihre Heimath zurückgekehrt war."

Daheim unterstützte sie ihren Gemahl vermöge ihres energischen Charakters in Allem, was das Wohl des Landes betraf, und bis zum Tage ihres Todes war sie unermüdlich thätig, wo es galt, christliche Sitte und religiöses Leben unter ihrem Volke zu fördern. Auch nach dem Tode ihres Mannes führte sie mit kräftiger Hand die Regierung, und während sie durch ihre trefflichen Maßregeln, wie durch ihren tadellosen Christenwandel, ihres eigenen Volkes Wohlfahrt zu fördern verstand, schärfte sie zugleich den Fremden, deren schädlicher Einfluß sie oft bekümmerte, unerbittlich und unparteiisch die Gesetze des Landes ein. So geschah es, daß einst ein amerikanischer Matrose, der ans Land kam und sich ungebührlich benahm, auf ihren Befehl festgenommen und ins Gefängniß geworfen ward. Der Kapitän des Schiffes, zu dem derselbe gehörte, begab sich zu Kapiolani und drohte ihr, die ganze Ortschaft in den Grund zu schießen, wenn der Mann nicht augenblicklich in Freiheit gesetzt würde. „Hier ist mein Gesetz," erwiederte die Königin ruhig und unerschrocken; „der Matrose hat 15 Dollar Strafe zu zahlen, oder wenn er es nicht vermag, vier Monate an der Straße zu arbeiten. Nun, wenn Sie wollen, schießen Sie mein Dorf in den Grund; aber so lange Kapiolani lebt, soll ihr Gesetz in ihrem Lande auch Geltung haben." Der Kapitän mußte die 15 Dollar zahlen, um den Matrosen herauszubekommen.

Kapiolani starb im Frieden im Jahr 1841. Ihr Gang nach dem Feuerberg Kilauea wird in der Geschichte der Mission unvergessen bleiben. Seitdem ist dieser erhabenste unter allen Vulkanen

der Erde unzählige Mal von Reisenden aus allen Nationen besucht worden. Aber ist wohl Einer von all den Tausenden, die das Gebirge hinanstiegen und dieses Wunder voll schrecklicher Majestät anstaunten, mit Kapiolani und ihrem christlichen Heldensinn zu vergleichen? Mit Recht sagt der Geschichtschreiber, dem wir diese Mittheilungen großentheils entnommen haben (Bingham's Sandwich-Inseln): „Hier ist ein Heldenmuth, erhabener und unvergänglicher, als derjenige, der todesmuthig auf das Schlachtfeld eilt. Hier ist eine Weisheit, die den Stolz des alten heidnischen Rom und Athen zu Schanden macht; denn Roms und Griechenlands Philosophen, obwohl von der Thorheit und Nichtigkeit des Volksaberglaubens überzeugt, wagten dennoch sich in keinerlei Gefahr, um denselben zu bekämpfen. Welcher Fremdling hat je den großen Kilauea bestiegen mit einer edleren Absicht und zu einem bessern Zweck, als diese christliche Fürstin, die kaum erst aus der Finsterniß des Heidenthums zur Erkenntniß der Wahrheit in Christo durchgedrungen war?"

Gott aber sei gepriesen, der nicht nur unter den bevorzugten und für die Weltgeschichte bedeutungsvollen Nationen der Erde, sondern auch unter den „Armen unn Verachteten" der Südsee solche Perlen sich zu erwählen und zuzubereiten weiß, — Perlen, die in der Krone des Erlösers der Welt mit unvergänglichem Glanze leuchten.

Missions-Zeitung.

Neu-Guinea.

Die Insel Neu-Guinea, im Jahr 1526 von den Portugiesen entdeckt, ostwärts von der Molukken gelegen und durch die Torresstraße von dem südwärts liegenden großen Festland Australien getrennt, ist nächst Borneo (13,400 Quadratmeilen) die größte Insel der Erde (12,600 Q. Ml. groß). Die beiden ungleichen Hälften, in welche die Insel sich theilt und wovon die weit größere gegen Südosten liegt, sind nur durch eine schmale Landenge mit einander verbunden. Sie ist nur an wenigen Stellen ihres Küstensaums den Europäern bekannt; ins Innere ist noch keiner gedrungen. Es scheint ein mit dichten Urwäldern bedecktes Gebirgsland zu sein. Einige Berge sollen die Höhe von 16—17,000 Fuß und somit die äquatoriale Schneeregion erreichen. Die Nordküste ist zum größeren Theil steil und den Schiffern gefährlich, die Südküste flach, durch Schlammbänke und Korallen-

riffe fast unzugänglich. Das tropische Pflanzenreich ist über die Maßen reich und üppig, aber bis jetzt fast gar nicht benützt. Die schönsten Schmetterlinge und Vögel der Erde (Paradiesvögel ꝛc.) sind dort einheimisch; die Küsten liefern Perlmuscheln, Schildplatt ꝛc. in Fülle. Die Einwohner (man schätzt sie auf 500,000) gehören zu den Australnegern und sind sehr häßlich, roh, überaus wild, der Menschenfresserei ergeben, und voll Mißtrauen gegen die Europäer. Kultivirtes Ackerland besitzen sie nicht; nur hie und da lichten sie den Busch durch Abbrennen, um dann ihr Korn darauf zu pflanzen. Federvieh kennen sie nicht; auch Obst- oder Fruchtbäume sind ihnen unbekannt. Sie nähren sich von Jagd, Fischfang und etwas Reisbau. Ihre Kleidung besteht aus einem Streifen Baumbast, der um die Lenden geschlagen ist. Ihre Dörfer sind nichts anderes als Ein großes Haus, in welchem sie, in Familien getrennt, zusammenwohnen. Die verschiedenen Stämme und Dorfschaften leben in ewigem Streit und Kampf mit einander, wobei Menschenraub und Mord die Hauptsache sind. Mit Sklaven werden bei der Heirath die Frauen bezahlt, mit Sklaven wird der Tribut an die fremden Oberherren entrichtet. Ihre Religion besteht in der Furcht vor bösen Geistern, in Verehrung abscheulicher Götzenbilder und in Darbringung blutiger Opfer.

Seit 200 Jahren beansprucht die holländische Regierung die Souveränität über Neu-Guinea; allein bis zum Jahr 1828 ist nie ein holländischer Beamter, nie eine militärische Besatzung dahin gegangen, um das Land in Besitz zu nehmen. Erst als der Sultan von Ternate und Tidore (Molukken), welcher als Lehensfürst den Holländern untergeben ist, einen Theil der Nordwestküste von Neuguinea unterjochte, wurde das Land mittelbar, aber thatsächlich den Holländern unterworfen. So kam es, daß im J. 1828 an der Nordküste eine niederländische Kolonie und ein Fort errichtet ward. Uebrigens ließen es die Holländer auch in dieser Zeit zu, daß der Tribut an den Sultan von Ternate von den Eingebornen Neu-Guinea's in Sklaven entrichtet ward. Allein schon 1836 wurde Fort und Kolonie wieder verlassen und es war nach wie vor. Holland kümmerte sich nichts um diese Insel, die zu den reichsten des indischen Archipels gehört. Nicht einmal die herrlichen Erzeugnisse des Landes erweckten ihre Aufmerksamkeit, geschweige daß das Elend der Eingebornen einen Eifer der Liebe entzündet hätte. Erst i. J. 1858 besuchte zum zweiten Mal eine holländische Kommission die Insel mit einem Kriegsdampfer. Ausführliche Berichte über diese Untersuchungsreise wurden an die heimathliche Regierung im Haag eingereicht; aber bis auf den heutigen Tag ist nichts weiter von ihr geschehen.

Während aber die eigentlichen Herren des Landes jämmerlich diese Insel vernachläßigten, wurde der Liebeseifer des seligen Goßner in Berlin auf Neu-Guinea gelenkt. Seine Regel war, das Evangelium vornemlich an solchen Punkten der Heidenwelt zu pflanzen, wo zuvor kein Anderer gearbeitet hatte. Am 12. Januar 1855 segelten die beiden Missionsbrüder Ottow und Geißler auf einem Kauffahrer von der Molukken-Insel Ternate nach Doreh

(Dory) auf Neu-Guinea ab. Der Sultan von Ternate und Tidore hatte ihnen etliche eingeborne Begleiter und einen Empfehlungsbrief an die ihm unterworfenen Stämme von Doreh mitgegeben. Am 5. Febr. betraten sie das Land, und des Sultans Schreiben, das durch einen der mitgekommenen Begleiter den Häuptlingen von Doreh vorgelesen wurde, verschaffte den Missionaren wenigstens Sicherheit für ihr Leben, wenn auch nicht Wohlwollen und freundliche Hülfleistung. Ottow und Geißler siedelten sich zunächst auf der kleinen Insel Mansinam (Doreh gegenüber) an, wo ein alter Schuppen, von früheren Händlern errichtet, ihnen als erster Aufenthalt diente. Allein nun galt es, in Doreh selbst mitten unter den Eingeborenen sich eine Hütte zu bauen, darin sie vor der Unbill der Witterungswechsel erträglich geschützt wären. Daher mußten sie selbst zuerst ein Kanöe bauen, um nach Doreh hinüber zu fahren und dort mit eigener Hand zum Bau der Hütte Holz zu fällen. Niemand kam ihnen mit helfender Liebe entgegen. Mißtrauen oder Gleichgültigkeit umgab sie von allen Seiten. Jeden Abend kehrten sie, von mühseliger Arbeit erschöpft, in ihren armseligen Schuppen auf Mansinam zurück. Die Anstrengungen, der Mangel an geeigneter Nahrung und die Fieberdünste des bewaldeten Küstensaums warfen sie bald auf schweres Krankenlager darnieder. Hülflos und zum Tode schwach lagen sie in ihrer Hütte auf der kleinen Insel. „Wohl drangen die Eingeborenen oft schaarenweise in ihre Hütte ein, kauerten nieder und sahen stundenlang die Leidenden schweigend an. Aber kein mitleidiges Wort kam über ihre Lippen, keine Hand streckte sich aus, den Kranken das Nöthige zurecht zu machen oder ihnen einen Trunk Wasser zu reichen. Ein kleiner Junge von 10 Jahren war ihre einzige Hülfe."

So vergiengen 18 Monate — eine Zeit großer und unbeschreiblicher Leiden. Endlich kam Rettung. Ein holländischer Kriegsdampfer zeigte sich und lief in die Bucht von Doreh ein. Den Offizieren traten die Thränen in die Augen, als sie das Elend dieser treuen Knechte des Herrn sahen. Geißler, der an einem gefährlichen Bein-Abceß litt, ward auf's Schiff getragen, um nach Ternate gebracht zu werden und dort sich zu erholen. Ottow war entschlossen, allein zurückzubleiben, um das begonnene Werk fortzuführen. Sein Glaube wurde dadurch gekrönt, daß auch Geißler nach mehreren Monaten mit neuer Kraft und begleitet von 5 malaiischen Zimmerleuten nach Doreh zurückkehrte. Jetzt erst konnte das Werk mit ganzer Energie aufgenommen werden. Die Sprache der Eingeborenen wurde erlernt, ihr Vertrauen durch hunderterlei Dienstleistungen gewonnen, eine Reihe von Nutzpflanzen und Hausthieren eingeführt, eine Schule gegründet, das Evangelium unverdrossen gepredigt. Langsam, aber unverkennbar, wirkte diese geduldige Liebesarbeit. Männer und Weiber fiengen an, zu den Gottesdiensten der Brüder sich zu sammeln, wenn am Morgen die Schläge der Messingtrommel (Gong) das Zeichen gaben. Das Mißtrauen wich und machte bei Vielen einer herzlichen Zuneigung Platz. Im Jahr 1858 hatten die Brüder so weit sich der Sprache bemächtigt, daß sie leicht

mit den Eingeborenen verkehren konnten; im J. 1860 gaben sie ein kleines „Liederbuch zum Kirchengebrauch“ in der Landessprache heraus (gedruckt auf Makassar). „Die Schule,“ schreiben sie, „macht uns viel Freude, da wir nun schon Kinder haben, die gut [malaiisch] lesen, das Gelesene begreifen und auch eine gute leserliche Hand schreiben.“ — Auch im Aeußern thut sich der Einfluß der Mission kund. Die Eingeborenen fangen an, sich anständiger zu kleiden, wie überhaupt in Sitte und Wandel aus der alten Rohheit sich emporzuarbeiten.

Für mehrere gestrandete Schiffe und ihre unglückliche Mannschaft waren die Missionare die eigentlichen Retter. Denn während sonst die Schiffbrüchigen entweder erschlagen oder zu Sklaven gemacht wurden, gelang es diesen einfachen Brüdern, die Gestrandeten aus den Händen der Eingeborenen zu befreien und bei sich zu beherbergen, bis eine Gelegenheit zu ihrer Weiterbeförderung sich zeigte. Das eine Mal waren es 10 Unglückliche, welche, nach unsäglichen Leiden auf offenem Meer, endlich die Küste Neu-Guinea's erreichten und hier Hülfe zu finden hofften; allein die wilden Küstenbewohner schossen nach ihnen mit Pfeilen, und wer noch am Leben blieb, wurde zum Sklaven gemacht. Die Missionare fanden nach langem vergeblichem Suchen endlich noch drei der Unglücklichen am Leben, die sie durch ein paar Kisten Tauschgüter auslösten und retteten. Es waren deutsche Landsleute! Das andere Mal gelang es ihnen, 11 gestrandete Personen von einem belgischen Schiffe auf ähnliche Weise zu befreien. — Auch der wissenschaftlichen Kommission, welche im J. 1858 von der holländischen Regierung nach Neu-Guinea gesandt wurde, waren sie von großem und mannigfachem Nutzen. „Wir waren im Stande,“ schreiben sie, „diesen Herren in vielen Stücken Aufschluß [über Land und Leute] zu geben und ihnen eine Wörtersammlung von 1500 mesorisch-papuasischen Wörtern einzuhändigen.“ Für alle diese vielfachen Dienstleistungen hat die holländische Regierung jedem der beiden Brüder einen Jahrgehalt von fl. 600 ausgesetzt; außerdem erhielten sie bis dahin von Missionsfreunden in Batavia und Surabaya (Java) unregelmäßige Unterstützungen. Seit einiger Zeit ist Ottow verheirathet, und auch Geißler wird sich verehlichen.

Es wäre schmerzlich zu beklagen, wenn diese beiden wackern Arbeiter allein gelassen würden. Denn abgesehen davon, daß ein großes und hoffnungsreiches Feld auf Neu-Guinea sich aufgethan hat, so daß zwanzig Missionare vollauf zu thun hätten, so ist auch zu fürchten, daß die beiden einsamen Arbeiter bald dem Klima und der Anstrengung erliegen könnten, — und dann wäre ihre ganze bisherige Arbeit beinahe umsonst. Würden erst nach dem Tode dieser Brüder neue Arbeiter eintreffen, so müßten ja die neuen Ankömmlinge geradezu wieder von vorne anfangen. Dem Herrn sei dieses wichtige Arbeitsfeld empfohlen. (Nach Mittheilungen in der „Biene auf dem Missionsfelde“, 1861 Nr. 4.)

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. Inhalt. Heiliges Leben — seliges Sterben. Bibelzeitung. 1861.

Heiliges Leben — seliges Sterben.

Wir wandeln zwischen Gräbern und über lauter Gräber hin. Zu unsrer Rechten und Linken schüttelt der Hauch des Todes Einen um den Andern von dem Baum der Lebendigen ab, wie der Herbstwind die dürren Blätter von den Bäumen schüttelt. Und bei dem Allem denken so Wenige von uns daran, daß auch wir nur ein welkend Blatt an diesem Baume sind, das der nächste Windstoß gleichfalls abschütteln wird. Den Augenblick aber, wo dieser Windstoß auch uns in den Staub legen wird, rücken wir meist mit unsern Gedanken in weite unabsehbare Ferne hinaus, als wenn wir zuvor noch Ewigkeiten in diesem irdischen Dasein zu durchleben hätten; und doch kommt er so gewiß, so rasch, so sturmschnell herbei. Ist das weislich gehandelt?

Unsre Väter, die längst durch den Glauben überwunden haben, haben viel von einer Sterbekunst geredet. Ich wüßte aber nicht, wie man diese anders lernen könnte, als dadurch, daß man, ehe man leiblich stirbt, zuvor geistlich mit Jesu stirbt. „Wisset ihr nicht, daß Alle, die wir in Jesum Christ getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? So sind wir denn mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod. ... Sind wir aber mit Christo gestorben, so glauben wir, daß wir auch mit ihm leben werden.“ Röm. 6, 4—8. Dieß ist der Weg, wie man die Sterbekunst lernt.

Es giebt aber eine zwiefache Art des seligen Sterbens. Die eine besteht in der kindlichen, stillen und getrosten Bereitwilligkeit zu sterben. Sie wurzelt in der Gewißheit der Sündenvergebung und vollen Begnadigung durch das Blut Christi, in dem Trost der Gotteskindschaft und in der daraus fließenden ungetrübten Hoffnung des ewigen Lebens. Dabei ist freilich der Sterbende jenes Grauens nicht immer überhoben, das aus dem Durchgang durch das dunkle Thal des Todes und aus dem Zusammentreffen mit dem König der Schrecken entspringt; ja oft gehts dabei durch tiefe Erschütterungen, durch ein Zittern und Zagen in der Aehnlichkeit des Herrn Jesus. Man sieht an solchem Sterbebette nichts von dem Glanz und goldenen Schimmer des anbrechenden Himmelsmorgens; man hört nichts von dem Siegesjubel, der schon wie ein Engelchor aus der unsichtbaren Welt herübertönt. Und doch ist's ein selig Sterben; denn der Friede Gottes ruht im tiefen verborgenen Seelengrund, und es heißt: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich doch kein Unglück; denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich."

Die andere Art des seligen Sterbens ist einigen wenigen Auserwählten als besonderes Gnadengeschenk beschеert. Das ist dann ein Sieges- und Triumphzug aus der Fremdlingschaft in die süße Heimath, aus dem Elend in die Herrlichkeit, aus der Bettlersarmuth in die Königsglorie, aus dem Erdendunkel in den Himmelsglanz. Da strömt schon durch den zerrissenen Vorhang der Ewigkeit das Licht des himmlischen Jerusalems auf das Sterbelager; man hört schon aus der Ferne die grüßenden Chöre der Engel und den Willkomm der vollendeten Gerechten, und die Perlenthore Zions sieht man aufgethan, um die hinübereilende Seele aufzunehmen. Da ist keine Spur mehr von den Schrecken des Todes, sondern eitel Frühlingshauch und Jubellied des Lebens.

Wir wiederholen es, ein solches Sterben ist ein besonderes Gnadengeschenk, das Gott einzelnen auserwählten Seelen zu Theil werden läßt. Sollen wir aber nicht auch um diese Gabe bitten dürfen?

Doch wir schicken uns an, den Bericht eines englischen Freundes hier wiederzugeben, der auch von einem solchen seligen Sterben erzählt. Wir können den Familiennamen des theuern Gotteskindes nicht nennen, von dem der Bericht handelt; es thut dieß auch nichts

zur Sache. Aber was der edle Verwandte, der von diesem Sterben Kunde giebt, seinen Mittheilungen vorausschickt, das wollen wir hier auch sagen. „Was ich hier zu erzählen mich anschicke," schreibt er, „ist keine Erdichtung, kein Erzeugniß dichterischer Erfindung, kein Traum eines begabten sinnigen Geistes; es ist Wahrheit, sonst hätte ich nicht gewagt es niederzuschreiben. Ja, Gottlob, es ist Wahrheit, volle ungeschminkte Wahrheit, und ich theile es hier mit, damit du daraus die Herrlichkeit des Herrn und die Süßigkeit der Gemeinschaft mit Ihm erkennest."

Wir treten mit dem Berichterstatter zuerst an Selene's Kranken- und Sterbebett und begleiten sie durch das vom Licht der Ewigkeit erleuchtete Todesthal, um hernach erst einige Züge aus ihrem früheren Lebensgang nachzuholen.

„Selene," so heißt es in dem Bericht, „lag an einer rasch verlaufenden Auszehrung darnieder. Ihr Ende nahte schnell heran. Sie empfieng die Botschaft des Todes mit großer Freude und gieng stets in jedes Gespräch, das von ihrer nahen Auflösung handelte, mit heiterem Geiste und ohne das geringste Grauen ein. Zwei Tage vor ihrem Tode bat sie, man möchte sie in ein anderes Zimmer des Hauses bringen. Es war ein großes alterthümliches Gemach auf dem obern Stock, wo die Fenstergesimse so hoch waren, daß man nur die Wipfel der Bäume und den Himmel zu sehen vermochte. Als Selene in dem Ausdruck ihres Gesichts nicht undeutlich verrieth, daß sie die gewohnte Aussicht auf die freundliche Landschaft draußen vermisse, so bemerkte ihre Schwester Charlotte: 'Nun, mein theures Schwesterherz, die Welt tritt allmählig in den Hintergrund; Gott läßt dich jetzt nur noch den Himmel schauen, damit dein Auge durch nichts mehr, was auf Erden ist, von dort abgezogen werde.'

'O was für ein köstlicher Gedanke!' rief die Sterbende. 'Stelle dir nur vor, Schwester, was das wäre, wenn ich bald durch dieß blaue Himmelszelt eingehen dürfte in die ewigen Wohnungen! Da darf ich dann wirklich Den schauen, der mit seiner allmächtigen Hand alle diese Dinge gemacht hat! Und doch — das sind vielleicht irdische, fleischliche Gedanken; ach ich wünschte, daß Liebe zu meinem Heiland der Hauptgrund meines Verlangens nach dem Himmel wäre!' Sie faltete die Hände, schaute sehnsüchtig empor und rief: 'O daß ich Ihn mehr lieben könnte! Er, Er ists allein, der mich in Ewigkeit ganz stillen und selig machen kann.'

'Du mußt nicht daran denken,' erwiederte ihre Schwester, 'wie wenig du Ihn liebst, sondern vielmehr daran, wie hoch und viel Er dich liebt.'

'Ach ja, das ist's,' entgegnete Selene. 'Nach und nach werd' ich Ihn ja schon völlig lieben lernen.'

„Als am Abend eine ihrer Schwestern das vierte Kapitel des Hebräerbriefs (von der Sabbathsruhe, die verhanden ist dem Volke Gottes) ihr vorlas, sagte sie mit Bezug auf den neunten Vers: 'Es giebt noch Arbeit genug zu thun bis zu unsrem letzten Augenblick; aber Gott hat mir in der letzten Zeit einige süße Vorempfindungen von der Sabbathsruhe gegeben. In der vergangenen Nacht, wo mir ein wenig Schlaf so willkommen gewesen wäre, ließ er mich meinen Sarg sehen, wie ich darin lag und mein armer müder Leib sanft ausruhte, Alles friedlich und frei von Schmerzen, während meine Seele daheim war bei Ihm.'

„Beim 15. Vers sagte sie: 'Ah, hierin steht unser Heil: Er unser Hohepriester, allenthalben versucht gleichwie wir, — doch ohne Sünde! Wäre auch nur ein einziger Makel an Ihm gewesen, so wären wir verloren, sein Opfer wäre ungenügend und ungültig; ja wir müßten als hoffnungslose Sünder erscheinen vor einem heiligen Richter!'

„Während der darauf folgenden Nacht litt sie schwer von dem verzehrenden Fieber, das ihre Hände und Füße verlassen hatte (sie waren eisigkalt), nun aber sich auf die innern Theile warf und mit verzehrender Glut auf ihren Wangen brannte. Dennoch sündigte sie nicht mit ihren Lippen. So oft ihre Schwester leise nach ihr hinübersah, in der Hoffnung, daß endlich ein wenig Schlaf ihr müdes Auge geschlossen habe, so begegnete dasselbe geduldige friedevolle Angesicht ihrem Blick, und immer wieder gewann ein dankbares Lächeln den Sieg über den Schmerzenszug auf ihrem Antlitz. Einmal erwiederte sie auf die bekümmerte Frage der Schwester nach ihrem Ergehen: 'Obschon ich nicht schlafen kann, so kann ich doch an Jesum denken. Er hat es dem Satan nicht zugelassen, mich auch nur mit Einem thörichten Gedanken zu beunruhigen.' Dann wiederum, als sie in großen Schmerzen dalag, richtete sie an Charlotte die Bitte, Gott anzuflehen, 'daß ihr Herz unverrückt auf das Ewige und Himmlische gerichtet bleibe, und daß ihre gegenwärtige Trübsal ihr leicht erscheinen möge gegen die ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit.'

„Am folgenden Morgen, als man sie fragte, welchen Abschnitt der heiligen Schrift sie gerne hören möchte, erwiederte sie nicht, wie sie sonst wohl gewohnt war: 'Wählet ihr selbst,' sondern gab schnell die Antwort: 'Leset mir das 17. Kapitel im Evangelium Johannis' (das hoheprieſterliche Gebet). Es geschah, und sie schien jedes Wort mit Begierde in sich einzusaugen. 'Warum hast du gerade dieses Kapitel ausgewählt?' fragte Charlotte nachher. Aber als wenn sie die Frage nicht gehört hätte, wiederholte Selene leise, aber nachdrücklich vor sich hin den Vers: 'Vater, ich will, daß wo Ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast.' Dann wandte sie sich zu ihrer Schwester und sagte: 'Warum ich dieß Kapitel gewählt habe? Ach, es enthält ja die letzten Worte meines Heilandes.' Und es waren auch die letzten Worte der heiligen Schrift, die ihr zu gewohnter Zeit vorgelesen werden konnten. Ehe die gleiche Stunde am folgenden Tag wieder erschien, war sie bei ihrem Heiland und sah seine Herrlichkeit.

„Jenen ganzen Vormittag war sie sehr leidend. Die hohe fieberische Röthe auf ihren Wangen wurde dunkler. Alle Mittel, die Fieberhitze zu dämpfen und ihr eine Stunde ruhigen Schlafs zu verschaffen, waren umsonst. Das Fieber stieg, bis ihr das Bett unerträglich wurde; sie bat, man möchte sie aufnehmen und in einen Lehnstuhl bringen. Während sie von Charlotte angekleidet wurde, ließ diese die Bemerkung fallen, wie ungemein mager die theure Kranke sei. 'O,' erwiederte diese, 'dafür sollte ich dankbar sein; ich wünschte, ich wäre noch viel magerer. Ich kann übrigens diesen armen abgezehrten Leib unbedingt meinem Jesus überlassen; Er, der so herrlich für meine Seele gesorgt hat, kann ja wahrlich auch diese armen Gebeine in Seine Hut nehmen.'

„Am Nachmittag sagte sie: 'Ich glaube, Jesus wird mich nun bald zu sich holen. Ich habe ihn darum gebeten, oder wenigstens, ich habe gebetet, daß Er völlig in mir eine Gestalt gewinnen möge, und das heißt ja so viel, als daß Er bald kommen und mich zu sich nehmen wolle.' Auf ihre Bitte kniete Charlotte neben ihr nieder und bat den Herrn, daß doch bald Sein Bild sich völlig in ihrer Seele verklären möge, daß der Läuterungsproceß bald möge vollendet sein und die gefangene Seele ihrer Bande ledig werde. Als jene von den Knieen aufstand, lispelte Selene: 'Ja, ja, ich glaube, Er kommt bald, sehr bald. Während du betetest, trat die ganze Herrlichkeit des

Himmels vor mein Auge, und es war mir als hörte ich Ihn sagen: Ja ich komme bald!' Sie warf lächelnd einen fragenden Blick nach der Schwester und sagte: 'Nicht wahr, du würdest mich nicht aufhalten wollen?'

'Nicht einen Augenblick,' erwiederte diese. 'Aber die Zeit ist selbst bis auf die Sekunde festbestimmt; es stehen die Engel bereit und warten nur auf das Wort des Befehls.'

'Liebe, theure Schwester,' rief die Kranke, 'du hast immer irgend ein köstlich Wort für mich bereit. Ja ich kann warten. Ich war allzu ungeduldig; ich vergaß, daß ich auch auf Erden noch Gelegenheit habe, meinem Heiland zu dienen und seinen Namen zu verherrlichen.'

„Bald darauf wurde sie auf den Sopha gebracht und hier fiel sie in einen sanften Schlummer und schlief drei Stunden. 'O wie gut ist der Herr!' rief sie beim Erwachen. 'Drei volle Stunden ohne Schmerzen! Um drei Stunden näher der ewigen Heimath! Aber ich habe auch im Schlaf viel gebetet!' In gleicher Weise war sie immer dankbar für jede Gnade, die ihr zu Theil ward, für jede Aufmerksamkeit, die man ihr erwies. Sie scheute sich sogar, von ihren Leiden zu reden, damit man nicht meinen solle, sie klage. Oft wandte sie sich auf die Seite, um einen Ausdruck des Schmerzes auf ihrem Angesicht zu verbergen; und als ihre Schwestern äußerten: 'Du mußt nicht glauben, es sei Ungeduld, wenn du uns wissen läßest, was du leidest,' erwiederte sie: 'Wie könnte ich klagen? Jesus verfährt so zärtlich mit mir. Sehet nur, wie Er mir Alles erleichtert und versüßt, und vor Allem, welchen Segen Er mir darin bescheert, daß alle diese lieben Gesichter um mich sind und stets bei mir wachen. Wahrlich, mein himmlischer Vater läßt meinen Becher überfließen.'

„Am Abend war sie sehr erschöpft, und ihre Kräfte schienen rasch zu sinken. Die bleifarbene Blässe, die sich über ihr Angesicht lagerte, zusammen mit der völligen Erschlaffung ihres ganzen Wesens und einer eisigen Kälte, die sie schüttelte, beunruhigten die Familie so, daß man nach dem Arzte schickte; aber da derselbe keine unmittelbare Gefahr in ihrem Zustand zu sehen glaubte, so wurden die übrigen Hausgenossen nicht ins Krankenzimmer gerufen. Um Mitternacht hatte sie einen heftigen Krampfanfall; da knieten die Schwestern, die kein Mittel sahen, wie sie ihr helfen könnten, an ihrem Bette nieder und flehten inbrünstig zum Herrn, daß Er der Leidenden Kraft und

Gnade von Oben schenken möge, durch diese schweren Augenblicke sich durchzukämpfen.

'Ja, ja,' rief sie in den ruhigeren Momenten, 'ja, ich kann mein ganzes Vertrauen auf Ihn werfen, auf meinen großen Hohepriester. Deine Gnade genügt mir.' — Bald hernach, als die beiden Schwestern für einen Augenblick das Zimmer verließen, um Einiges für die Kranke zurecht zu machen, hörten sie sie drinnen im Zimmer rufen: 'Komm, Herr Jesu, o komm, komm, komm! Ich habe versucht, dich zu verherrlichen; ich glaube, dein Bild ist nun an mir zu sehen.' — Es war in der That, als flehte der Geist des Herrn selbst in ihr, so überirdisch war die Inbrunst und Feierlichkeit ihrer Stimme, so kindlich der Glaube, mit dem sie ihren Heiland anrief."

Wir kommen aber zu den letzten Augenblicken dieser jugendlichen Jüngerin Jesu. Es war frühe am Morgen und der Tag brach eben an. Da durften die Schwestern Zeugen von einer Scene sein, die wir in den eigenen Worten Charlottens geben müssen.

„Als wir in das Gemach traten, wo die Theure lag, mußten wir verwundert stille stehen. Da war in dem lieben Angesichte nicht ein Zug jenes Leidens mehr, das schon so lange für uns ein gewohnter schmerzlicher Anblick gewesen war. Ihr Antlitz war wie eines Engels Antlitz, und wie von einem Schauer der Ewigkeit ergriffen staunten wir das holdselige Bild an, das auf dem Sterbelager sich uns darstellte. Sie, die zuvor zu schwach gewesen war, sich ohne Hülfe auch nur zu bewegen, hatte sich nun im Bette aufgerichtet zu einer sitzenden Haltung. Erstaunen und Entzücken spiegelten sich in dem nach Oben gewandten Angesicht, während ihre großen schönen Augen so weit aufgeschlagen waren, daß sie doppelt groß erschienen und von einem unbeschreiblichen Glanze leuchteten. Auf ihren halbgeöffneten Lippen lag ein wunderbar liebliches Lächeln und ihr ganzes Angesicht strahlte von einem Lichte, das ihr etwas Durchsichtiges zu verleihen schien. Während wir sie anschauten, erhoben sich ihre Arme höher und höher, wie wenn sie des Staunens und Entzückens nicht satt werden könnte, und mit einem ganz eigenthümlichen, wie überirdischen Ton der Stimme rief sie: 'O das ist herrlich! O das ist lieblich!'

„Ich trat näher, und da ich der Ueberzeugung mich nicht erwehren konnte, daß der Augenblick ihres Eingangs in die obere Welt nun da sei, flüsterte ich ihr zu: 'Es ist der Himmel, — es ist der

Himmel!' Ohne ihre Augen von dem Punkte zu wenden, auf den sie geheftet waren, erwiederte sie: 'Ja, es ist der Himmel! Es ist Jesus, der gekommen ist, mich abzuholen. O es ist herrlich, — wunderbar herrlich! Es ist — !' Sie hielt inne. Das Leuchten ihres Angesichts verblich und eine graue Bleifarbe breitete sich darüber aus. Ein Ausdruck unaussprechlichen Grauens und unsäglicher Angst lagerte sich über die theuern Lippen und verschloß sie; ihre Augbraunen zogen sich zusammen und ihre Augen sahen halb geschlossen und zuckend nach der Seite, als fürchtete sie sich und wäre doch genöthigt, irgend etwas Schreckliches anzuschauen, das neben ihr stünde. Gott sei Dank, diese angsthafte Verzerrung dauerte nur einen Augenblick. Langsam und mit einem Ausdruck majestätischer Hoheit wandte sie ihr Haupt und rief mit einer Stimme voll gebieterischer Kraft, voll königlicher Siegesgewißheit: 'Gehe — hinter — mich — Satan!'

„Dann verschwand jede Wolke; der Glanz auf ihrem Angesicht strahlte leuchtender als zuvor, und mit aufgehobenen Armen rief sie: 'Jesus! Deine Gerechtigkeit ist mein! Deine Gerechtigkeit ist mein!' Da konnten wir nicht mehr im Zweifel sein, von welcher Art die Anfechtung gewesen war, durch welche der Widersacher ihrer Seele die theure Sterbende anzutasten versucht hatte. Und fürchtend, der Arge möchte einen zweiten feurigen Pfeil gegen dieses liebe begnadigte Kind Gottes schleudern, eilten wir ihr mit Worten der heiligen Schrift zu Hülfe zu kommen: 'Ich habe dich je und je geliebet!' — 'Jesus Christus, gestern, heute und derselbe in Ewigkeit!' Schwester Emma aber sagte ihr einige Verse aus dem 23. Psalm vor. Aber sie bedurfte unsres Beistandes nicht. Der Sieg war vollständig. Sie triumphirte durch das Blut des Lammes. Ja nun war es an ihr, uns zu trösten; denn als sie uns mit zitternder halberstickter Stimme jene trostreichen Worte der Schrift ihr vorsagen hörte, rief sie: 'Freuet euch! Freuet euch! Ist denn nicht jetzt der Augenblick gekommen, nach welchem ich mich längst gesehnt? Jesus ist da, mich zu sich zu nehmen. Freuet euch mit mir!'

„Himmlische Herrlichkeit, obwohl von uns ungesehen, es sei denn der Wiederschein auf ihrem sterbenden Antlitz, that sich vor ihren Augen auf und zeigte ihr den Weg des Lebens. Es war fast, als wollte sie in Freudensprüngen ihn laufen. Gleichwohl war sie so klar und gesammelt, daß sie, als unsre alte treue Magd hereintrat, die Hand ihr entgegenstreckte und rief: 'Danke dir für Alles, was

du an mir gethan hast. Du bist mir immer so gut gewesen, immer so freundlich gegen mich. O, eile zu Jesus! Ich bin so unbeschreiblich glücklich; die Schmerzen sind alle vorbei! O es ist so herrlich!' Dann sah sie uns Alle ringsum an und fuhr fort: 'O fürchtet den Tod nicht; es ist nichts, nichts Schmerzliches im Sterben. Jesus nimmt alle Pein hinweg.' Nun aber schien sie sich zu erinnern, daß sie noch Abschied zu nehmen habe. So nahm sie meine Hand und sagte: 'Danke Dir, theure Charlotte; du bist mir eine Mutter gewesen, ja eine wahre Mutter.' Zu Emma gewandt sprach sie: 'Und du Emma, liebe Emma, du hast mir immer so schöne Blumen gebracht; nicht wahr, du kommst zu Jesus, du kommst mir nach in den Himmel? Trachte nach dem, das droben ist.' In gleicher Weise ließ sie jedem Glied der Familie irgend etwas Liebes sagen, und wie sie eben einer früheren Mitschülerin erwähnte und sie zu grüßen bat, versagten ihr die Lippen — und sie war daheim."

Das war das selige Sterben, dessen Selene gewürdigt war. Aber dieser selige Ausgang kann ja nicht ohne einen Anfang gewesen sein, welcher die nothwendigen Vorbedingungen eines solchen Endes in sich schloß. Denn „was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleische das Verderben ernten; wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten." Gal. 6, 7. 8. Wir wissen wohl, daß auch ein Schächer am Kreuz, der doch ein ganzes Leben der Missethat und der Sünde hinter sich hat, noch ein seliges Sterben finden konnte. Bei ihm fiel der Anfang und der Ausgang, die Saat und die Ernte fast in Einen Augenblick zusammen. Der Same des Lebens war bei ihm innerhalb weniger Stunden zur vollen Reife ausgezeitigt, gleich jener Wunderpflanze, die über den Propheten Jona in Einer Nacht emporwuchs. Aber es ist dieß ja nur ein Wunderzeichen der allmächtigen Gnade Gottes, hingestellt zum Trost allen bekümmerten Seelen, denen es auch in der letzten Stunde noch um ihre Seligkeit bange ist, — nicht aber die ordentliche Regel im Reiche Gottes. Diese Regel heißt: „Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht." Sie heißt: „So lasset uns nun fürchten, daß wir die Verheißung, einzukommen zu seiner Ruhe, nicht versäumen, und unser keiner dahinten bleibe."

Auch bei der edlen Jüngerin des Herrn, von deren siegreicher Heimfahrt wir gehört haben, gieng dem seligen Sterben ein gottseliges Leben voran, und davon haben wir hier noch einige Züge aus den Mittheilungen ihrer Hinterlassenen beizufügen. Möge dieß Vielen zum Segen dienen. Hat sie doch selbst in den Tagen, da man ihr sagte, daß ihr Zustand ein bedenklicher und keine Wiedergenesung zu hoffen sei, ausgerufen: „O ich wünschte, alle meine jungen Freundinnen könnten mich nun sehen, damit ich ihnen sagen könnte, wie wahr es ist, daß die Gemeinschaft mit Jesu unbeschreiblich süß ist und wahrhaft selig macht! O saget es doch Allen, daß alle Lust und alle Freude der Welt gar nicht zu vergleichen ist mit der seligen Freude, die ich in diesem Augenblick empfinde, wo ich — den gewissen Tod vor Augen — sagen kann: Christus ist mein." Es ist wohl der Mühe werth, diesen ihren Wunsch auch in diesen Blättern zu erfüllen.

Und es ist wahr, Selene war auch im Leben, in den Tagen ihrer Kraft und Gesundheit, ein glückliches und seliges Kind Gottes. „Ich weiß nicht, Selene," sagte einmal Jemand zu ihr, „du scheinst immer an irgend einem beglückenden Gedanken dich zu weiden." — „Und so ist es auch," erwiederte sie, „und ich wünschte, alle Welt könnte mein Glück mit mir theilen." — Das schönste Zeugniß aber für das süße Glück, das sie fortwährend zu genießen schien, ist das, welches ihr einst eine kleine Nichte gab, ohne es zu ahnen; denn das Auge eines Kindes sieht in der Regel sehr scharf, ob das Bekenntniß des Mundes auch mit der Praxis im Leben zusammen stimme. Nach einem Besuch etlicher Hausfreunde fragte die Kleine in aller Einfalt und Unbefangenheit: „Ist die Frau So und So fromm?" — „Ich denke so," erwiederte Charlotte. — „Aber ist sie so fromm, wie Tante Selene?" fuhr die Kleine fort. Charlotte erwiederte, nur Gott könne den Menschen in's Herz sehen. „O," entgegnete das Mädchen, „bei Tante Selene hat man nicht nöthig, erst in's Herz zu sehen; man kann's ihr ja im Gesicht ansehen, wie fromm sie ist. Andere Leute sehen nicht so vergnügt und glücklich aus, wenn sie von dem Herrn Jesus reden. Und überdieß, Tante Selene redet nie etwas von andern Leuten, wie die Frau So und So that; sie heißt mich immer schweigen, wenn ich etwas Böses von den Leuten sagen will."

Ein ander Mal sagte dieselbe kleine Nichte: „Ja, das bin ich gewiß, Tante Selene liebt den Herrn Jesus viel mehr als andere

Leute; denn sie betet und liest in der Bibel zu ihrem Vergnügen, und Andere thun das nur, wenn sie müssen."

Doch wir lassen uns in die geheime Werkstätte einführen, wo der Geist der Gnade diese Seele zu einem so seligen Leben in Gott erzog und zubereitete. Und da finden wir vor Allem, daß Selene eine fleißige Bibelleserin war. „Ihre Bibel," heißt es in den Mittheilungen, die vor uns liegen, „war ihr tägliches Brod, ohne das sie nicht zu leben vermochte. Sie las dieselbe, wie ihre kleine Nichte bemerkte, 'zu ihrem Vergnügen,' aus Herzenslust, und zog dieselbe jedem andern Buche vor. In derselben Weise, wie ein Anderer etwa ein unterhaltendes Buch, eine fesselnde Lebensbeschreibung oder eine anmuthige Geschichte zur Hand nimmt, um sich daran von der Arbeit zu erholen, so nahm sie ihre Bibel zur Hand und las sie mit steigender Lust, mit süßer seliger Freude, und während sie sich an der alten und doch ewig neuen Geschichte von der rettenden Liebe Gottes weidete, fand sie in dem reichen Acker des Schriftwortes immer neue Schätze, die des fleißigen Nachgrabens werth waren. Nicht als wenn sie andere Bücher, oder die Leute, die daran Geschmack fanden, gering geachtet hätte; sie war davon weit entfernt; aber sie las andere Schriften oder nahm an den Tagesneuigkeiten Antheil nur so, daß sie Alles im Licht der Ewigkeit anzuschauen bemüht war. Ein Auszug aus ihrem Tagebuch wird dieß anschaulich machen: 'Februar 26. Ich beendigte die Memoiren von E. Bronte. Das Lesen dieses Buches war für mich ein großer Genuß; der ist nun zu Ende, aber ich hoffe der Gewinn daraus wird mir bleiben. Die Lebensbeschreibung ist eine Warnung für die, welche unter dem Jagen nach schriftstellerischem Ruhm und nach der Ehre der Welt den guten Samen ersticken. Gelehrtes und vieles Wissen wird gar zu leicht zu Dornen, wenn es nicht durch stetes Gebet bewacht wird, oder wenn man dasselbe die Stelle im Herzen einnehmen läßt, die allein dem Worte Gottes gebührt.'"

Dabei war Selene eine treue Beterin. Als bei ihrer letzten Krankheit Schwester Charlotte Veranlassung hatte, eine Einreibung vorzunehmen, bemerkte die Letztere an jedem Knie einen großen runden Fleck, der so hart geworden war, daß er gegen die zarte Haut ringsum wie Horn anzufühlen war. Auf die verwunderte Frage, was doch das sei, erwiederte die Kranke in kindlicher Einfalt: „Es kommt nur vom Knieen her; ist das nicht bei Jedermann so?" Sie pflegte drei

verschiedene Zeiten des Tages dem Gebet zu widmen, eine Gewohnheit, die nur ihrer zunehmenden Schwäche weichen mußte. Oft war sie noch lange auf, nachdem ihre übrigen Hausgenossen längst zur Ruhe gegangen waren, nur um noch eine völlig ungestörte Zeit zum Gebet zu haben. Ebenso war sie in der Regel frühe auf, um ihre frischesten Augenblicke dem Worte Gottes und dem Gebete zu weihen.

Das Haus Gottes war ihre Lieblingsstätte. Als sie dasselbe nicht mehr besuchen konnte, so war ihr dieß die allerschmerzlichste Entbehrung. Bei ihr hieß es nie: „Es scheint, es wolle regnen; ich bleibe lieber daheim." Regen oder Sonnenschein, Hitze oder Kälte galten ihr in dieser Beziehung nichts. In der Predigt fand sie immer etwas, woran ihre Seele sich nähren konnte. Eine Freundin fragte sie einst in etwas mißliebigem Ton: „Nun, wie hat dir die heutige Predigt gefallen?" „Ich war hungrig," war die Antwort, „und deßhalb that sie mir wohl." Damit war die Fragerin zum Schweigen gebracht. Als sie durch Krankheit in's Haus gebannt war, konnte sie oft mit unbeschreiblichem Entzücken dem Sonntagsglockengeläute zuhören, als wäre es die herrlichste Musik. Einmal als sie im Fieber lag, fieng sie an die Melodie zu singen, welche das Kirchengeläute (nach der Weise der englischen Kirchenglocken) am Sonntage zu spielen pflegte. Sie ließ davon sich nicht abbringen. Sie zeigte damit, daß obschon ihre Füße nicht mehr zum Hause Gottes wallen konnten, doch ihr Geist dort am liebsten verweilte.

Der Kreis von Bekanntschaften, in dem sie sich bewegte, war nicht groß; sie war zu bescheiden, als daß sie die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu ziehen gesucht hätte. Halbherzige und weltförmige Christen verstanden sie auch nicht, und konnten sie nicht verstehen. Aber es gab Orte, wo man sie liebte, Orte, wo ihre Erscheinung wie ein freundlicher Sonnenstrahl begrüßt ward, wo das selige Lächeln auf ihren Lippen allen Kummer verscheuchte und schon der Ton ihrer Stimme die Verzagten aufrichtete. In den Kammern der Armuth, der Krankheit und des Elends, da fühlte sie sich daheim, und dahin konnte man sie in den Tagen ihrer Gesundheit täglich wandern sehen mit einem Körbchen am Arme, einige Traktate in der Hand und ihre Bibel in der Tasche. Erst seit ihrem Tode hat man erfahren, in welchem Umfang und Segen sie dieses verborgene Werk der Liebe in aller Stille ausgerichtet hat. Auf ihrem Grabe steht eine junge Myrthe, gepflanzt von der Hand eines alten Mütterchens. „O das theure,

liebe Geschöpf!" sagte einmal die weinende Alte zu der Schwester Charlotte, „ich meine, ich sehe sie noch, wie sie auf der Kante meines Bettes saß, die Bibel auf dem Schooß und Worte des Lebens und des Trostes auf den Lippen!" — Eine andere alte Jüngerin des Herrn erzählte das erste Begegnen mit Selenen folgender Maaßen: „Eines Tages saß ich allein in meiner Kammer, müde und betrübt, und schlief auf meinem Stuhl über all den traurigen Gedanken ein. Da träumte mir, ein Kanarienvögelein flöge herein, setze sich neben mich, und fange an so süß und köstlich zu singen, daß ich im Geiste ganz lebendig ward und auch Gott zu preisen anfing. Darüber erwachte ich, und sah zu meinem Erstaunen eine junge liebliche Tochter neben mir sitzen. Sie war so leise hereingekommen, wie das Vögelein in meinem Traum. Da dachte ich, die ist mir von Gott zugesandt, mich in meinem Kummer zu trösten, und wahrlich, sie hat mir ein lieblicheres und köstlicheres Lied gesungen als der Kanarienvogel, wie sie da neben mir saß und aus dem Worte Gottes mir vorlas. Ich will Gott in Ewigkeit dafür danken, daß Er sie zu mir gesandt hat." Eine Dame sah die junge Tochter, als sie gerade aus der Kirche kam, in eine Seitengasse einlenken. Sie folgte ihr und nahm mit Verwunderung wahr, wie Selene furchtlos zu einzelnen Gruppen roher Leute trat, die um die Brantweinschenken herum sich trieben, ihnen Traktate anbot und einfache, aber herzliche Worte zu ihnen sprach. Und diese rohen Männer empfingen sie mit Achtung und Respekt, und es fiel Keinem ein, ihr grob oder unanständig zu begegnen.

Bei alle dem dachte Selene so gering von sich selbst, daß sie in ihrem Tagebuch stets darüber sich anklagt, wie *wenig* sie zur Ehre ihres Heilandes thue. „Meine Zeit übel angewendet!" heißt es da mehr als einmal; „Vieles geredet, was einem Christen nicht geziemt!" — „Nichts für Jesus gethan, als ein Bischen gebetet um das Kommen Seines Reiches!" — „Die kleine Bertha trank Thee bei uns; ich klage mich mit Thränen an, daß ich es versäumte, mit dem lieben Kinde von dem Herrn Jesus zu reden." — „Was habe ich heute an geistlichem Leben gewonnen? Ich darf sagen mit demüthigem Danke, ich habe einige köstliche Blicke in die Liebe Jesu thun dürfen während des Bibellesens; ich habe kleine Siege über mich selbst davongetragen; aber wie ganz anders sollte es bei mir stehen! O wie sehne ich mich nach der Zeit, wo ich *ganz* dem Heiland angehöre und Seine Liebe mich ganz erfüllt!" Als sie während ihrer Krank-

heit die Gefahr ihres Zustandes erkannte, bat sie, man möchte alle ihre armen Leute, mit denen sie im Verkehr gestanden war, rufen und vor sie kommen lassen. Zugleich ließ sie sich ihre ganze Sparbüchse geben, um das Geld unter dieselben nach Bedürfniß auszutheilen. Es war in der That ein Tag des Weinens, als diese Leute Eines nach dem Andern hereintraten, um Abschied von ihrer Wohlthäterin zu nehmen. Aber jedesmal ehe wieder Eines hereinkam, betete sie auf's Neue, der Herr möge sie vor Selbstgefälligkeit bewahren und durch Seinen Geist ihr die Worte eingeben, die sie Jedem sagen solle. Als eine der armen Frauen sie fragte, wie es ihr zu Muthe sei im Blick auf den nahen Tod, sagte Selene: „Ich bin eine begnadigte Sünderin." Eine Andere sagte: „O Sie waren immer so gut und so fromm!" Da fiel sie augenblicklich ein: „O nein, nein, es ist nichts Gutes an mir; alles, was Gutes an mir ist, das ist Christi Gnadengeschenk; was Böses an mir ist, das ist mein Eigenes."

Daneben hatte Selene in gesunden Tagen die häuslichen Pflichten keinen Augenblick versäumt. Sie war Glied einer zahlreichen Familie, und da gab es immer viel im Hause zu thun. Diese Pflichten sah sie als ein ihr von Gott befohlenes Werk an und vollzog sie mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit. Es war dieß um so rührender, da sie kein besonderes Geschick in wirthschaftlichen Sachen besaß. Ihre kleine Nichte aber gab ihr einst das schönste Zeugniß: „Niemand," sagte sie, „sorgt für mich so gut und giebt sich mit mir so viel Mühe, als Tante Selene."

Noch Eines müssen wir hervorheben, ehe wir schließen. Es war ihr zartes Gewissen, das einerseits die leiseste sündliche Regung, womit sie den Geist Gottes betrübt zu haben glaubte, schmerzlich empfand, und das andererseits wie ein wachsamer treuer Hüter stets warnend an der Thüre ihres Herzens stand und die nahende Gefahr ihr anzeigte. Ein rasches Wort, das ihr entfahren, konnte sie so betrüben und ihr so heiße Thränen auspressen, daß sie nicht eher wieder Ruhe fand, als bis sie zu den Füßen des Gekreuzigten sich Vergebung errungen, und auch bei Denen, die sie etwa verletzt zu haben glaubte, Abbitte gethan hatte. Nichts fürchtete sie mehr, als durch irgend etwas Schmach auf den Namen Christi zu bringen, und lieber versagte sie sich die unschuldigste Freude, als daß sie die Sache des Christenthums hätte durch eigene Schuld in Miskredit kommen lassen. So ließ sie einmal einen schönen Ring mit den Haaren ihrer

geliebten Mutter machen und trug ihn zum Andenken an die theure Entschlafene. Da hörte sie eine der Dienerinnen des Hauses sagen: „Ich hätte nicht geglaubt, daß Fräulein Selene so etwas tragen würde." Von dem Augenblick an legte sie den Ring bei Seite und trug ihn nie mehr am Finger. Ein ander Mal sagte eine Hausfreundin in ihrer Gegenwart: „Wie hübsch doch dieser graue Hut der Selene steht!" Von dem Tage an trug sie den Hut nicht mehr, obschon sie ihn nur gekauft hatte, um sich bei ihren Armenbesuchen gegen die Sonne zu schützen: nicht als wenn sie hübsche Sachen für weniger christlich gehalten hätte, als häßliche, sondern sie wollte die Liebe zum Putz gleich von vorne herein in der Wurzel ersticken. Es sind dieß kleine und unbedeutende Dinge; aber das Leben besteht ja doch am Ende aus lauter „Kleinigkeiten", und damit haben es insbesondere junge Christen genauer zu nehmen, als es gewöhnlich geschieht, — so genau, als die Braut Christi im Hohenlied, die da spricht: „Fanget uns die Füchse, die kleinen Füchse, die den Weinberg verderben; denn unsre Weinberge stehen in der Blüthe." Hohelied 2, 15.

Hat Selene, da sie die schönsten Jahre ihrer Jugend dem Herrn weihte, ein trauriges, ödes und freudeleeres Leben geführt? „Saget doch Allen," rief sie auf dem Sterbebette, „daß nur ein im Herrn geführtes Leben wahres, spürbares, handgreifliches Glück bringt." Und wiederum: „Krankheit macht aller Lust und Freude ein Ende, nur der Freude nicht, die man in Christo gefunden hat!" Das Wort des lebendigen Gottes aber bezeuget: „Der Gerechte wird wachsen wie ein Palmbaum; er wird hoch wachsen wie eine Ceder auf Libanon. Die gepflanzet sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unsres Gottes grünen. Noch im Alter werden sie Frucht tragen, saftig und frisch sein; um zu verkündigen, daß der Herr fromm ist, und ist kein Unrecht an ihm." Ps. 92, 13—16.

Bibel-Zeitung.

Am 1. Januar dieses Jahres gieng einer der edelsten Fürsten Deutschlands, der König Friederich Wilhelm IV von Preußen, nach langem und unbeschreiblich schwerem Leiden zu seiner Ruhe ein. Er war einer

der treuesten Pfleger und Förderer aller Anstalten und Vereine, welche die Ausbreitung des Wortes und Reiches Gottes zum Zwecke haben. Er hatte einst im Kreise von einigen Geistlichen das Wort gesprochen: „Glauben Sie mir, meine Herren, ich habe manchmal gewünscht, ein Prediger des Evangeliums zu sein.“ Und als einer der Geistlichen erwiederte: „Ew. Majestät sind es schon einmal gewesen; denn durch Ew. Majestät Thronrede (1840) ist ein Schuhmachergesell zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen, und dieser junge Mann ist nun selbst Missionar in China;“ da erwiederte der König tiefbewegt: „Wenn ich droben vor dem Throne des Königs aller Könige stehen werde, wie werde ich mich freuen, wenn auch nur diese eine Seele durch mich errettet ist.“ — Jetzt steht er dort vor Gottes Thron und darf sich freuen. Er selbst hat sich die Grabschrift geschrieben: „Hier ruht in Gott seinem Heilande, in Hoffnung einer seligen Auferstehung und eines gnädigen Gerichts, allein begründet auf das Verdienst Jesu Christi, unsres allerheiligsten Erlösers und einigen Lebens: weiland ꝛc. ꝛc.“

Wir haben von seiner edlen Gemahlin, der nun verwittweten Königin Elisabeth von Preußen, im vorletzten Bibelblatt (1860, S. 60) einen schönen Zug erzählt, wie auch sie die Bibel lieb hat und diesen theuren Schatz gerne ihrem Volke geben möchte. Damals haben wir diese fromme, schwergeprüfte Fürstin eine „Katholikin“ genannt. Wir berichtigen gerne diesen Irrthum. Sie ist seit 1829 zur evangelischen Kirche übergetreten und gehört ihr nun auch von ganzem Herzen als ächt evangelisch-gesinnte Christin an. Der Herr gebe unsrem deutschen Volke viele solche Fürsten und Fürstinnen!

— Am 1. Mai dieses Jahres feierte die brittische und ausländische Bibelgesellschaft ihr 57. Jahresfest. Aus dem Bericht geht hervor, daß sie im letzten Jahr nahezu 4,200,000 Franken eingenommen hat. Verbreitet hat sie in Einem Jahr nicht weniger als 1,787,398 heilige Schriften (theils ganze Bibeln, theils N. Test., theils nur einzelne Theile der h. Schrift). Seit ihrer Gründung (im Jahr 1804) sind von ihr fast 40 Millionen heilige Schriften gedruckt, ausgegeben und in Umlauf gesetzt worden. — Vor 50 Jahren war das Wort Gottes in etwa 50 Sprachen der Welt übersetzt; jetzt giebt es nahezu 300 (vollständige oder theilweise) Uebersetzungen der Bibel in verschiedene Sprachen und Dialekte der Erde. — In welche wunderbare Zeit sind wir gekommen!

— Am 15. April wurde in Paris das Jahresfest der französischen und ausländischen Bibelgesellschaft gefeiert. Der Bericht sagt, daß von ihr im letzten Jahr 12,400 Bibeln und 79,377 Neue Test. (zusammen 91,817 Ex. der h. Schrift) im Lande verbreitet wurden. Das ist eine reichliche Aussaat unter den 37 Millionen Bewohnern Frankreichs, wofür wir dem Herrn danken.

Redactor: Dr. A. Ostertag.
Druck von C. Schultze, in Commission bei C. Detloff in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 30 Cent. oder 9 kr.

Ansicht des Tai-hu oder großen Sees, in der Nähe von Nanking.

Die Taipings in China.

Erste Abtheilung.

1. Die Vision.

Keine Erscheinung der neueren Zeit hat verschiedenartigere, ja entgegengesetztere Beurtheilungen erfahren, als die sogenannte Rebellion der Taipings in China. Nirgends tritt auch die beschämende Thatsache, wie so gar abhängig das menschliche Urtheil von dem jedesmaligen persönlichen oder nationalen Interesse sei, deutlicher ins Licht, als eben hier. Die französischen Jesuiten, und in ihrem Gefolge die französischen Generale und Diplomaten, wissen die Taiping-Rebellen nicht schwarz genug zu malen, weil diese den römisch-katholischen Bilder-Cultus ebensowenig verschonen, als den buddhistischen Götzendienst. Die Engländer ihrerseits brachen, solange von den Taipings die Straßen versperrt wurden, auf denen sie ihre Seideballen und Theekisten bezogen, schonungslos über diese „fanatischen Frevler" den Stab. Seitdem aber die wichtigsten Seiden- und Theedistrikte ganz und gar in den Händen der Taipings sind, hat sich das Urtheil der brittischen Handelsherren und Diplomaten plötzlich zu ihren Gunsten gewendet. Gleichwohl ist ein Theil der brittischen Nation noch lange nicht vollständig mit diesen „blutdürstigen Rebellen" versöhnt; denn ach, die Taipings dulden ja in ihrem ganzen Gebiet (und das ist nun der schönste und reichste Theil von China) bei Todesstrafe keine Opium-Einfuhr! So kann man in den englischen und französischen Blättern die wunderlichsten Urtheile über die Taipings lesen, und zwar seltsamer Weise heute so, morgen wieder ganz anders.

Auch die Urtheile der protestantischen Missionare in China selbst, sowie die Urtheile in den heimathlichen Missionsschriften, bieten in Betreff dieser merkwürdigen Erscheinung die auffallendste Verschiedenheit dar, — auffallend darum, weil hier in der Regel keinerlei nationales

oder persönliches Interesse im Spiel ist. Die Einen sind voll großer Hoffnungen für diese wunderbare Bewegung und gründen auf sie die kühnsten Erwartungen für die Evangelisation und Christianisirung von ganz China. Die Andern sprechen ihr entschiedenes Verwerfungsurtheil darüber aus und gehen nicht selten so weit, zu sagen, daß man nun endlich ganz gewiß sein könne, daß diese ganze Geschichte eher vom Teufel als von Gott sei. Dabei kann es Einem ganz wirre zu Muthe werden, wenn man aus der gleichen Feder und in den gleichen Missionsblättern heute ein überaus günstiges und hoffnungsreiches Urtheil vernimmt, und wenige Monate nachher ein scharf absprechendes Endgericht über die Taipings ergehen sieht, um dann noch einmal ein paar Monate später die schönsten Hoffnungen wieder auftauchen zu sehen. — Man sieht daraus, daß nicht etwa blos der persönliche oder nationale Eigennutz es ist, durch welchen das Urtheil in dieser Sache so oder anders gestimmt wird, sondern daß in der Erscheinung selbst etwas liegen muß, was auch bei den nüchternsten und besonnensten Beobachtern das Urtheil verwirrt. Und so ist es auch. Diese Taiping-Bewegung hat bis jetzt in ihrer geschichtlichen Entwicklung verschiedene Phasen durchlaufen, von denen jede wieder einen andern Charakter dem beobachtenden Auge darbot; und da dieser Entwicklungsproceß noch nicht zu Ende, somit ihr wahrer Charakter in der schließlichen Frucht, die sie zu Tage fördern wird, noch nicht ans Licht getreten ist, so muß nothwendig das Urtheil über sie noch immer ein unsicheres, oft widersprechendes sein. Sodann stellen sich ja auch in dem, was davon jetzt schon deutlich zu Tage liegt, so widersprechende, entgegengesetzte Züge uns dar, — Züge von Licht und Finsterniß, von Wahrheit und Irrthum, von Christlichem und Heidnischem, daß das Auge davon verwirrt, das Urtheil aufs äußerste unsicher gemacht werden muß. Je nachdem nun ein Beobachter mehr die Lichtseite dieser Erscheinung oder ihre Schattenseite ins Auge faßt, je nachdem wird auch sein Urtheil hoffnungsvoll oder verwerfend lauten. Dabei ist nicht zu vergessen, daß aus andern weltgeschichtlichen Erscheinungen sich wohl kaum eine Analogie für den vorliegenden Fall wird finden lassen, daß namentlich z. B. eine Vergleichung mit dem Auftreten Muhameds keineswegs zutrifft; denn das grundnüchterne chinesische Volk ist seinem innersten nationalen Charakter nach so wesentlich verschieden von dem Araber mit seiner glühenden Phantasie, daß hier fast gar keine Aehnlichkeit mehr zwischen beiden besteht. Diese nationale Bewegung

in Mitten dieses Volkes ist so einzig in ihrer Art, daß auch die erfahrensten Kenner der abendländischen und vorderasiatischen Geschichte vergeblich nach einem Vorgang ähnlicher Art sonstwo suchen werden, um daraus einen sichern Schluß auf das zu erwartende Endresultat der Taiping-Bewegung ziehen zu können.

Dieser Stand der Dinge ist mit ein Grund gewesen, warum wir bisher uns gescheut haben, die Taipings zum Gegenstand einer nähern Beleuchtung in diesen Blättern zu machen. Wenn wir aber nun dennoch heute uns dazu anschicken, so geschieht es in der That nicht, um darüber ein abgeklärtes, bestimmtes, schließliches Urtheil über sie abzugeben. Wir bekennen es frei, daß wir den Rath Gottes in dieser Sache noch nicht verstehen. Wir ahnen wohl, daß der Herr der Heerschaaren, der auch ein Gott des Landes Sin ist, bei dieser politisch-religiösen Bewegung Seine besondern Absichten, ja Gedanken des Friedens über dieß große Volk habe; aber ehe diese Gedanken Gottes zu einem bestimmten Abschluß gekommen sind, ziemt es uns, auch mit unserm Urtheil bescheiden zuzuwarten. Deßhalb sollen die nachfolgenden Blätter vorzugsweise die Thatsachen schildern, soweit sie vor uns stehen; es wird uns ein ernstes Anliegen sein, ohne Schminke, ohne Vorurtheil im günstigen oder ungünstigen Sinne, die Dinge zu schildern, wie sie uns zur Kenntniß gekommen sind. Wenn wir dabei gleichwohl hie und da eine eigene Ansicht oder Meinung auszusprechen wagen, so geschieht es mehr, um zum weitern Prüfen und Nachdenken anzuregen, als in der Absicht, ein festes sicheres Urtheil anzugeben.

Diese ganze, in ihrer Art einzige Erscheinung kann aber gar nicht verstanden werden, wenn wir nicht die Persönlichkeit, in welcher sie ihren Ursprung hat, und die eigenthümlichen inneren und äußeren Erfahrungen, durch welche diese Persönlichkeit für ihre Aufgabe vorbereitet wurde, genauer kennen lernen. Diese Person ist Hung Siu-tsenen.*) Die einzige authentische Urkunde aber, die uns über ihn eingehendere Berichte liefert, ist bis jetzt die Schrift des Basler Missionars Theodor Hamberg, die er zuerst in Hongkong im Jahr 1854 in englischer Sprache veröffentlicht hat unter dem Titel: Visions

*) Je nach den verschiedenen Provinzial-Dialekten wird bald Siu, bald Tsiu geschrieben; wiederum bald tshen, bald tsinen, bald tsenen. Wir halten uns an diejenige Form, die für uns am leichtesten auszusprechen ist; auch werden wir der Kürze wegen den Mann öfters nur Siu nennen.

of Hung sew tsuen, and Origin of the Kwang-si Insurrection.*) Hamberg seinerseits hat Alles, was er in seinem Bericht mittheilt, aus dem Munde eines Mannes erhalten, der ebenso sehr vermöge seiner nahen Beziehung zu dem Stifter der Taiping-Bewegung fähig, als durch seine Nüchternheit und Wahrheitsliebe geeignet war, authentische und somit verläßliche Angaben zu liefern. Dieser Mann ist Hung-jin, ein naher Verwandter des Hung Siu-tsenēn, einer der frühesten Anhänger seiner Lehre, und jetzt eine der wichtigsten und einflußreichsten Personen im Hauptquartier der Taipings zu Nanking. Es sei uns zuerst gestattet, über ihn einige Notizen hier einzufügen. Denn da seine Mittheilungen die Hauptquellen für die allererste Periode der Taipings sind, so hängt Alles von seiner Glaubwürdigkeit ab.

Wir können nicht genau sagen, wann Hung-jin zum ersten Mal mit Miss. Hamberg in Hongkong zusammentraf. Es mag ums Jahr 1851 oder 1852 gewesen sein. Er fühlte sich von Anfang zu dem edlen, feingebildeten, ebenso milden als ernsten Missionar hingezogen, sog die reine Lehre des Evangeliums, die er von ihm hörte und für die er von seinem Umgang mit Siu-tsenēn her eine Vorliebe gewonnen hatte, mit Begierde in sich ein, und wuchs an Erkenntniß und wahrem Glaubensleben so rasch heran, daß Miss. Hamberg ihn schon im J. 1852 (wenn wir nicht irren) in Hongkong taufen konnte. Hamberg selbst liebte ihn sehr und schätzte ihn wegen seines lautern ernsten Wesens besonders hoch. Mittlerweile hatte die Sache Siu-tsenēns eine nationalpolitische und militärische Gestalt angenommen (seit 1851, wie wir später sehen werden); er war mit seinen Anhängern siegreich durch eine Reihe von Provinzen des Reichs vorgedrungen, hatte im Jahr 1853 Nanking, die zweite Hauptstadt China's, erobert und

*) Sie ist bald darauf in deutscher Uebersetzung auch im Missions-Magazin (Jahrg. 1854, Heft I, S. 146 ff.) mitgetheilt worden unter der Aufschrift: „Aus dem Leben des chinesischen Insurgentenkaisers Hung Siu tshen. Nach den Angaben eines Verwandten und Jugendfreundes desselben, Hung, mitgetheilt von Miss. Hamberg." Aus jener (englischen) Schrift hat der Engländer Thomas Taylor Meadows, der als königlich-brittischer Dollmetscher zwölf Jahre lang in China gelebt hat, in seinem Buche: The Chinese and their Rebellions etc., seine Darstellung oft buchstäblich entlehnt; und daraus hat dann wieder Neumark seine deutsche Schrift: „Die Revolution in China ꝛc." (Berlin 1857) auszugsweise bearbeitet.

sich dort als neuer Kaiser des chinesischen Reiches festgesetzt. Diese Ereignisse hatten zum ersten Mal die Aufmerksamkeit der Welt auf die Taipings gezogen, und um jene Zeit war es, daß Hamberg aus Hung-jin's Munde die ersten genaueren Berichte über das Wesen und den Charakter dieser Bewegung erhielt. Es war natürlich, daß Hung-jin den Wunsch in sich trug, mit den Taipings die alte persönliche Verbindung wieder anzuknüpfen, theils um die jetzige Lage der Dinge näher kennen zu lernen, theils um seinem Freunde Siu-tsenen den Schatz reicherer christlicher Erkenntniß mittheilen zu können, die er selbst mittlerweile gewonnen. Ja auch Hamberg selbst gieng mit dem kühnen Plane um, in Begleitung Hung-jin's eine Reise nach Nanking zu wagen. Die Kommittee in Basel verweigerte diesem gefährlichen Vorhaben ihre Genehmigung, da der Weg mitten durch die kaiserlichen Armeen geführt hätte; überdieß war das Innere China's für den Europäer noch nicht offen, und die Taipings schienen mitten unter dem Getös der Waffen noch nicht in der Lage zu sein, einen christlichen Missionar zu empfangen. Hung-jin aber war durch diese Betrachtungen nicht gehindert, die Reise dennoch zu versuchen. Er begab sich, von Hamberg ermuthigt, Anfangs 1854 zunächst nach Schanghai, um von da wo möglich nach Nanking sich durchzuschleichen. Aber umsonst; nach mehrmonatlichem vergeblichem Warten auf Gelegenheit (denn die ganze Gegend zwischen Schanghai und Nanking war von kaiserlichen Truppen besetzt) kehrte er unverrichteter Dinge nach Hongkong zurück. Er fand seinen treuen Lehrer und Berather nicht mehr unter den Lebendigen. Hamberg war am 13. Mai (1854) zu seiner ewigen Ruhe eingegangen. Der zweite Basler Missionar, Rud. Lechler, befand sich im Innern des Landes. So wandte sich Hung-jin zu den Missionaren der Londoner MG. in Hongkong, denen er von Schanghai aus aufs angelegentlichste und ehrenvollste war empfohlen worden. Sie stellten ihn als Katechisten und Hülfsprediger in Hongkong an. „Er gewann bald," heißt es in einem Berichte, „das Vertrauen und die Achtung aller Missionare und aller chinesischen Christen, die mit der Mission verbunden waren. Seine literarische Tüchtigkeit war nicht gering, sein ganzes Benehmen liebenswürdig und offen, sein Geist lebendig und gewandt, wie es selten bei einem Chinesen der Fall ist. Seine christliche Erkenntniß war ungewöhnlich groß, und über die Aufrichtigkeit seiner Liebe zu Christo konnte kein Zweifel sein. Sein Umgang mit den chinesischen

Christen war erbaulich und ganz geeignet, ihr Glaubensleben zu heben und ihren Eifer zu wecken. Den Heiden gegenüber war er unermüdlich, sie für das Evangelium zu gewinnen, da er ohne Scheu ihre Irrthümer aufdeckte und sie zur Buße und zum Glauben ermahnte. Besonders auf junge Leute war sein Einfluß überaus wohlthätig. 'Wo du,' schreibt Missionar Chalmers, 'mit jemand zusammentrifft, der mit Hung-jin längeren und häufigen Umgang gehabt hat, da magst du darauf zählen, daß in einem solchen Menschen ein gutes Werk im Gange ist.'"

Im Jahre 1855 wimmelte es in der Provinz Kwang-tung (Kanton) von Aufwieglern und Räuberbanden. Etliche von diesen, welche die frühere Verbindung Hung-jin's mit Siu-tsenen kannten, wandten sich an ihn mit der Bitte, sich an ihre Spitze zu stellen und im Namen der Taiping-Dynastie sie gegen die Mandschu's zu führen. Er aber wollte damit nichts zu schaffen haben, theils weil diese Banden keinerlei religiösen Charakter an sich trugen, sondern eben einfache Räuber und Aufwiegler waren, theils weil sogar sein Vertrauen zu der Taiping-Bewegung etwas wankend geworden war. Denn wie ihm nach und nach die Kunde von den bedenklichen Irrthümern zu Ohren kam, welche allgemach in den Reihen der Taipings Eingang fanden, ward Hung-jin's Kummer über diesen Gang der Dinge immer bitterer und tiefer. „Der unermeßliche Erfolg," so hörte man ihn damals öfters sagen, „habe den Taipings den Kopf verdreht; es sei nun klar, daß sie der Aufgabe nicht gewachsen seien, die ihnen von Gott gegeben worden; ja er zweifle, ob die Wiedergeburt China's auf dem Wege der Rebellion und der Waffengewalt zu Stande kommen könne." Hung-jin rang offenbar mit sich selbst und versuchte jeden Gedanken an neue Anknüpfungen mit den Rebellen von sich abzuweisen, dagegen hinfort sein Leben ausschließlich der einfachen Predigt des Evangeliums zu weihen. Aber die alten Gedanken kamen immer wieder. Sei es Patriotismus oder sei es etwas Höheres als das, — die durch seinen Freund Siu-tsenen einst geweckten Ideen schlummerten nur.

Im Frühjahr 1858 begleitete er die Londoner Missionare nach der eroberten Stadt Kanton, um der Eröffnung und Einweihung einer christlichen Kapelle daselbst beizuwohnen. Allein da unter den Mandarinen sein Name bekannt und sein Verhältniß zu dem Haupt der Rebellen ruchbar war, so hielten es die Missionare nicht für

rathsam, ihn in Kanton zu lassen, sondern sandten ihn nach Hongkong zurück, wo er unter dem Schutz der brittischen Regierung sicher war. Der Sieg der Engländer über die Mandschu-Truppen und die Wahrnehmung des zunehmenden Verfalls der herrschenden Dynastie scheint um diese Zeit den Plan in Hung-jin aufs Neue geweckt zu haben, sich nach Nanking zu begeben. So bricht er im Juni 1858 als Bauer verkleidet auf, kommt glücklich durch den Gebirgspaß, welcher die Provinz Kwang-tung von Hu-nan trennt, und weiß bis in die Provinz Hu-pih sich durchzuschlagen. Endlich im Januar 1859 erreicht er wie durch lauter Wunder Nanking, das Hauptquartier der Taipings, wird von seinem alten Freund und Verwandten Hung Siu-tseuēn freudig und herzlich aufgenommen, und kurze Zeit hernach steht sein Name in der Hofzeitung der Taiping-Dynastie als „Kan-wang (oder Schildkönig), der erfahrene und loyale Kriegsminister, welcher der Armee zur Rechten des Palastes beigegeben ist." *)

Dieß ist also der Berichterstatter Hamberg's, und eben damit unsere Hauptquelle in Betreff der ersten Anfänge der Taiping-Bewegung. Wir haben keinen Grund, an der vollen Glaubwürdigkeit seiner Mittheilungen irgendwie zu zweifeln. Es ist aber Zeit, den Mann kennen zu lernen, in welchem die ganze Taiping-Bewegung ihre Wurzel und ihren Mittelpunkt hat, — den gegenwärtigen Rebellenkaiser Hung Siu-tseuēn.

Die Familie Hung ist eine der ältesten und zahlreichsten in der Provinz Kwang-tung. Sie führt ihr Geschlechtsregister bis ins 12. Jahrhundert zurück, zählt unter ihren Ahnen berühmte Staatsmänner, Gelehrte und Kriegsleute, ist aber nach und nach an Ansehen tief heruntergekommen. Die Verwandtschaft der Hung's in Kwangtung zählt gegenwärtig etwa 20,000 Personen, meist einfache Landleute, die in Dörfern wohnen. Man muß diese große Ausbreitung der Hung-Familie im Auge behalten, zumal da in China das Familienbewußtsein viel lebendiger und wirksamer ist, als bei uns.

Der Vater Hung Siu-tseuēn's, „ein ehrwürdiger Greis mit langem Bart," lebte einige Stunden nordöstlich von der Hauptstadt

*) Welchen bedeutenden reformatorischen Einfluß dieser Mann gegenwärtig auf die Taipings überhaupt, besonders auf ihr Haupt Siu-tseuen auszuüben scheint, werden wir im Verlauf dieser Schilderungen näher darzulegen Gelegenheit haben.

Kanton in dem Dorfe Fahien, wo noch etwa 500 andere Glieder der Hung-Familie vom Landbau sich nährten. Siu ist im Jahr 1813 geboren. In seinen reiferen Jahren wird er geschildert „als ein Mann von ansehnlicher Größe mit röthlichem Gesicht, erhabener Nase, schwarzem Haar, fußlangem rothbraunem Bart und metallheller Stimme. Bei seinem Lachen wiederhallt das ganze Haus. Er ist mit ungewöhnlicher Kraft und seltenem Verstande begabt, ist freundlich und aufrichtig." Sieben Jahre alt, fieng er seine Studien an, und hatte bis zu seinem 12. Jahre schon die klassischen Bücher gelernt. Da dem Vater die Mittel fehlten, den Sohn weiter studiren zu lassen, unterhielten ihn die Verwandten auf gemeinschaftliche Kosten in der Schule, wie dieß in China oft der Fall zu sein pflegt, wenn ein Mitglied einer ärmern Familie ungewöhnliche Begabung zeigt. Denn wenn einerseits die Gelehrsamkeit es ist, welche in China einem Manne den Zutritt zu den höchsten Ehrenstellen des Reiches eröffnet, so strahlt andererseits der Glanz eines einzigen Familienglieds, das zu Ehren emporsteigt, auf die ganze Verwandtschaft zurück. In seinem sechszehnten Jahre ward Siu in seinem Dorfe als Schulmeister angestellt, in welcher Eigenschaft er Zeit fand, seine literarischen Studien fortzusetzen, damit er dadurch fähig werde, an den öffentlichen Staatsprüfungen theilzunehmen.

„Zu den Grund-Institutionen des chinesischen Reichs," sagt Meadows, „gehört auch das Prüfungswesen. Dasselbe beruht auf dem alten Grundsatz, daß eine gute Regierung nur möglich ist, wenn die 'Würdigsten und Tüchtigsten' als Beamte angestellt werden; es besteht etwa seit 1000 Jahren. . . Alle drei Jahre werden die Bewerber jedes Distrikts in der Distrikts-Hauptstadt geprüft, um zu dem niedrigsten Gelehrtengrade, dem eines Baccalaureus oder Kandidaten, zugelassen zu werden. Wer diese Prüfung glücklich besteht, mag sich dann bei den dreijährigen Prüfungen in der Provinzialhauptstadt einfinden. Diese werden von zwei Examinatoren geleitet, die aus Peking abgeschickt und natürlich von den Provinzialbeamten in ihrem Geschäft unterstützt werden. Sechs- bis achttausend Bewerber erscheinen in der Regel bei diesen dreijährigen Provinzialprüfungen, obgleich jedesmal nur eine sehr beschränkte festgesetzte Zahl, ungefähr 70 für jede Provinz, zu dem höhern Grade eines Magister oder Licentiaten zugelassen wird; und diese endlich haben sich aus allen Provinzen des Reichs zusammen in Peking selbst bei den alle drei Jahre stattfindenden

Schlußprüfungen einzufinden, wo dann nur zwei- bis dreihundert den höchsten Grad der Doktorwürde erhalten. Die Gegenstände der Prüfungen sind die alte Nationalphilosophie, Sittenlehre, Regierungsprincipien, Geschichte des Reichs, Gesetzkunde und Stylproben. Der niedrigste Grad gewährt kein Anstellungsrecht, sondern blos den Zutritt zu den höheren Prüfungen; der zweite Grad giebt seinen Inhabern nach längerer oder kürzerer Frist die Anwartschaft auf einen Regierungsposten, während der höchst Graduirte sofort eine Anstellung, mindestens als Distriktbeamter, erhält."

Siu bestand die erste Prüfung in der Distriktshauptstadt mit Erfolg und erhielt somit das Recht, bei der höhern Prüfung in Kanton, der Hauptstadt der Provinz, sich zu stellen. In seinem 20. Jahre fand er sich zum ersten Mal bei dieser großen dreijährigen Provinzial-Prüfung ein; aber obschon sein Name hoch auf der Liste stand, so gehörte er doch nicht zu den wenigen Glücklichen, denen der Magistergrad zu Theil ward. Doch sollte diese Zeit, die er (1833) in Kanton zubrachte, für ihn in ganz anderer Weise entscheidend werden, als er jemals hätte ahnen können. Vor dem Amthaus des Vorstehers der Finanzen traf Siu (wie sein Verwandter Hung erzählt) einen Fremden, der nicht nach der heutigen mandschu-chinesischen Sitte mit langem Zopf versehen war, sondern wie zur Zeit der ächtchinesischen Ming-Dynastie gewöhnliche Haare trug, auch nicht die Volkssprache zu reden verstand, sondern einen chinesischen Dollmetscher bei sich hatte. Es war ohne allen Zweifel einer der protestantischen Missionare, der in Begleitung des ersten chinesischen Bekehrten Liang a fah während der Prüfungen sich in die Hauptstadt gewagt hatte, um christliche Traktate unter den Studenten auszutheilen. „Eine Menge Leute umgaben den Fremdling, und ehe sie ihn fragten, wußte er was sie wünschten, und verkündigte ihnen die Zukunft. Siu nahte sich dem fremden Manne, und war gerade im Begriff, ihn wegen der Erlangung eines gelehrten Grades zu fragen, als der Fremde ihm zuvorkam und sagte: 'Du wirst einen überaus hohen Titel erlangen; aber sei nicht traurig, denn alsdann wirst du krank. Ich preise deinen tugendhaften Vater glücklich.'" — So hat der Missionar oder sein Begleiter Liang a fah sicherlich nicht gesprochen; aber wir haben hier ein lehrreiches Beispiel, wie seltsam die Worte eines Predigers des Evangeliums von Seiten eines unerleuchteten Heiden jeweilen mißverstanden werden können. Vielleicht sprach der Missionar dem strebsamen und nach hohem

Gelehrtengrade begierigen Studenten gleichnißweise von dem viel höhern Grad, den er durch den Glauben an Jesum erlangen würde, von der Krankheit der Sünde, der Traurigkeit der Buße, aber auch von dem Heil, das ihm und seinem Hause widerfahren müsse, wenn er an Jesum glaube. Siu verstand den Fremdling nach seinem Sinn und in der Weise, wie wir es oben aus dem Munde seines Verwandten Hung vernahmen. — Am folgenden Tag trifft er die beiden Männer wieder auf der Straße. Der Eine trug einige kleine chinesische Bücher in der Hand und gab sie dem Siu. Es war eine Sammlung christlicher Abhandlungen mit dem Titel: „Gute Worte zur Ermahnung der Welt." Das Büchlein bestand aus kurzen Darlegungen der christlichen Heilswahrheit, vermischt mit Abschnitten aus der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments nach Dr. Morrison's Uebersetzung, und hat den Liang a fah selbst zum Verfasser. Siu nahm die Traktate mit in seine Heimath, legte sie aber dort nach einem flüchtigen Blick in ihren Inhalt in seine Bücherkiste, ohne ihnen irgend einen Werth beizulegen oder besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Im Jahr 1837 begab er sich abermals nach Kanton, um aufs Neue bei der großen Prüfung sein Glück zu versuchen. Allein es gelang ihm auch dießmal nicht, einen Grad zu erlangen. Betrübt und verdrießlich schickte er sich an, in sein Dorf zurück zu kehren, mußte sich aber, weil er sich zugleich körperlich krank fühlte, in einer Sänfte nach Hause tragen lassen. Hier legte er sich sogleich zu Bette und fiel in eine schwere Krankheit, an welcher er 40 Tage lang hart darnieder lag, so daß er dem Tode nahe kam. Während dieser Zeit nun hatte er jene vielbesprochene „Vision", die nicht nur auf den Lebensgang Siu-tseuen's selbst einen so folgenreichen Einfluß ausgeübt hat, sondern auch in ihren weitern Nachwirkungen heute noch das ganze chinesische Reich bis in seine Grundfesten erschüttert. Wir erzählen sie nach dem Bericht, wie ihn Missionar Hamberg aus dem Munde Hung-jin's niedergeschrieben.

„Es war in den Tagen jener Krankheit, daß Siu-tsenen im Traum eine Menge Leute zu sich kommen sah, die ihm aufwarteten. Als er erwachte, ließ er seine Eltern und Verwandten zu sich kommen und redete sie folgender Maßen an: 'Mein Leben naht seinem Ende. Ach, wie hab' ich eure Liebe und Fürsorge so übel vergolten! Nie werde ich einen Namen erlangen, dessen Glanz meine Eltern bestrahle.' Er saß, während er dieß sprach, aufrecht im Bette, unterstützt von

zweien seiner nächsten Verwandten; bald aber schloß er die Augen wieder zu und wurde als todt aufs Lager niedergelegt. Allein während die Umstehenden das Licht seines Lebens erloschen glaubten, war Siu tseuēn in eine Verzückung verfallen. Er sah abermals im Traum eine große Menge Leute mit einem schön geschmückten Tragsessel heranahen; sie halfen ihm in denselben einsteigen und trugen ihn fort, — ihn, der über diese ihm widerfahrene Ehre voll Verwunderung war. Bald kamen sie an einen herrlichen Ort, wo Siu eine unzählige Schaar von schönen und gebildeten Männern und Frauen erblickte, die ihn mit Freuden begrüßten. Als er aus der Sänfte stieg, führte ihn eine alte Frau zu einem Flusse hinab und sprach: 'Du unreiner Mensch, warum hast du doch mit jenen Menschen Umgang gehabt und hast dich verunreinigt? Ich will dich rein waschen.' Nachdem dieß geschehen, trat er in eine große Halle, wo er eine Menge frommer, weiser und bejahrter Männer vor sich sah. Diese öffneten nun mit einem Messer seinen Leib, nahmen Herz und Eingeweide heraus und vertauschten sie gegen andere; und alsobald sah er keine Spur von der Wunde mehr an sich. Die Halle war an den Wänden mit Denksprüchen geziert, die zur Tugend ermahnten, und die er alle genau sich betrachtete. Darauf trat er in eine zweite Halle, deren Glanz und Pracht nicht zu beschreiben war. Ein Mann, alt von Tagen, mit einem goldenen Bart und schwarz gekleidet, saß auf dem allerhöchsten Platze. Sobald er den Siu-tseuēn erblickte, vergoß er Thränen und sprach: 'Aller Welt Menschen sind von mir gezeugt und ernährt; sie kleiden sich mit meinen Kleidern und essen meine Speise; aber kein Einziger hat ein Herz, meiner zu gedenken und mich zu verehren. Und was noch schlimmer ist, sie nehmen meine Gabe und verehren damit die bösen Geister; sie empören sich muthwillig wider mich und erregen meinen Zorn, du aber thue nicht wie sie.' Hierauf reichte der Alte dem Siu ein Schwert, mit dem Befehl, die Dämonen zu vertilgen, dagegen der Brüder und Schwestern zu schonen; dann ein Siegel, womit er die bösen Geister beherrschen könne, und endlich eine gelbe Frucht zum Essen. Als nun Siu diese Königszeichen aus des Alten Hand empfangen hatte, fieng er sogleich an, die Leute zu ermahnen. Etliche hörten willig zu und sagten: 'Wir haben des Alten vergessen.' Andere sagten: 'Was fragen wir nach ihm, lasset uns mit einander trinken und fröhlich sein!' Siu setzte nun, um der Hartnäckigkeit der Leute willen, mit Thränen seine Er-

mahnungen fort. Dann sprach der Alte wieder zu ihm: 'Fasse Muth und thue das Werk; in allen Schwierigkeiten werde ich dir helfen.' Darauf wandte er sich zu den anwesenden frommen und bejahrten Männern und sprach: 'Siu-tseuēn wird dieses Amt übernehmen.' Hierauf führte der Alte den Siu wieder hinaus und ließ ihn von Oben [auf die Erde] hinabblicken, indem er sprach: 'Siehst du die Bewohner dieser Erde? Hundertfältig ist die Verkehrtheit ihrer Herzen.' Siu sah nun so viel Frevel und Bosheit, daß seine Augen es nicht ertragen und sein Mund nicht aussprechen konnte."

Damit erwachte der Kranke aus seinem Traumgesicht; aber noch ganz erfüllt von dem Eindruck des Geschauten, erhob er sich plötzlich zornerfüllt von seinem Lager, zog seine Kleider an, trat aus der Stube zu seinem Vater, machte eine tiefe Verbeugung und sprach: „Der Alte im Himmel hat befohlen, daß alle Menschen mir huldigen und alle Schätze mir zufließen sollen." Der Vater, entsetzt über den Anblick des Sohnes und noch mehr über dessen Worte, wußte nicht was thun. Inzwischen ward Siu wieder zu Bette gebracht. Die Krankheit dauerte fort, aber auch die Visionen kehrten wieder. Namentlich sah er von da an öfters einen Mann mittleren Alters, den er „seinen älteren Bruder" nannte. Von ihm erhielt er Belehrungen, wie er in allen Dingen handeln solle; auch war ihm derselbe bei „der Vertilgung der Dämonen" behülflich, wie er sagte. Besonders auffallend ist, daß Siu-tseuēn während dieser Visionen „den Alten mit dem goldenen Bart öfters gehört habe, wie er den Konfucius bestrafte, weil dieser in seinen Schriften die wahre Lehre nicht klar dargestellt habe, worauf Konfucius beschämt seine Sünden erkannte." Alles dieß erfüllte so sehr das ganze Denken und Sinnen des Kranken und ward so völlig bei ihm zur lebendigsten Ueberzeugung, daß auch all sein Reden und Benehmen dadurch beherrscht und bestimmt wurde. Die Traumgesichte waren ihm so völlig unzweifelhafte Realitäten, daß ihm von nun an nicht nur sein eigenes Volk und die ganze chinesische Welt in einem ganz andern Licht erschien, sondern daß ihm auch seine eigene Aufgabe, dieser verdorbenen Welt und Zeit gegenüber, über alle Zweifel klar und helle geworden schien. Noch immer krank, wie er war, fieng er gleichwohl an, diesem durch göttlichen Beruf ihm gewordenen Auftrag nachzukommen. Gottlose Menschen, die in sein Zimmer traten, nannte er Teufel, und sprach fortwährend von Vertilgung der Dämonen. Er jammerte fortwährend darüber, daß es den Menschen seiner Tage

an Aufrichtigkeit fehle; sich selbst bezeichnete er, als den faktisch eingesetzten „Himmelssohn", d. h. als den Kaiser von China. Eines Tages fand sein Vater in der Fuge der Thüre einen Streifen Papier, worauf in sieben rothen Schriftzeichen geschrieben stand: „Die erhabene Lehre des himmlischen Königs, des Fürsten Tseuēn." Mitunter sprach er völlig unverständliche Dinge. Bald sang er, bald weinte er, bald ermahnte und bald bestrafte er, und das Alles mit vollem Ernste. Die Leute hielten ihn für geisteskrank. Die mancherlei Mittel aber, die man anwandte, um ihn zurechtzubringen, blieben erfolglos.

So ging es viele Tage lang. Allmählig hob sich die leibliche Krankheit. Siu-tseuēn wurde ein ganz anderer Mensch, als er zuvor gewesen war. „Er wurde in seinen Handlungen genau," heißt es in Hamberg's Bericht, „in seinem Benehmen frei und offen; sein Körper ward hoch und stark, sein Gang majestätisch und ehrfurchtgebietend, seine ganze Welt- und Lebensanschauung großartig. Die Frevler entfernten sich von ihm, aber die Redlichen schlossen sich gerne an ihn an." — Bei dem Allem blieben seine äußern Lebensverhältnisse unverändert. Er hielt nach wie vor seine Schule, und bereitete sich aufs Neue zu dem großen Staatsexamen in Kanton vor.

Benützen wir diesen Ruhepunkt in Siu's Lebensgang, um zu fragen, was wir von jenen Visionen halten sollen. Sie haben augenscheinlich einen zwiefachen Inhalt: einen sittlich-religiösen und einen politisch-nationalen. In ersterer Beziehung tritt der Inhalt jener Traumgesichte in direkten und scharfen Widerspruch mit der ganzen tausendjährigen Grundanschauung des chinesischen Volkes, wonach Konfucius und seine Lehre als das vollkommenste, reinste und höchste galt, was auf Erden erreichbar ist. Siu-tseuēn schaut in seiner Vision, wie Konfucius von dem Alten der Tage bestraft wird um seiner „falschen Lehre" willen, und wie Konfucius selbst reumüthig „seine Sünde erkennt." Ein gewaltigerer Schritt in dem Denken eines Chinesen, ein radikalerer Umschwung in seiner religiös-sittlichen Lebensanschauung läßt sich kaum denken. Fällt doch selbst dem zum Christenthum bekehrten Chinesen nichts schwerer, als das Aufgeben der mit seiner innersten Natur verwachsenen Verehrung des Konfucius! Man muß bekennen, daß in dieser Seite des bei Siu-tseuēn vorgegangenen inneren Umschwungs etwas liegt, was gewaltige und tiefwirkende Kräfte voraussetzt. Weniger auffallend, obwohl denkwürdig genug, sind die politisch-nationalen Ideen, die sich durch jene Visionen in Siu ge-

stalten. Er schaut, wie ihm vom Alten der Tage die kaiserlichen Insignien übergeben werden: das Schwert, das Siegel und die gelbe Frucht. Von da an erfüllt ihn, den armen Dorfschulmeister, die Gewißheit, daß er der „Himmelssohn", der „himmlische König", der „Fürst des himmlischen Reiches", d. h. der erwählte Kaiser von China sei. Wir nennen das Auftauchen dieser Vorstellung in Siu-tsеuēn 'minder auffallend'; denn wir glauben sagen zu können, daß in jedem redlichen und klassisch gebildeten Chinesen ein starker Widerwille gegen die herrschende antinationale Mandschu-Dynastie, und ein ebenso lebhaftes Sehnen nach der Wiederherstellung eines ächtchinesischen Regentenhauses lebe. In keinem andern Reiche der Welt aber steht auch dem geringsten Gliede der Volksgemeinschaft die Möglichkeit, auf ganz geordnetem Wege zu den höchsten Ehrenstellen des Staats und selbst bis auf den Kaiserthron zu gelangen, lebhafter vor Augen, als in China. Insofern ist es wenigstens denkbar, wie in einem Manne, der durch klassisches Studium zu den Gebildeten seines Volkes gehört, eine solche Idee auftauchen kann, zumal in einer Zeit, wo der Verfall der herrschenden Fremden-Dynastie jedem denkenden Chinesen in die Augen fallen mußte. Gleichwohl bleibt jene Zuversicht und Gewißheit, mit welcher Siu-tsеuēn, unmittelbar nach dem schmerzlichen Mißlingen seines Staatsexamens, und zudem als todtkranker Mann, dessen leibliche Kraft für immer gebrochen schien, den Gedanken erfaßt, er sei der von Gott selbst berufene und eingesetzte Kaiser des Reichs, — sie bleibt ein Räthsel, das nicht auf einfach psychologischem Wege zu lösen ist, so wenig als das andere Räthsel, wie er von dem tiefstgewurzelten tausendjährigen Glauben seines Volkes an Konfucius so plötzlich sich ablösen konnte.

Was haben wir nun — so fragen wir nochmals — von diesen inneren Vorgängen, von diesen Visionen Siu's zu halten? wie sollen wir sie uns erklären? So viel wir wissen, hat noch Keiner unter den besonnenen Männern, die über die chinesische Rebellion geschrieben haben, es gewagt, jene Visionen für das Produkt eines überdachten, selbstersonnenen Planes, somit für bewußten Betrug zu erklären; denn für eine solche Annahme liegen auch nicht die entferntesten Gründe vor, ja man muß sagen, daß durch eine Erklärung solcher Art Alles nur noch räthselhafter und unerklärlicher würde. Deshalb hat der philosophisch gebildete Meadows in seinem Buche es versucht, jene Visionen als das Erzeugniß einer fieberisch aufgeregten Phantasie dar-

zustellen, die ihre unklaren nebelhaften Bilder und Anschauungen theilweise geschöpft habe aus den von dem christlichen Kolporteur Liang a fah empfangenen Traktaten. „In den Träumen und Visionen Hung Siu-tseuēn's," sagt er, „findet sich nichts, das uns befremden könnte. Sie erklären sich vollständig aus den Erinnerungen, welche das 21. Kapitel der Offenbarung Johannis in Siu's Gemüth zurückließ, und durch welche die allgemein herrschenden buddhistisch-konfucischen Begriffe der Chinesen bei ihm wesentlich modificirt werden mußten; denn eben jenes Kapitel der Offenbarung ist in Liang a fah's Traktaten enthalten, und wir dürfen mit Recht annehmen, daß er dieselben vor seiner Krankheit wenigstens oberflächlich durchgelesen habe. Und was den Umstand betrifft, daß er sich für den erwählten Kaiser von China hielt, so mag es wohl sein, daß Siu-tseuēn gleich den meisten jungen Chinesen, die in der Geschichte ihres Landes wohl belesen sind, sich in Spekulationen ergangen haben mag über die Verjagung der Mandschu-Dynastie; ja schon in seinen gesunden Tagen mag der Gedanke, daß er selbst noch eine Hauptrolle an diesem patriotischen Unternehmen spielen könnte, oft seine Seele erfüllt haben. Nimmt man noch dazu, daß Siu so eben im Examen durchgefallen war, und daß er somit in der Hoffnung sich getäuscht sah, unter der bestehenden Ordnung der Dinge zum Ziel seiner hohen Wünsche zu gelangen, so wird Alles erklärlich." — Wir gestehen offen, daß uns durch diese Erklärung nichts wirklich erklärt wird. Denn einmal vermögen wir beim besten Willen zwischen Siu's Vision und dem 21. Kapitel der Offenbarung, das von dem neuen Himmel und der neuen Erde, sowie vom neuen Jerusalem handelt, auch nicht eine Spur von Aehnlichkeit zu entdecken. Aber selbst wenn eine solche wirklich stattfände, so ist ja ausdrücklich bezeugt, daß Siu-tseuēn die Traktate Liang a fah's vor seiner Krankheit nicht gelesen, sondern mit Verachtung in seine Bücherlade gelegt habe; erst sechs volle Jahre nach seiner Vision machte ihn ein anderer Chinese, ein Verwandter von ihm, auf dieselben aufmerksam und nun erst liest er sie. Auch wenn wir ein vorangehendes oberflächliches Durchblicken jener christlichen Schriften zugeben wollten und dabei annehmen, daß sie einen Eindruck in ihm hinterließen, der tief genug gewesen war, um in seinen Träumen und Phantasieen eine so große Rolle zu spielen, so wäre unbegreiflich, daß er nicht gleich nach der empfangenen Vision wieder zu diesen Büchern griff. Ein so radikaler Bruch aber mit der ge-

sammten religiös-sittlichen Anschauung seines Volkes — ein Bruch, zu welchem gründlich bekehrte und lang im Christenthum unterrichtete Chinesen nur sehr langsam und schwer gelangen — ist sicherlich nicht erklärbar aus so oberflächlichem Durchblättern eines christlichen Traktats, auch wenn man die Verstimmung dazu nehmen wollte, die einen im Examen Durchgefallenen immerhin begleiten mag.

Wenn aber weder absichtlicher und berechneter Betrug, noch auch eine psychologisch erklärbare Selbsttäuschung, wie Meadows meint, die Quelle dieser Traumgesichte ist, was dann? Vielleicht erscheinen wir Manchem albern und wenig aufgeklärt, wenn wir sagen, daß wir nicht umhin können, ein göttliches Mitwirken, und zwar im eigentlichen Sinne, dabei anzuerkennen. Das alte, tiefsinnige und oft wiederholte Wort des englischen Dichters:

Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio!

dürfte wohl auch heute noch für Manchen gelten. Das specielle Eingreifen des lebendigen und persönlichen Gottes in die Geschichte des Individuums und der Völker zu läugnen, ist doch wohl nicht vernünftiger, als dasselbe zu glauben und anzuerkennen. Sollte es aber alsdann weniger vernünftig sein zu denken, daß dieser lebendige, und persönliche Gott, wo es sich um das Loos eines großen Völkerreiches, um die Neubelebung einer Nation von 400 Millionen unsterblicher Seelen handelt, auch außerordentliche und ungewöhnliche Mittel in Bewegung setzen könne und dürfe? Die heilige Schrift, welche allein unser Denken über die Art und Weise des göttlichen Wirkens zu normiren das Recht hat, giebt uns gerade in dieser Beziehung eine Reihe von Beispielen an die Hand, die uns zeigen, daß die uralte Weise Gottes, in außerordentlichen Fällen mit Heiden zu reden, eben das Traumgesicht ist. Die Träume Pharao's und seiner Hofbeamten, der Traum des Laban, ferner der der midianitischen Krieger, des Nebukadnezar, der Weisen aus Morgenland, der Frau des Pilatus, — jedesmal redet Gott mit diesen Heiden im Traumgesichte. Eliphas (Buch Hiob 4, 12 ff.) schildert gewissermaßen in ihrer Aller Namen das Geheimnißvolle solcher Vorgänge: „Zu mir ist heimlich ein Wort gekommen, und mein Ohr hat einen Laut von demselben empfangen. Da ich in Gedanken war von Gesichten der Nacht, wann tiefer Schlaf auf die Leute fällt: da kam Furcht und Zittern mich an, und es erschreckte alle meine Gebeine. Ein Geist wandelte vor mir über; mir

standen die Haare zu Berge an meinem Leibe. Da stand's, ein Bild vor meinen Augen, und ich kannte seine Gestalt nicht; da war es still und ich hörete eine Stimme."

Es ist ferne von uns, mit der Annahme, daß bei Siu-tsheuēn's Traumgesichten ein göttliches Mitwirken stattgefunden habe, den Schluß zu verbinden, daß nun jede seiner daraus geschöpften Anschauungen und sein ganzes nachmaliges Handeln das reine Gepräge göttlicher Offenbarung trage. Ferne davon! Denn so wenig das Wirken Gottes durch Träume und Traumgesichte überhaupt zu den reineren und ungetrübten Formen göttlicher Offenbarung gehört, so wenig konnte in diesem speciellen Fall das Traumgesicht Siu's eine reine lautere Quelle sein, aus der nur reines Wasser floß. Ja selbst das, was ursprünglich eine reinere Gestalt haben mochte, konnte im Lauf der Zeit eine Trübung und sogar verhängnißvolle Verzerrung erhalten durch Einflüsse von Innen und Außen. Wie dem aber auch sein mag, dieses erste Traumgesicht Siu's, in welchem ihm seine religiös- und politisch-reformatorische Aufgabe kund gethan ward, stand (so glauben wir) unter Gottes direkter Leitung, ähnlich wie das Traumgesicht Pharao's; und nur so können wir uns die zweifellose Zuversicht des Mannes, seinen starken, unzerstörbaren Glauben an seine göttliche Bestimmung und die ungeheuern Erfolge seines Auftretens erklären. Sollten wir uns aber in dieser Annahme wirklich nicht täuschen, so erhält auch die schon an sich merkwürdige und großartige Erscheinung dieser Taiping-Rebellion, trotz aller Verunreinigung und Verzerrung, die sich aus menschlicher Schuld daran geheftet hat, noch eine ganz andere weltgeschichtliche Bedeutung. Wir verstehen freilich ihr letztes Ziel noch nicht, und ihre Ausgänge sind im Schooß der Zukunft verhüllt; allein ihr denkwürdiges Zusammentreffen mit den übrigen großen Welterschütterungen unserer Tage, wo das Wort des Herrn durch den Propheten Haggai sich augenscheinlich erfüllt: „Noch einmal will Ich Himmel und Erde, das Meer und das Trockene bewegen; ja alle Heiden will ich bewegen; da soll dann kommen aller Heiden köstliches Gut," — dieses Zusammentreffen, sage ich, läßt uns ahnen, daß die Berufung Hung Siu-tsheuēn's in göttlich geordnetem Zusammenhang stehe mit der großen Schlußentwicklung der Menschheitsgeschichte. — Doch kehren wir zu dem unscheinbaren Schulmeister in Fahiēn zurück.

---

2. Die Gesellschaft der Gottesverehrer.

Sechs Jahre waren seit jener Vision verflossen, ohne daß etwas Auffallendes mit Siu-tsenēn geschah. Viele Freunde und Verwandte gingen bei ihm ab und zu und vernahmen mit Verwunderung aus seinem Munde, was er während seiner Krankheit gesehen und gehört hatte. Er sprach offen und ohne Rückhalt von jenen wunderbaren Erlebnissen, und auf Grund derselben lehrte, strafte und ermahnte er Alle, die mit ihm zusammenkamen. Aber es fehlte ihm selbst doch noch an einer klaren Einsicht, an einem festen Haltpunkt, bei dem er seine Aufgabe hätte anzufassen vermocht. Da geschah es im Jahr 1843, daß ein Verwandter, Namens Li, ihn besuchte, und in Siu's Bücherkiste das Büchlein „Gute Worte zur Ermahnung der Welt" fand, das dieser einst von Liang a fah in Kanton erhalten hatte. Auf die Frage Li's, was das Büchlein enthalte, erwiederte Siu, er kenne dessen Inhalt nicht; es sei ihm bei einem Examen in Kanton von einem fremden Manne übergeben worden. Li bat um die Erlaubniß, es mit nach Hause nehmen zu dürfen, was ihm gerne gestattet ward. Nach einigen Tagen brachte er es zurück und äußerte gegen seinen Freund: der Inhalt sei merkwürdig und den gewöhnlichen Büchern ganz unähnlich. Siu-tseuēn nahm es nun auch zur Hand und las es mit Aufmerfamkeit. „Zu seinem Erstaunen," heißt es in Hamberg's Bericht, „fand er hier den Schlüssel zur Erklärung seiner frühern Erfahrungen. Nun verstand er, daß der 'Alte auf dem erhabenen Platze' Gott sei, und der 'Jüngere', welchen Siu seinen älteren Bruder nannte, der Herr Jesus; die 'Dämonen' seien die Götzen, und die 'Brüder und Schwestern', deren er schonen solle, seien die Menschen in der Welt: Alles stimmte mit dem zusammen, was er in seiner Krankheit gesehen und erfahren hatte. Er fühlte sich nun wie Einer, der aus einem Traume erwacht, und freute sich, daß wirklich ein Weg zum Himmel vorhanden sei."

Wie ernst es nun dem Siu-tseuēn und seinem Freude Li war nicht etwa in hochmüthige Plane sich zu versteigen, sondern mit sittlichem Ernst sich selbst unter die göttlichen Ordnungen zu beugen, das geht aus dem Umstande hervor, daß beide Freunde jetzt, nachdem sie aus dem Büchlein die Nothwendigkeit einer Taufe erkannt hatten, eine solche gegenseitig sich ertheilten. „Sie beteten zu Gott," heißt es im Bericht, „und versprachen, keine bösen Geister anzubeten, nichts

Böses zu thun, sondern die zehn himmlischen Gebote zu halten; dann gossen sie mit einer Schale sich Wasser über das Haupt und sprachen: ‘Reinigung von begangenen Sünden, Erneuerung und Wiedergeburt.’ Als sie von der Taufe aufstanden, fühlten sie sich von großer Freude erfüllt, und Siu-tsenēn schrieb folgenden Vers:

Wenn unsrer Sünden Zahl zum Himmel steigt,
Wie süß, zu glauben Jesu voller Sühne!
Wir glauben nicht dem Teufel, halten fest
Die heiligen Gebote und verehren
Nur Gott; und so erbau'n wir unsre Herzen.
Die Herrlichkeit des Himmels ist geöffnet,
Und alle Menschen sollen darnach trachten.
Der Hölle tiefer Abgrund bringt nur Pein.
O kehret um zu Früchten wahrer Buße,
Daß nicht das Herz verstrickt im Bösen bleibe!

Sofort warfen die beiden Freunde auch alle ihre Götzen weg und rissen den Namen des göttlich verehrten Konfucius von der Wand. Schon im folgenden Monat begann Siu, eingedenk des empfangenen himmlischen Befehls, mit der Ausbreitung der neuen Lehre Ernst zu machen. Er unterrichtete zwei Jugendfreunde, beide gleich ihm Schullehrer, beide nachmals in der Geschichte der Taipings von Bedeutung. Der eine von ihnen, Hung, ist der Berichterstatter, aus dessen Munde Hamberg (wie oben erwähnt) die vorliegenden Mittheilungen erhielt, und der jetzt als Kan-wang oder „Schildkönig“ in den Reihen der Taipings steht. Der andere ist Fung-yun-san, später gleichfalls von großem Einfluß. Siu-tsenēn ertheilte ihnen die Taufe in gleicher Weise wie er sie selbst von Li empfangen hatte, nahm aus ihrer Schule den Namen des Konfucius weg und trug ihnen auf, nicht nur selbst das Buch (Liang a fah's) genau zu studiren, sondern auch andere für die wahre Lehre zu gewinnen. Ein Widerspruch, ja eine Aufregung unter den Genossen des Dorfes konnte nicht ausbleiben. Einige sagten: es sei freilich recht, dieser Lehre zu glauben, aber der Spott der Leute schrecke sie zurück; Andere nannten das Neue, das sie hörten, tolles und verkehrtes Zeug, das man unmöglich glauben könne. Scheltworte und gelegentliche Mißhandlungen blieben auch nicht aus. Es mußte zu einer Entscheidung kommen. Das „Laternenfest“ und der dabei stattfindende Umzug zu Ehren der Götzen im J. 1844 gab dazu Anlaß. Die Dorfältesten ersuchten den Siu-tsenēn und den Fung, einige Verse zur Lobpreisung der Götter

zu schreiben; aber beide weigerten sich solches zu thun. Die Dorfhäupter, darüber unwillig, klagten die jungen Leute öffentlich durch Spottverse des Leichtsinns an, der sie zur Verachtung der Sitten der Väter verleite. Siu-tsenēn antwortete mit der Gegenstrophe:

Nicht um leichten Sinnes willen
Sind wir ungehorsam worden;
Gottes Willen nur zu ehren
Und nach Seinem Wort zu wandeln,
Ist das Ziel, nach dem wir streben.
Himmelspfad und Höllenstraße
Müssen scharf geschieden werden;
Thöricht wär's, in eitlem Leichtsinn
Durch dieß Leben hinzueilen.

Auch Hung erklärte in einem Vers, daß sie immer gern den Befehlen der Aeltesten folgen; aber in diesem Falle könnten sie um des Gewissens willen nicht gehorchen. Von nun an war es den Beiden nicht mehr möglich, ihre Schulen zu halten; die Schüler wurden insgesammt von ihren Angehörigen zurückgenommen, und den beiden jungen Männern, die selber ganz arm waren, blieb nichts übrig, als auf anderem Weg ihr Brod zu erwerben. Sie beschlossen, als Tusch- und Pinselhändler eine Wanderung anzutreten und gleich den alten Waldensern neben ihrer Waare zugleich die Perle der „wahrhaftigen Lehre" den Leuten anzubieten. Siu-tsenēn, Fung-yun-san und zwei andere Anhänger der neuen Lehre traten so die Reise an. Schon im ersten Dorfe, durch welches sie kamen, konnten sie sechs Männer taufen, deren Zahl später bis auf 50 sich mehrte. Wohin sie weiterhin kamen, fanden sie willige Zuhörer.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, alle die einzelnen Erfahrungen der Wanderprediger hier zu erzählen.*) Wir müssen uns auf die Hauptpunkte beschränken. Die Provinz Kwangsi (westlich von der Kwangtung Provinz) wurde bald der Hauptschauplatz ihrer Thätigkeit. Namentlich waren es Siu-tsenēn und Yun-san, welche mit solcher Ueberzeugungskraft die neue Lehre predigten, daß Hunderte von Gläubigen ihnen überall zufielen. Als vollends Siu durch seine verständige und weise Vermittlung einen angesehenen Mandarin

*) Sie sind in Hamberg's öfters genanntem Bericht (Miss. Mag. 1854) und in Neumark's Bearbeitung von Meadows' Buch über die Chinesische Rebellion ausführlich zu lesen.

vermochte, einen jungen Mann aus guter Familie, der ungerechter Weise ins Gefängniß geworfen war, freizugeben, ließen sich noch viel mehr Leute taufen, und einige bedeutendere Männer der Provinz wurden sogar selbst Förderer und Prediger des neuen Glaubens. Uebrigens kehrte Siu-tseuēn selbst nach einiger Zeit mit Zurücklassung selbstgeschriebener Abhandlungen und Aufsätze in die Provinz Kwang-tung zurück, während Fung-yun-san, der eifrigste, nüchternste und uneigennützigste Prediger der neuen Lehre, noch länger in Kwangsi verweilte. Des Letzteren Loos in dieser Zeit war ein höchst merkwürdiges. Er war schon im Begriff, gleichfalls nach Kanton zurückzukehren, als er unterwegs sich eines Andern besann und in Kwangsi zu bleiben beschloß. „Denn sein ganzes Gemüth stand aufs Predigen." Er traf mit einigen Feldarbeitern zusammen, predigte ihnen auf dem Wege und ließ sich von ihnen bewegen, sie nach ihrem Heimathsort zu begleiten. Sofort nahm er dort an ihrer Arbeit, die in Erdetragen bestand, Theil, so ungewohnt ihm das saure Geschäft war. Zehn der Leute ließen sich nach kurzer Zeit taufen; der Chinese aber, der diese Arbeiter alle im Dienste hatte, nahm den Yun-san als Lehrer in seine Familie auf und schloß sich bald selbst an die Gläubigen an. So war der eifrige Prediger im Stande, mehrere Jahre in diesen Gegenden zu bleiben und für den neuen Glauben Anhänger zu werben, und so groß war sein Erfolg, daß ganze Familien und Dorfgenossenschaften sich taufen ließen und Gemeinden bildeten, die am Ende mehr als 2000 Personen zählten und unter dem Namen der „Gesellschaft der Gottesverehrer" weit und breit bekannt wurden. Diese Gottesverehrer von Kwangsi bildeten später den Kern des religiöspolitischen Aufstands, der jetzt den kaiserlichen Thron in China erschüttert. Erst nach 4½jähriger Abwesenheit (1848) traf Yun-san wieder in der Provinz Kwang-si mit Siu-tseuēn zusammen, der in dieser ganzen Zeit völlig ohne Kunde über ihn geblieben war.

Siu-tseuēn selbst war schon 1846 in seine Heimath zurückgekommen, predigte daselbst und schrieb Abhandlungen, Reden und Gedichte über religiöse Gegenstände, welche nun längst gedruckt und in unzähligen Exemplaren unter den Taipings verbreitet sind. In dieser Zeit aber traten in seinem Gemüthe auch die national-politischen Gedanken mehr in den Vordergrund. Denn dieselbe Zuversicht, die ihn in Betreff der Wahrheit seiner religiösen Anschauungen erfüllte, mußte in ihm auch in Betreff der andern Seite seiner von oben em-

pfangenen Aufgabe lebendig sein. Daß die letztere aber gerade jetzt bei ihm stärker hervorzutreten anfieng, dazu haben ohne Zweifel die eben damals eingetretenen politischen Vorgänge China's beigetragen. Der erste englisch-chinesische Krieg, hatte vor Kurzem schmachvoll für die herrschende Mandschu-Dynastie geendet. Es war dieß für jeden Chinesen ein Zeichen des göttlichen Mißfallens über die gegenwärtige Herrscherfamilie. Siu aber mußte darin eine Bestätigung dessen finden, was er in seinem Traumgesicht geschaut, daß nemlich die Tage dieser Dynastie gezählt und neue Zeiten für das Reich in Anbruch seien. Wir verstehen in diesem Zusammenhang seine Worte, die er in jener Zeit in vertraulichem Gespräch gegen seinen Jugendfreund Hung äußerte. „Gott," sagte er, „hat die Reiche dieser Welt getheilt und das Meer als Grenze gesetzt, gleichwie ein Vater seine Güter unter seine Söhne vertheilt. Jeder von diesen muß den Befehl seines Vaters ehren und ruhig das Seinige verwalten. Warum nun sollen diese (die Mandschu's) mit Gewalt in China eindringen und das Gut ihrer Brüder (der Chinesen) wegnehmen?" Später äußerte er sich gegen denselben Freund noch bestimmter: „Wenn Gott mir helfen wird, unser Eigenthum wieder zu gewinnen, dann werde ich alle Nationen ermahnen, daß jede das Ihrige behalte und daß sie einander nicht gegenseitig berauben und beschädigen. Wir wollen den Verkehr [mit den andern Völkern] pflegen in Weisheit und gegenseitiger Belehrung; wir wollen mit Höflichkeit und guter Sitte einander aufnehmen; wir wollen im Frieden zusammen leben und mit einander dem gemeinsamen himmlischen Vater dienen, mit einander dem Befehl des gemeinsamen himmlischen Bruders, unsres Heilandes, gehorchen. Dieß ist mein Wunsch gewesen, seitdem meine Seele zum Himmel entrückt worden."

Wie sehr seine Gedanken schon damals mit der nationalen Befreiung und Erneuerung seines Vaterlandes beschäftigt waren, das bezeugt auch ein Traum, den er in jener Zeit hatte, und wo es ihm war, als würde ihm eine rothglühende Sonne in die Hand gegeben. Nach dem Erwachen schrieb er den Vers:

Jetzt nach fünfhundert Jahren*) scheint die wahre Sonne,
Und dieses arme Käferlicht [d. h. Johanniswürmchen, die Mandschu's]
will mit ihr streiten!

*) Die erste Fremdherrschaft in China war die der Mongolen unter Kublai Khan, seit 1280. „Nachdem neun mongolische Kaiser über das Reich geherrscht hatten,

Hoch steht sie dort am Himmel, — sieh', die Nebel schwinden;
Sie scheint, und bald verstecken sich die Teufel und ihr Reich.
Von Morgen, Abend, Mittag, Mitternacht
Sich Alles sehnend ihr entgegen neigt;
Selbst der Barbaren Menge bringt ihr Huldigung.
Der Sonne Pracht verdunkelt selbst der Sterne Glanz;
Ihr reines Licht allein bestrahlt die ganze Welt.

Wie wenig aber Siu-tsĕuēn bei dem Allem schon damals an einen politischen Aufstand dachte, geht aus seinem ganzen Verhalten in jener Zeit unzweifelhaft hervor. Er war in seiner Heimath mit Abfassung religiöser Schriften und mit Predigen beschäftigt, und die Verbreitung der neuen Glaubenslehre war sein ausschließliches Bestreben. In das Jahr 1847 aber fällt ein Ereigniß, dessen Bedeutung von unberechenbaren Folgen war. So weit nemlich war bereits die Kunde von Siu's merkwürdigen Lehren gedrungen, daß etliche eingeborene Gehülfen der amerikanischen Missionare in Kanton nicht nur Genaueres davon wußten, sondern auch den Wunsch hatten, daß Siu-tsĕuēn sich an die christliche Mission persönlich anschließe. So geschah es, daß der begabteste und angesehenste unter den eingeborenen Gehülfen des amerikanischen Missionars Roberts brieflich sich an Siu wandte und ihn nach Kanton einlud. „Da ich von einem Bekannten vernommen habe," heißt es in dem an Siu gerichteten Schreiben, „daß Sie, werther Herr, vor etwa zehn Jahren ein Buch bekommen haben, ähnlich der Lehre von Jesu, die in unserer Kapelle verkündigt wird, so würden wir, sowohl der Missionar als die Brüder, uns freuen, wenn Sie, geehrter Bruder, uns besuchen und hier diese Lehre predigen wollten." Auf diese Einladung hin begaben sich

---

raffte sich das chinesische Volk aus der Schmach der Fremdherrschaft zu großer Kraft wieder empor, und eine Zeit der Restauration trat ein, welche durch die Ming-Dynastie ausgefüllt wird, seit 1368 bis 1644. Hung-wu war der Gründer derselben (1368); früher ein Hirtenjunge, dann Bonze (buddhistischer Priester), wurde er endlich ein Rebellen-Anführer, um welchen sich die Patrioten schaarten, mit denen er zuerst Nanking eroberte und dann die Mongolenherrschaft stürzte. Noch jetzt ist diese Dynastie, welche auch die letzte von ächtchinesischer Abstammung war, im besten Andenken der Chinesen. Im Jahr 1644 eroberten die Mandschu's das Reich." (Lechler, acht Vorträge über China S. 19.) Seit dem Beginn der Ming-Dynastie sind es also jetzt etwa 500 Jahre, und man sieht, wie sehr Hung-Siu-tsĕuēn's Gemüth mit den großen Erinnerungen jener Zeit erfüllt war. Auch mag es nicht ohne Einfluß auf sein Gedankenleben gewesen sein, daß Hung-wu, der Gründer der Ming-Dynastie, eben auch ein Hung war.

einige nähere Freunde und Anhänger Siu's nach Kanton, lernten mehrere Missionare kennen und erfuhren viel zuvorkommende Liebe. Nach einem einmonatlichen Aufenthalt daselbst kehrten sie, begleitet von zwei chinesischen Missionsgehülfen, welche Roberts ihnen mitgab, in ihre Heimath zurück. Dort predigten sie einige Tage, und nun erst begab sich Siu-tsenēn selbst mit den beiden christlichen Chinesen nach Kanton, um mit Miss. Roberts persönlich in Verkehr zu treten. Es war dieß einer jener entscheidenden Momente, von denen so oft im Leben einzelner Individuen und ganzer Nationen Alles abhängt. Wäre Siu-tsenēn in bleibende Verbindung mit der Mission getreten, wie es allen Anschein hatte, und wie es auch sein eigener Wunsch war, — wie ganz anders hätte sich ohne Zweifel sein und China's Loos gestaltet! Aber ein ganz geringfügiger Umstand mußte seinem Leben, und eben damit dem ganzen chinesischen Reiche, eine durchaus andere Richtung geben. Wer will sagen, daß die Welt durch Zufall regiert werde?

Siu-tsenēn verlangte nach einigem Aufenthalt in der Umgebung des Missionars von diesem in aufrichtigem ernstem Sinne die christliche Taufe, und Roberts versprach sie ihm ohne Anstand. Nun aber waren etliche unter den chinesischen Gehülfen des Missionars, die in eifersüchtiger Besorgniß, der viel reicher begabte Siu-tsenēn werde gleichfalls als Arbeiter in der Mission angestellt und dadurch ihr eigener bisheriger Einfluß vermindert werden, den Beschluß faßten, seine Anstellung durch eine klug angelegte List zu verhindern. Sie gaben ihm deshalb den tückischen Rath, sich vor seiner Taufe und als Bedingung derselben von Missionar Roberts das Versprechen einer monatlichen Geldunterstützung geben zu lassen. Siu nahm harmlos den Ahitophelsrath an, indem er arm war und doch gerne in Kanton noch länger geblieben wäre, zumal da er sah, daß die andern Gehülfen, auch ohne so begabt zu sein wie er, solche Unterstützung ohne Schwierigkeit erhielten. Der Missionar fühlte sich natürlich durch Siu's Forderung höchst unangenehm berührt, argwöhnte dahinter unlautere Absichten, verweigerte die Unterstützung und verschob die Taufe auf unbestimmte Zeit. Siu-tsenēn aber konnte, ohne Schulden zu machen, nicht länger in Kanton bleiben, fühlte sich auch seinerseits durch das Mißtrauen des Missionars verletzt und eilte mit einem Reisegeld von 14 Kreuzern, die ihm einer der Gehülfen beim Abschied geschenkt, von dannen. An diesem Einen scheinbar so

geringen Vorfall hieng sein eigenes Schicksal und zugleich das Loos des ungeheuern chinesischen Reiches.

Siu's Absicht war, zunächst nach der Provinz Kwangsi zu gehen, wo er schon früher so freudige Aufnahme gefunden, und wo er zugleich seinen eifrigen Freund Fung-yun-san, von dem er seit vier Jahren nichts mehr gehört hatte, aufzusuchen gedachte. Und auch in diesem geheimen Herzenszug nach Kwangsi lag etwas Providentielles; denn diese Provinz sollte ja der Hauptsammelplatz der neuen Gemeinde und der Ausgangspunkt der ganzen großartigen Bewegung werden. Die Wanderung, welche Siu wegen gänzlichen Mangels an Baarschaft zu Fuß antreten mußte, war mit ebenso großen Prüfungen und Trübsalen, als denkwürdigen Ermuthigungen verbunden. Er ward von Räubern überfallen und seines kleinen Kleiderbündels und seiner noch geringeren Baarschaft beraubt. Aber ein mitleidiger Mandarin gab ihm ein Geldgeschenk im Werth von 2 Franken; doch auch die waren bald wieder ausgegeben. Da laden ihn etliche Reisende ein, mit ihnen das Reiseboot zu benützen, das nach Kwangsi fuhr. Siu erkennt darin die gute Hand Gottes und steigt ein. Unterwegs aber kann er Mangels halber täglich nur Eine Mahlzeit nehmen. „Aus Ihren Gesichtszügen," sagte eines Tags einer der Mitreisenden zu ihm, „erkennt man wohl, daß Sie ein Mann von Bildung sind; Sie sehen aber nicht krank aus, und doch essen Sie so wenig; Sie sind gewiß in Noth?" Siu erzählte von seiner Plünderung. „Was führt Sie aber nach der Provinz Kwangsi?" fragte Jener weiter. „Um die Lehre des wahren Gottes zu predigen," war Siu's Antwort. Dieß gab Anlaß, daß Siu während der folgenden Reisetage den Mitreisenden, unter denen einige gebildete Leute sich befanden, seine eigenen wunderbaren Erfahrungen und den neuen Glauben verkündigte. Der Kapitän des Bootes selbst weigerte sich nun, Bezahlung von Siu anzunehmen, und die Mitreisenden statteten ihn beim Abschied mit hinreichenden Mitteln aus, um das Ziel seiner Reise vollends zu erreichen.

Im ersten, schon vier Jahre zuvor besuchten Dorf erfuhr Siu-tseuēn mit steigendem Erstaunen, welche große Erfolge seitdem in der ganzen Gegend die Predigt seines verloren geglaubten Freundes Fung-yun-san gehabt, und wie mächtig die Lehre der Wahrheit um sich greife. Er eilt, Yun-san aufzusuchen, und findet überall neue Ermuthigungen für seine Ueberzeugung, daß das Werk aus Gott

sei. In einem Dorfe kommt ihm sogar eine Weissagung fördernd entgegen, welche zehn Jahre zuvor einer alten Frau während einer Krankheit zu Theil geworden sei. Ein alter Mann, so erzählte nemlich das Weib, sei ihr im Jahr 1837 in einem Traumgesicht erschienen und habe zu ihr gesagt: „Nach zehn Jahren wird von Osten (Kanton-Provinz) ein Mann kommen, der dich lehren wird Gott verehren; gehorche ihm willig.“ Unaufhaltsam verbreitete sich der neue Glaube von Ort zu Ort, von Distrikt zu Distrikt. Männer von Einfluß, graduirte Gelehrte des ersten und zweiten Grades, wurden zu den Bekennern gezählt. Sie Alle hatten die Götzen weggeworfen und beteten den Einen Gott an, welchen Siu verkündigte.

Bis dahin hatte sich der Abscheu gegen das Götzenwesen nur in der Weise kund gethan, daß die Gläubigen selbst und freiwillig ihre Götzenbilder wegwarfen; nun aber fühlte sich Siu-tseuēn stark genug, auch gewaltsam dagegen einzuschreiten. Der Hauptgott der Provinz Kwangsi war der Kam-Wang („Kam-König“); sein bedeutendster Tempel stand im Bezirk Siang. Als Siu die scheußlichen Geschichten vernahm, die von diesem Gotte erzählt wurden, erhob er sich mit den Worten: „Solche Dämonen vertilgte ich, da meine Seele im Himmel wandelte,“ — nahm etliche seiner Getreuen zu sich und eilte nach dem zwei Tagereisen entfernten Kam-Tempel. Mit seltenem Glaubensmuthe stellte er sich vor dem Götzenbilde, „dessen Anblick majestätisch und furchtbar war,“ auf, zählte die „zehnfachen Sünden Kams“ her und zerschmetterte dann mit einem Stock das Bild, zerriß dessen Kleider und zerbrach die Opfergefäße. Dann schrieb er den Vers:

Mit des Stabes schnellen Streichen strafe ich den Dämon Kam;
Er verdient vertilgt zu werden, das ist seiner Sünden Lohn.
Muttermörder, Reichsverbrecher! willst du Gott betrügen auch?
Eilend fahr hinab zur Hölle und vergehe dort in Glut.

Die Aufregung in der ganzen Gegend über diese kecke That war groß. Eine Belohnung von 100 Thalern ward auf die Einbringung der Thäter gesetzt. Aber so einflußreich war bereits Siu's Anhang, daß die Götzenpriester selbst die Mahnung im Namen des Gottes ergehen ließen: „Diese Leute sind wahrhaftig, ihr könnet ihnen nichts thun. Lasset diese Sache gut sein!“ — Gleichwohl erregte die immer keckere Zerstörung so vieler Götzenbilder allmählig den Zorn der Feinde. Ein reicher und angesehener Chinese stellte sich an die Spitze der Gegner

der neuen Lehre und brachte es dahin, daß Fung-yun-san und ein anderer Bekenner durch die Mandarinen in's Gefängniß geworfen ward. Siu-tseuēn ward bedenklich über diese unerwartete Wendung der Dinge. „Wenn wir um der Lehre willen solche Verfolgung leiden," sprach er, „was kann wohl die Absicht Gottes sein?" Das Geheimniß des Kreuzes und des Leidensweges versteht er nicht und kann es nicht verstehen. Der Sieg seiner Sache soll, so meinte er, durch fortwährende äußere Triumphe errungen werden. Kann dieß nicht auf dem Wege der Predigt und der Ueberzeugung geschehen, so muß man zum Schwerte greifen. Sobald hiezu der äußerliche Anlaß kam, — und er sollte bald genug kommen, — so bald wandelt sich die sanfte Stimme des Predigers in den Schlachtruf des Kriegsmannes, und die still und verborgen wirkende Reformation wird zur Rebellion.

---

3. Der Uebergang zur Rebellion.

Jene Männer, die um ihres Eifers willen wider den Götzendienst von den Mandarinen der Provinz ins Gefängniß geworfen worden waren, wurden zwar nach einiger Zeit wieder freigelassen; allein die Feindschaft der Gegner blieb fortan rührig und Siu-tseuēn's scharfblickendes Auge sah deutlich, daß es überall zu einem Kampf sich anlasse. Während seine Anhänger sich mehrten, und zwar vornemlich in der Provinz Kwangsi, beschäftigten sich augenscheinlich seine Gedanken mit der Möglichkeit eines bevorstehenden ernsten feindlichen Zusammenstoßes. Im Jahr 1850 sandte er drei Brüder mit Briefen nach der Provinz Kwangtung, um alle seine Verwandten nach Kwangsi zu berufen. Was aber bei Siu selbst offenbar das Ergebniß einer nüchternen Beobachtung der Verhältnisse war, das gestaltete sich in etlichen seiner eifrigeren Anhänger sofort zu „göttlichen Offenbarungen," die sie empfangen zu haben vorgaben. Wir finden nirgends, daß Siu-tseuēn selbst von neuen Gesichten und Offenbarungen redet, die ihm außer der im Jahr 1837 empfangenen wären zu Theil geworden. Um so reichlicher rühmten sich mehrere seiner Genossen einer Fülle außerordentlicher Mittheilungen des himmlischen Vaters. Wir werden diese bedenkliche Ausartung später genauer kennen lernen. Auch jetzt unterstützte einer der Gottesverehrer den Aufruf Siu's an seine Verwandten, sich nach Kwangsi überzusiedeln, mit einer göttlichen

Offenbarung. Denn also lasse der himmlische Vater dem Siu-tseuen sagen: „Im 30. Jahr des Kaisers Tao Kwang (d. h. 1850) werde ich Noth und Trübsal senden. Ihr, die ihr beharret im gläubigen Vertrauen, werdet errettet; die Ungläubigen aber werden mit Pest heimgesucht werden. Nach dem achten Monat werden Felder sein, aber keine Menschen, sie zu bauen; es werden Häuser sein, aber keine Leute darin zu wohnen. Berufe deshalb deine Familie und deine Verwandten zu dir." — Die Folge dieses Rufes war, daß Siu's Mutter (der Vater war kurz vorher gestorben), seine Frau, Kinder, Schwägerinnen, kurz alle seine näheren Verwandten mit ihren Kindern, aus der Heimath zu ihm nach Kwangsi auswanderten. Merkwürdig war, daß der Kaiser Tao Kwang bald darauf starb, um dem gegenwärtigen Regenten Hien Fung den Thron zu hinterlassen.

Kaum aber hatten sich die nächsten Angehörigen Siu's in Kwangsi gesammelt, so stellte sich auch schon jenes Ereigniß ein, das der Haltung der „Gottesverehrer" von nun an eine ganz neue Wendung gab. Lernen wir den Zusammenhang der Dinge etwas näher kennen. Im Oktober 1849 hatten die Engländer eine Seeräuberflotte von 58 Dschunken, welche die dortigen Meere unsicher machten, zerstört. Eine Rotte von etwa 2000 dieser Piraten, die aus den verwegensten Küstenbewohnern jener Gegend bestanden, hatte sich ans Land gerettet und sah sich nun von ihrem Räuberleben zur See zu einem ähnlichen auf dem Festlande getrieben. Sie zogen sich in die Provinz Kwangsi zurück, wo sie sich mit den dort bereits vorhandenen Räuberbanden vereinigten. Die große Mehrzahl dieser unwillkommenen Gäste gehörte zu dem in Kwang-tung ansäßigen Stamm der Hakka's, wurden aber in der Provinz Kwangsi Kih-kia's d. h. Fremde genannt, während die Landes-Einwohner von Kwangsi selbst Punti's oder Alteingesessene heißen. Uebrigens befanden sich schon seit langer Zeit solche Ansiedelungen von Hakka's oder Kihkia's in dieser Provinz und ganze Dörfer und Distrikte waren von ihnen besetzt. Zwischen beiden Parteien aber, den Kihkia's und den Punti's, bestand von jeher Stammeshaß, und immer wieder brachen Feindseligkeiten aus. Der neue Zuwachs aber, den die zersprengte Piratenrotte lieferte, brachte neue Kämpfe und Zerrüttungen über das Land. Dazu kam nun im Jahr 1850 ein Streit über den Besitz eines Mädchens, das ein mächtiger und reicher Kihkia gegen Zahlung einer großen Summe Geldes an ihre Eltern zur Konkubine sich genommen, und das doch bereits

mit einem Punti-Mann verlobt war. Daraus entspannen sich erst Processe vor den öffentlichen Gerichten, die aber zu nichts führten, dann Versuche zur Selbsthülfe, die den Haß nur steigerten. Da soll ein Mandarin den Punti's gerathen haben, sich in Masse mit der Faust ihr Recht gegen die Kihkia's zu verschaffen, da sie ja die Mehrzahl seien. Dieß führte zuerst zu einer Fehde zwischen einigen Dörfern, wie sie in China so häufig sind, dann zu einem Bürgerkrieg, der immer größere Dimensionen annahm. Die Kihkia's, anfangs durch ihre Keckheit und durch ihre Verbindung mit Räubern von Handwerk ihren Gegnern überlegen, mußten bald der Zahl und Uebermacht der Punti's weichen. Ihre Ansiedelungen wurden geplündert und verbrannt; wer dem Feinde in die Hand fiel, ward schonungslos niedergemacht. Verjagt, von allen Seiten gedrängt, überall unstet umherirrend, suchten nun Viele eine Zuflucht unter den Gottesverehrern, die in der ganzen Gegend in Gemeinden von 100 bis 300 Personen zerstreut lebten. Die hülflosen Flüchtlinge unterwarfen sich gern jeder Religionsform, um nur ihren Feinden zu entkommen und ihr Leben zu retten. Damit fiel den Gemeinden der Gottesverehrer ein sehr gefährlicher Zuwachs zu, — gefährlich für die innere Gestaltung des ohnehin unabgeklärten und mit viel heidnischem Sauerteig zersetzten Gemeindelebens, und gefährlich für die Stellung nach Außen. Denn während bis dahin die Anhänger Siu's in keinerlei Gemeinschaft mit den zuchtlosen Räuberbanden um sie her gestanden waren, und auch die Mandarinen auf ihren militärischen Streifzügen gegen die Kihkia's niemals die Mitglieder der neuen Religionssekte beunruhigt hatten, so wurde jetzt Alles anders. Ganze Massen von Kihkia's, Männer, Weiber und Kinder mit ihrer geflüchteten Habe, hatten bei ihnen Schutz und Aufnahme gefunden; was Wunder, wenn ihre Sache von den Mandarinen auch als Eins behandelt ward mit der Sache der Kihkia's und der Räuber. Einer der eifrigsten Götzenzerstörer ward ergriffen und ins Gefängniß geworfen, wo er den Tod fand. Dann ward auf Siu-tsëuën selbst und seinen beredten und eifrigen Freund Fung-yun-san gefahndet, als auf die Häupter der neuen Gesellschaft, weil diese, wie es hieß, „nicht blos die Religion Anderer beeinträchtige und die Götterbilder zerstöre, sondern auch den Banditen Vorschub leiste und im Geheimen rebellische Pläne gegen die Regierung nähre." Die beiden Proscribirten flüchteten sich ins schwerzugängliche Gebirge, in das Haus eines Freundes, von wo nur ein schmaler Bergpfad ins Freie führte.

Aber ihr Aufenthalt ward verrathen und mit Militär umstellt. In diesem bedenklichen Augenblick rief Yang Siu-tsing, der Prophet des himmlischen Vaters, der Mann, den alle späteren Nachrichten als den eigentlichen Führer der Bewegung in ihrer politischen, militärischen und fanatischen Phase bezeichnen, und den wir später in der Person des „östlichen Königs" wiederfinden werden, — er rief die Gläubigen, kraft einer von Oben empfangenen Offenbarung, zur Rettung beider Bedrängten und zum bewaffneten Widerstand auf. Eine wohlausgerüstete Schaar von Männern folgte dem Ruf, zog gegen den Militärposten am Engpaß, schlug ihn mit leichter Mühe in die Flucht und trug die Befreiten im Triumph aus ihrem Versteck.

Dieß war der erste gewaltsame feindliche Zusammenstoß mit der geordneten Regierung des Landes. Yang Siu-tsing erscheint schon hier als das, was er von nun an blieb, als fanatischer Prophet und als glücklicher militärischer Führer. Siu-tseuēn selbst aber trat an Würde und Ansehen keineswegs hinter jenem zurück, sondern war auch jetzt, wie später, höchste Autorität und Haupt der ganzen Verbindung. Aber der Fanatismus seines gewaltthätigen Freundes Yang führte ihn, — und zwar allerdings nicht gegen seinen Willen, sondern die Idee des Meisters nur konsequent durchführend, — Schritt für Schritt auf der nun betretenen Bahn weiter. Yang rief sofort, wiederum in Folge einer Offenbarung und im Namen des Hauptes Siu-tseuēn, alle Gemeinden zu einer großen Versammlung zusammen, befahl den Verkauf alles unbeweglichen und schwerbeweglichen Eigenthums, ordnete eine Generalkasse an, in welche alles Geld gelegt werden und aus der die Bedürfnisse Aller bestritten werden sollten, und organisirte das Ganze zu einem militärisch-geordneten, leichtbeweglichen Armeecorps. Dieß Alles fand gegen das Ende des Jahres 1850 statt. Damit war die Bewegung aus ihrem ersten Stadium, wo sie rein religiöser Natur war, in das eines religiös-politischen Aufstandes getreten. Die „Gottesverehrer" sind zu „Rebellen" geworden, welche die Vertreibung der Mandschu's und die Einsetzung der nationalen Dynastie der Taiping's d. h. des „allgemeinen Friedens" sich zum Ziel gesteckt haben.

Wenn wir nun plötzlich diese Leute, die bisdahin nur mit der Friedensarbeit der Predigt, mit der Abfassung von religiösen Abhandlungen und Gedichten und mit der Sammlung einer gläubigen Gemeinde beschäftigt waren, als einsichtsvolle, kühne, mit der Kriegskunst

nach allen Seiten wohlvertraute und stets siegreiche Heerführer auftreten sehen, so kann das auffallen. Allein zwei Betrachtungen lösen uns das Räthsel. Fürs erste zeigt die Geschichte in unzähligen Fällen, daß der religiöse Fanatismus in begabten Menschen auch militärische Kräfte und Talente weckt, wie sie das herkömmliche Exercitium in den ordinären Garnisonen nicht zu verleihen vermag. Man denke nur an die Cevennen-Kriege in Frankreich während der Hugenotten-Verfolgungen. Fürs andere scheint Siu-tseuēn samt seinen Genossen auch die natürlichen Mittel nicht unbenutzt gelassen zu haben, um sich eine gründliche Einsicht in das Wesen der Kriegführung zu erwerben. Die chinesische Literatur hat nicht unbedeutende wissenschaftliche Werke über das Kriegswesen. Daß er sie gelesen, studirt und benutzt habe, scheint aus dem aufgefangenen Schreiben eines gegen die Rebellen operirenden kaiserlichen Generals hervorzugehen, das freilich erst einige Zeit nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten (April 1851) geschrieben ist. In demselben heißt es unter Anderem: „Was die Rebellen betrifft, so haben sie fünf große Führer. Der erste ist Hung Siu-tseuēn. Er ist eine Art Barbar [d. h. Ausländer, wegen seiner neuen, dem Christenthum ähnlichen Lehre, und wegen der neuen Sitten, die im Gegensatz zu den in China herrschenden Bräuchen bei den Taipings eingeführt wurden]. Der zweite ist Fung-yun-san, ein Graduirter des untersten Grades. Beide sind geschickt in der Führung der Truppen. Siu-tseuēn ist mit der alten Kriegskunst vertraut. Erst verbirgt er seine Streitmacht, dann zieht er sie ein wenig hervor, dann in höherem Grade, und endlich kommt er mit großer Macht heran. Gegen Eine Niederlage gewinnt er stets zwei Siege; denn er übt die Taktik Siu Pin's [eines alten berühmten chinesischen Generals]. Neulich bekam ich ein Rebellenbuch in die Hand, das die Organisation einer Armee beschreibt. Es ist das Zi-ma-System der Tschao-Dynastie. Ihre Streitkräfte sind nach dem System der neun Grade in neun Armeen eingetheilt, und jede Armee zählt, gleichfalls in Uebereinstimmung mit dem alten System, 13,125 Mann. . . . Die Rebellen sind im Allgemeinen stark und muthig; sie können auf keine Weise mit einem zuchtlosen ungeordneten Haufen verglichen werden. Ihre Anordnungen und Gesetze sind klar und streng. . ."

So schreibt ein Mandschu-General. Wenn man nun dieser trefflichen Organisation und Leitung der Taiping-Armee und dem in ihr herrschenden Geiste der Zucht und religiösen Begeisterung den Zu-

stand der kaiserlichen Truppen gegenüberstellt, so wird uns der triumphartige Fortschritt der ersteren von Sieg zu Sieg nicht wundern. Schon der Umstand, daß die Kaiserlichen durch die kürzlich erst erlittenen schweren Niederlagen im Kampf mit den Engländern entmuthigt, noch mehr aber, daß die meisten Truppen nach dem englisch-chinesischen Krieg entlassen worden waren, und von da an meist als zuchtlose Räuberbanden im Lande sich umhertrieben, somit bei ihrer Wiedereinberufung gänzlich demoralisirt waren — schon dieser Umstand läßt den Grund ihrer Schwäche den Taipings gegenüber leicht errathen. Nimmt man nun dazu die kopflose Führung der Operationen durch die kaiserlichen Generale, den Schrecken, den die bloße Erscheinung einer Taiping-Armee vor sich her verbreitete, und die schonungslose Niedermetzelung aller Mandschu-Soldaten, die den Insurgenten in die Hände fielen, so wird man den Gang der Dinge erklärlich finden. In dem oben angeführten Schreiben des Mandschu-Generals heißt es unter Anderem auch: „Das Land schwärmt von Rebellen. Unsre (der Kaiserlichen) Geldmittel sind zu Ende; wir haben wenig Truppen; unsre Offiziere sind uneins, und die Macht ist nicht concentrirt. Unser Oberbefehlshaber will einen Wagen voll brennender Reiser mit einer Schale Wasser löschen. Auch schickt er die Truppen hin und her und ermüdet sie dadurch.... Die Rebellen dagegen nehmen mehr und mehr zu, und unsre Truppen, je mehr sie kämpfen, desto mehr fürchten sie sich.... Unsre Truppen haben keine Spur von Disciplin. Zurückziehen ist ihnen leicht, vorrücken schwer, und obwohl immer wieder ermahnt, bleiben sie doch so schwach und furchtsam wie vorher. Als ich selbst in den Schlachten kommandirte, fand ich, daß die Truppen alle gleich unbrauchbar waren.... Ich fürchte, es wird eine böse Geschichte werden u. s. w."

Doch wir wenden uns zu den kriegerischen Operationen selbst. Im Anfang scheint der Gouverneur der Provinz Kwangsi der Sache keine Bedeutung beigelegt zu haben. Er sah die Aufständischen als einen jener zahlreichen Banditenhaufen an, von denen das Land seit alter Zeit immer wieder heimgesucht und beunruhigt wurde. Allein die rasch wachsende Zahl der Rebellen, ihre streng militärische Organisation und namentlich die von ihren Führern ausgehenden Proklamationen, wonach Siu-tseuën sich als den göttlich verordneten „himmlischen Fürsten" d. h. Kaiser des chinesischen Reichs bezeichnete, der den Auftrag von Oben empfangen habe, „die abgöttischen und usur-

patorischen Mandschu's auszurotten," fiengen doch bald an, die kaiserliche Regierung aus ihrer Sicherheit aufzurütteln. Die Sache ward nach Peking berichtet, und sofort wurde von dort ein kaiserlicher Kommissär mit höchster Vollmacht nach der Provinz Kwangsi gesandt, um dem Aufruhr rasch ein Ende zu machen. Darüber aber waren sechs Monate vergangen, während welchen die Taipings bereits bedeutende Erfolge errungen hatten. Die erste Unternehmung Siu-tseuēns, nachdem er seine Anhänger gesammelt und militärisch organisirt hatte, war die Besitznahme einer wohlhabenden Marktstadt, in welcher die reichen Vorräthe an Lebensmitteln, Kleidern und Geld den Insurgenten wohl zu statten kamen. Die Stadt war von einem Fluß umgeben, und schon dadurch vor einem schnellen Ueberfall der Kaiserlichen geschützt. Siu aber befestigte sie noch durch künstliche Werke, und als die Truppen der Regierung eintrafen, fanden sie die Position zu stark, als daß sie einen offenen Angriff zu unternehmen gewagt hätten. So schlugen diese in respektabler Entfernung von der Stadt ihre Zelte auf, feuerten über den Fluß hinüber ihre Luntenflinten ab und legten es im Uebrigen auf ein Aushungern der Rebellen an, indem sie die Zufuhr abschnitten. Dieß nöthigte endlich den Siu-tseuēn, sein Lager anderswo aufzuschlagen. Er brach mit dem ganzen Heere heimlich und in bester Ordnung aus dem befestigten Platze auf, während die Kaiserlichen von seinem Abzug keine Ahnung hatten. Erst nach einiger Zeit, als die Sache ruchtbar ward, wurden leichte Truppen zu ihrer Verfolgung ausgesandt; diese aber empfieng der Nachtrab der Taiping-Armee mit solchem Muth und Nachdruck, daß nur ein geringer Theil davon lebendig wieder zu dem kaiserlichen Hauptcorps entkam. Die Mandschu-Führer aber ließen nun ihre Wuth an der unglücklichen wehrlosen Marktstadt aus, verbrannten gegen 2000 Läden und plünderten, was sie noch fanden. Nach Peking aber ward in pomphaften Depeschen berichtet, daß die Rebellen „die Flucht ergriffen hätten und beinahe vernichtet seien."

„Diese ersten Bewegungen der Insurgenten und der kaiserlichen Armee," schreibt Meadows, „geben schon ein Bild von dem Gange der militärischen Operationen im ganzen folgenden Kriege. Die Insurgenten nehmen eine Position ein und entwickeln viel Energie in Befestigung derselben und viel praktischen Scharfblick in Benützung der Situation und der vorhandenen Mittel für jenen Zweck. Sobald sie damit zu Ende sind, rücken die Kaiserlichen an. Diese stellen sich

zuerst in einem verschanzten Beobachtungslager auf, und zwar in einer solchen Entfernung, daß ihre Anwesenheit den Insurgenten nicht viel Schaden thut. Nachdem sie sich durch Heranziehung weiterer Truppen von allen Seiten her verstärkt, schließen sie die Insurgenten bei mehr oder weniger Widerstand von ihrer Seite enger ein; es werden nun von Zeit zu Zeit Angriffe und Stürme versucht, die aber immer mißlingen und mit viel Verlust (für die Kaiserlichen) verbunden sind, so daß die Letzteren den Gedanken, auf diesem Wege den Platz zu bezwingen, aufgeben und sich darauf beschränken, alle Zufuhren abzuschneiden. Dieß gelingt ihnen, und die Insurgenten sind endlich durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt, hervorzubrechen. Sie bahnen sich nun einen Weg durch die Feinde, wobei sie diesen weit größere Verluste beibringen, als sie selbst erleiden, und ziehen nach einem andern Punkte. Ein kleiner Theil der Kaiserlichen zieht ihnen nach, wird aber bald mit schwerem Verlust zurückgeschlagen, während die große Masse der Regierungstruppen sich inzwischen damit beschäftigt, den Einwohnern des verlassenen Platzes das vollends zu nehmen, was die Insurgenten übriggelassen, und einen Theil von ihnen als Anhänger der Rebellen niederzumachen. Das Alles aber wird in den Zeitungen von Peking als 'Sieg über die Rebellen' gerühmt, und von ihrem Abmarsch als von der 'Fortsetzung ihrer Flucht' geredet. Dieß ist der stets wiederkehrende Gang der Dinge."

Nun, jede solche „Fortsetzung der Flucht" brachte die Taipings der Hauptstadt Peking näher und setzte sie in den Besitz immer neuer und stärkerer Positionen. Zuerst waren es Dörfer oder Landstädte, dann Distriktsstädte, dann Departementsstädte; dann wird die Hauptstadt einer Provinz erobert, und die vorgefundenen reichen Vorräthe und Schätze müssen die Mittel darbieten zur Ernährung der Armee und zur glücklichen Fortsetzung des Kampfes. Die Richtung aber, welche die Taiping-Armee einschlug und mit unverrückter Sicherheit verfolgte, gieng nach Nordosten, auf die alte nationale Kaiserstadt Nanking.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, diese militärischen Operationen näher zu schildern; wir haben mehr auf den innern Charakter der denkwürdigen Bewegung unser Augenmerk zu richten. Hören wir zuerst, welche Haltung Siu-tseuēn von dem Zeitpunkte an, da das Waffenglück in ihm die Gewißheit seiner göttlichen Sendung so auffallend bestärkte, gegen das Volk im Ganzen und insbesondere gegen die Mandschu's einnahm. Eine der Proklamationen, die von dem

Hauptquartier ausgiengen, giebt darüber den besten Aufschluß. „Unser himmlischer Fürst," heißt es darin, „hat den göttlichen Auftrag erhalten, die Mandschu's auszurotten, — und zwar alle ohne Ausnahme, Männer, Weiber und Kinder; ferner alle Götzenanbeter überhaupt zu vertilgen und das Reich als dessen wahrer Beherrscher in Besitz zu nehmen. Das Land und alles was darin ist, gehört ihm, — die Berge und Flüsse, die Ländereien und öffentlichen Kassen, ihr selbst und alle eure Habe, eure Familien, Männer und Weiber, vom Aeltesten bis zum jüngsten Kinde, und all euer Eigenthum vom väterlichen Erbgute an bis zum Ring an eurer Kinder Armen. Wir verlangen die Dienste Aller, und eignen uns Alles zu. Alle, die uns Widerstand leisten, sind Rebellen und Götzenanbeter, und wir tödten sie ohne Schonung. Wer aber unsern himmlischen König anerkennt und in unsrem Dienste eifrig ist, soll volle Belohnung haben: gebührende Ehre und Aemter in der Armee und am Hofe der himmlischen Dynastie."

Es ist dieß die entschlossene Sprache des Mannes, der vor Jahren sich in den Himmel entrückt sah und die königlichen Insignien dort empfieng, vor allem das Schwert, um damit die „Dämonen" d. h. die Mandschu's und die Götzendiener zu vertilgen. Der glänzende Erfolg seiner Waffen war ja für ihn ein neues Siegel auf die Wahrhaftigkeit dessen, was ihm in jenem Traumgesicht geoffenbart worden; und kraft dieser göttlichen Vollmacht glaubte er handeln zu sollen. Daß er dabei so umfassenden Anspruch erhebt auf Gut und Blut, auf Personen und Eigenthum aller Einwohner des Reichs, muß aus chinesischer Anschauung erklärt werden. Doch scheint an der strengen Fassung dieser Proklamation ohne Zweifel der gewaltthätigste unter Siu's Anhängern, Yang Siu-tsing, besondern Antheil gehabt zu haben. Dabei übte Siu-tseuēn ebenso strenge Zucht innerhalb seines eigenen Heerlagers. Wir wollen dieß an einem einzigen Beispiel erläutern. Wie schon oben erwähnt, so bestand für Alle nur Eine gemeinschaftliche Kasse, in welche alle Gelder gelegt wurden, und aus welcher Jeder nach Bedürfniß seinen Unterhalt empfieng. Ein Mann im Lager nun hatte sich der Sünde des Ananias (Apgsch. 5) schuldig gemacht. Er lieferte von seinem Gelde nur einen Theil an die Generalkasse ab und behielt den Rest heimlich für sich. Nun war er zwar einer der eifrigsten Prediger der neuen Lehre; aber Siu sah wohl, daß eine derartige Verderbniß die Disciplin

des Ganzen untergraben müßte. Der Schuldige ward, sobald seine Uebertretung erwiesen war, der ganzen Strenge des Gesetzes übergeben und zur Warnung für Alle hingerichtet.

Ueberhaupt wollte Siu-tseuēn in jener ersten Zeit die Reinheit seiner Sache, wie sie ihm erschien, nicht durch schwächliche Nachgiebigkeit oder durch Aufnahme unlauterer Elemente beeinträchtigen. Es boten gleich im Anfang der militärischen Operationen acht Bandenführer, welche Mitglieder geheimer politischer Gesellschaften waren, dem Haupt der Taipings ihre Mitwirkung an. Diese geheimen Verbindungen bestehen in China schon seit mehr als 200 Jahren unter dem Namen der Trias-Gesellschaften, und hatten im Anfang den rein politischen Zweck, die Tsing- oder Mandschu-Dynastie, die im J. 1644 aufkam, zu stürzen und dagegen die ächt nationale Ming-Dynastie wieder herzustellen. Im Lauf der Zeit aber nahm diese Trias mehr und mehr den Charakter politischer und socialer Aufwieglerei überhaupt an und scheute sich nicht, gelegentlich als eine weit verzweigte Verbindung von Räubern aufzutreten. Das Anerbieten der acht Bandenführer konnte für Siu-tseuēn nicht anders als lockend sein; denn dadurch mußte sich äußerlich die Zahl und Kraft der Insurgenten ungemein mehren. Allein Siu stellte als erste Bedingung ihrer Aufnahme die Forderung auf, daß sie allem Götzendienst zu entsagen, zur Anbetung des wahren Gottes sich zu bekennen und der Disciplin des Taiping-Heeres sich zu unterwerfen hätten. Die acht Häuptlinge erklärten sich dazu bereit, und Siu sandte ihnen sofort sechszehn Mitglieder seiner Gemeinde, an jeden Häuptling zwei, um sie und ihre Banden, ehe sie sich definitiv den Taipings anschlössen, in der wahren Religion zu unterrichten. Einige Zeit hernach stießen sie wirklich mit ihren Männern zu dem Heer der Insurgenten. Allein hier ward es ihnen bald zu enge. Die Strenge der Disciplin stieß sie zurück, und nach kurzer Zeit zogen sieben derselben mit ihren Leuten wieder ab, um zu den Kaiserlichen überzutreten und ihre Waffen gegen die Taipings zu kehren. Siu-tseuēn war darüber keinen Augenblick betroffen. „Bei der Triasgesellschaft," schreibt er, „herrschen schlimme Gebräuche, die ich verabscheue. Jedes neue Mitglied das in ihren Bund aufgenommen wird, muß die Dämonen anbeten und 36 Eide schwören... Wenn wir die wahre Lehre predigen und auf die mächtige Hülfe Gottes vertrauen, so werden Wenige von uns es mit einer stärkeren Zahl aufzunehmen vermögen!" — Das bewährte

sich auch bald hernach. In einem Kampf mit dem kaiserlichen Heer fielen sechs jener Trias-Häuptlinge den Taipings in die Hände und wurden von ihnen getödtet.

Der siegreiche Zug der Insurgenten, der gleich einer Lawine unter der Fortbewegung sich mit jedem Monat vergrößerte, gieng nordostwärts. Nachdem Kwei-lin, die Hauptstadt der Provinz Kwangsi, vom 8. Apr. 1852 bis zum 19. Mai vergebens belagert worden war, betraten sie die Provinz Hu-nan und erreichten nach mancherlei Kämpfen und Siegen am 11. September die Hauptstadt derselben, Tschang-scha. Auch sie widerstand der 80tägigen Belagerung und den wiederholten Versuchen, sie im Sturm zu nehmen; allein die kaiserliche Besatzung erlitt so große Verluste, daß, als die Taipings endlich die Belagerung aufhoben und weiter nordwärts zogen, Niemand daran dachte, sie zu verfolgen. Von Tschang-scha an aber, das an einem schiffbaren Flusse liegt, welcher in den Tung-ting-See und von da in den großen Hauptstrom China's, in den Yang-tse-kiang sich ergießt, benützten die Insurgenten auch die Wasserstraße, und wie sich zu Lande der militärische Wanderzug außerordentlich mehrte, so nahm auch die Zahl der Fahrzeuge, auf denen ein anderer Theil des Heeres sich fortbewegte, fast mit jeder Meile zu. — In der Provinz Hu-pih vermochte keine der reichbevölkerten Städte, selbst die Hauptstadt Wu-tschang am Yang-tse nicht ausgenommen, der Wucht der Taipings zu widerstehen. Eine um die andere ward im Sturm genommen, und die Beute war unermeßlich. Jetzt gieng es langsam, aber unwiderstehlich, auf den früheren Kaisersitz Nanking zu. Hier erschienen sie am 8. März 1853.

Nanking liegt auf der Südseite des Yang-tse-kiang. Zunächst am Fluß breitet sich die eigentliche Chinesenstadt aus; an sie schließt sich die innere oder Kaiserstadt, die für sich eine Militärkolonie der Mandschu's bildete. Hier (im Innern) befanden sich etwa 8000 waffenfähige Männer, welche die im kaiserlichen Sold stehende Garnison ausmachten; da sie aber mit ihren Familien förmlich angesiedelt waren, so mag die Gesammtzahl aller Alter und beider Geschlechter mindestens zwanzig bis dreißig tausend betragen haben. Diese Mandschu's nun hatten für Alles zu kämpfen, was dem Menschen theuer ist: für den Kaiser, von dem sie immer bevorzugt waren, für die Ehre ihrer Nation und ihrer Waffen, für ihr eigenes Leben und für das Leben ihrer Frauen und Kinder. Denn das war ihnen wohlbe-

kannt, und die bis dahin eroberten Städte gaben Zeugniß dafür, daß die Taipings von keiner Schonung für das Geschlecht der Mandschu's wissen. So lag für sie Alles auf der Wagschale.

Schon am 19. März 1853 sprengten die Insurgenten eine Mine unter dem Wall, der die am Fluß liegende Chinesenstadt umgiebt. Dadurch wurde eine Bresche von 30—40 Fuß geöffnet. Ohne Säumen schritt man zum Sturm. Ein schwacher Hause von national-chinesischem Militär, welcher Widerstand zu leisten Miene machte, ward schnell überwältigt und die Chinesenstadt ohne Schwierigkeit gewonnen. Jetzt erst sollte der schwere Kampf gegen das wohlbefestigte und trefflich ausgerüstete Mandschu-Quartier beginnen. Hier galt es ja für die kaiserlichen Truppen, die zweite Residenz des Reiches zu behaupten oder zu verlieren. Alles stand auf dem Spiel. Allein vor den Taipings schien der Schrecken Gottes herzugehen, der selbst den altberühmten Mandschutruppen allen moralischen Muth nahm und den sieggewohnten Arm lähmte. Die Generale der Garnison verzichteten auf jeglichen Widerstand und hatten nur noch den Muth, die Häupter der Insurgenten um Schonung zu bitten. Sie ward ihnen nicht zu Theil. Von der Mandschu-Militärkolonie (von etwa 20,000 Seelen) entkamen nur etliche Hundert mit dem Leben; alle Uebrigen, Männer, Weiber und Kinder, wurden niedergemacht.

Sollte aber der Besitz von Nanking gesichert sein, so galt es, noch einige der stromabwärts liegenden wichtigen Städte zu gewinnen und von den Mandschu's zu säubern. Am 1. April kam die Stromflotte der Insurgenten vor Tschin-kiang an, dem eigentlichen Hafen von Nanking. Erschrocken floh die kaiserliche Flotte beim Anblick der ungeheuern Masse wohlbewaffneter feindlicher Schiffe, und Tschinkiang ward gewonnen, ohne daß die 400 Mandschu's, welche die Besatzung bildeten, einen Schuß thaten. Die Familien der hier angesiedelten Mandschu's aber hatten, gewarnt durch das Schicksal ihrer Stammesgenossen in Nanking, den Platz in eiliger Flucht verlassen; nur einige Hundert wurden in den umliegenden Dörfern eingefangen und erschlagen. Am folgenden Tage (2. April) wurden die großen Städte Kwa-tschau und Yang-tschau am nördlichen Ufer des Flußes besetzt, und die stattliche Batterie, welche über eine Stunde weit längs des Flußufers aufgerichtet war, fiel in die Hände der Insurgenten, ohne daß auch nur Ein Geschütz davon gegen sie wäre abgefeuert worden.

Hiemit war nun ein vorläufiges Ziel erreicht, ein vorläufiger Abschluß gewonnen. Die uralte Residenz der alten nationalen Dynastien des Reichs war in Hung Siu-tsuen's Besitz; einige der bedeutendsten und reichsten Provinzen lagen zu größerem Theil überwunden zu seinen Füßen; die reichsten Städte samt ihren unermeßlichen Schätzen waren in seinen Händen; der Yang-tse-kiang und der große Kaiserkanal, welcher Peking mit Lebensmitteln versorgt, war von seiner Flotte geschlossen und bewacht; mindestens 40,000 begeisterte Kerntruppen „mit langen Haaren" (aus den Provinzen Kwangsi, Kwang-tung und Hu-nan) standen ihm zu Gebot, wozu wenigstens ebenso viele Freiwillige aus Hu-nan und Hu-pih kamen, die mit mehr oder minder innerer Entschiedenheit dem Glücksstern des neuen „Kaisers" folgten. Eine unzählbare Schaar von Männern aus den eroberten Städten wurde als Lastträger, Schanzgräber und Handwerker dem Dienst der Taiping-Armee beigegeben; denn nach dem früher erwähntem Erlaß des Siu-tsuen ward Alles, — Menschen und Sachen — als unbeschränktes Eigenthum der neuen Dynastie betrachtet und in Anspruch genommen. Es mußte nun ein Augenblick der Ruhe, des inneren Ausbau's und der Sicherung des Gewonnenen eintreten. Dieß, und die weiteren Entwickelungen nach Innen und Außen, soll ein späterer Artikel darzustellen versuchen.

Die neue „Moslem-Missionsgesellschaft".

Wir haben seiner Zeit ein englisches Werk über den Islam („Ishmaël", vergl. MMag. 1859, S. 292 ff.) von Dr. Mühleisen-Arnold angezeigt und bei jener Gelegenheit erwähnt, daß der Verfasser bei der Herausgabe dieses Buches zugleich die Absicht hatte, die Bildung einer „Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums ausschließlich unter den Muhamedanern" anzubahnen. Dieser Plan ist nun in so weit verwirklicht, als die neue „Moslem-Missionsgesellschaft" im Anfang dieses Jahres sich förmlich constituirt hat. Ob die Gründung einer solchen neuen Missionsgesellschaft mit so specieller Tendenz zweckmäßig sei, zumal bei der

ohnehin so großen Zersplitterung der Kräfte und bei der bedenklichen Neigung unsrer Zeit, nur auf Neues hineinzufallen, das mögen Andere beurtheilen; ob der Verein aber sich wird zu behaupten vermögen, das wird die Zeit lehren. Ermuthigt jedoch wurden die Männer, die sich an die Spitze des Unternehmens gestellt haben, nicht nur durch das türkische Toleranz-Edikt des Hatti-Humaium, das auch den Muselmanen den Uebertritt zum Christenthum gestattet, sondern namentlich dadurch, daß auf eine ganz merkwürdige Weise sich eine Thüre zu etlichen Beduinenstämmen im Paschalik von Aleppo eröffnet hat. In der Anzeige, welche die junge Gesellschaft kürzlich von ihrer Gründung veröffentlicht hat, ist ein Schreiben des brittischen Consuls Skene in Aleppo mitgetheilt, das in mehr als Einer Beziehung interessant und der weiteren Bekanntmachung werth ist. Es ist an den Secretär der Moslem-MG. gerichtet und lautet also:

„Aleppo, 18. Dez. 1860.

„Mein Herr, — Mit großem Vergnügen nehme ich den Vorschlag an, den Sie in Ihrem Briefe mir vorlegen. Es ist dies der erste Strahl wirklicher Ermuthigung, der mich hier erreicht, und ich begrüße ihn mit dankbarem Herzen. Um Sie nun in den Stand zu setzen, selbst ein Urtheil sich zu bilden über meine Plane zu Gunsten der Beduinen, so will ich genau berichten, wie die Dinge stehen.

„Meine Aufmerksamkeit wurde schon bei meiner Ankunft in Aleppo vor vier Jahren auf diesen Gegenstand gelenkt. Während des Krim-Kriegs war ich als Civil-Commissär für die Armenverpflegung bei dem von England in Sold genommenen türkischen Contingent gestanden, und da zu jener Zeit etwa 1500 Mann irreguläre Reiterei, sämtlich aus den syrischen Beduinen geworben, bei jenem Corps sich befanden, so wurde ich (bei meiner Ankunft in Aleppo) von ihnen als alter Freund begrüßt und empfangen. Die gute Verpflegung, der reichliche Sold, die Gerechtigkeit und selbst die Liberalität, die sie in dem Kriege von England erfuhren, hatte bei ihnen einen hohen Grad von Vertrauen in den brittischen Namen geweckt und den Grund zu dem Verkehr gelegt, welchen zu pflegen ich für meine Pflicht hielt, in der Hoffnung, unsern Handel ausdehnen zu können. Ich machte deshalb häufige Besuche bei den arabischen Stämmen. Diese Wandervölker der Wüste besitzen kein geringes Maaß von Wohlstand, der die Frucht ihrer zahllosen Kameel- und Schaaf-

heerden ist. Die Baumwollstoffe, die Eisen- und Kolonialwaaren, die bei ihnen in bedeutenden Quantitäten Abgang finden, und die sie mit dem Erlös von ihrem Heerdennachwuchs, sowie mit dem Ertrag der Wolle und Butter bezahlen, kamen bis dahin nur durch vielerlei Zwischenhändler und somit mit bedeutender Preiserhöhung zu ihnen, während die brittischen Händler, welche die Waaren einführten, nur geringen Profit machten. Uebrigens ist die Konkurrenz zwischen unsern [engl.] Handelsleuten und den über Marseille kommenden schweizerischen Fabrikaten so groß, daß die Araber fast ganz durch die letzteren versorgt und die brittischen Waaren vom Markt verdrängt wurden. So ermuthigte ich die Beduinen, selber in die Städte zu kommen und ihre Einkäufe direkt bei unsern [engl.] Händlern zu machen; die letzteren aber setzte ich in den Stand, ihre Waaren nach der Wüste zum Verkauf zu bringen, ohne daß sie den Gefahren sich unterziehen mußten, welche sie früher davon zurückschreckten; endlich veranlaßte ich einige Spekulanten, brittische Baumwolltücher mit dem aus Bombay bezogenen Indigo zu färben, um so das kostspieligere und minder dauerhafte blaue Tuch von einheimischer Manufaktur zu ersetzen, das die arabischen Frauen tragen. Dabei hoffte ich, daß unserm Handel großer Vortheil aus all diesem erwachsen würde, und der Erfolg hat meine kühnsten Erwartungen übertroffen.

„Die Politik der türkischen Behörden gegen die Beduinen war immer im höchsten Grade wandelbar und unsicher. Das eine Jahr wurden diese Wüstenbewohner durch militärische Expeditionen angegriffen, und im darauf folgenden sandte man ihnen Hülfsgelder und andere Subsidien. Die Pascha's sandten ihnen Geschenke, um sie ruhig zu erhalten; die [türkischen] Unterbeamten aber nahmen Geschenke von den Beduinen an, damit sie ihre (der Beduinen) Uebelthaten bemänteln. Man versuchte, ihren Raubanfällen durch militärische Expeditionen ein Ende zu machen; nach einigen fruchtlosen Märschen und Manövers ward Friede geschlossen, und schließlich zahlte man ihnen Tribut unter der Form von Sold für das irreguläre Militär, das sie stellen sollten. Wurden die Beduinen geschlagen, so verwüsteten sie auf dem Rückzug die Dörfer und zogen sich ins Herz der Wüste zurück; ließ man sie unbelästigt, so ließen sie ihre Heerden in die Fruchtfelder der Bauern bringen, trieben Contributionen von diesen ein und raubten ihnen Schaafe und Rinder und was sie fanden. Handelskarawanen waren unter allen Umständen eine sichere Beute

der Beduinen. So litt die ansäßige ackerbautreibende Bevölkerung namenlos, ohne Schutz zu finden, und zog sich Schritt für Schritt vor den viehzuchttreibenden Nomadenstämmen zurück. Ich habe 25 Ortschaften geplündert und verlassen gesehen, und bin öfters durch einen überaus fruchtbaren Distrikt gezogen, der noch vor 20 Jahren mehr als 100 blühende Dörfer beherbergte, nun aber nur noch von etlichen heruntergekommenen Bauern bewohnt ist, die überdieß auch im Begriff sind, ihren entflohenen Genossen nach dem Gebirge am Meer zu folgen.

„Die raubgierigsten unter den Beduinen sind die Anesi, die etwa vor 70 Jahren in der syrischen Wüste erschienen, nachdem sie das Innere Arabiens während einer Hungersnoth und wegen Mangels an Weideplätzen verlassen hatten. Sie sind in mehrere Stämme getheilt, von denen die kriegerischsten die Hebaan und die Adschadschara, die zahlreichsten und wohlhabendsten aber die Seboa und Dschela, und die mindestgeachteten die Weled Ali und Beni Sochor sind. Diese Wanderhorden haben die ursprünglichen syrischen Beduinenstämme, die Schamar und Mowali, nordwärts und westwärts gedrängt, nach Mesopotamien und nach dem Fuß der Hügelkette, die mit der Meeresküste parallel läuft. Und so breiten sich jene Anesi bis in die neueste Zeit immer weiter aus, namentlich seitdem im J. 1858 ein neuer Zuwachs, bestehend aus 500 Zelten des Stammes der Amarat, sich an sie angeschlossen hat. Die ungeheure Zahl von Thieren, die im Gefolge jedes Lagers sich befindet, nöthigt sie, in Abtheilungen von 50 bis 200 Familien umherzuschweifen und von der nächsten Umgebung Aleppo's aus einen weiten Kreis zu beschreiben, entlang dem rechten Ufer des Euphrat, wo sie ihre Dattel-Vorräthe aufstapeln; von da nach der südlichen Gegend der Wüste, um auf ihren warmen und trockenen Weiden den Winter mit ihren jungen Kameelen zu verbringen; und dann im Frühling wieder nordwärts, um bei den Städten Syriens ihre Erzeugnisse zu verkaufen, Korn und Fabrikate einzuhandeln, zu plündern was sie können, und der Reihe nach ihre jährlichen Kämpfe mit den Mowali und Schammar zu bestehen. Der reißend schnelle Zuwachs ihrer Schaaf- und Kameelheerden nöthigt sie, auf alle mögliche Weise den Anbau des Landes zu verhindern, um sich Weideplätze zu sichern. So wird das angebaute Land Schritt für Schritt von der Wüste verschlungen, und in diesem Jahr (1860) ist die letztere (die Wüste) westlich bis an die Ufer des Orontes vorgedrungen.

„Das beste Heilmittel gegen dieses wachsende Uebel schien mir die Anlegung eines Kordons von fest ansäßigen Stämmen zu sein, einer Art von Militärkolonieen, denen von Seiten der türkischen Behörden jede nur mögliche Unterstützung gewährt werden sollte, um sie in den Stand zu setzen, sich gegen die wilderen und unbeugsameren Wanderstämme nach Außen hin zu vertheidigen und als ein Schutzwall und Bollwerk für das Hinterland [die ackerbauenden Stämme] zu dienen. Türkische Reiterei allein, wenn sie nicht in sehr überlegener Zahl auftritt, ist nicht im Stande, sich mit den viel besser berittenen Beduinen zu messen; aber dadurch, daß man Araber gegen Araber aufstellt und den Vortheil der Ausrüstung mit guten Feuerwaffen hinzufügt, scheint es mir, daß erfolgreicher Widerstand geleistet werden könnte, während die wachsende Wohlfahrt der Kolonisten für die Wanderstämme eine anziehende Lockspeise wäre, ihrem Beispiel zu folgen und das Nomadenleben mit dem Leben des ansäßigen Landmanns zu vertauschen. Auf diese Weise aber müßte sich der Gürtel von angebautem Land immer weiter ausdehnen. Dieß schien mir das einzige Auskunftsmittel, das einigen Erfolg versprach. Der Plan wurde gebilligt, und ich machte mir ein augenblickliches Steigen der Kornpreise und das gleichzeitige Fallen der Viehpreise zu Nutz, um den Beduinen-Scheichs den Vortheil zu Gemüth zu führen, der ihnen aus der Vertauschung des Hirtenstandes mit dem des Landbauers erwachsen müßte. Die Einwendung, die man mir jedesmal entgegenhielt, war die, daß sie kein Vertrauen in die türkischen Behörden setzten und sich wohl hüten werden, in ihre Hände zu fallen. Ein Scheich jedoch kam nachmals zu mir und sagte: wenn ich versprechen wollte, meinen Einfluß zu seinen Gunsten zu gebrauchen, so würde er auf mein Wort sich verlassen und sofort mit seinem Stamm sich irgendwo fest niederzulassen. Nun erhielt ich ohne Schwierigkeit Alles, was er gefordert hatte, durch den Generalgouverneur von Aleppo; der Stamm verkaufte sofort seine Kameele und Schafe, kaufte Ochsen, Pflüge und Saatfrucht, wobei die Leute zum ersten Mal die Märkte der Stadt besuchten, um ihre Einkäufe zu machen, und der Anbau des Landes begann. Sie kamen, wenn sie die Stadt besuchten, immer zuerst ins brittische Consulatgebäude, um ihre Ankunft zu melden, und fühlten sich dann vor jeder Belästigung gesichert. Ein so ganz neues und zuvor nie genossenes Gefühl der Sicherheit lockte auch andere Stämme herbei... Bald kam ein zwei-

ter Scheich und bat um gleiche Protektion, die ihm auch innerhalb der nothwendigen Schranken gewährt ward, — und auch er siedelte mit seinem Stamm sich an. Zwei weitere Stämme stehen mit mir gegenwärtig wegen derselben Frage in Unterhandlung, und ich hoffe, bald mit ihnen abzuschließen."

Herr Skene erzählt nun einige Beispiele, welche das Vertrauen ins Licht stellen, das er bei den Stämmen der Wüste genießt. „Bei einer Gelegenheit," schreibt er unter Anderem, „als ich mich gerade in dem Zelt Achmed Bey's, des berüchtigten Räuberhäuptlings der Mowali, befand, langten eben seine Reiter an mit 30 beladenen Kameelen, die sie von einer Karawane geraubt hatten. Sofort erklärte ich dem Häuptling, daß ich keinen Augenblick länger in seinem Lager bleiben werde, wenn die Thiere nicht ihren Eigenthümern sofort zurückgegeben würden; und da der Bey sah, daß es mir Ernst sei, übergab er sie mir, und ich sandte sie dem Gouverneur von Homs, der nächstliegenden Stadt. Auf meiner Rückreise nach Aleppo stieß ich auf einige Mowali's, die gerade die Regierungspost von Damaskus beraubt hatten; ohne Anstand händigten sie mir auf mein Begehren die Briefe und das Geld ein, was ich mit mir nach der Stadt nahm... Ich erwähne diese Züge, weil sie die Möglichkeit einer sittlichen Hebung dieser Stämme beweisen. Es ist schon etwas gewonnen, wenn ein Verbrechen als Verbrechen erkannt wird, was in der Wüste bis dahin nicht der Fall war. Ein weiterer Sieg ist gewonnen, wenn ein Gefühl der Schaam sich einstellt bei dem, der über einem Unrecht ertappt wird; ich nahm ein solches Gefühl neulich wahr, als ich etliche Beduinen gerade über der Ausplünderung eines Bauern traf: sie liefen bei meinem Anblick ohne die Beute davon, indem sie ihre Gesichter bedeckten, um nicht erkannt zu werden.

„Ich habe bei den Beduinen eine eigenthümliche Leichtigkeit bemerkt, von lang gewohnten Anschauungen zu neuen ungewohnten überzugehen. So galt z. B. Raub noch vor wenigen Jahren durchaus nicht für etwas Ehrloses; und jetzt haben die angesiedelten Stämme das Raubwesen nicht nur gänzlich aufgegeben, sondern reden davon auch bei andern Stämmen mit entschiedener Mißbilligung. Ich glaube zwar nicht, daß dieß schon die Frucht besserer Grundsätze sei, sondern da sie finden, daß dieß der vortheilhaftere Weg ist, so billigen sie ihn auch und schlagen ihn ein. Es ist dieß noch eine niedrige Stufe des sittlichen Zustandes, aber doch ist es

ein Schritt vorwärts... Es wird Zeit kosten, dieß wilde Volk sittlich zu heben; aber ich bin überzeugt, es wird unter Gottes Leitung gelingen. Der gegenwärtige Augenblick ist für einen Versuch, die Stämme der Wüste zu christianisiren, unzweifelhaft sehr günstig, und obschon ich nicht an rasche Erfolge glaube, so sehe ich doch, daß bereits in der Lebensweise und in den Anschauungen dieser Nomadenstämme eine große Veränderung vorgegangen ist, und dieß giebt Hoffnung, daß sie auch noch zur wahren Religion können geführt werden. Dem Plane, sofort mit der Predigt des Evangeliums unter ihnen zu beginnen, könnte ich nichts Gutes weissagen; aber Viele von ihnen haben gegen mich den ernstlichen Wunsch ausgedrückt, ihre Kinder im Lesen unterrichten zu lassen, und damit sollte man anfangen.

„Eingeborene Schullehrer würden fürs erste genügen... Bei zwei Stämmen, die mich um Lehrer angegangen haben, fand ich zu meinem großen Leidwesen und zu meiner Beschämung, daß sie, daran verzagend, von mir Lehrer zu erhalten, junge muhamedanische Gelehrte aus der Stadt kommen ließen und anstellten, und daß die Kinder und selbst Erwachsene, während sie lesen und schreiben lernen, zugleich die falsche Religion des Islam in sich aufnehmen, die in der syrischen Wüste fast so unbekannt ist, als das Christenthum. In den Tagen Muhameds und seiner unmittelbaren Nachfolger war der Beduine ein fanatischer Muselman; das ist aber jetzt in diesem Lande, wo unter den Nomaden weder irgend ein Gottesdienst, noch ein festbestimmter religiöser Glaube existirt, längst nicht mehr der Fall. Bis jetzt glaube ich nicht, daß diese muhamedanischen Schullehrer viel Schaden angerichtet haben; denn der Beduine hat einen solchen Haß gegen den Türken und solche Verachtung gegen den arabischen Städter, daß nicht leicht eine Vorliebe für dessen Religion sich bilden wird. Auch wird es mir nicht schwer werden, protestantische Lehrer an ihre Stelle zu bringen. Aber es ist keine Zeit zu verlieren. Die Sache liegt mir sehr am Herzen. Unter Gottes Segen kann ich vielleicht darin einiges Gute mitwirken. Ihre neu gegründete Gesellschaft ist nun meine einzige Hoffnung..."

So lautet das Schreiben des brittischen Consuls Skene in Aleppo. Die „Moslem-MG." hat nun sofort 6 eingeborene christliche Lehrer auf ihre Kosten unter jene Beduinenstämme zu senden beschlossen. Möge der Herr Gnade zu diesem Werke geben.

Missions-Zeitung.

Gesellschaft zur Förderung des christlichen Volksunterrichts in Indien.

Diese Gesellschaft (Christian vernacular Education Society) hat am 16. Mai d. J. ihr 3. Jahresfest gefeiert. Aus dem Bericht geht hervor, daß ihre Einnahmen (1860) auf 2792 Pfd. Sterl. (à Fr. 25) sich beliefen, wovon 1219 Pf. in Indien selbst gesteuert wurden. Was ihre Leistungen betrifft, so hat sie im vorigen Jahr 3 kolorirte Karten (eine von Canaan in Mahratti zum Verständniß des A. T., eine von Palästina in Bengali für das N. T., und eine von den Ländern des Mittelmeers in Hindi für die Apgsch.) veröffentlicht. — In Ceylon hat sie die Einrichtung getroffen, daß die eingeb. christl. Schullehrer jedes Jahr einen vierwöchigen Fortbildungskurs erhalten, indem die Gründung einer Normalschule mit Schullehrerseminar noch Schwierigkeiten darbietet. — In Madras konnte für die Bildung christlicher Volksschullehrer manches gethan werden. — In Bengalen standen der Gründung von Normalschulen große Schwierigkeiten im Wege; deßhalb hat die Gesellschaft Preise ausgesetzt für diejenigen eingeb. Schullehrer in Bengalen, Assam und Orissa, welche bei einer wiederkehrenden Prüfung gute Zeugnisse erhalten. — Einer Bildungs-Anstalt für Schullehrer unter den Santhals wurde eine Unterstützung gereicht. Auch für Nord-Indien sind Anbahnungen getroffen, um den christlichen Volksunterricht zu heben und zu fördern.

Besonders wichtig ist, was die Gesellschaft zur Veröffentlichung christlicher Schulbücher und Volksschriften in Indien gethan hat. Im verflossenen Jahr wurden im Ganzen von ihr 41 verschiedene Schriften (im Ganzen 240,350 Exempl.) in 8 indischen Sprachen herausgegeben. Die 8 Sprachen umfassen ein Gebiet, in welchem nicht weniger als 1600 Missionsschulen sich befinden, denen diese Schulbücher zu gute kommen. Unter jenen Schriften ist ein „Erstes Lesebuch" im Singhalesischen (für Ceylon), das bereits eine 2. Aufl. erlebt hat (im Ganzen 16,000 Ex.). Für die Madrasspräsidentschaft wurden Schulbücher in der Tamil, Telugu, Canaresischen und Malealam Sprache gedruckt (im Ganzen 103,451 Ex.). In Bengalen konnte noch keine Volksschrift durch die Gesellschaft herausgegeben werden; dagegen wurde der Anfang mit einem illustrirten christlichen Volksblatt gemacht, das in 38,000 Ex. gedruckt wurde. In Nord-Indien, wo 4 Sprachen (Hindi, Urdu, Pandschabi und Puschtu) gesprochen werden, soll gleichfalls eine ähnliche christliche Zeitschrift in der Urdu-Sprache (der am weitesten verbreiteten) herausgegeben und namentlich unter den höheren Klassen der Eingeborenen verbreitet werden. Dadurch soll das Evangelium auch in diejenigen Kreise gebracht werden, die bis dahin noch am meisten verschlossen sind. — Außerdem hat die Gesellschaft noch eine große Zahl heil. Schriften, Schulbücher und andere Volksschriften verbreitet.

Missionsliteratur.

Finsterniß und Licht. Schilderungen und Erzählungen aus der Heidenwelt, von Johannes Hübner, Missionsprediger. Zwei Bände. Berlin 1860. Verlag von Wilhelm Schultze.

Wir haben dieß Buch mit besonderer Freude begrüßt und können es mit guter Zuversicht als eine werthvolle Zugabe zu dem Schatz deutscher Missionsliteratur allen Freunden des Reiches Gottes empfehlen. Es giebt nicht etwa blos kurze, wenig verarbeitete Anekdoten aus der Missionsgeschichte, sondern führt in ausführlicheren und auf gründlicher Kenntniß und Forschung beruhenden Schilderungen tiefer in die Bekanntschaft mit dem Wesen und Charakter des Heidenthums, wie mit der Arbeit und den Erfolgen der Mission hinein. Der Verfasser hat selbst eine Reihe von Jahren auf dem Gebiete der Heidenwelt (in Nord-Indien) gearbeitet, und man fühlt es seinem reichhaltigen Buche wohl ab, daß er aus lebendiger Erfahrung zu reden versteht. Dabei ist die Darstellung überall nüchtern, besonnen, ohne Uebertreibung, ohne Prunk der Rede. Auch wer schon gründlicher mit der Geschichte des Heidenthums und der Mission sich vertraut gemacht, wird hier Vieles lernen können. Besonders von Werth ist auch der Umstand, daß die fremden Namen fast immer so geschrieben sind, wie sie an Ort und Stelle ausgesprochen werden. Für alle diejenigen, welche in Missionsstunden oder bei Missionsfesten zu reden haben, bietet sich hier ein reicher Schatz von ebenso gehaltvollem und lehrreichem als anziehendem Stoff dar, und deshalb ist ihnen besonders dieß Buch angelegentlich zu empfehlen.

Was genauer den Inhalt und Gang des Buches betrifft, so können wir beides am besten mit den Worten des Verfassers selbst bezeichnen, wie sie in einem Schreiben desselben an den Herausgeber enthalten sind. „Das Buch," sagt er, „macht keinen Anspruch auf einen wissenschaftlichen Werth, sondern es bietet nur brauchbares Material dar, das in der größten Mannigfaltigkeit zu Missionszwecken verwandt werden kann. Das Werk besteht aus 10 Abschnitten. Der erste handelt von der Finsterniß der Heidenwelt. Eine besonders ausführliche Darstellung erfuhren diejenigen Religionssysteme, die es vornämlich werth sind, wie die von Ostindien und China; darunter sind auch hin und wieder Geschichten aufgenommen, die den Leser mitten in das Leben der heidnischen Völker hineinversetzen. Der zweite Abschnitt enthält fast lauter Geschichten, die das Sehnen nach Erlösung darstellen. In dem dritten wird die verschiedene Art dargestellt, wie man das Evangelium in den verschiedenen Ländern unter gebildeten und uncivilisirten Völkern ausbreitet. Der vierte giebt einen Einblick in die weisen und liebreichen Wege Gottes, die Verlornen für das gepredigte Heil empfänglich zu machen und zur Annahme desselben zu bewegen, und zwar wieder in lauter Erzählungen. Der fünfte Abschnitt läßt uns in Erzählungen und Schilderungen die Freude sehen, welche die dem Heidenthum Entflohenen in und an ihrem neuen Zustande empfin-

den. Der dann folgende sechste Abschnitt, überschrieben: 'Der Wandel im Lichte' zeigt in lauter Geschichten die erstaunliche Umwandlung, die das im Glauben aufgenommene Evangelium bei den Personen jeden Alters, Geschlechts und Standes hervorbringt. Der siebente Abschnitt schildert ebenfalls in lauter Erzählungen die Treue der Geretteten im Glauben unter den gefährlichsten Versuchungen, lockender und schreckender Art, bis zum Erdulden des Märtyrertodes, worauf der achte Abschnitt mit Geschichten abschließt, welche einen Blick thun lassen auf den seligen Heimgang im Glauben, in Friede, Freude, Danksagung, den viele solcher Bekehrten gethan haben. Der neunte Abschnitt giebt eine kurze Geschichte der Missionsbestrebungen neuerer Zeit in allen Ländern der Erde, und weist den Erfolg nach, welchen die Mission bis jetzt gehabt hat; und in dem Schlußabschnitt, dem zehnten, wird allen Christen, in einem Missions-Zuruf, die Beförderung des Missionswerkes recht dringend ans Herz gelegt."

Nun, der Herr gebe dem Buche eine weite Verbreitung, eine freundliche Aufnahme und einen reichen Segen.

Missions-Atlas der Brüder-Unität. Herausgegeben vom Missionsdepartement der Unitäts-Aeltesten-Conferenz zum Besten der Brüder-Mission. Bearbeitet von Levin Theodor Reichel. Herrnhut bei der Expedition der Missionsverwaltung ꝛc. 1860.

Nachdem der durch Inspector Josenhans herausgegebene Missions-Atlas der Evang. MG. in Basel den gelungenen Anfang gemacht, unser eigenes Missionsgebiet in trefflich gearbeiteten und allen Bedürfnissen der Kartographie entsprechenden Karten darzustellen, ist nun zunächst die ehrwürdige Brüdergemeinde mit einem ausgezeichneten Werke ähnlicher Art diesem Vorgang gefolgt. Wir können uns nur herzlich freuen, daß damit den früheren, gar zu ungenügenden Missionskarten nunmehr wohlgelungene und in jeder Beziehung trefflich gearbeitete Werke entgegengestellt sind, die auch den Forderungen der geographischen Wissenschaft und der kartographischen Kunst Genüge leisten. Der vorliegende Atlas, der kaum noch der Empfehlung bedarf, enthält 15 Karten von den ebenso vielen Missionsgebieten, auf denen die Brüder arbeiten. Damit verbunden ist ein reichhaltiger Text, der die Brüdermission überhaupt und die Karten insbesondere beleuchtet und erläutert. Es ist dieß eine höchst dankenswerthe Gabe, die der Herr zur weiteren Bekanntmachung Seines theuern Missionswerkes gnädig segnen wolle.

Kin-ſchan, oder goldene Inſel, im Yang-tſe-kiang unterhalb Nanking.

Die Taipings in China.

Zweite Abtheilung.

1. Das chinesische „Recht der Rebellion".

Wir haben in der ersten Abtheilung die Person und die eigenthümlichen Erlebnisse des Mannes zu schildern versucht, in welchem die politisch-religiöse Bewegung der Taipings ihren geschichtlichen Ursprung hat, — des Hung Siu-tseuēn. Daran knüpfte sich die Darstellung der beiden ersten Phasen, welche die von ihm ausgehende Bewegung durchlief. Die erste hatte noch einen ausschließlich religiösen Charakter. Es handelte sich um die Predigt und Ausbreitung der neuen Glaubenslehren, welche Siu-tseuēn aus einer von Oben empfangenen Offenbarung herleitete, um Bekämpfung des Götzendienstes und um Sammlung einer auf diesen Grundsätzen beruhenden „Gemeinde von Gottesverehrern". Eine Lokalfehde brachte die letzteren in Zusammenstoß mit den bürgerlichen und militärischen Behörden der Provinz Kwang-tung und nöthigte sie zu den Waffen zu greifen. Damit trat die Bewegung in ihre zweite Phase über, in welcher sie den Charakter einer politisch-nationalen Rebellion annahm. Wir sahen, wie die kleine Schaar von harmlosen Gottesverehrern lawinenartig zu einer Armee anwuchs, welche von Sieg zu Sieg fortschritt und unaufhaltsam durch die schönsten und reichsten Provinzen des Reichs der alten Kaiserstadt Nanking zu sich fortwälzte, bis sie am 8. März 1853 vor derselben erschien und wenige Tage später sie stürmend in Besitz nahm. Auch die übrigen wichtigen Städte rings umher, namentlich Tschinkiang, das gewissermaßen den Seehafen von Nanking bildet, wurden genommen

und militärisch besetzt. Damit war ein vorläufiges Ziel erreicht und eine Zeit der Ruhe und Sammlung trat ein. Es beginnt hiemit die dritte Entwicklungsperiode dieser Bewegung. Ihr Charakter besteht in dem Bestreben nach Consolidirung des errungenen Machtbesitzes nach Außen, aber zugleich auch in einer bedenklichen Zersetzung des bis dahin verhältnißmäßig reineren religiösen Gehalts mit groben heidnischen Irrthümern. Diese Periode ist es, die wir zunächst nun kennen zu lernen haben.

Die kaiserlichen Truppen waren den Taipings überall Schritt für Schritt auf dem Fuße gefolgt. So oft die Letzteren aus einer eroberten und geplünderten Stadt wieder aufbrachen, um die Richtung nach Nanking weiter zu verfolgen, zogen die Mandschu-Truppen in den verlassenen Platz ein und besetzten die Gegend, welche soeben noch in der unbeschränkten Gewalt der Rebellen gewesen war. Und als endlich die alte Kaiser-Residenz Nanking in die Hände der Letzteren fiel, wurden sie sofort zu Wasser und zu Land von den Mandschu-Generalen eingeschlossen. Die kaiserliche Kriegsflotte lag oberhalb und unterhalb Nankings im Yang-tse-kiang und nahm die zahllosen Schiffe der Taipings in die Mitte; die Landtruppen dagegen hatten in weitem Umkreis ihre verschanzten Lager und suchten die Rebellen vollständig zu umzingeln. Die Taipings konnten im Grunde nichts wirklich ihr eigen nennen, als was sie militärisch besetzt hielten. Das chinesische Volk selbst zu Stadt und Land war bis dahin gewissermaßen neutral; es beugte sich jedesmal vor dem Stärkeren und hatte von beiden Theilen Unsägliches zu erdulden.

Die Lage der Rebellen war nicht beneidenswerth. Zwar hatten sie mit bewundernswürdiger Energie und Sachkenntniß die Stadt Nanking und das ganze angrenzende Flußgebiet so stark befestigt, daß sie vor jedem Handstreich vollkommen gesichert waren; auch auf eine lange und strenge Belagerung waren sie dadurch gerüstet, daß sie den Platz mit ungeheuern, fast unerschöpflichen Vorräthen verproviantirt hatten. Allein nichts konnte ihrer Sache mehr schaden, als ein solcher Stillstand der Operationen, eine solche Ein- und Abschließung von den großen Massen des chinesischen Volkes. Der Scharfblick Hung Siu-tseuens und seiner obersten Kriegshäupter erkannte diese bedenkliche Seite der Lage vollkommen klar, und es kann uns nicht verwundern, wenn wir die Spannkraft des Rebellenheers zu neuen kühnen Versuchen sich aufraffen sehen. Aber staunenswerth und der größten

Kriegshelden alter und neuer Zeit würdig ist die Art und Weise, wie sie den Plan zu den neuen Operationen entwarfen und durchführten.

Es ist nicht auszumachen, ob die eigentliche Absicht der Rebellenhäupter auf einen kecken Handstreich gegen die Mandschu-Residenz Peking selbst gerichtet war, oder nur auf eine Diversion, welche die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Belagerungstruppen nach einer andern Seite hin lenken und so die Hände der in Nanking eingeschlossenen Taipings frei machen sollte. Vielleicht lag Beides zugleich in ihrem Plan. Genug, eine kühnere und großartigere Unternehmung weist die Geschichte nicht leicht auf, als die, welche nun von den Rebellen durchgeführt ward.

Um die Mitte Mai's 1853 setzte eine Armeeabtheilung der Taipings über den Yang-tse-kiang, landete auf dem nördlichen Ufer, schlug ein tatarisches Korps, das vom Kaiser aus der Mandschurei herbeigerufen worden und besonders der Gegenstand seiner Hoffnungen war, und erbeutete all ihr Gepäck. Einige Tage darauf ward ein zweites Tatarenkorps in gleicher Weise geschlagen, und nun wälzte sich jene Division der Taipings, obwohl bald von hinten durch die Kaiserlichen gedrängt, bald von vorne durch immer neue Mandschu-Truppen angegriffen, unaufhaltsam in nordwestlicher Richtung vorwärts — vorwärts — vorwärts, warf Alles vor sich nieder, eroberte Kai-fung, die Hauptstadt der Provinz Ho-nan, setzte dann über den gelben Fluß (Hoangho), drang durch die Provinz Schan-se — nun in straff nördlicher Richtung — und endlich nordostwärts in gerader Richtung gegen Tien-tsin am Pei-ho (Provinz Tschili), diesem letzten wichtigen Vorwerk von Peking. Am 28. Oktober besetzten sie Tsing-hai, eine bedeutende Distriktsstadt am großen Kanal, noch 6 Stunden von Tien-tsin und 35 Stunden von Peking entfernt. Zwei Tage darauf (30. Okt.) erschien eines ihrer vorgeschobenen Detaschements vor Tien-tsin. Allein — hier brach sich ihre Kraft an den überwältigenden Schwierigkeiten. Dieses Taiping-Korps hatte in sechs Monaten, stets kämpfend und um ihre Existenz ringend, eine Strecke von 400 bis 450 Stunden durchzogen; von dem Tage an, da es Nanking verlassen hatte, war jede Verbindung mit ihren Freunden an letzterem Orte fast völlig abgeschnitten, und nur verkleidete Boten unterhielten noch eine Art von Verkehr mit dem Hauptquartier in Nanking. Unmittelbar hinter ihnen folgte ein kaiserliches Truppenkorps, das überall durch die lokalen Garnisonen auf dem Wege verstärkt ward. Vor

ihnen wurde der Weg immer und immer aufs Neue durch Mandschu-Truppen verlegt, die von Peking her ihnen entgegengesandt wurden, oder es stellten die Distrikts- und Provinzialstädte, die zu erobern waren, große Hindernisse entgegen. Bei alle dem hatten sie mit der Ungunst der Witterung, mit jeweiligem Mangel an Proviant und dem nöthigen Feldgeräthe, mit der Feindseligkeit des Landvolks, mit der Unkenntniß der Wege und mit unzähligen andern Schwierigkeiten zu kämpfen. Ihre Zahl nahm durch die ewigen Kämpfe und Strapazen mit jeder Woche ab, und neue Zuzüge aus dem Hauptquartier waren ebensowenig möglich, als neue Rekrutirungen auf dem Wege. So stießen sie in der Nähe von Tiēn-tsin auf ein frisches Korps von kaiserlichen Truppen. Es waren 4500 mongolische Nomaden zu Pferd, die man von jenseits der chinesischen Mauer herbeigeholt, und die zusammen mit der regulären Mandschu-Garnison von Tiēn-tsin wahrhaft furchtbare Gegner bildeten, zumal da die Taipings fast völlig von Reiterei entblöst waren. Jenes bis vor Tiēn-tsin vorgeschobene Detachement wurde geschlagen und mit großem Verluste zurückgetrieben; das ganze Rebellen-Korps mußte in den befestigten Stellungen bei Tsing-hai Zuflucht suchen und ward hier blokirt. Zum ersten Mal hatte der Hof zu Peking und die Hauptstadt ernstlich vor den Rebellen gezittert; aber die Gefahr ging vorüber, und seitdem kam sie von dieser Seite her nie mehr so nahe.

Verkleidete Eilboten verkündeten zu Nanking die Gefahr der Nordarmee. Sofort wurden von den Häuptern der Bewegung Anstalten getroffen, Hülfe zu senden. Zwei bedeutende Korps giengen, das eine direkt nach Norden, um sich mit dem bedrängten Heere in Tsing-hai zu vereinigen, das andere nach Westen den Yang-tse-kiang hinauf, um die Kaiserlichen zu divertiren. Beides gelang. Während die Mandschu-Armee, welche Tsinghai blokirte, einzelne Abtheilungen aussandte, um den von Süden herannahenden Rebellen den Weg zu vertreten, hielten die Belagerten mit bewundernswürdiger Tapferkeit drei Monate lang die Blokade und die Angriffe des überlegenen Feindes aus, durchbrachen dann (Anfangs Febr. 1854) seine Reihen und zogen kämpfend südwärts, bis sie etwa 50 bis 60 Stunden im Süden von Tsing-hai mit dem ihnen zu Hülfe kommenden Korps sich vereinigen konnten. Von nun an hatte der Rückzug langsam und fast ungestört seinen Fortgang, bis sie am 3. Mai (1854) wieder den Hoangho (gelben Fuß) erreichten. Noch länger als ein Jahr

trieben sich einzelne Abtheilungen dieser Armee nördlich von diesem Fluß umher, eroberten und plünderten Städte und Dörfer und hielten die kaiserlichen Truppen in Athem. Allein seit dem März 1855 haben sie diesen Theil des Landes (nördlich vom gelben Fluß) gänzlich geräumt.

Mittlerweile führte auch die Westarmee auf beiden Seiten des Yang-tse-kiang ihre Operationen mit großem Glück aus. Wir können dieselben hier nicht im Einzelnen verfolgen; es sei genug zu sagen, daß bald das ganze Flußthal mit seinen reichen und mächtigen Städten in ihre Gewalt kam, und daß durch die fortgesetzten Expeditionen nach Westen und Süden nach und nach das von den Taipings beherrschte Gebiet so erweitert ward, daß der größte Theil der Provinz Ngan-hoi (wovon Nanking die Hauptstadt ist), die östliche Hälfte der Provinz Hu-pih, die nordöstliche Hälfte von Hu-nan und die nördliche Hälfte von Kiang-si unbestritten in ihrem Besitz war, — ein Gebiet, das nicht geringer ist an Umfang, als ganz Deutschland. Zwar lagerten zu Wasser und zu Land da und dort noch kaiserliche Truppen und beunruhigten auf alle Weise die Rebellen, allein ohne ihnen die Herrschaft in diesem ganzen Umkreis streitig machen zu können.

Wir haben bis dahin von den Taipings einfach als von Rebellen geredet. Wir würden aber den Charakter der ganzen Bewegung gänzlich mißverstehen, wenn wir diese Bezeichnung in dem europäischen rein-politischen Sinne nehmen wollten. Für die chinesische Anschauung hat die Rebellion gegen die herrschende Dynastie unter gewissen Voraussetzungen eine religiöse Seite, ein göttliches Recht. Es ist hier der Ort, dieß näher zu erläutern.

„Es ist bekannt," sagt Missionar Lechler in seinem Vortrag über den chinesischen Staat,*) „daß die Chinesen ihr Reich das 'himmlische Reich', den Kaiser den 'Sohn des Himmels', und sich selbst das 'himmlische Volk' nennen. Für europäische Ansichten hat dieß etwas sehr Absurdes. Versetzen wir uns aber auf den Standpunkt chinesischer Anschauung, so findet sich mehr Sinn in der Sache, als es im ersten Augenblick scheint. Mit dem Worte 'himmlisches Reich' wollen nemlich die Chinesen... nur sagen, daß ihr Staat durch den Himmel selbst geordnet und eingerichtet sei und ein Abbild sein müsse

*) Vergl. „Acht Vorträge über China, von R. Lechler, Missionar im Dienste der Evang. MG. in Basel," erschienen im Verlag des Missionshauses, und in Commission von Bahnmaier's Buchhandlung in Basel. 1861. (Preis Fr. 1. 50.)

von dem, was sie sich als himmlisches Leben vorstellen. Der Himmel waltet nemlich durch das Princip der Vernunft. Diese Vernunft hat der Himmel in den Menschen gelegt. Alle Menschen bringen die gleiche geistige Anlage (d. h. Liebe, Rechtssinn, Anstand, Weisheit und Wahrheit) als Ausstattung des Himmels mit in die Welt. Dieß ist die Natur des Menschen. Aber nicht alle Menschen sind gleich begabt, woher es denn kommt, daß Viele, obgleich von Geburt aus sozusagen himmlisch angelegt und ihrem innersten Wesen nach Eins mit dem Himmel, doch dieses ihres hohen Vorzugs nie recht sich bewußt werden, und deßhalb noch viel weniger im Stande sind, die himmlischen Anlagen zu entwickeln und zu einem himmlischen Leben in Anwendung zu bringen. Unter der Masse des Volks giebt es aber immer solche, die eine höhere Begabung besitzen und Verstand genug haben, ihre eigene Natur zur Vollkommenheit zu bringen. Diese erhalten dann den Befehl des Himmels, Fürsten des Volkes zu werden, um dasselbe zu regieren, und es zu lehren, wie sie in Uebereinstimmung mit dem Himmel, d. h. mit den in sie gelegten tugendhaften Anlagen leben sollen. So ist es denn der Beruf eines Fürsten, anzuknüpfen an dem Werke, das der Himmel im Menschen begonnen, und dasselbe zum Ziel der Vollkommenheit zu bringen. Fürst und Unterthan stehen deßhalb in demselben Verhältniß zu einander, wie die beiden Urprincipien der Natur [nach chinesischer Religionsphilosophie]. Der Kaiser repräsentirt die 'Urkraft', die da schafft, bewegt, bildet; und die Unterthanen repräsentiren die 'Urmaterie', denn sie sind der bildsame Stoff, den das Wirken des Kaisers zum Gegenstand hat. Wie aber die Kräfte in der Natur nicht willkürlich walten, sondern nothwendigen (ewigen) Gesetzen unterworfen sind, so ist dieß gleicherweise im Staate der Fall. Fürst und Unterthanen sind den gleichen Gesetzen unterworfen, und wie auf Seiten der Unterthanen Gehorsam gegen den Kaiser gleichbedeutend ist mit Gehorsam gegen den Himmel, so ist es auf Seiten des Kaisers dessen heilige Pflicht, nicht nach eigener Willkür zu regieren, sondern Vertreter und Organ des Himmels zu sein, durch dessen Bestimmung und Einsetzung er seine Macht und Würde erlangt hat, die er nun ausschließlich dazu benützen soll, das Volk so zu regieren, daß die Idee des himmlischen Wesens, nemlich Ordnung und Friede auf Erden, verwirklicht werde. Nur so kann er 'Sohn des Himmels' sein, was er durchaus nicht ist von Geburt aus. Die (chinesische) Geschichte enthält Beispiele, daß

z. B. Schun, einer der größten Kaiser des Reichs, der Sohn eines Taglöhners, und daß Hong-wu, der große Gründer der Ming-Dynastie, ein Barbier gewesen sei. Die hohe Verehrung, welche die Chinesen ihrem Kaiser zollen, gilt deßhalb auch nicht seiner Person, sondern seinem Amte. Es ist wahr, daß sie sich vor ihm niederwerfen auf dieselbe Weise, wie sie dieß vor ihren Göttern thun; aber ihre Verehrung gilt im Grunde nicht sowohl dem Kaiser, als dem 'höchsten Himmel', dessen Repräsentant er ist." — Lechler führt dann in seinem Buche eine schöne Stelle aus Wuttke's „Geschichte des Heidenthums" an, welche folgender Maßen lautet: „Der Kaiser von China hat die Bestimmung, ein wirklicher Sohn und Vertreter des Himmels zu sein; aber er ist es nur dann, wenn er sich durch Weisheit und Tugend dieser Stellung würdig macht. Ein lasterhafter und thörichter Kaiser ist unberechtigt, das Reich der Mitte zu regieren. Die Kaiserwürde steht und fällt mit der geistigen und sittlichen Würdigkeit, und durch Laster verwirkt der Kaiser seine hohe Würde. Der Chinese macht mit dem 'Kaiser von des Himmels Gnaden' vollen und gewaltigen Ernst; es ist ihm die himmlische Berufung nicht eine leere Formel, nicht eine Stütze des Hochmuths und selbstgefälliger Verblendung, sondern sie ist ihm eine ernste Mahnung, ja eine drohende Stimme an den Kaiser, welcher nur durch einen himmlischen Charakter sich seiner Berufung fähig und würdig macht, und durch Laster derselben verlustig gehen kann."

Den gleichen Gedanken, der für das Verständniß der neuesten Geschichte China's so wichtig ist, führt sodann Lechler weiter aus mit folgenden Worten: „Nur so lange ein Kaiser seine Vaterpflicht an dem Volke erfüllt, darf er auch Anspruch machen auf dessen kindlichen Gehorsam. Wenn er aber das Volk bedrückt, statt für dasselbe väterlich zu sorgen, wenn er statt des Himmels Ordnung nur seinen eigenen Willen zur Richtschnur nimmt, wenn er statt ein Vorbild der Tugend zu sein, den Lastern fröhnt und dadurch das Gleichgewicht der Welt stört und das Glück des Volkes untergräbt, so hat er sein Recht auf den Thron verwirkt, das Volk ist seiner Unterthanenpflicht entbunden und hat das Recht, einen andern Regenten zu suchen, unter dessen Scepter es glücklich und zufrieden leben kann. Dieses Recht ist dem chinesischen Volke durch Konfuzius und alle Weisen China's gewahrt worden, und die (chinesische) Geschichte hat nicht ermangelt, Beispiele genug beizubringen, in welcher die Aus-

übung dieses Rechtes thatsächlich nachgewiesen ist." .... „Auch die Geschichtschreiber China's, indem sie den Verlauf politischer Umwälzungen beschreiben, suchen dabei immer wieder ausdrücklich den Grundsatz ins Licht zu stellen, daß die Kaiserwürde ein Amt sei, mit dem der Himmel eine menschliche Person betraue zur Ausübung der himmlischen Gesetze, daß aber der Himmel keine einseitige Vorliebe für irgend welche Person habe, sondern nur den Thron dessen befestige, der es versteht, durch gutes Regiment das Volk glücklich zu machen."

Aus diesen lehrreichen Mittheilungen geht hervor, daß es nach der tiefsten Grundanschauung des Chinesen ein „göttliches Recht der Rebellion" giebt, und daß dieses Recht in dem Augenblick sogar zur Pflicht wird, wo es sich herausstellt, daß ein regierender Kaiser die Gunst des Himmels verloren habe. Wenn man nun sich erinnert, durch welche schwere Demüthigungen der gegenwärtige Kaiser seit einer Reihe von Jahren hindurchgehen, welche furchtbare Kalamitäten das Volk in Folge der Schwäche und Verdorbenheit der Regierung erdulden mußte, so begreift man einerseits die kecke Zuversicht, mit welcher die Taipings auf ihr göttliches Recht und ihre göttliche Sendung sich stützen, und anderntheils die Verzagtheit, die sich augenscheinlich fast aller Glieder der gegenwärtigen Mandschu-Regierung bemächtigt hat. Als deßhalb Meadows im Jahr 1853 im Auftrag der brittischen Regierung sowohl die Kantonnirungen der Taipings, als das Lager der Kaiserlichen besuchte, mußte er zwar aus dem Munde der hohen Mandschu-Beamten das ärgerliche Wort vernehmen: „Sie (die Taipings) haben keine göttliche Vollmacht empfangen; sie sind Usurpatoren;" allein ein einziges wohlberechnetes Wort brachte sie in nachdenksames Schweigen, — das Wort: „Wenn dem so ist, so werden die Taipings kein Glück haben; der Sieg wird überall auf eurer Seite sein!" Andrerseits konnten die Häupter der Taipings dem brittischen Bevollmächtigten schreiben: „Die Chinesen hätten schon längst gewünscht, die Tataren (Mandschu's) zu vertreiben, aber da (früher) die göttliche Vollmacht denselben noch nicht entzogen worden, so seien sie (die Chinesen) gezwungen gewesen, 'des Himmels Zeit' abzuwarten. Jetzt aber sei die göttliche Vollmacht auf die Chinesen übertragen worden, und darum seien sie schuldig und verbunden, ihre Pflicht gegen den Himmel zu erfüllen, indem sie die Dämonen (Mandschu's) ausrotteten und an der Einsetzung ihres eigenen Herrschers arbeiteten." Auch das starke und unerschütterliche Vertrauen der

Taipings auf Gott und ihre gute Sache erklärt sich aus dieser Anschauung. Einer der Häupter (der nördliche König), mit welchem Meadows eine persönliche Unterredung hatte, „kam immer und immer wieder mit dem Ausdruck großer Dankbarkeit darauf zurück, daß er und seine Waffengefährten sich des besondern Schutzes und Beistandes Gottes erfreuten, ohne den sie auch nicht im Stande gewesen wären, den überlegenen Massen und Hülfsquellen der Feinde gegenüber so vieles auszurichten. 'Uns,' fügte er hinzu, 'hilft unser himmlischer Vater, und mit ihm kann Niemand kämpfen.'" — „Die Gewißheit, daß Gott mit ihnen ist," heißt es an einer andern Stelle, „erfüllt sie ganz und gar. Die Mühseligkeiten, die sie erlitten, die Gefahren, die sie bestanden haben, sind nur Prüfungen ihres himmlischen Vaters; die Siege, die sie errungen, sind Zeichen seiner Gnade. Mit stolzer Demuth und mit den leuchtenden Blicken der Dankbarkeit weisen sie auf die Thatsache hin, daß sie beim Beginn ihres Unternehmens nur ein- bis zweihundert zählten, und daß ohne die direkte Hülfe ihres himmlischen Vaters sie nimmer so Großes hätten erreichen können. 'Sie (die Feinde)', sagte Einer der Taiping-Führer zu mir, 'verbreiten alle Arten von Lügen über uns. Sie sagen, wir bedienten uns magischer Künste; die einzige Magie, die wir anwenden, ist Gebet zu Gott... Wenn es Gottes Wille ist, daß unser Taipingfürst der Herrscher von China werden soll, so wird er es werden; wenn nicht, dann wird er hier sterben.'"

Wie tief diese religiöse Auffassung ihrer Aufgabe in den Gemüthern der Insurgenten wurzle, dafür zeugt auch der Name Tai-ping, den sie sich selbst beigelegt haben, und der in allen officiellen Erlassen obenan steht. Tai-ping heißt „allgemeiner Friede", allgemeine Harmonie (d. h. zwischen Himmel und Erde); es ist ein Wort, das von jeher in China in großer Achtung stand, weil es die vollständigste und umfassendste Verwirklichung der Idee einer guten Regierung durch rein sittliche Mittel ausdrückt. In der chinesischen Uebersetzung des Neuen Testaments wird damit das „Friede auf Erden" wiedergegeben, das die himmlischen Heerschaaren bei der Geburt Jesu sangen. Hung Siu-tsenen wird deßhalb Tai-ping-wang genannt, d. h. König des allgemeinen Friedens, und das Reich, das er gründet und regiert, heißt Tai-ping-kwo (Reich des allgemeinen Friedens). Seit dem Jahr 1851 finden wir auch den Titel Tien-wang (himmlischer König) ihm beigelegt. Es heißt in einer der

Offenbarungen des himmlischen Vaters, welche damals Yang Siu-tsing, von dem wir bald mehr hören werden, empfangen zu haben glaubte: „Ich habe euern Herrn in die Welt gesandt, damit er der Tiēn-wang, der himmlische König, werde.“ Es wird damit nach allgemein chinesischer Anschauung nichts anderes gesagt, als daß Siu-tsеuēn der wahre von Gott berufene und verordnete Herrscher China's, der „König von des Himmels Gnaden“ sei, der das Reich nach den ewigen Gesetzen des Himmels zu regieren beauftragt und fähig ist.

Daß das Haupt der Taipings nach und nach sich mit einem Kreis von obersten Räthen und Kriegsfürsten umgab, welche den Titel Wang (König) annahmen, kann uns nicht befremden. Ist er selbst wahrhaft der von Gott eingesetzte Herrscher China's, der Tiēn-wang, so muß auch sein Hofhalt in altgewohnter chinesischer Weise eingerichtet sein. Zu solchen höchsten Würdeträgern wurden in der Zeit, da Nanking in die Hände der Taipings fiel, zunächst fünf Männer erhoben, die zu den frühesten, begabtesten und entschiedensten Anhängern Siu-tsеuēns gehörten. Unter ihnen wiederum standen obenan seine beiden Jugendfreunde (vergl. S. 310) Yang Siu-tsing, der den Titel „östlicher König“ empfieng, und Siao Tschao-hoey mit dem Titel „westlicher König“. Und hier begegnet uns wieder jene religiöse Gewissenhaftigkeit, mit welcher Siu-tsеuēn alles, was er nach dem Maaß seiner Erleuchtung als heidnische Verirrung erkannte, entschieden von sich weist und verdammt, — eine Gewissenhaftigkeit, die uns mit Achtung und Bewunderung erfüllen muß. In dem von ihm veröffentlichen „Buch der Erklärungen“ nemlich heißt es, daß nur Hoang Schang-ti (d. h. der erhabene höchste Gott) Ti ist, d. h. Gott; die irdischen Souveräne oder Herren (chinesisch: Tschu) werden deßhalb getadelt, daß sie den Titel Ti annehmen (wie es die Kaiser von China von jeher thaten), und es wird der Grundsatz aufgestellt, daß sie nur Wang, d. h. Fürsten oder Könige heißen sollen. Demgemäß heißt es in einem Edikt Siu-tsеuēns vom Ende 1851:

„Der himmlische Vater, der höchste Herr, Hoang Schang-ti, ist der einzige wahre Gott, es giebt keinen andern Gott, als den himmlischen Vater, welcher der höchste Herr, Hoang Schang-ti ist. Er ist allwissend, allmächtig und allgegenwärtig. Es giebt keinen Menschen, der nicht von ihm hervorgebracht und erhalten wird; Er allein ist der Höchste; Er allein ist Ti (Gott). Dem himmlischen Vater und höchsten Herrn gebührt allein der Titel des Höchsten, der Titel Ti. Von

jetzt an sollen uns die Truppen nur mit Herr (Tschu = Souverän) anreden; sie sollen uns nicht den Höchsten nennen, indem sie dadurch wider den himmlischen Vater sündigen.

„Der himmlische Vater ist der heilige (chinesisch: Sching) Vater im Himmel; der himmlische ältere Bruder [Jesus] ist der heilige Herr, der Erlöser der Welt; nur der himmlische Vater und der himmlische ältere Bruder sind heilig. Von jetzt an sollen die Truppen uns nur 'Herr' anreden, sie sollen uns nicht 'heilig' nennen, indem sie dadurch wider den himmlischen Vater und wider den himmlischen älteren Bruder sündigen.

„Der himmlische Vater und höchste Herr ist der Vater (chinesisch: Yay), der Vater der Geister, der Vater der Seelen. Vor etlicher Zeit verordneten wir, daß der erste und zweite Minister nebst den Befehlshabern der Front und der Hinterarmee den Titel 'fürstlicher Vater' (Wang-Yay) tragen sollen. Dieß war ein vorübergehendes Zugeständniß an die falschen Gebräuche der Welt; aber nach der wahren Lehre beurtheilt, ist es eine Sünde wider den himmlischen Vater; Er allein ist Vater."

Damit sind wir aber bereits den eigentlich religiösen Anschauungen der Taipings näher getreten, und es ist Zeit, dieselben, soweit sie sich bis zu dem damaligen Zeitpunkt ausgebildet hatten, nun genauer kennen zu lernen.

---

2. Die neue Lehre.

In der Periode, auf die wir uns hier zunächst beschränken (von der Eroberung Nankings an bis zur Ankunft Hung-yin's im Rebellenlager im Jahr 1858) treten uns zwei Phasen entgegen, welche die religiösen Anschauungen der Taipings durchlaufen haben. Diese Doppelgestalt ist zugleich repräsentirt in den zwei verschiedenen Quellen, aus denen wir dabei zu schöpfen haben, und in den zwei grundverschiedenen Persönlichkeiten, in welchen ihr Ursprung liegt: — wir meinen Siu-tseuēn und seine Schriften, und Yang Siu-tsing und seine sogenannten Offenbarungen.

Hung Siu-tseuēn, der Gründer der Taiping-Lehre und der daraus hervorgehenden national-politischen Bewegung, ist natürlich

die bedeutendste Autorität, und seine Schriften sind deshalb auch die wichtigste Quelle, aus der wir zu schöpfen haben. Er hat, noch ehe seine Sache eine politisch-revolutionäre Richtung nahm, eine Reihe von Abhandlungen, Gedichten und Erklärungen geschrieben, worin er die Hauptgedanken der neuen Lehre niederlegte. Später, als die Bewegung einen politischen Charakter annahm, giengen von ihm Erlasse der verschiedensten Art aus, in denen jedoch mehr nur gelegentlich seine religiösen Anschauungen berührt sind. Ein großer Theil dieser und anderer Schriften kam in Folge der officiellen Besuche, welche (im Jahr 1853 und später) von den Engländern, Franzosen und Amerikanern den Taipings in Nanking abgestattet wurden, schon frühe in den Besitz der Abendländer, und sie dienten insbesondere Herrn Meadows, der als brittischer Dolmetscher mehrere jener Expeditionen begleitete, als Quelle für sein lehrreiches Buch, aus dem wir hauptsächlich hier schöpfen.

In Siu-tsеuēn's Schriften nun ist vor Allem der Umstand sehr beachtenswerth, daß er verhältnißmäßig selten auf seine im Jahr 1837 empfangenen denkwürdigen Visionen zurückkommt; wo er dieß aber thut, da stimmen die Andeutungen und Aeußerungen genau mit dem überein, was Miss. Hamberg einst aus dem Munde Hung-yin's darüber vernommen hatte, und was wir in einem frühern Artikel ausführlicher mittheilten. Ferner ist es bedeutsam, daß Siu-tsеuēn nirgends von neuen Visionen und Offenbarungen redet, die er nach und außer jenen ersten im Jahr 1837 empfangen hätte. Es ist dieß um so bezeichnender, je zahlreicher, maaßloser und überschwenglicher die Gesichte und Offenbarungen sind, deren sich bald die bedeutendsten Anhänger Siu's rühmten. Sollte dieß nicht einer der gewichtigsten Beweisgründe für die Wahrhaftigkeit und Nüchternheit dieses Hauptes der Taiping-Bewegung sein? Selbst auf die Gefahr hin, in den Augen seiner Anhänger an Einfluß, Ansehen und Kredit zu verlieren und durch die andern Führer, die sich so großer und stets wiederkehrender Offenbarungen des Himmels rühmten, in den Schatten gestellt zu werden, — selbst auf diese Gefahr hin bleibt Siu-tsеuēn dabei, daß er nur eine einmalige Hauptoffenbarung, und seitdem keine mehr empfangen habe. Jener Schatten, der dadurch auf ihn fiel, war auch in der That eine Zeitlang so stark, daß mehrere Jahre hindurch unter uns die Meinung war, Hung Siu-tsеuēn sei gar nicht mehr am Leben, und alle Macht und Ehre sei ganz und gar auf die fünf

Könige übergegangen. Gleichwohl blieb Siu in bewunderungswürdiger Bescheidenheit und Selbstbeherrschung dabei, daß er keine neuen Offenbarungen empfangen habe.

Endlich ist in den Schriften dieses bedeutenden Menschen wohl dieß das wichtigste, daß er (eben im Gegensatz gegen die vorgeblichen unmittelbaren Offenbarungen der Andern) bei der Entwicklung der neuen Glaubenslehre sich vorzugsweise und fast ausschließlich auf die heilige Schrift beruft. Es ist bekannt, daß die chinesische Uebersetzung der Bibel schon längst in den Besitz der Taipings gekommen ist, und daß auf Siu's Befehl Tausende von Abdrücken (zunächst des Neuen Testaments) in Nanking veranstaltet und unter den „Gottesverehrern" verbreitet wurden. Es sollen hiezu eine Zeitlang 400 Drucker verwendet worden sein. Noch folgenreicher aber wurde die Anordnung, daß unter der Herrschaft der Taipings an die Stelle der altchinesischen (confuzischen) Literatur als Textbuch bei den Prüfungen für den Staatsdienst die Bibel treten soll. „Diese Anordnung," sagt Meadows mit Recht, „giebt der Sache der Insurgenten eine viel größere welthistorische Bedeutung, als sie bisher zu haben schien; denn von dem weitern Erfolge der Sache wird es dann abhängen, ob künftig in einer blühenden Bevölkerung von 380 Millionen Heiden alle männlichen Individuen vom Kindesalter an bis zum dreißigsten Jahre, soviel ihrer sich dem Studium widmen können, sich eifrig mit Auswendiglernen der Bibel von Anfang bis zu Ende beschäftigen werden oder nicht."

Es ist allerdings wahr und man muß es im Auge behalten, daß Siu-tsenen, indem er die Bibel zur Quelle seiner religiösen Erkenntniß machte, dieselbe nicht von vorne herein mit einem erleuchteten, durch Erziehung und Bildung bereits christlich tingirten Sinn und Geist in ihrem innersten Wesen zu erfassen und zu verstehen im Stande war. „Man muß in Anschlag bringen," sagt derselbe Meadows, „daß dieser Mann mit einer alten und fertigen Bildung an die ihm neue [biblische] Lehre herantrat, mit der höchsten Bildung, die der Chinese kennt, der gründlichen Kenntniß nemlich seiner reichen [einheimischen] Literatur von der ältesten bis auf die neueste Zeit, namentlich des philosophischen Theils derselben, und daß gewisse Ideen und Anschauungen, wie sie darin sich finden, nicht verfehlen konnten, auf die Art der Auffassung der neuen Lehre einen nicht unbedeutenden Einfluß zu üben. Es war natürlich, daß das Christenthum, wie

Siu-tsenen es verstand, durch gewisse bereits vorhandene [heidnische] Grundanschauungen gefärbt und modificirt wurde. . . . Doch fügen wir gleich hinzu, daß der Stifter der neuen Lehre dieselbe keineswegs jenen altchinesischen Ideen gewaltsam anpaßte oder aus den letztern etwas ins Christenthum hineintrug, was [nach seiner Auffassung] dem Geiste desselben zu widersprechen schien. Vielmehr hat er beide Ideenkreise nur da mit einander in Einklang gebracht, wo er eben keinen Widerspruch zwischen beiden zu bemerken glaubte; wo er aber einen Widerspruch zwischen den chinesischen heiligen Büchern und dem Alten und Neuen Testament wahrnimmt, da sucht er entweder durch eine neue Auslegung die ersteren dem letztern zu akkomodiren, oder er verwirft in diesem Punkte die ersteren. Die Bibel ist ihm ein für allemal der höchste Maßstab der Wahrheit, und alles Neue, was er darin findet, nimmt er ohne Weiteres auf. . . . "

Wie weit nun Meadows mit diesen Bemerkungen das Wahre getroffen habe, das wird sich zeigen, wenn wir uns den Inhalt der neuen Lehre, soweit sie uns unmittelbar aus Siu-tsenen's (damaligen) Schriften selbst entgegentritt, näher vergegenwärtigen.

Daß Siu einen einigen persönlichen Gott lehrt, der da ist der Schöpfer Himmels und der Erde, allmächtig, allwissend, allgegenwärtig, der allein Heilige, der Vater und Erhalter aller Menschen und Dinge, geht schon aus den Aeußerungen hervor, welche wir im Vorangehenden aus seinem Munde und aus seinen Schriften vernahmen. Hamberg hat uns folgenden Vers von ihm aufbehalten:

Erhabener höchster Vater im Himmel, du Gott der Nationen,
Du erhältst alle Menschen der Welt mit unendlicher Wohlthat.
In sechs Tagen schufst du das All samt den Bergen und den Meeren,
Schenktest uns Güter, damit wir sie mit einander theilen.
Vater, mit uns bist du innig verwandt. Du vertreibst die Dämonen.
Du gabst dein Gesetz zur Belehrung der unverständigen Völker.
Nachdem du Jesum gesandt hast, sein Leben zur Sühne in den Tod zu geben,
Sandtest du auch Siu-tsenen, zu bezeugen, daß dieses Wahrheit ist.

Damit aber trat Siu der ganzen chinesischen Welt, die weder von einem persönlichen höchsten Gott, noch von einem einigen Gott weiß, mit schneidendem Widerspruch entgegen. Der schärfste Thatbeweis für den Ernst, mit dem er den obersten Grundgedanken festhält: „Gott ist nur Einer, — alle Götter der Heiden aber sind Dämonen, die zu vernichten sind," liegt in der schonungslosen Bilderstürmerei, die den Zug der Taipings durch ganz China charakterisirt.

„Als ich am 26. April 1853," schreibt Meadows, „bei der Silberinsel (nahe bei Nanking) landete, fand ich in den Tempeln nur wenige Priester. Hier trat mir die ungeheure Bedeutung dieses Aufstandes zum ersten Mal verkörpert entgegen. Wie ich nemlich durch die verlassenen Höfe und Hallen der Tempel rasch hindurchgieng, fand ich überall an den Stellen, die gewöhnlich von kolossalen Götzenbildern eingenommen sind, nur Haufen von dem Thon, aus dem dieselben bestanden hatten." — Und so war es überall, wohin die Taipings den Fuß setzten. Wer erinnert sich nicht des Erstaunens, mit welchem im Jahre 1854 alle Welt das Unglaubliche vernahm, daß man auf dem Yang-tse-kiang unzählige Trümmer von Götzenbildern von Nanking her habe herabschwimmen sehen? Freilich, wie weit Siu-tsenen im Stande sei, die Geistigkeit Gottes, wie sie die Bibel lehrt, zu fassen, ist schwer zu sagen. Es ist wahrscheinlich, daß bei ihm die Vorstellung, die er von seinem ersten Traumgesicht her bewahrte, — die Vorstellung Gottes unter der Gestalt eines „Mannes, alt von Tagen, mit goldenem Bart und schwarz gekleidet," die vorherrschende blieb, zumal da auch das Alte Testament den Herrn des Himmels je und je in so menschlicher Erscheinung darstellt. Bei dem Allem hält Siu unverrücklich das Gebot fest: „Du sollst dir von Gott kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen." Wahrhaft erquicklich aber ist es zu sehen, wie Gott ihm überall als der „himmlische Vater" vor Augen steht, zu dem er ein kindliches, mit tiefer Ehrfurcht gepaartes Vertrauen hat, und in dessen Hand und Führung er mit unbedingter Zuversicht alle Angelegenheiten seines Lebens und Berufs legen darf.

Die Lehre von der Dreieinigkeit scheint in mehreren Stellen seiner Bücher deutlich und bestimmt hervorzutreten; ja sie wird in einer Art Glaubensbekenntniß allsonntäglich von den Gemeinden der Gottesverehrer in folgenden Versen wiederholt:

Wir loben und preisen Schang-ti, als den himmlischen heiligen Vater;
Wir loben und preisen Jesus, als den Erlöser der Welt, den heiligen Herrn;
Wir loben und preisen den heiligen Geist, als die heilige Vernunft (Intelligenz);
Wir loben und preisen die drei Personen als den einigen wahren Gott.
Die wahren Lehren sind sicherlich verschieden von den weltlichen Lehren;
Sie erretten des Menschen Seele und führen zu seiner ewigen Seligkeit.
Die Weisen nehmen sie freudig auf als ein Mittel zur Seligkeit;
Die Thoren, wenn sie zur Besinnung kommen, sehen sich durch sie den Weg zum Himmel geöffnet.

Der himmlische Vater, in seiner Güte groß und ohn' Ende,
Verschonte seines ältesten Sohnes nicht, sondern sandte ihn herab in die Welt;
Und er gab sein Leben dahin, um für unsere Missethaten zu büßen.
Wenn die Menschen Buße thun und sich bessern, so werden ihre Seelen fähig werden, in den Himmel zu kommen.

Diese Bekenntnißformel, wie sie bei den Taipings Eingang gefunden hat, zeigt deutlich, wie nahe sich ihre Lehre auch in Betreff der Dreieinigkeit an das allgemeine christliche Bekenntniß anlehnt. „Drei Personen als der einige wahre Gott," — das ist ja der geheimnißvolle Fundamental-Artikel des ganzen christlichen Glaubens. Freilich ist die Art und Weise, wie Siu-tsenēn dieses Mysterium aufzufassen scheint, ohne Zweifel wesentlich verschieden von dem unsrigen. Es tritt dieß namentlich in seiner Lehre von der Person Christi unverkennbar hervor. In dem „Buch der Erklärungen" heißt es, nachdem das Verbot eingeschärft worden, weltliche Herrscher Ti, (d. h. Gott) zu nennen, unter Anderem: „Selbst der Erlöser, der Herr Jesus, welcher der älteste Sohn von Hoang Schang-ti (dem erhabenen höchsten Gott) ist, wird nur Herr (Tschu) genannt. Nun ist im Himmel droben, auf der Erde unten und unter den Menschen Niemand größer als Jesus; wenn nun selbst Jesus nicht Ti (Gott) genannt werden kann, wer darf es wagen, sich vermessener Weise Ti zu nennen?" — Mit dieser Auffassung hängt zusammen, daß Jesus nicht der ein-geborne (nach der Schrift eigentlich der einzig-gezeugte) sondern der erst-gezeugte oder älteste Sohn Gottes genannt wird. Alle diejenigen, welche die wahre Lehre annehmen, sind (allerdings auch nach der heiligen Schrift) Kinder (oder eigentlicher: Söhne) Gottes; demnach ist Jesus nun der „älteste" Sohn Gottes. Und da unter allen übrigen „Söhnen" Gottes Siu-tsenēn der größte ist und am höchsten geehrt ward, indem er im Geiste in den Himmel gerufen wurde und den himmlischen Vater von Angesicht zu Angesicht sah, so kann Siu-tsenēn Jesum seinen „älteren Bruder," sich selbst aber den „jüngeren Bruder Jesu" nennen. Es ist nur ein Grad- und Stufen-Unterschied, kein Unterschied des Wesens. Ist doch auch Siu-tsenēn ausdrücklich vom himmlischen Vater „in die Welt gesandt" worden wie Jesus, — nur mit einer verschiedenen Aufgabe. Die höhere Aufgabe war die, welche der ältere Bruder (Jesus) hatte, weßhalb er auch am höchsten zu ehren ist; aber gleich nach ihm steht der jüngere Bruder (Siu-tsenēn), der wieder seine eigene Auf-

gabe und die derselben entsprechende Ehre hat. Es tritt dieß in jenem Verse Siu's selbst sehr deutlich hervor, wo es heißt:

Nachdem du, himmlischer Vater, Jesum gesandt hast, sein Leben zur Sühne zu geben, Sandtest du auch Siu-tsenen, zu bezeugen, daß dieses die Wahrheit ist.

Man sieht, daß den Taipings die Erkenntniß der ewigen einzigartigen Wesensgleichheit des Sohnes Gottes mit dem Vater abgeht, — ein Mangel, welcher der Haupt- und Grundschaden dieser „Gottesverehrer" ist, und der zur fruchtbaren Quelle der allerfolgenreichsten Irrthümer werden muß.

Es ist unter den gegebenen Umständen nicht zu verwundern, daß bei den Häuptern der Taipings weder eine richtige Einsicht in das Wesen der Sünde, noch in die wahre Bedeutung der durch Christum geschehenen Erlösung sich findet. In ersterer Beziehung finden sich zwar in Siu-tsenens Schriften immer wieder einzelne Aeußerungen, worin er das tiefgewurzelte und allgemeine Verderben der Menschen beklagt; aber es fehlt ihm doch an einer gründlichen Erkenntniß dessen, was unsere kirchliche Lehre auf Grund der heiligen Schrift die Erbsünde nennt; er weiß eigentlich doch nichts von einem Allen von der Geburt her innewohnenden übermächtigen Hang zum Bösen und einer daraus erwachsenden Unfähigkeit, das wahrhaft Gute aus eigener Kraft zu thun. In dieser Beziehung wirkt in ihm die confuzische Lehre, daß von Natur alle Menschen mehr oder weniger gut geboren werden, unverkennbar nach. Das Wesen der Sünde scheint nach seiner Vorstellung sich im Götzendienst, der ihm nichts anders als ein Teufelsdienst ist, zusammenzufassen; denn gegen diesen ist vor Allem der ganze unerbittliche Ernst seines Wirkens gekehrt. Zwar bildet der Dekalog (die zehn Gebote), der fast unverändert in das Fundamentalgesetz der Taipings (das „Buch der himmlischen Vorschriften") aufgenommen ist, die Grundregel für das sittliche Verhalten der Gottesverehrer; doch lassen theils die leisen Veränderungen, die an der Fassung der einzelnen Gebote vorgenommen sind, theils die beigefügten Erklärungen deutlich erkennen, daß Siu-tsenen die heilige Tiefe und den gewaltigen Ernst dieser zehn Worte Gottes nicht zu fassen im Stande ist. Immerhin aber ist durch die allgemeine Verbreitung der zehn Gebote ein Licht auf den Leuchter gestellt, dessen Glanz und Schein scharf absticht gegen die Nacht des chinesischen Heidenthums, und das die Werke der Finsterniß unerbittlich zu strafen im Stande ist.

Wie weit Siu-tseuēn das Wesen der Erlösung durch Christi Tod und Auferstehung zu verstehen vermag, ist aus dem Bisherigen nicht schwer zu errathen. In der oben angeführten Bekenntnißformel finden sich allerdings biblische Ausdrücke (nach Röm. 8.), welche das Wesen dieser Lehre kurz bezeichnen. „Gott hat seines eigenen Sohnes nicht verschont; er hat ihn in die Welt gesandt; er selbst (Jesus) hat freiwillig sein Leben in den Tod gegeben, zur Büßung für unsere Missethaten;“ in diesen Kernworten ist ja die ganze glorreiche Heilsthatsache unserer Versöhnung wieder gegeben. Aber wenn Siu-tseuēn die wahre Gottheit Christi, wie wir sahen, nicht erkennt noch faßt, so fehlt ihm auch der Schlüssel zur Erkenntniß des Wesens der Erlösung. Es sind biblische Worte, die er in sein System aufnimmt, aber es fehlt ihnen der biblische Sinn und Gehalt. Man hat wohl nicht mit Unrecht in dieser Beziehung die Lehre des Siu-tseuēn mit dem Arianismus verglichen.

Uebrigens stellt Siu-tseuēn überall als Bedingung des Seligwerdens den Glauben an die wahre Lehre und einen diesem Glauben gemäßen Wandel fest. Unzählige Stellen in seinen Schriften bezeugen dieß.

Glaube fest an Gott, — am Ende wird die Seligkeit dir werden,
Glaube nicht an Gott; — am Ende kommt bitteres Weinen.

Und wiederum:

Ihr Brüder, fürchtet nichts; Gott sorgt für Alle unzweifelhaft.
Wer wahren Glauben hat, steigt zu der Himmelshalle empor.

Sehr schön ist eine Aeußerung, welche Siu nach einer Unterredung mit Freunden that, welche seine Lehre nicht annehmen wollten: „Wer die wahre Lehre Gottes und Jesu nicht glauben will, ist, wenn auch ein alter Bekannter, doch nicht mein Freund, sondern ein Dämon. Alle aber, welche an die wahre Lehre Gottes und Jesu glauben, sind mir wahre Brüder, wahre Freunde. Die, welche mir nicht glauben, kann ich ja nicht in den Himmel führen; auch können sie mich nicht in die Hölle ziehen; ein Jeder muß seinen eigenen Weg gehen. . . . Ich wünsche, daß Viele in den Himmel kommen, und bedaure, daß sie zur Hölle fahren; deßhalb kann ich ihnen die wahre Lehre nicht vorenthalten.“ Ein andermal sprach er: „Die, welche wahrhaft an Gott glauben, sind Gottes Söhne und Töchter; wo sie auch herkommen, sie kommen vom Himmel; wo sie auch hingehen, sie gehen zum Himmel. Die Verehrer der Dämonen sind Knechte der Dämonen,

zur Stunde der Geburt vom Teufel berückt, zur Stunde des Todes von ihm hinweggeführt." — Von einem Gegner sprach er: „Dieser Mensch hat kein Gewissen; er vergißt der großen Gnade Gottes, übertritt die himmlischen Gebote und verachtet das Verdienst Jesu. Ich bemühe mich angelegentlich, ihn zu belehren, und er hört mich nur mit Leichtsinn an; er ist wirklich von gemeiner Geburt, er ist wahrhaft vom Teufel verstrickt. Das heißt in der That Glück haben, aber es nicht genießen wollen." . . . „Die jetzigen Gelehrten trennen nicht das Wahre vom Falschen, das Verkehrte vom Rechten. Wahrsagerei, Gesichtschauen (Physiognomie), Wind- und Wasserkunst (Geomantie) werden für wahr gehalten, und diese verschiedenen Künste sind nur so viele Erwerbszweige geworden. Die gebildeten Gelehrten, welche mehr Erleuchtung haben, wagen es nicht, die Wahrheit zu bekennen; die weniger Erleuchteten können sie nicht unterscheiden; selbst blind und verkehrt, lehren sie auch verkehrt. Die ganze Welt liegt verstrickt im Netze des Teufels. Sie können nicht loskommen vom Geld und Ehrgeiz; sie suchen ein kurzes Glück, als dauerte es ewig; sie sehnen sich nach weltlichen Sachen, und vergessen was himmlisch ist. Allein indem sie Glück suchen, nehmen sie den Teufel ins Haus; sie denken an den Himmel und fahren zur Hölle; sie wollen Frieden haben und bekommen doch keinen Frieden; sie wollen selig sein und werden doch verdammt. So ist es mit diesem selbstgefälligen, selbstklugen und hochmüthigen Geschlecht, das nur nach Ehre und Reichthum trachtet. Sie meinen, die Götzen verhelfen zu diesem Glück oder der Himmel stehe ihnen bei, und wissen nicht, daß der Himmel auch den Bösen Reichthum und Wohlstand gestattet, die Heiligen aber durch viel Kummer und Sorgen vollendet."

Was den religiösen Kultus betrifft, so findet sich kein eigener Priesterstand bei den Taipings. Dagegen hatte Siu-tseuen von Anfang erkannt, daß, wenn die Anhänger der neuen Lehre fest zusammengehalten und zu einem geordneten wirksamen Körper gebildet werden sollten, bestimmte kirchliche Anordnungen unentbehrlich seien. Demgemäß wurden von ihm regelmäßige sonntägliche Versammlungen angeordnet, wo beiden Geschlechtern verschiedene Plätze angewiesen sind, und wo Gott durch den Gesang eines Liedes gepriesen wird. Eine Ansprache wird gehalten, in welcher die „wahre Lehre" vorgetragen und die „himmlischen Gebote" eingeschärft werden. Sind Leute anwesend, welche ihren Glauben bezeugen und die Taufe begehren, so

wird ihnen dieselbe ohne längeren Vorbereitungsunterricht ertheilt. Doch hat Siu-tseuen eine förmliche Vorschrift veröffentlicht für diejenigen, die zum neuen Glauben übertreten. „Alle Menschen," heißt es darin, „haben die himmlischen Vorschriften [zehn Gebote] verletzt, und die Art und Weise, wie man sich von den hieraus entspringenden verderblichen Folgen befreit, war bisher unbekannt. Wer aber von jetzt an seine Schuld vor dem erhabenen höchsten Gott bereut und sich des Götzendienstes und der Uebertretung der himmlischen Vorschriften enthält, der wird in den Himmel emporsteigen und selig sein in alle Ewigkeit. Wer es nicht thut, wird in die Hölle gestoßen und ewige Qual erleiden. Die, welche Reue fühlen, sollen vor dem Himmel niederknieen und den höchsten Gott bitten, daß er ihnen ihre Schuld vergebe; hiebei können sie sich, wenn sie wollen, einer geschriebenen Formel bedienen. Dann sollen sie den Körper mit Wasser in einem Becken waschen, oder was noch besser ist, in einem Flusse baden. Von da an sollen sie den höchsten Gott Morgens und Abends anbeten, Ihn um Schutz und um die Gabe Seines heiligen Geistes bitten zur Besserung ihrer Herzen, Ihm vor dem Essen danken, am siebenten Tage, dem Tage der Anbetung, Ihn für Seine Güte preisen, zu allen Zeiten die zehn himmlischen Vorschriften befolgen, auf keinen Fall einen von den falschen Göttern anbeten und keine von den Schlechtigkeiten der Welt begehen. So werden sie Söhne und Töchter des höchsten Gottes werden. Im Leben werden sie sich seines Schutzes erfreuen; nach dem Tode werden ihre Seelen in den Himmel emporsteigen und dort ewige Seligkeit genießen. Mögen alle Menschen in der Welt, Chinesen oder Fremde, Männer oder Weiber, nur dieß thun, und sie werden fähig werden, in den Himmel zu kommen."

In Hamberg's Mittheilungen wird das Verfahren bei der Taufe noch näher geschildert. Es war vorgeschrieben, drei Tassen Thee und zwei brennende Lampen auf einen Tisch zu stellen. Dann wurden die Täuflinge gefragt, ob sie versprechen wollten keine bösen Geister anzubeten, nichts Böses zu thun und die zehn himmlischen Gebote zu halten. Darauf wurde ein Sündenbekenntniß im Namen des Täuflings geschrieben und verbrannt, womit die Ueberreichung desselben an Gott bezeichnet werden sollte. Nachher knieeten alle nieder, und Jedem ward eine Schale Wassers aus einem großen Gefäß über das Haupt gegossen mit den Worten: „Reinigung der begangenen Sünden, Erneuerung und Wiedergeburt." Wieder aufgestanden, tranken

sie gewöhnlich von dem Thee oder Wasser, wuschen auch die Brust und die Herzgegend, um die innere Reinigung ihres Herzens anzudeuten. Zum Schluß wurden den Täuflingen die erforderlichen Gebetsformeln übergeben, welche sie Morgens, Abends und beim Essen zu sprechen haben.

Da es nicht uninteressant ist, diese Gebete kennen zu lernen, wie sie noch jetzt allgemein bei den Taipings gebräuchlich sind, so fügen wir sie hier bei. Das vorgeschriebene Morgen- und Abendgebet lautet also: „Ich, Dein unwürdiger Sohn (oder Tochter), der ich am Boden kniee, bitte Dich, den großen Gott, unsern himmlischen Vater, daß Du mir Deinen gnädigen Schutz gewähren und fortwährend mir Deinen heiligen Geist verleihen wollest, damit er mein böses Herz umändere und mich nie mehr durch dämonische Einflüsse betrogen werden lasse. Sieh' mich aber stets in Gnaden an und erlöse mich auf immer von dem Bösen (dem Teufel) durch die Verdienste unsres Heilandes und himmlischen Bruders, der uns von der Sünde erlöst hat. Auch bitte ich Dich, den großen Gott, unsern Vater im Himmel, daß Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Schaue herab und erhöre diese meine Bitte, — das ist meines Herzens aufrichtiges Begehren."

Das vorgeschriebene Tischgebet lautet also: „Wir danken Dir, o Gott, unser himmlischer Vater, und bitten Dich, Du wollest uns mit der täglichen Nahrung und Kleidung segnen, uns vor Unglück und Schaden bewahren, und uns helfen, daß unsre Seelen in den Himmel kommen." — Endlich lautet die allgemeine Lobpreisung (Doxologie) folgender Maßen: „Wir preisen Gott, unsern heiligen und himmlischen Vater; wir preisen Jesum, den heiligen Herrn und Erlöser der Welt; wir preisen den heiligen Geist, die heilige Intelligenz. Wir preisen die drei Personen, welche vereinigt den Einen wahren Gott ausmachen."

Diese Gebete werden bei den Hausandachten der Taipings sehr regelmäßig und pflichtgetreu gesprochen. Beim Gebet selbst knieen Alle nieder, gegen die Oeffnung des Zimmers gerichtet, durch welche das Licht herein kommt. Dabei haben sie gewöhnlich die Augen geschlossen, und Einer spricht im Namen aller Anwesenden das Gebet. Bei feierlichen Anlässen, z. B. Heirathen, Begräbnissen, am Neujahr ꝛc., werden Opferthiere geschlachtet und nachher verzehrt. „Es unterliegt wohl keinem Zweifel," sagt Hamberg, „daß Siu-tsenën wohl weiß,

daß die christliche Kirche jetzt keine derartigen Opfer mehr darbringt; aber weil er solche sowohl in den alten chinesischen Büchern, als im Alten Testament vorfand, und weil er dem Bedürfniß der rohen ungebildeten Menge entsprechen zu müssen glaubte, so führte er Anfangs die Opfer ein, um dann später, wenn die äußeren Verhältnisse nicht mehr zu solchen Anbequemungen nöthigten, diese Misbräuche wieder abzuschaffen." [?]

Was endlich das heilige Abendmahl betrifft, so ist von einer Feier desselben bei den Taipings nirgends die Rede.

Für das sittliche Verhalten seiner Anhänger hat Siu-tseuēn strenge Vorschriften gegeben. Wein, Tabak und vor Allem der Genuß des Opiums sind streng verboten, letzterer bei Todesstrafe. Ein Vers von Siu-tseuēn sagt:

> Die Opiumpfeife ist eine Waffe, man schlägt sich selbst damit.
> Wie viele Helden liegen davon erschlagen auf hohem Lager.

Spiele mit Karten und Würfeln, bei den Chinesen so allgemein und so beliebt, sind nicht geduldet. Ungebundener Verkehr zwischen beiden Geschlechtern ist streng untersagt; Ehebruch wird mit dem Tode bestraft. Selbst in den eroberten Städten, wo die Taipings unbedingt über Eigenthum und Personen verfügen, kamen in Betreff fleischlicher Versündigungen selten Klagen vor, und wo sie etwa zur Kunde der Häupter gelangten, wurden sie unerbittlich mit dem Tode bestraft. „Selbst ihre Feinde sprechen in Ausdrücken des Staunens, wo nicht der Achtung von ihrer Keuschheit." Dagegen ist es eine bedenkliche Thatsache, daß Siu-tseuēn nicht nur seinen Anhängern die Vielweiberei freigegeben, sondern selbst auch eine Mehrzahl von Weibern genommen hat. Man mag ihn darin ebenso, wie bei der Beibehaltung der Thieropfer, theils mit der uralten chinesischen Sitte und mit der Herzenshärtigkeit des Volkes, theils mit der Hinweisung auf die vielen Fälle von Polygamie bei den edelsten Männer Gottes im Alten Testament entschuldigen; haben doch manche (anglikanische) Bischöfe sich dahin erklärt, daß in der Heidenmission von den bekehrten Eingebornen nicht als unerläßliche Bedingung der Taufe dürfe gefordert werden, daß sie alle ihre Frauen bis auf Eine entlassen müssen. Allein wer den ganzen Umfang des Schadens kennt, der unausweichlich mit der Polygamie verbunden ist, der kann schon in diesem einen Punkte den Keim unabsehbarer Verirrung und Verderbniß für die Zukunft der Taipings unschwer erkennen.

Damit sind wir aber schon den mancherlei bedenklichen Verirrungen näher gerückt, die sich in diese ganze Bewegung, wie gar nicht anders zu erwarten war, eingeschlichen und derselben angehängt haben. Wir müssen sie genauer kennen lernen.

---

3. Die aufkommenden Schwarmgeister.

Nichts ist ansteckender, als die Sucht nach Visionen und übernatürlichen Offenbarungen. Die Geschichte der christlichen Kirche selbst zeigt dieß in allen ihren Perioden; und sogar unsre gegenwärtige nüchterne und materielle Zeit hat es auf eine erschreckende Weise bestätigt. Die rasche Verbreitung des dämonischen Aberglaubens an Tischrücken, Geisterklopfen ꝛc. ist ein Zeugniß dafür. Auch im Alten Bunde stellte sich den wahren Propheten überall die Menge der falschen Propheten zur Seite. Es ist der natürliche Hochmuth des menschlichen Herzens, der durch eigenes trügerisches Machen das an sich reißen will, was ihm auf ordentlichem heiligem Wege versagt ist. Dieselbe Erfahrung konnte auch in den Kreisen, die sich um Siu-tseuēn sammelten, nicht ausbleiben. Wenn Siu des hohen Vorrechts göttlicher Offenbarung gewürdigt war, warum sollte er dasselbe allein, und nicht auch ein Anderer genießen? „Redet denn der Herr allein durch Mose? Redet Er nicht auch durch uns?" so hieß es auch jetzt.

Schon in der frühesten Zeit, noch ehe die Bewegung einen politisch-militärischen Charakter annahm, zeigten sich bedenkliche Erscheinungen dieser Art. „Es geschah hie und da," heißt es in Hamberg's Bericht, „daß der eine oder andere von den Brüdern während des Gebets vom Geist ergriffen wurde und in eine Art von Entzückung verfiel. Besonders merkwürdig ist, was man von Yang Siu-tsing erzählt. Er soll früher ein sehr armer Mann gewesen sein, schloß sich aber mit großem Eifer den Gottesverehrern an. Als er nun einmal in der Versammlung war, verlor er plötzlich die Sprache und blieb für etwa zwei Monate stumm; nachher aber erhielt er den Gebrauch der Zunge wieder und gerieth öfters in ekstatische Zustände, wobei er zu Boden fiel und sein ganzer Körper von Schweiß bedeckt ward. In solchen Entzückungen, bei denen er alles Selbstbewußtsein verlor, redete er im Namen des himmlischen Vaters, bestrafte die Anwesenden, nannte sogar die Leute bei Namen, ermahnte sie zur

Gottesfurcht und redlichem Wandel, oder gab Befehl, was sie thun sollten, oder weissagte, was hernach sich begeben würde. Seine Reden machten gewöhnlich einen gewaltigen Eindruck auf die Anwesenden." Ebenso erzählt Hamberg von einem andern der Hauptanhänger Siu-tsuēn's, von Siao Tschao-hoey (oder kwui), welcher gleichfalls jeweilen in solche ekstatische Zustände fiel und dann im Namen Jesu, des himmlischen Bruders, redete. „Seine Worte," fügt Hamberg hinzu, „waren gewöhnlich milder und hatten nicht das Herbe von Yang's Reden. Man erzählt auch von wunderbaren Heilungen verschiedener Krankheiten, von wunderbarer Hülfe im Kriege ꝛc."

Diesen beiden Männern, die nachmals als Könige (Yang als der östliche, Siao als der westliche) eine so bedeutende, zum Theil verhängnißvolle Rolle im Lager der Taipings gespielt haben, werden wir noch öfters begegnen. Sie eröffneten durch ihren Vorgang einem immer bedenklicher um sich greifenden Unwesen Thür und Thor. Die Sucht nach Visionen, Offenbarungen und Entzückungen griff wie eine Seuche um sich. Schon im Jahr 1849 erfuhr Siu-tsuēn, der damals in der Provinz Kwang-si sich befand, „daß in Kanton einige sehr merkwürdige Ereignisse unter der Gemeinde der Gottesverehrer stattfänden, — Dinge, die unter den Mitgliedern Verwirrung und Zwietracht erzeugten. Es kam nemlich immer häufiger vor, daß einer und der Andere mitten im allgemeinen Gebet in einen ekstatischen Zustand verfiel und in demselben Worte der Ermahnung, des Tadels und der Weissagung aussprach. Oft waren die Worte unverständlich und meist in Rythmen gefaßt. Einer hatte sogar gegen die 'Jesuslehre' gesprochen und führte manche aus der Gemeinde irre. Die Gemeinde-Mitglieder zeichneten nun die merkwürdigeren unter diesen Aussprüchen auf und legten sie dem Siu-tsuēn zur Prüfung vor." Und hier tritt uns die Nüchternheit dieses Stifters und Führers der Bewegung wieder auf eine denkwürdige Weise entgegen. „Er beurtheilte," heißt es im Bericht weiter, „die Reden nach ihrem Inhalt, und erklärte, daß sie theils wahr, theils irrig und falsch, 'theils von Gott, theils vom Teufel' seien. Insbesondere wurde der Mann, der gegen die Lehre Jesu gesprochen, aus der Gemeinde ausgestoßen und seine Worte für 'Eingebungen des Teufels' erklärt." (Neumark S. 60 f.)

Auf Yang Siu-tsing und Siao Tschao-hoey hielt Siu-tsuēn lange Zeit große Stücke und bezeichnete ihre Ausdrücke als

„wahr" und „von Gott" kommend. Doch muß sein nüchterner Geist von Anfang an sich nicht ganz wohl bei diesen Dingen, namentlich bei den immer stärker hervortretenden Extravaganzen Yang's, gefühlt haben. Er duldete es eher, als daß er es von Herzen gut hieß, wenn Yang (schon im April 1848) in einer seiner Ekstasen erklärte, „daß unser himmlischer Vater und höchster Herr in die Welt herabkam und entfaltete unzählige Wunder und Kräfte... Im Oktober desselben Jahres kam unser himmlischer älterer Bruder Jesus Christus herab in die Welt und verrichtete ebenfalls viele Wunder ꝛc..." Am 19. April 1851 sprach der himmlische Vater durch Yang zu der Menge: „O meine Kinder, kennet ihr euren himmlischen Vater und euern älteren himmlischen Bruder? Worauf sie Alle antworteten: Wir kennen unsern himmlischen Vater und unsern himmlischen älteren Bruder. Darauf sprach der himmlische Vater: Kennet ihr euern Herrn [d. h. den Siu-tsenen] und kennet ihr ihn wahrhaft? Worauf sie Alle antworteten: Wir kennen unsern Herrn vollkommen. Der himmlische Vater sagte: Ich habe euern Herrn in die Welt gesandt, auf daß er der himmlische König werde. Jedes Wort, das er ausspricht, ist ein himmlisches Gebot. Ihr müßt gehorsam sein; ihr müßt eurem Herrn wahrhaft beistehen und euern König ehren; ihr dürft nicht gesetzwidrig handeln und unehrerbietig sein. Wenn ihr nicht euern König und Herrn ehret, so wird Jeder von euch in Noth gerathen." — Wahrlich, solche Sprache finden wir bei Siu-tsenen selbst nicht.

Etwas milder und nüchterner lauten die Aussprüche Siao Tschao-hoey's, wovon Folgendes ein Beispiel ist. Am 23. April 1851 „redete der himmlische ältere Bruder, der Heiland Jesus, die Menge also an: 'O meine jüngeren Brüder, ihr müßt die himmlischen Gebote beobachten, den Befehlen, die man euch giebt, gehorchen, und im Frieden unter einander leben. Wenn ein Vorgesetzter im Unrecht und ein Untergebener theilweise im Recht ist, oder umgekehrt.., so müßt ihr nicht um eines einzigen Wortes willen die Sache zur Klage bringen und Streit und Feindschaft hegen. Ihr sollt dessen pflegen, was gut ist, und euern Wandel reinigen; auch sollt ihr nicht in die Dörfer gehen, um euch das Eigenthum der Leute zuzueignen. Wenn ihr in Reih und Glied tretet, um zu kämpfen, so müßt ihr euch nicht zurückziehen. Wenn ihr Geld habt, müßt ihr es bekannt machen und es nicht als euer alleiniges Eigenthum betrachten.

Ihr müßt mit vereinter Kraft und Seele die Hügel und Flüsse erobern. Ihr müßt den Weg zum Himmel aufsuchen und darauf wandeln. Wenn auch jetzt das Werk schwer und mühsam ist, so werdet ihr doch nach und nach zu hohen Aemtern gelangen. Wenn ihr nach empfangener Belehrung dennoch des Himmels Gebote brechen, die euch gegebenen Befehle mißachten, euern Offizieren nicht gehorchen oder euch [im Kampf] zurückziehen würdet, dann wundert euch nicht, daß ich, euer älterer Bruder, Befehle erlasse, daß man euch — hinrichte!'"

Es ist höchst lehrreich, an Yang Siu-tsing, nachdem er einmal den Weg der Nüchternheit verlassen hatte, den überaus raschen Verlauf der Entartung bis zur widerwärtigsten Verzerrung zu beobachten. Wenn er Anfangs noch zunächst nur zu Gunsten Siu-tsenen's, des Hauptes der Taipings, die sinnlose Forderung aufstellte, daß man „jedes Wort, das er ausspreche, als ein himmlisches Gebot" ansehe, so war nur ein kleiner Schritt bis zu der Anmaßung, daß man auch ihn selbst, diesen Yang, als den Mund Gottes betrachte. Und das blieb auch nicht lange aus. Yang hatte im Neuen Testament von dem „Tröster, dem heiligen Geist," gelesen, den der Vater senden und der die Gläubigen in alle Wahrheit leiten werde. Diese Weissagung griff er auf, und erklärte sich selbst für diesen verheißenen und nun erschienenen Tröster, den heiligen Geist. Dabei gieng er so weit, daß er in der oben mitgetheilten Dorologie, welche bei allen Gottesdiensten gesprochen werden mußte, die zwei letzten Zeilen, welche den heiligen Geist und die drei Personen preisen, auf eigene Verantwortung wegzulassen und dafür andere zu setzen befahl, in denen die fünf Könige der Taiping-Armee gepriesen werden, und obenan Yang selbst, als „der östliche König, der heilige Geist". Siu-tsenen selbst wird darin mit keinem Wort erwähnt, — ein Umstand, der in überaus günstiger Weise für diesen, im Ganzen nüchternen und besonnenen Mann zeugt. Die Folge dieser kecken Anmaßung und heillosen Verwirrung von Seiten Yang's mußte sich bald in manigfacher Weise herausstellen. Es war vor Allem natürlich, daß dieser Irrgeist sich allmählig dem Haupte der ganzen Bewegung gleichzustellen, ja überzuordnen und Alles in seine Hände zu bekommen versuchte. Ein seltsamer Vorgang, der uns aus jener Zeit berichtet wird, giebt darüber ein lehrreiches Licht.

Yang hatte eines Tages zwei der obersten Führer oder Könige

und andere Würdeträger der Taipings bei sich versammelt und mit ihnen in fast oberherrlicher Weise Berathung gepflogen. Nachdem er sie entlassen, verfiel er in eine Entzückung, worin er Befehle von dem himmlischen Vater empfieng. Sie lauteten dahin, daß er „an den Hof" gehen und den himmlischen Fürsten (Siu-tsʻeuēn) zur Rede stellen solle wegen gewisser strenger und harter Anordnungen, die derselbe gegen einige Frauen bei Hofe erlassen habe, und dann wegen allzugroßer Nachsicht gegen seinen Sohn, den Thronerben. Es war dieß, soviel uns bekannt ist, der erste Versuch auf Seiten Yang's, sich selbst zum Richter über Siu-tsʻeuēn aufzuwerfen. Er läßt sich sonach in einer Sänfte nach dem Palast des himmlischen Fürsten tragen, wo er, in der Audienzhalle am Außenthor angekommen, den letzteren herausrufen läßt. Derselbe erscheint auf der Stelle (wie der offenbar von Yang selbst herstammende Bericht sagt) und beugt seine Kniee vor dem himmlischen Vater, d. h. vor Yang, als dem Organ desselben, um seine Befehle zu empfangen. Dieser macht nun von seiner Sänfte aus dem himmlischen Fürsten bittere Vorwürfe und erklärt, er müsse eine Strafe von vierzig Streichen erhalten. Einer der anwesenden Könige und andere Würdeträger werfen sich zur Erde, bitten mit Thränen, daß ihrem Herrn die Strafe erlassen werde, und erbieten sich, die Schläge auf sich zu nehmen. Siu-tsʻeuēn aber weist sie zurück und wirft sich nieder, um die Strafe in Empfang zu nehmen. Nun aber erläßt ihm der himmlische Vater mit Rücksicht auf seine schnelle Unterwerfung die Strafe, befiehlt ihm aber die empfangenen Vorwürfe zu Herzen zu nehmen und sich genau nach den weiteren Instruktionen zu richten, die ihm der östliche Fürst (Yang) geben werde. Der Bericht redet dann weiter von der „großen Zerknirschung" Siu-tsʻeuēn's, und von dem Eifer, mit welchem er „die Weisheit Yang's" gepriesen habe. Auch habe er die weiteren Instruktionen desselben „mit Ehrfurcht" angehört, unter denen die wichtigste wohl die war, daß Siu-tsʻeuēn künftig alle wichtigeren Anordnungen, ehe sie zur Ausführung kämen, der sorgfältigen Prüfung des östlichen Fürsten (Yang) zu unterbreiten habe. Damit sei der himmlische Fürst (Siu) einverstanden gewesen. Zwei Tage nachher begiebt sich Yang abermals an den Hof, wiederholt im Namen des himmlischen Vaters seine früheren Weisungen und ordnet dann an, daß das alte chinesische Reichs-Emblem, der kaiserliche Drache, auch als Reichszeichen der Taipings aufgenommen werden solle. Der himm-

lische Fürst, fügt Yang hinzu, habe zwar früher alle Drachen für Dämonen erklärt;*) er aber (Yang) sei der Ansicht, daß mit dem National-Emblem eine Ausnahme zu machen sei. Dazu habe der himmlische Fürst dann auch seine Zustimmung gegeben, und es sei Allen klar geworden, daß Yang Niemand anders sei, als der verheißene „Tröster, der heilige Geist".

Es ist unschwer zu erkennen, daß der Urheber dieses Berichts entweder Yang selbst oder einer seiner fanatischen Anhänger ist. Denn wenn auch nicht die spätere Geschichte es unwidersprechlich bewiese, daß Siu-tsenen nur mit dem äußersten Widerwillen und mit steigendem Gram diese zügellosen und Alles gefährdenden Ausschreitungen des östlichen Fürsten betrachtete, so müssen wir dieß doch schon aus dem ganzen Charakter Siu's mit Zuversicht schließen. Er fühlte, daß eine schwere unheimliche Gewitterschwüle über das ganze Unternehmen, das so glorreich begonnen, sich lagere, und daß entweder die Sache untergehen oder aber durch eine ebenso furchtbare als heilsame Krise sich reinigen müsse.

Yang geberdete sich immer übermüthiger und sinnloser. Auf der einen Seite führte er Lehren ein, welche an die Stelle des aufgegebenen altchinesischen Heidenthums nur einen viel gräulicheren Aberglauben setzten, wie z. B. daß der himmlische Vater, sowie der ältere himmlische Bruder (Jesus), jeder eine Frau habe, und jeder zugleich eine Familie von Söhnen und Töchtern, welche die Enkel Gottes des Vaters seien ꝛc. Auf der andern Seite drängte er durch Gewaltthätigkeit und Uebermuth immer mehr den Siu-tsenen in den Hintergrund, gab von sich aus Befehle, welche absoluten Gehorsam forderten, und strafte mit blutiger Grausamkeit jeden Schein des Widerspruchs. Dazu kamen großartige militärische Erfolge. Unter der Leitung des fanatischen und ungewöhnlich kriegstüchtigen Yang, sowie anderer Generale, wurden große Expeditionen nach Westen und Süden unternommen; die kaiserlichen Armeen wurden wieder und wieder geschlagen, die bedeutendsten Städte erobert und besetzt und die früher durchzogenen, aber nicht bleibend unterworfenen Provinzen nun förmlich

*) Es ist bekannt, wie enge das Bild des Drachen mit dem chinesischen Götzendienst und Volksaberglauben verwoben ist. „Die Chinesen haben unter ihren Naturgöttern diesem fabelhaften Thiere eine Hauptstelle angewiesen," sagt Miss. Lechler. Vergl. Miss. Mag. 1859 S. 176.

unter die Herrschaft der Taiping-Dynastie gebeugt. Es war die Zeit, wo auch im tiefsten Süden des Reichs, in den Provinzen Kwangtung und Kwang-si, dieser Wiege der Taiping-Bewegung, eine furchtbare Rebellion (ohne engeren Zusammenhang mit den Taipings, doch in der Hoffnung, mit diesen gemeinschaftliche Sache machen zu können) ausbrach und die ohnehin tiefgeschwächte kaiserliche Macht vollends zu ruiniren drohte. Diese südliche Rebellen-Armee, die zu Wasser und zu Land die wichtigsten Plätze um die Hauptstadt Kanton her durch rasche Ueberfälle erstürmte und ausplünderte, und die endlich Kanton selbst bedrohte, wurde zwar durch den berüchtigten kaiserlichen Ober-Commissär Yeh, den nachmaligen Gefangenen der Engländer, besiegt und mit unerhörter Grausamkeit vernichtet; allein durch alle diese Anstrengungen war der kaiserliche Staatsschatz bis auf den Grund erschöpft und die Regierungstruppen aufs äußerste decimirt worden. Dazu kamen Heuschreckenschwärme, welche die fruchtbarsten Provinzen verwüsteten, Hungersnoth, an welcher Tausende und Zehntausende erlagen, Ueberschwemmungen und Erdbeben, welche den Jammer vollständig machten. Die Steuern giengen selbst in denjenigen Gegenden nicht mehr ein, die von den Taipings oder den südlichen Rebellen nicht besetzt waren, und wie ein Zeitungsbericht aus jener Zeit (1856) sagt, „das Papiergeld und die Eisenmünze, welche die verarmte Regierung statt des Silbers in Umlauf zu setzen sucht, wird nicht angenommen." Was Wunder, wenn der fanatische Taiping-König Yang unter solchen Umständen reiche Ernte hielt und außerordentliche Erfolge errang?

Es ist dieß aber auch dieselbe Zeit, wo Hung Siu-tsheuēn, dieses eigentliche Haupt der Bewegung, gänzlich in den Hintergrund trat, und wo in den öffentlichen Blättern mehr und mehr der Zweifel auftauchte und Raum gewann, ob er überhaupt noch am Leben sei. Er war allerdings noch am Leben, aber unter der unheimlichen Wucht des Uebermuths, mit welchem Yang, der östliche Fürst, alle Macht an sich riß, wußte Siu-tsheuēn nichts Weiseres zu thun, als in die Stille seines Palastes in Nanking sich zurückzuziehen und sich in der Verborgenheit mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, bis dieselbe göttliche Vorsehung, die ihn an die Spitze der Bewegung gerufen, den unheimlichen Bann lösen würde.

4. Die Entladung des Gewitters.

Es war eine kritische, verhängnißvolle Zeit. Wäre die ganze Sache Siu-tsеuēn's und seines Anhangs blos aus Menschen gewesen, sie hätte an diesem Schaden, der aus Yang's verwirrenden und zerstörenden Eingriffen erwuchs, zu Grunde gehen müssen. Aber wir erkennen an der furchtbaren, gewitterartig einschlagenden Krise, die nun eintrat, noch mehr aber an dem Umstand, daß unmittelbar hernach, wie durch ein Wunder, ein neues reformatorisches, heilsam wirkendes Element in der Person des Hung-yin bei den Taipings sich einfand, — an diesem doppelten Ereigniß erkennen wir ein neues Zeichen, daß diese Bewegung nicht blos aus Menschen ist. Wer die Geschichte der deutschen Reformation kennt, findet dort eine ähnliche Erscheinung in dem Auftreten der wahnwitzigen Wiedertäufer in Münster, in der Gefahr, die daraus für die ganze Sache der Reformation erwuchs, und in ihrem grausigen Untergang (1534). Vernehmen wir den Verlauf der Dinge, wie die Zeitungen sie uns berichtet haben.

Schon unter dem 30. Dez. 1856 berichtet der North China Herald: „Aus dem Innern vernimmt man wenig Zuverläßiges. Ein ziemlich beglaubigtes Gerücht meldet, der Fürst Schi Tah-kai (der sogenannte Hülfsfürst) habe, mit einer Armee von 40,000 Mann von den Gränzen der Provinz Kwang-si [wo er den südlichen Rebellen die Hand bieten wollte] zurückkehrend, den nördlichen König Wei-tsching ergriffen und getödtet, weil Letzterer den östlichen Fürsten Yang Siu-tsing umgebracht habe. Bestätigt sich dieß, und ist Siu-tsеuēn noch am Leben, so kann er mit Hülfe der andern Chefs nunmehr wohl eine verständigere Politik entfalten oder wenigstens versöhnlichere und minder grausame Maßregeln ins Werk setzen."

Diese erste Nachricht hat sich in ihrer ganzen furchtbaren Wahrheit bald darauf bestätigt. Die Post vom 30. Januar 1857 brachte nähere Details über jene Vorgänge und zwar aus dem Munde dreier Männer, die seit dem Frühling 1856 in der Armee der Taipings gedient hatten, aber in Folge der blutigen Ereignisse, wovon sie Augenzeugen waren, nach Schang-hai entflohen, wo sie Folgendes aussagten: — „Der unter dem Titel 'König des Ostens' bekannte hohe Würdenträger Yang, derselbe, der schon seit längerer Zeit durch seine göttlichen Offenbarungen faktisch die erste und einflußreichste Rolle bei den

Taipings spielte, wollte nun auch dem Titel nach zum Oberhaupt derselben sich machen und zettelte zu dem Ende ein Komplott gegen den 'himmlischen Fürsten' [Siu-tsеuēn] an, wobei es auf dessen Ermordung abgesehen war. Dieß ward indessen verrathen, und Siu-tsеuēn verlor keinen Augenblick, seinen zweiten höchsten Beamten, den nördlichen König, Namens Wei-tsching, insgeheim zu beauftragen, den östlichen König [Yang] samt seinem Anhang aus dem Wege zu räumen. Dieser Befehl ward in umfassender [und wohl die Absicht Siu's weit überschreitender] Weise ausgeführt. Wei besetzte zur Nachtzeit den Palast des östlichen Königs. Ehe der Morgen graute, waren sämmtliche Bewohner des Palastes, Männer, Weiber und Kinder, niedergemetzelt. Als diese Blutthat in der Stadt ruchbar wurde, ließ Siu-tsеuēn das Gerücht verbreiten,*) Wei habe seine Befehle überschritten, und verurtheilte ihn nebst seinen Offizieren zur Bastonade (Prügelstrafe auf die Fußsohlen).

Das Urtheil wurde auch aufs strengste vollzogen. Darauf forderte der 'Hülfsfürst', welcher sich damals in der Provinz Ngan-hai befand, den Kopf des unglücklichen Wei, und erhielt ihn in einer Kiste nebst einigen Köpfen der Offiziere des Wei zugeschickt. Auch die Soldaten Wei's mußten ihre Anhänglichkeit an ihren Führer mit dem Leben büßen. Ihre Zahl belief sich auf mehr als 30,000, welche sämmtlich geschlachtet wurden.**) Drei Monate lang währte dieses

---

*) Es ist dieß wahrscheinlich eine falsche Auffassung der drei Berichterstatter. Ohne Zweifel gieng Wei wirklich viel weiter in der Grausamkeit, als Siu angeordnet und beabsichtigt hatte. Dafür zeugt die furchtbare Strafe, welche über Wei verhängt ward, — eine Strafe, die unter den bedenklichen Umständen jener Tage ein Wahnsinn gewesen wäre, wenn Siu nicht wirklich, im Vertrauen auf seine gute Sache und selbst auf die Gefahr hin, seine persönliche Stellung noch mehr zu gefährden, Gerechtigkeit höher angeschlagen hätte, als bloße Convenienz. Wei's grausames Verfahren aber ist ein anschauliches Beispiel von der Verwilderung, welche unter Yang's Regiment nach und nach eingerissen war.

Anm. des Herausgebers.

**) Es ist dieß sicherlich eine unrichtige Darstellung der Sachlage. Die Krise, welche zum Ausbruch gekommen war, mußte das Kriegslager der Taipings in zwei Faktionen spalten, die nun ihre Waffen gegen einander kehrten. Die Niedermetzelung von 30,000 bewaffneten Männern kann nicht die kalte leidenschaftslose Ausführung eines von Oben kommenden Befehls, sondern nur das Ergebniß eines furchtbaren Parteikampfes gewesen sein, der mit dem Sieg der Sache Siu-tsеuen's endigte. Anm. d. Herausg.

Morden; Leichen wurden auf Leichen gehäuft, und nachdem das Blutbad geendet, zog Siu-tseuēn alle Habe der Gemordeten ein und ließ dann auch Yang's Palast verwüsten. Als jene drei Flüchtlinge [die Berichterstatter] die Stadt Nanking verließen, gieng das Gerücht, der erwähnte Hülfsfürst Schih Tah-kai suche den Siu-tseuēn zu stürzen, und das Komplott solle binnen drei Tagen zur Ausführung kommen; auch hörten sie, als sie die Stadt in nicht sehr großer Entfernung hinter sich hatten, in der Richtung dahin eine starke Kanonade."

So lautet der Bericht, den die Flüchtlinge zu geben im Stande waren. Genauere Nachrichten über diese blutigen Vorgänge sind uns nicht zugänglich geworden, obwohl sich Alles in der Hauptsache bestätigt hat. Merkwürdig aber ist, daß dieselbe Post folgende Mittheilungen brachte: — „Der Aufstand im Süden [die südliche Rebellion, die in keiner näheren Beziehung zu den Taipings stand] greift immer weiter um sich. Die Hauptstadt Peking ist in der Auflösung begriffen. Aus den insurgirten Provinzen gehen keine Abgaben ein... Der Hof zu Peking ist rathlos. Demoralisation und Bestechlichkeit haben den höchsten Grad erreicht." Wir nennen das Zusammentreffen dieser Nachricht mit der vorangehenden „merkwürdig". Denn hätten die Kaiserlichen in dem verhängnißvollen Augenblick, wo die Taipings selbst unter sich im Kampfe lagen, freie Hand gehabt und sich mit ihrer ganzen Macht auf Nanking geworfen, so wäre unfehlbar die Sache Siu-tseuēn's verloren gewesen. Aber während jenes furchtbare Gewitter über das Lager der Taipings sich entlud und eine innere Feuersbrunst Alles zu verzehren drohte, hielt die Hand Gottes die äußeren Feinde ferne und ließ nicht zu, daß sie diesen einzig günstigen, nie wiederkehrenden Augenblick für sich benützen sollten. Ja, diese innere Kalamität mußte vielmehr dazu dienen, die schwüle Atmosphäre zu reinigen und die Kraft der Taiping-Bewegung mächtig und nachhaltig zu erfrischen.

Zwar concentrirte sich bald hernach ein bedeutendes Mandschu-Heer in der Nähe von Nanking, während die zahlreiche kaiserliche Flotte den Fluß sperrte und die Zufuhr abschnitt. Ja, mit dem Ende des Jahres 1857 gelang es den Kaiserlichen, die zwei bedeutendsten Städte im Osten von Nanking, nemlich Tschin-kiang, welches die Mündungen des Yang-tse-kiang beherrscht und gewissermaßen den Hafen von Nanking bildet, und Kwa-tschau, das auf der Nordseite des Flusses liegt, zu erobern. Der Times-Correspondent schrieb

darüber aus China: „Tschin-kiang und Kwa-tschau ist, wie wir eben vernehmen, von den Kaiserlichen genommen worden. Am 27. Dez. 1857 fand nach längerer Belagerung ein allgemeiner Angriff auf Tschin-kiang statt unter der Führung des chinesischen Generals Tschang-kwo-liang. Dieser drang von Süden her in die Stadt ein. Die Truppen verbreiteten sich dann über den ganzen Platz und steckten die Wohnungen an 14 oder 15 verschiedenen Punkten zugleich in Brand. Wer ihnen in die Hände fiel, gleichviel ob Feind oder Freund, Taiping oder alteingesessene Bewohner der Stadt, Männer oder Frauen, Alles ward niedergemacht, im Ganzen etwa 6000 Personen. — Am folgenden Tag (den 29. Dez.) setzte der General mit seinen Truppen nach Kwa-tschau über, das auf der gegenüberliegenden (nördlichen) Seite des Flusses liegt. Als er sich dem Platze näherte, nahm er wahr, daß die kaiserlichen Handelsfahrzeuge, etwa dreißig an der Zahl, mit Massen von Taipings angefüllt waren. Es geht das Gerücht, daß die Taipings in Kwa-tschau den Kapitänen dieser Fahrzeuge 300,000 Täls (à fl. 3. 30 Kr.) gegeben hätten gegen das Versprechen, sie den Fluß hinauf nach Nanking zu bringen. Allein die unerwartete Ankunft des kaiserlichen Generals vereitelte die Ausführung. Dieser griff die kleine Flotte an, überwältigte sie, metzelte alle Taipings nieder und verbrannte dann die Schiffe."

„So lauten die Berichte aus kaiserlichen Quellen," fügt der Times-Correspondent hinzu; „es giebt jedoch eine andere Darstellung dieser Vorgänge, daß nemlich die Taipings wirklich die beiden Städte Tschin-kiang und Kwa-tschau [freiwillig] geräumt und in den erwähnten Fahrzeugen Nanking glücklich erreicht hätten; dabei wird gesagt, daß die Taipings 300,000 Täls — nicht gegeben, sondern von dem chinesischen General empfangen hätten gegen das Versprechen, die Plätze zu räumen, und daß es etwa 6000 Taipings waren, welche auf diese Weise glücklich entkamen. Welches nun die richtige Darstellung sei, kann ich nicht sagen; nur Eines ist gewiß, daß kein Taiping mehr weder in Tschin-kiang, noch in Kwa-tschau sich befindet."

Der Verlust dieser zwei Plätze war für die Taipings jedenfalls sehr empfindlich. Denn auf der einen Seite ging für sie damit der wichtige Verkehr mit dem Meere und somit ein Hülfsmittel der Verproviantirung verloren; auf der andern Seite mußte von nun an die Einschließung Nankings durch die Kaiserlichen eine immer engere und bedenklichere werden. Dennoch hielten die Rebellen noch volle zwei

Jahre (bis Merz 1860) in dieser verzweifelten Lage aus. Die großen und reichen Vorräthe an Lebensmitteln, welche mit weiser Vorsorge angehäuft worden waren, und die trefflichen Befestigungswerke machten dieß möglich. Allein auch die größten und angefülltesten Magazine mußten ja am Ende erschöpft werden. „Die Rebellen selbst sagen," heißt es in einem Berichte, „sie seien fast ausgehungert worden; ihr Schatz war beinahe erschöpft, alle ihre Vorräthe an Lebensbedürfnissen waren zu Ende, und hätte die Einschließung noch vierzehn Tage länger gewährt, so wären sie verloren gewesen. Seit Jahren aufs engste eingeschlossen und belagert, hatten sie nur noch zwei Ausgänge, mittelst derer sie noch mit der übrigen Welt in Verbindung standen; und auch davon wurde der eine von den Kaiserlichen abgeschnitten, indem diese unmittelbar vor den Thoren Nankings eine ganz neue wohlbefestigte Stadt [ein festes Kriegslager] erbauten, was als Militärkordon diente."

In dieser verzweifelten Lage griffen die Taipings zu derselben Kriegslist, wie sie sie einige Jahre zuvor schon einmal mit großem Glück versucht hatten. Sie brachen mit einem Heerhaufen, der aus den tüchtigsten und geübtesten Kerntruppen zusammengesetzt und von einem bewährten General geführt war, jählings aus der Stadt hervor, durchbrachen in raschem Sturm die Belagerungslinie der Kaiserlichen, drangen unaufhaltsam gegen Süden vor (in die Provinz Tsche-kiang) und überfielen die große und reiche Provinzialstadt Hang-tschau. Diese Stadt ist der wohlbefestigte Hauptort der Provinz Tsche-kiang und liegt in der Nähe der Mündung des Flusses Tien-tang, welcher sich in die große, zwischen den Seestädten Ningpo und Schanghai sich ausbreitende Meeresbucht ergießt. Den größten Reiz gewinnt Hang-tschau durch seine Lage an dem herrlichen, von anmuthigen Hügeln überragten und von drei Bananen-Alleen umgebenen See Si-hu (oder westlicher See), über dessen blauen Spiegel sich drei mit Landhäusern und Pagoden geschmückte Inseln erheben. Die Stadt selbst, welche eine Million Einwohner, darunter 10,000 Mann Besatzung, gezählt haben soll, ist von vielen Kanälen und schönen Straßen durchschnitten und hat viele großartige öffentliche Gebäude, Pagoden, Triumphbogen und Fabriken (in Seide allein gegen 60,000 Arbeiter). Auf den terrassenförmig emporsteigenden Hügeln und Bergen liegen zwischen üppigen Baumgruppen zahllose Buddhisten-Klöster, Pagoden und Landhäuser. Die Schönheit, der Reichthum und der ungewöhn-

liche Reiz der Stadt und Umgegend ist durch ganz China gepriesen und spiegelt sich in dem dort allgemein bekannten Sprichwort wieder: „Der Himmel ist oben, Hang-tschau (und Su-tschau) unten auf Erden," d. h. diese beiden Städte sind ein irdisches Paradies.

Aber wie schnell sollte dieses Paradies China's in eine Stätte des furchtbarsten Elends verwandelt werden! Es war am 21. März 1860, daß die Taipings plötzlich, wie ein Blitz aus heiterer Höhe, vor Hang-tschau erschienen. Hören wir einen Bericht über jene Schreckenstage aus der Feder des amerikanischen Missionars Nevius, der in Ningpo stationirt ist.

„Sie werden (schreibt er) ohne Zweifel, noch ehe dieser Brief Sie erreicht, von der Eroberung Hang-tschau's durch die Rebellen gehört haben. Es war schwer, über den wahren Stand der Dinge daselbst Bericht zu erhalten, indem die Gerüchte, die zu uns drangen, manigfach sich widersprachen. Deshalb sandte ich letzte Woche meinen Knecht, der von Hang-tschau gebürtig ist, dahin, um durch ihn zuverläßige Kunde zu erhalten. Er ist nun hieher (nach Ningpo) zurückgekehrt, und ich theile Ihnen mit, was ich von ihm und andern Flüchtlingen aus Hang-tschau erfahren habe.

„Die Bewohner von Hang-tschau waren in den letzten Jahren wiederholt durch alarmirende Nachrichten von dem Herannahen der Rebellen in Schrecken versetzt worden; da aber diese Gerüchte jedesmal sich als falsch erwiesen, so trat allmählig Sorglosigkeit ein, und die Wachsamkeit sowie die Sicherheitsmaßregeln wurden vernachläßigt. So kam es, daß, als die Rebellen nun am 21. März wirklich erschienen, Niemand so etwas ahnte, und kein Mensch glaubte dem vorausgehenden Gerücht, bis die Feinde unmittelbar vor den Thoren standen. Zur Flucht blieb wenig Zeit übrig, und bei weitem die größte Masse der Einwohner wurde durch das rasche unerwartete Erscheinen der Rebellen in die Stadt eingeschlossen. Diese drangen fast ohne Widerstand in dieselbe ein, und zwar vermittelst einer Kriegslist, worin sie sich überhaupt in vielen Fällen als Meister bewiesen haben. Etliche von ihnen nemlich waren früher unter dem Vorwande, sie seien Flüchtlinge und Ueberläufer aus Nanking, nach Hang-tschau gekommen, hatten sich durch scheinbar genaue Berichte über die verzweifelte Lage der Taipings das Vertrauen des Stadt-Kommandanten zu gewinnen gewußt, und wurden als Offiziere in die kaiserlichen Besatzungstruppen eingereiht. In dieser Stellung unterhielten sie mit

den Führern in Nanking einen ununterbrochenen geheimen Verkehr. Als nun die Rebellen vor der Stadt plötzlich erschienen, wußten diese Verräther, welche über Alles genau unterrichtet waren, ihren Verbündeten eines der Thore zu öffnen, und in diesem Augenblick stellten sie sich an die Spitze der Taipings, um die Eroberung Hang-tschau's ohne Schwierigkeit zu vollenden.

„Wie es nun bei dergleichen Gelegenheiten in China immer zu geschehen pflegt, so gieng es auch hier. Die Masse der Lokal-Banditen, die sich überall und namentlich in der Umgebung großer Städte finden, hatten Kunde von der Annäherung der Taipings erhalten und fielen nun gleich Geiern, die ein Aas wittern, zu gleicher Zeit mit den Rebellen über die unglückliche Stadt her, steckten die Wohnungen in Brand, plünderten was sie fanden, und erfüllten die Stadt mit Schrecken, Angst und Verwirrung. Viele der kaiserlichen Soldaten, die der Stadt von dem benachbarten Ningpo her zu Hülfe gesandt wurden, nahmen unterwegs den Reißaus und zerstreuten sich, ehe sie Hang-tschau erreichten. Die Besatzung der Stadt selbst und diejenigen Einwohner, die man rasch bewaffnet und unter das Militär gesteckt hatte (Fabrikarbeiter und Handwerker), stellten dem Feinde nur einen kurzen und schwachen Widerstand entgegen. Bald hatten die Rebellen den ganzen südlichen Theil der Stadt inne und begannen das Werk der Verwüstung und des Todes. In Mitten der allgemeinen Bestürzung aber that Jeder (von den Städtern), was ihm die Furcht oder die Verzweiflung eingab. Hunderte, wo nicht Tausende, durch die Furcht vor dem mörderischen Schwert der Feinde zur Verzweiflung getrieben, suchten den Tod in allen möglichen Formen: die Einen stürzten sich ins Wasser, Andere nahmen Gift, Andere tranken dickes Salzwasser in übermäßiger Quantität, noch Andere erhängten sich, die Meisten verschlangen Opium, um sich zu tödten. Es kam ein Fall vor, daß 40 weibliche Personen, welche insgesammt zu einer reichen Familie gehörten, sich in die Brunnen stürzten, welche innerhalb ihres Gehöftes sich befanden. Manche versuchten ihr Leben durch die Flucht zu retten; da sie aber nicht durch die vom Feinde besetzten Thore zu entkommen vermochten, sprangen sie von den Stadtmauern herab oder ließen sich an Stricken herunter, um ins Freie zu gelangen. Viele Familien wurden auf diese Weise zersprengt, und die verschiedenen Glieder haben sich noch nicht wieder zusammengefunden. Manche flüchteten sich in den nördlichen, besonders befestig-

ten und das Mandschu-Quartier bildenden Theil der Stadt, den die Rebellen noch nicht erreicht hatten. Andere verbargen ihre Furcht, behielten ihre Kaufläden offen und hießen die eindringenden Taipings willkommen, ja boten ihnen jeglichen Beistand an. Nicht wenige dieser Klasse retteten dadurch ihr Leben und bereicherten sich noch überdieß, indem sie ihren Antheil an der allgemeinen ungeheuern Beute nahmen. Viele von den ärmeren Klassen empfiengen die eindringenden Taipings mit lauten Freudenzurufen, häuften auf sie die pomphaftesten Ehrentitel und versicherten, sie hätten längst schon sehnsüchtig auf sie gewartet. Die Rebellen, denen an dem Beifall der großen Masse des gemeinen Volks sehr viel gelegen ist, schenkten denselben Vieles von der Beute, namentlich solche Dinge, daran ihnen selbst nicht viel gelegen war. Große, reich angefüllte Magazine von Pfandleihern und Tröblern wurden erbrochen und Alles, was von alten Kleidern ꝛc. sich da vorfand, unter die gierige Menge vertheilt. Manchmal wenn versteckte Kisten und Kassen mit Geld entdeckt wurden, warfen die Rebellen die Münze mit vollen Händen unter das Volk.

„Mehrere der kaiserlichen Beamten, darunter auch der in der Stadt residirende Generalgouverneur der Provinz, entleibten sich selbst; andere entflohen aus der Stadt, während noch andere sich verkleideten und unter das gemeine Volk sich mischten. Der Mandschu-General aber vertheidigte sein Quartier mit solcher Entschlossenheit, daß die Rebellen nicht im Stande waren, dahin einzudringen. (Das Mandschu-Quartier ist eine mit Mauern versehene Stadt für sich, innerhalb der Hauptstadtmauer.)

„Was für Befehle es waren, nach denen die Rebellen bei dem allgemeinen Gemetzel in der Stadt verfuhren, und was für Beweggründe sie dabei leiteten, ist schwer zu entscheiden. Es wird allgemein berichtet, daß verschiedene Truppenabtheilungen ihres Heeres verschiedene Flaggen führten und ganz verschiedene Aufgaben hatten. Die Abtheilungen, welche schwarze Flaggen führten, scheinen hauptsächlich das Werk des Todes ausgerichtet zu haben. Es wurde übrigens ein Unterschied gemacht in der Behandlung der verschiedenen Volksklassen. Am meisten Rache geübt wurde an derjenigen Klasse der Handwerksleute, die den Beamten in der Vertheidigung der Stadt Hülfe geleistet hatten, sowie an denjenigen, welche das Aussehen von kaiserlichen Beamten und Amtsdienern hatten. Gelehrte wurden mit besonderer Gunst behandelt, und Versprechungen von Reichthum, Ehren und

Würden wurden ihnen reichlich vorgehalten, um sie für die Sache der Insurgenten zu gewinnen."

Missionar Nevius giebt dann noch Bericht über das Schicksal einzelner Personen, die er selbst bei einem frühern Aufenthalt in Hang-tschau kennen gelernt, oder die sich hatten taufen lassen. Von einer Frau, der Gattin eines Schneiders Wei, sagt er: „Sie gab uns viel Grund zu glauben, daß sie ein wahres Kind Gottes sei; sie ist gerettet worden und noch am Leben. Sie hatte sich mit ihrem Mann und vielen andern ihrer Nachbarn an einem abgelegenen Ort zu verstecken gesucht, aber die Rebellen machten die ganze Gruppe ausfindig und durchsuchten sie, ob sie Geld oder andere Werthsachen bei sich hätten. Als sie an den Schneider Wei kamen, fanden sie bei ihm eine Quantität Opium. Da schauten sie ihn einen Augenblick scharf an und sprachen dann zu ihm: 'Du bist auch ein Teufel, aber du bist nicht von der schlimmsten Sorte; deßhalb sollst du nicht durch unsre Hand sterben; aber dort in das Wasser mußt du springen.' Da er nun sah, daß ihm nur die Wahl gelassen war zwischen dem Tod durch Ertrinken und dem schlimmeren durchs Schwert, so gehorchte er dem Befehl und sprang in den Teich. Bald aber streckte er den Kopf wieder aus dem Wasser empor und bat um Schonung und Erbarmen. Dieß ward ihm verweigert, ja man drohte ihm mit einem schrecklicheren Tod, wenn er nicht augenblicklich seinem Leben selbst ein Ende mache. Auf diese Drohung sank er wieder unter und verschwand. Die meisten Uebrigen, unter ihnen Frau Wei, die dieß Alles uns erzählt hat, wurden freigelassen." Ebenso lehrreich ist, was Nevius über das Schicksal der Wohnung berichtet, welche er selbst während seines frühern Aufenthalts in Hang-tschau inne gehabt hatte. Es ist ein stattlicher Anbau eines Buddhistentempels. Dieser Tempel selbst nun wurde niedergebrannt, der Anbau aber verschont, ja sogar zum Hauptquartier der Rebellen gemacht. Wie dieß zu erklären sei, das läßt sich vielleicht aus der Bemerkung des Missionars errathen, wenn er sagt: „Wir hatten in jener Wohnung eine große Menge christlicher Traktate niedergelegt, die zum Austheilen in der Stadt bestimmt waren; diese Bücher alle aber wurden von den Rebellen bei ihrem Wiederabzug von Hang-tschau mit fortgenommen." — Diese letzteren Züge, welche Miss. Nevius, obwohl ein strenger Verurtheiler der ganzen Taiping-Bewegung, im Lauf seiner Erzählung giebt, sind wahrlich sehr vielsagend. Wenn der arme Schneider

Wei, welcher Opium bei sich trug, sterben mußte, so mußte ein Haus geschont, ja geehrt werden, wo christliche Bücher sich fanden, während der Götzentempel hart daneben den Flammen übergeben ward. Es ist dieß sehr bezeichnend.

Nevius erwähnt dann den raschen Wiederabzug der Rebellen schon nach wenigen Tagen, „theils weil sie das Mandschu-Quartier nicht forciren konnten, theils weil sie von dem raschen Heranrücken einer bedeutenden kaiserlichen Armee hörten;" — es war ihnen ja auch nicht sowohl um bleibende Eroberungen, als vielmehr blos um eine Diversion des Feindes und um den Entsatz Nankings von der Belagerungsarmee zu thun gewesen. Darauf schildert er den traurigen Zustand, in welchem die Rebellen die Stadt zurückließen. Ein großer Theil lag in Trümmern und Asche; 50,000 Personen sollen ihr Leben theils durch die Hand der Taipings, theils durch Selbstmord verloren haben; die Leichen lagen unbeerdigt da, bis man sie haufenweise in Gruben verscharrte. Zuletzt erwähnt Nevius noch Einiges, was ihm sein Knecht (bei dessen Rückkehr aus Hang-tschau) über den Charakter und die Haltung der Taipings während jener Zeit berichtete. „Sie beteten regelmäßig vor jeder Mahlzeit," heißt es in dem Schreiben, „und sangen Lieder zum Lobpreis der Dreieinigkeit. Frau Wei sagt, sie habe sich sehr wundern müssen über der Aehnlichkeit ihres Gottesdienstes mit dem unsrigen, und nachher sei ihr, aber leider zu spät, der Gedanke gekommen, daß sie ohne Zweifel ihrem Manne hätte das Leben retten können, wenn sie den Rebellen von ihrer Verbindung mit den Missionaren gesagt und ihren Glauben an die Religion Jesu bekannt hätte. Die Taipings hätten häufig es ausgesprochen, daß sie bei Allem, was sie thäten, unter der Leitung des höchsten Gottes stünden. Habe man sie gefragt, warum sie die Leute umbringen, so hätten sie erwiedert, es geschehe nicht, weil sie ein Vergnügen daran haben, sondern weil es ihnen von Oben befohlen sei. Auch erklärten sie, sie seien ganz wohl im Stande, zwischen den Guten und Bösen zu unterscheiden, und so vermöchten sie die ersteren zu schonen, während sie die letzteren umbrächten. Manchmal fühlen sie (wie sie sagten) einen innern Trieb, eine Person zu tödten, manchmal wieder das Gegentheil; zuweilen hätten sie auch die Absicht einen Menschen zu erschlagen, aber das Schwert treffe nicht, während ein andermal das Schwert gewissermaßen wider ihren Willen auf einen Menschen zu seinem gewissen Tode falle. Ferner erklärten sie, wenn

es Gottes Wille sein sollte, daß sie später wieder nach Hang-tschau kämen, so werden sie unfehlbar die Mandschu's mit rücksichtsloser Rache heimsuchen und keine Seele [der Mandschu's] entrinnen lassen. Die Stadt ist in großer Furcht vor einem zweiten Ueberfall und Viele haben den Ort verlassen. . . . Es fragt sich, was sie mit den zahllosen Tempeln gemacht hätten, wenn sie im Besitz der Stadt geblieben wären. Für jetzt sollen die meisten derselben noch stehen. Während ihres kurzen Aufenthalts aber haben sie vielen Götzenbildern das Haupt abgeschlagen, und ihre kopflosen Rümpfe stehen noch heute an ihren gewohnten Plätzen in den Tempeln, als sollten sie dem Volke eine thatsächliche Predigt halten über die Thorheit des Götzendienstes. Es kam ein Fall vor, wo die Rebellen sehr praktischen Gebrauch von diesen (wie sie sagen) 'todten Teufeln' machten. Außerhalb der Stadtmauer nemlich befindet sich ein kolossaler prächtiger Buddhistentempel, der neben mehreren riesenhaften Bildern Buddha's fünfhundert Götzenbilder in Lebensgröße in sich beherbergte. Alle diese 500 Bilder nun wurden in Einer Nacht nach einem nahen Bergpaß getragen und auf der einen Seite des Hügels in militärischer Ordnung aufgestellt mit Kriegsbannern in ihren Händen. Dieß war eine Kriegslist, um die Kaiserlichen zu einem Angriff nach dieser Seite hin zu lenken, während die wahren Kriegshaufen der Rebellen von einer andern Seite her die angreifenden Feinde überfallen sollten."

Nevius schließt seinen Bericht mit den Worten: „So wenig auch die allgemeine Haltung der Insurgenten entschuldigt werden kann, so gebraucht sie doch Gott als eine Zuchtruthe, um die chinesische Nation für ihre uralte und grobe Abgötterei zu strafen, den Aberglauben des Volkes bis in den Grund zu erschüttern und es für die Aufnahme des reinen Evangeliums vorzubereiten. Diese Leute haben selbst soeben erst aus dem Heidenthum sich emporgearbeitet, sind ohne Lehrer, waren fortwährend dem demoralisirenden Einfluß des Kriegs ausgesetzt und sehen sich in ihrer Politik und Praxis nothwendig durch die Haufen zucht- und gesetzloser Geister, die sich an sie anschließen, stets wieder auf Abwege gedrängt; — wahrlich solchen Leuten muß man Vieles zu gute halten. Die Thatsache aber, daß das Wort Gottes noch immer bei ihnen Geltung hat und mit unverminderter Ehrerbietung behandelt wird, ist in der That vielversprechend. Es heißt, daß sie während der kurzen Besetzung Hang-tschau's bereits davon zu reden anfiengen, öffentliche Staatsprüfungen anzuordnen, bei welchen

die Themate aus der heiligen Schrift genommen werden sollten. Ist es da unvernünftig zu hoffen, daß das göttliche Licht des Wortes Gottes in nicht ferner Zeit mit seinem innewohnenden Glanz durchbrechen, die Finsterniß, von der es noch umhüllt ist, überwinden und das Ende dieser geheimnißvollen und in ihrer Art einzigen Bewegung ebenso wunderbar und staunenswerth gestalten wird, als ihr Anfang gewesen war?" —

Ein anderer amerikanischer Missionar, Namens Hartwell, ergänzt diesen Bericht durch folgende Mittheilungen. „Kaum hatten die Rebellen," sagt er, „den kühnen Handstreich ausgeführt und Hang-tschau genommen, als die kaiserliche Armee, welche bisher Nanking belagert hatte, von da aufbrach, um den scheinbar Flüchtigen auf dem Fuße zu folgen. Wie nun die Kaiserlichen in die Nähe von Hang-tschau kamen, verließen die Taipings rasch die eroberte Stadt wieder, wandten sich rückwärts gegen Nanking zu, vereinigten sich mit denen, die dort zurückgeblieben waren, und fegten nun die kaiserlichen Truppen aus der ganzen Gegend wie mit Besen hinweg. Dann giengs in Eilmärschen gegen Su-tschau, (nördlich von Hang-tschau und westlich von Schanghai, am großen Kaiserkanal gelegen), wobei sie Alles vor sich her niederwarfen. Während dieser Kämpfe verlor der berühmte kaiserliche General Tsang Kwo-liang das Leben in der Schlacht; seine ganze Armee ward zersprengt und 70,000 der Kaiserlichen sollen zu den Rebellen übergegangen sein. Ein anderer General Si ward von den Taipings gefangen genommen. Er bat, man möge ihn tödten, allein die Rebellenhäupter weigerten sich deß und erklärten, er könne ihnen noch in mancherlei Weise durch seine Dienste nützlich werden. Er aber lehnte beharrlich und entschieden es ab, in ihre Dienste zu treten, indem der Kaiser, wenn er das thäte, seine (des Generals) Gattin, seine Kinder und alle seine Verwandten hinrichten lassen würde. Um nun dieß Unglück abzuwenden, erboten sich die Rebellen, mit ihm nach Hu-tschau (dem Wohnort seiner Familie) zu gehen und seine Frau, seine ganze Verwandtschaft und all seine bewegliche Habe nach Su-tschau zu retten. Dazu gab Si seine Zustimmung, und nun brach ein kecker Rebellenhaufe sich eine Bahn in die genannte Stadt und führte glücklich den ganzen Plan aus. Si ist nun förmlich in die Insurgenten-Armee eingereiht und gerade jetzt auf dem Marsch, um an der Spitze der zu den Rebellen übergegangenen Kaiserlichen die Stadt Hang-tschau wiederzunehmen und dadurch

seine Treue gegen die Sache der Taipings durch die That zu beweisen. [Mittlerweile ist wirklich Hang-tschau in Si's Hände gefallen und wohl bleibend im Besitz der Rebellen.] Das Reich der Taipings dehnt sich jetzt so reißend schnell aus, daß seine Gränzen bereits ganz in unsre Nähe (Schanghai und Ningpo an der Seeküste) reichen. Diese Menschen scheinen des göttlichen Berufs, dem Götzendienst und der Mandschu-Dynastie ein Ende zu machen, ganz gewiß zu sein. So oft sie sich anschicken, einen Götzentempel zu zerstören, so stellen sie sich um denselben auf und ihr Führer ruft aus: 'Im Namen Schangti's des heiligen Vaters, und auf den Befehl Jesu, seines Sohnes, zerstören wir diesen Tempel,' — worauf das Werk der Verwüstung beginnt. Welche irdische Macht wäre im Stande, ein Volk zu überwältigen, das von einer solchen Idee erfüllt und begeistert ist? Wahrlich keine kaiserliche Armee China's!"

In diesem Schreiben des Miss. Hartwell ist auch der Eroberung der Stadt Su-tschau durch die Taipings Erwähnung gethan. An Umfang und Reichthum steht sie noch über Nanking und Hang-tschau. Die eigentliche Stadt innerhalb der Mauern hat mehr als drei Stunden im Umkreis, wozu noch die vier ungeheuern Vorstädte kommen, so daß die ganze Bevölkerung eine Höhe von zwei Millionen erreicht. Wie Venedig ist diese Stadt auf den zahllosen Inseln eines großen Sees erbaut und von so vielen Kanälen und Wasserstraßen durchschnitten, daß es schwer zu sagen ist, ob Land oder Wasser vorherrscht. Die Umgebungen sind trefflich angebaut und ihre Haupterzeugnisse sind Baumwolle, Seide, Reis, Waizen, Obst und Gemüse. In den Augen der Chinesen gilt sie als eine ihrer schönsten und reichsten Städte, so daß das Volkssprichwort sagt: „Um auf Erden glücklich zu sein, muß man in Su-tschau geboren werden, in Kanton leben und in Liau-tschau sterben;" denn in der erstgenannten Stadt finden sich die schönsten Leute, in der zweiten die reichsten Genüsse, in der dritten die elegantesten — Särge.

Als man in Su-tschau einen Angriff der Rebellen zu befürchten anfieng, wurden auf Befehl der Regierung die volkreichen ausgedehnten Vorstädte zerstört und verbrannt, nachdem man ihren Bewohnern drei Tage Zeit zum Ausziehen und Flüchten gewährt hatte. Schon dadurch wurde das Elend gränzenlos. Als aber vollends die Reste der geschlagenen kaiserlichen Armee sich nach Su-tschau flüchteten, steigerte sich die Trübsal auf eine unerhörte Höhe. Es hatte sich zuvor in

der unglücklichen Stadt ein Ausschuß von den angesehensten Männern gebildet, dessen wohlmeinende Absicht war, die Einwohner gegen die Leiden des Kriegs so viel möglich zu schützen. Als aber die geschlagenen kaiserlichen Truppen unter dem General Tschang Yu-hang einrückten, wurde dieser Ausschuß rasch beseitigt und etliche der Mitglieder sogar hingerichtet. Der Stadtkommandant Su, um einem ähnlichen Loos zu entgehen, nahm sich selbst das Leben. Die zuchtlosen Truppen selbst, welche doch als Freunde zum Schutz der Stadt gekommen zu sein vorgaben, übten an den unglücklichen Einwohnern jeden Frevel durch Mord und Plünderung. Es gieng, wie immer und überall; die Kaiserlichen brachten viel größeres Elend über die Stadt, als selbst die feindlichen Taipings. Unter diesem Jammer brach, was fliehen konnte, auf und eilte ins Gebirge oder auf die Boote, um sich vor Freund und Feind zu retten. Jetzt erschienen die Taipings. Sie fanden keinen Widerstand. Die Kaiserlichen flohen entweder, oder sie giengen zu ihnen über. Die Stadt fiel ohne Schwertstreich in die Hände der Rebellen. Aber sie waren barmherziger, als die Kaiserlichen. Zwar gegen die Götzenbilder und Götzentempel, sowie gegen die Mandschu's und ihre Anhänger, wußten sie auch hier von keiner Schonung; das Volk aber ward mit Mitleid behandelt. Es ist wahr, das Elend ist unbeschreiblich, gränzenlos. Als nicht lange darnach etliche Missionare von Schanghai die unglückliche Stadt besuchten, fanden sie überall nur einen „herzzerreißenden Anblick." ... „Sutschau bietet den Anblick einer tiefgebeugten und verödeten Stadt dar, auf welche die Hand Gottes schwer gefallen ist. Die Straßen sind verlassen, viele Häuser zerstört, zerbrochener Hausrath liegt überall in den Gassen umher. Leichen begegnen allenthalben dem Auge, oder wenn sie unter den Trümmern begraben liegen, verpesten sie die Luft."

Bürgerkrieg ist immer und überall ein unsägliches furchtbares Uebel. Wenn er zugleich ein Religionskrieg ist, so ist das Elend noch schrecklicher. Man denke an Deutschland in der Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Aber wie damals die „Kaiserlichen" und die „Katholischen" grausamer gewüthet haben wider das Leben und Eigenthum des deutschen Volkes, als die evangelischen Truppen, so ist's auch heute wieder in China bei den Kaiserlichen gegenüber den Taipings. Daß der Handel in den Distrikten, wo der Krieg wüthet, fast stille steht, ist begreiflich. Wenn aber nun deswegen das Hongkong-

Handelsblatt (China Overland Trade Report) auf jeder Seite immer und immer wieder von den Taipings als von „unbarmherzigen, blutdürstigen, gotteslästerlichen Banditen" redet*) und stets aufs Neue wiederholt: daß, wenn der Handel Englands mit China sich glücklich entfalten soll, die abendländischen Mächte sich mit der Mandschu-Dynastie verbünden müssen, um „die Taiping-Banditen mit Stumpf und Stiel auszurotten," — so weiß man, was davon bei Leuten zu halten ist, denen der Aufschwung des chinesischen Opiumhandels mehr am Herzen liegt, als das religiöse und patriotische Ringen eines großen Volkes nach Licht und Wahrheit.

Die Fortschritte der Taipings gehen ununterbrochen fort. Seit der Erstürmung Hang-tschau's und Su-tschau's hat jede neue Post von neuen Siegen der Taipings, von dem unaufhaltsamen Zusammenbrechen der Mandschu-Dynastie und von der allgemeinen Erwartung eines nicht fernen vollständigen Triumphes der Rebellen Kunde gebracht. Es steht dieß in der Hand Gottes, deß Walten wunderbar ist. Die viel wichtigere Frage ist aber immerhin die, wie sich seit dem Sturz des Fanatikers Yang Siu-tsing das innere religiöse Leben unter den Taipings gestaltet habe. Wir werden in einem dritten Artikel darüber Näheres mitzutheilen versuchen, und dabei werden wir zugleich Anlaß haben, theils von dem Einfluß des zu den Taipings gestoßenen Hung-yin, theils von dem neu eröffneten folgenreichen Verkehr zu reden, der sich zwischen ihnen und den Ausländern, namentlich den Missionaren, eröffnet hat.

Missions-Zeitung.

Die Mission in Central-Südafrika.

Die Reisen Dr. Livingstone's in Central-Südafrika und seine vielversprechenden Berichte über die Empfänglichkeit der dortigen Völkerschaften für das Evangelium veranlaßten die große Londoner MG., eine neue Mission auf beiden Seiten des Zambesi zu begründen. Während nun die eine Unternehmung, nemlich die Niederlassung unter den Matebele, südlich vom Zambesi, glücklich zur Ausführung gekommen ist, wurde die andere, welche nach dem nördlichen Ufer zu den Makololo

*) «Ruthless, sanguinary, blasphemous brigands,» — Ausdrücke, die stets wiederkehren.

bestimmt war, durch unsägliche Leiden und Trübsale vorläufig vereitelt. Wir haben beide näher kennen zu lernen.

1. Die Mission unter den Matebele.

Die Matebele, einer der wildesten und kriegerischsten Stämme Südafrika's, wohnen südlich vom Zambesi. Ihr König Mosilikatse ist durch seine verheerenden Kriegszüge, sowie durch seine Grausamkeit und Tyrannei, der Schrecken jener Länder geworden. Gleichwohl hatte der alte ehrwürdige Betschuanen-Missionar Moffat (in Kuruman) wiederholt diesen Löwen in seiner eigenen Höhle besucht, und war von ihm eingeladen worden, eine christliche Mission unter seinem Volke zu gründen. Unter diesen Matebele nun, und hart bei der Residenz des Tyrannen Mosilikatse, sollte eine Mission angelegt werden. Die Londoner MG. sandte zu dem Ende eine Anzahl junger Brüder nach Südafrika, welche der ehrwürdige Miss. Moffat selbst nach dem Lande der Matebele begleiten und bei ihrem gefürchteten König einführen sollte.

Am 14. Juli 1858 kamen die jungen Missionare Sykes, Thomas, Price und Mackenzie mit ihren Frauen (von London her) in der Kapstadt an und wurden dort von dem ehrw. Moffat, sowie von dem Miss. Helmore, einem in der südafrikanischen Mission längst erfahrenen und bewährten Manne, bewillkommt. Ein Missionsfreund daselbst schreibt über sie: „Sie sind die rechten Leute für den rechten Platz.“ Nach den nöthigen Vorbereitungen brach die Reisegesellschaft im September gegen Norden auf, und zwar in zwei verschiedenen Abtheilungen: die eine, geleitet von Moffat, die andere mit Helmore an der Spitze. Es ist bekannt, welche unsägliche Schwierigkeiten und Mühsale eine Reise ins Innere von Südafrika darbietet. Wassermangel, Hungersnoth, Hinsterben des Zugviehs, Zerbrechen der schwerfälligen Wagen, Gefahren beim Uebersetzen über die Ströme oder beim Passiren der steilen unwegsamen Gebirge ꝛc. — alles hatten die Reisenden reichlich durchzumachen. Endlich jedoch wurde die Betschuanen-Station Kuruman, wo Moffat seit vielen Jahren gearbeitet hat, glücklich erreicht (gegen das Ende 1858). Allein nun stellte sich eine weitere Schwierigkeit der Weiterreise entgegen. Die holländischen Kolonisten (Boers) in der Transvaal-Republik, durch deren Gebiet die Reise führen sollte, verweigerten den Missionaren den Durchzug; ja sie drohten der Station Kuruman selbst mit einem verhängnißvollen Ueberfall. Allein die brittische Regierung in der Kapstadt (namentlich der Gouverneur Sir G. Grey) machte dem Präsidenten der Bauern-Republik (Pretorius) ernstliche Vorstellungen, und so konnte nach langem Aufenthalt und nach vielen peinlichen Unterhandlungen endlich die eine Parthie unter Miss. Helmore, die für die nördlichen Gegenden des Zambesi (für die Makololo) bestimmt war, am 8. Aug 1859 aufbrechen und die lange und gefahrvolle Reise antreten. Wir müssen diese Abtheilung für eine Weile verlassen, und zunächst die zweite Parthie ins Auge fassen, welche unter Moffat zu den Matebele und ihrem König Mosilikatse (südlich vom Zambesi) zu gehen hatte.

Moffat brach am 1. Aug. 1859 mit den übrigen ihm zugetheilten Missionsgeschwistern von Kuruman auf. Die Mühsale und Beschwerden der Reise waren groß. Lange Zeit war man ohne Nachricht von dem Ergehen der Reisegesellschaft. Endlich kam ein Schreiben von Moffat, datirt vom 17. Okt. 1859, von einem Haltplatz in der Wüste, der etwa noch 15 Stunden von Mosilikatse's Residenz entfernt war. „Durch Gottes Gnade sind wir Alle wohl," heißt es darin, „und stehen nun am Ende unsrer Reise. Soeben kam ein Bote von Mosilikatse, der uns berichtet, er (der König) sei entzückt über unser Kommen und ganz krank vor Sehnsucht nach unsrer endlichen Ankunft. Da unsere Zugochsen zu erschöpft waren, um uns weiter zu bringen, und da auch eine gefährliche Seuche unter unsrem Vieh ausgebrochen war, so sandte uns der König eine Schaar seiner Krieger (80 im Ganzen) entgegen, welche unsre Wagen vollends nach seiner Residenz ziehen sollten. Es war ein merkwürdiger Anblick um diese Matebele-Krieger, alle mit Speeren und Schilden bewaffnet. . . Am folgenden Tag gieng's vorwärts. Die Männer nahmen die Stelle der Zugochsen ein, indem je vier oder mehr ein Joch über ihre Schultern legten, während Andere am Wagen schoben oder sonst nachhalfen. Fort gieng's über Berg und Thal, über Stock und Stein, zwischen Bäumen und Buschwerk durch, auf einem Weg, dessen Spur kaum sichtbar ist, jeweilen unter den grellen Tönen ihres Kriegsgesangs. Geschah es dann, daß der Wagen plötzlich zum Stehen kam, etwa dadurch, daß ein Rad in eine tiefe Grube sank, oder daß er gegen einen Baumstumpf oder Stein stieß, so stemmten sich die kräftigen Gestalten mit aller Macht an, zogen mit aller Kraft, zogen lang und zogen einmüthig — und siehe, heraus kam der Wagen, und weiter gieng's. . . Es ist für diese Leute etwas ganz Neues, die Wagen zu ziehen; aber sie sind voll guten Humors. Täglich werden drei oder vier Ochsen geschlachtet zur Mahlzeit. In diesem Augenblick, da ich dieses schreibe (es ist Nachts halb 12 Uhr) ist das ganze Lager von unzähligen Feuern illuminirt; die einen braten ihr Fleisch, andere sind am Essen. Etliche zanken sich, noch Andere singen, und gelegentlich stimmt Einer das Lob seines göttlich verehrten Königs an. Hart bei meinem Wagen unterhalten sich etwa ein Dutzend Männer mit einem Lärm und Geschrei, daß man meinen könnte, sie seien nicht mehr nüchtern; aber dem ist nicht so: es ist eben ihre Art, so sich gegenseitig mit der Kraft ihrer Stimme zu überbieten. Es sind schöne kräftige Burschen, und ihre Köpfe stehen auf ihren breiten starken Schultern so prächtig, daß man Respekt bekommt. Unsre Frauen, die bei uns sich befinden, sind stets ein Gegenstand ihres Staunens und ihrer Bewunderung; es sind die ersten weißen Frauen, die in ihr Land kamen. . . Mein Wagen sieht ganz kriegerisch aus; seine beiden Seiten und der Rücken ist vollständig mit etwa 50 Schilden bedeckt, und ich weiß nicht mit wie viel Speeren. Wir hoffen, mit Gottes Hülfe bald am Ziel zu sein."

Etwa eine Woche später (Ende Okt. 1859) erreichten die Reisenden glücklich die Residenz Mosilikatse's und wurden mit großer Freude auf-

genommen. Außer Vater Moffat bildete sein Sohn John Moffat mit Frau, ferner die jüngern Missionare Thomas (mit Frau) und Sykes (dem seine Frau in Kuruman gestorben war) die neue Missionskolonie. Außerdem war eine große Anzahl christlicher Betschuanen aus Kuruman mitgekommen. „Wir haben reichlich Ursache, dem Herrn zu danken," schreibt Vater Moffat, „daß er so weit den Weg vor uns gebahnt hat, und hat uns in den Augen eines so herrschsüchtigen Tyrannen und unter einem Volke, das der Schrecken der ganzen Umgegend ist, Gnade finden lassen. Der König ist sehr gut und freigebig gegen uns und hat uns reichlich mit Allem versehen, was wir bedürfen. Wäre dieß nicht der Fall, so wären wir bei unsrer großen Zahl wahrlich übel daran gewesen, da wir weder Ochsen, Schafe und Ziegen zum schlachten hatten, noch auch einen irgend genügenden Vorrath von Tauschwaaren, die auf Mosilikatse's Markt von Werth gewesen wären. Wenn gleichwohl unsre Geduld vielfach auf die Probe gestellt wurde, so schadet das nichts. Ich weiß, Satan wird nichts unversucht lassen, unser Werk zu hindern, und ich wiederhole, was ich schon oft gesagt habe: Diese Mission wird mehr Glauben, Geduld und Klugheit erfordern, als irgend eine andere in Südafrika."

Missionar Thomas schreibt unter dem 30. April 1860. „Wir sind nun 6 Monate hier. In den ersten zwei Monaten waren unsre Missionsaussichten in dunkle, drohende Wolken gehüllt, [weil Mosilikatse sich weigerte den Missionaren Matebele-Dolmetscher zu liefern]. Am Anfang des dritten Monats gestalteten sich die Dinge günstiger; das Dunkel verschwand bis auf einen gewissen Grad und manche Schwierigkeiten lösten sich. Gleichwohl konnte fast gar nichts gethan werden, um dieses tiefversunkene Volk mit dem Evangelium bekannt zu machen. Erst in der neuesten Zeit hat uns der König zwei Dolmetscher gesandt, durch welche wir angefangen haben, den Matebele in ihrer Sprache zu predigen. Von ihnen hoffe ich auch bald die Sprache selbst zu lernen. Zwar haben wir seit unsrer Ankunft immer wieder in der Betschuanen-Sprache gepredigt, welche von Vielen unter den Matebele verstanden wird; doch hat uns der Umstand, daß wir nun Dolmetscher bekommen haben, durch die wir dem Volke den Heiland verkündigen können, sehr ermuthigt, und unser Glaube ist neu gestärkt worden. — Diesen Morgen gieng ich zum König, und nachdem ich mit ihm über Gott und seinen Sohn Jesum Christum geredet, sagte ich ihm, wie groß die Liebe unsres himmlischen Vaters gegen ihn und sein Volk sei, indem er christliche Lehrer hieher gesandt habe; und wie innig die Freunde, die mich zu ihm geschickt hätten, darnach verlangen, daß er (der König) an Jesum glauben lerne und dadurch zeitlich und ewig glücklich werde. Auf dieß bat er mich, meinen Freunden in Europa seinen Dank auszusprechen, daß sie Mitleid mit ihm und seinem Volke gehabt; ihnen auch zu sagen, daß er mich mit seiner ganzen Seele aufgenommen habe, — daß sein Herz weiß gegen mich sei, — und daß er Alles, was in seiner Macht stehe, thun werde, um mich in meinem Werke zu unterstützen."

Vater Moffat fügt in seinem

Schreiben vom 8. Mai 1860 hinzu: „Die Matebele-Dolmetscher, um die wir den König schon so lange und so oft gebeten hatten, sind endlich gekommen. Es hat uns dieß von großer Sorge befreit, da wir das lange Zögern des Königs uns gar nicht erklären konnten. Gleich am folgenden Sonntag nach ihrem Eintreffen predigte ich mit Br. Sykes vor einer großen Versammlung von Matebele. Auch Mosilikatse war anwesend. Er bat, daß wir auch am nächsten Sonntag kommen und zugleich alle unsre Kuruman-Sänger mitbringen möchten, da er die 'Musik Gottes' liebe. So kam am letzten Sonntag Alles wieder zusammen (ich selbst war unwohl und konnte nicht beiwohnen). Die Versammlung, vor welcher Br. Sykes predigte, war noch größer als das erste Mal. Der König wünschte einen zweiten Gottesdienst am Nachmittag, wo denn Br. Thomas predigte, während mein Sohn (John Moffat) den Matebele in dem Dorfe (Nyati) predigte, wo wir zu wohnen angewiesen sind. Die Brüder, sowie unsere Kuruman-Leute, waren erstaunt über der Menge, die gekommen war, das Wort Gottes zu hören, und über die Aufmerksamkeit und den Anstand, den sie während der Gottesdienste an den Tag legten. Die Dolmetscher sind freilich sehr unvollkommen; aber der König selbst, welcher das Sitschuana ziemlich gut versteht und eine nicht unbedeutende Kenntniß des Wortes Gottes und der christlichen Heilslehre besitzt, half ihnen je und je im Auffinden der passenden Setebele-Worte, zur großen Freude seines staunenden Volks."

Vater Moffat hatte die jüngern Missionare nach dem Land der Matebele begleitet, nur um sie bei Mosilikatse einzuführen und die ersten Grundlagen der neuen Mission legen zu helfen. Nachdem dieß geschehen, brach er am 18. Juni 1860 von Nyati (so heißt die neue Station) wieder auf und erreichte am 21. August seine Station Kuruman wohlbehalten und voll Dankes gegen Gott. „Nach den gewöhnlichen Ceremonien des Abschieds," schreibt er, „hielt der König meine Hand lange in der seinigen. Endlich erhob er sich von seinem Stuhl, sah mir lange und fest ins Angesicht und sagte: 'Lebewohl! Warum soll ich nicht mehr dir ins Angesicht schauen? Ich werde für die Lehrer sorgen, ich liebe sie ꝛc.' Bis zu meiner Abreise hat das Verlangen des Königs, daß das Wort Gottes in der Stadt gepredigt werde, in keiner Weise abgenommen; einmal begehrte er sogar, daß es in seinem eigenen ausgedehnten Gehöfte geschehe, das außer seinen Frauen und Dienstleuten Niemand betreten darf. Er selbst ist kein Neuling in manchen von den großen Wahrheiten der heiligen Schrift. Es stehen furchtbare Hindernisse der Bekehrung eines barbarischen Despoten im Wege, besonders eines Mannes, wie Mosilikatse, der seit 40 Jahren als ein Halbgott angebetet wird; aber wer kann der allmächtigen Gnade widerstehen? Mittlerweile müssen wir dankbar sein für seine Freundschaft und für das Gelingen dieser ersten grundlegenden Anfänge der Mission unter diesem Volke."

(Fortsetzung folgt.)

Moſilikatſe und der alte Häuptling.

(Vergl. S. 403.)

Eine indische Hochzeit.

Zur Charakteristik des indischen Volkslebens.

Durch Missionar Kies*) ist uns kürzlich die deutsche Uebersetzung eines neu-indischen Drama's zugekommen, das in mehr als einer Beziehung sehr lehrreich ist. Es hat den Titel: „Eine indische Hochzeit, dramatisch dargestellt von Gowinda Narājana, Uebersetzer im königlichen Gerichtshof zu Bombay und Präsident der [einheimischen] Gesellschaft zur Verbreitung der Erkenntniß." Dieser Gowinda gehört unverkennbar zur Partei des „jungen Indiens", das heißt, er hat aus dem Verkehr mit englischer Gesellschaft und europäischer Literatur jene moderne Bildung eingesogen, die zwar nicht die Kraft besitzt, mit dem Heidenthum seines Volkes zu brechen und mit entschlossenem Muthe dem Christenthum sich in die Arme zu werfen, — die aber doch eine Art von Reformation innerhalb des heidnischen Volkslebens in Sitte und Lebensweise anstrebt und nach verschiedenen Seiten hin die unter seinem Volke herrschenden sittlichen und socialen Schäden zu bekämpfen bemüht ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß Reformationsversuche dieser Art, wobei an einem seiner innersten Natur nach faulen Baum nur da und dort die Zweige beschnitten werden, keine wesentliche und durchgreifende Erneuerung herbeizuführen vermögen; gleichwohl dienen sie unter Gottes Leitung dazu, die vorhandenen Schäden aufzudecken und dem

*) Kies hat seine Vorbereitungsstudien für den Missionsdienst im Basler Missionshause gemacht, wurde im Jahr 1845 nach Indien ausgesandt und arbeitet seit 1852 in Guledagudde, einer unsrer Stationen im Südmahratta-Gebiet, Bombay-Präsidentschaft.

Evangelium, dieser allein wahrhaft durchgreifenden Wiedergeburtskraft, den Weg zu bahnen.

Die Mittel, welche das „junge Indien" zur Erreichung dieser seiner Zwecke in Anwendung bringt, sind gleichfalls sehr lehrreich. Es werden, wie im christlichen Abendland, Vereine gestiftet, welche öffentliche Vorlesungen veranstalten, um dadurch neue bessere Ideen unter dem Volk zu verbreiten; es werden Abhandlungen geschrieben, welche im Druck erscheinen und weithin unter den Gebildeten Indiens in Umlauf gesetzt werden; man gründet Zeitschriften und Tagblätter, durch welche die herrschenden Uebelstände bekämpft und neue bessere Sitten empfohlen werden; ja man sucht, wie Gowinda Narâjana es thut, durch dramatische Darstellungen die vorhandenen Uebel nach dem Leben zu zeichnen, ihre Folgen ins Licht zu stellen und dadurch eine Umkehr zum Besseren anzubahnen. Wer den Entwicklungsgang der Dinge in Indien seit einer Reihe von Jahren aufmerksam beobachtet, wird durch Erscheinungen dieser Art zu großen Hoffnungen ermuthigt. Nicht als wenn auf diesem Wege das Heil Indiens zu finden wäre; aber man sieht, wie die Elemente gähren, wie die Volksgeister in mächtiger Erregung sind, und wie eine neue Zeit langsam zwar, aber unaufhaltsam sich anbahnt. Es wirken dazu seit Jahren verschiedene Kräfte zusammen. Schon die bloße Anwesenheit einer so großen Zahl von Engländern, die über das ganze Land verbreitet sind; der tägliche Anblick ihrer Sitte, ihrer Bildung, ihrer Energie und der daraus erwachsenden Macht; die Hebung des elementaren Volksunterrichts, sowie der Einfluß, den die von der indobrittischen Regierung gegründeten höhern Bildungsanstalten ausüben; die immer weiter sich verbreitende Bekanntschaft mit der englischen Sprache und Literatur; der in überraschendem Maaße wachsende Wohlstand des indischen Volkes im Allgemeinen unter dem früher nie erfahrenen Schutz einer im Ganzen gerechten, weisen und starken Regierung; und endlich die christliche Mission mit ihren Schulen, mit ihrer Predigt durch Schrift und Wort, mit ihrer außerordentlichen Bibelverbreitung und mit ihren thatsächlich predigenden zahlreichen Christengemeinden: — dieß Alles wirkt seit Jahren zusammen, um die Volksgeister Indiens in eine gewaltige Gährung zu versetzen und eine Umwandlung vorzubereiten, die nicht blos eine Besserung einzelner Zustände, sondern eine das Ganze umfassende Wiedergeburt sein wird.

Der Schaden, welchen Gowinda in dem vorliegenden Drama

zunächst ins Auge gefaßt hat und zu heilen versucht, besteht in den frühen Hochzeiten, wie sie unter den Hindu's herrschend sind, und in der sinnlosen Verschwendung, die bei solchen Gelegenheiten geübt wird. Missionar Kies, der uns dieses Schriftstück zukommen ließ, versichert, daß die Vorgänge, wie sie darin dargestellt werden, ganz und gar nach dem Leben gezeichnet seien. Auch andere Schriftsteller, welche die Zustände Indiens schildern, geben Zeugniß dafür. „Die Hindu-Gesetzgeber," sagt Percival in seinem Buche über Indien,*) „bestehen darauf, daß der Vater die Pflicht habe, seiner Tochter für eine passende Parthie zu sorgen, und es wird als Mangel an Anstand und Pflichtgefühl betrachtet, wenn er die Wahl (für seine Tochter) so lange hinausschiebt, bis die reiferen Jahre herbeikommen, wo sie selber zu wählen oder ihre eigenen Gefühle in dieser Sache auszusprechen im Stande wäre. Die Regel ist, daß die Eltern die Sache in Ordnung bringen, so lange noch beide Theile Kinder sind. Die Ceremonie soll deßhalb vor dem zehnten Jahre stattfinden. Es ist selten, daß die Ehe erst lange nach ihrer feierlichen Einweihung vollzogen wird. Das Hersagen von Gebeten bei dieser Gelegenheit stempelt die Ceremonie zu einer religiösen Feier." — „Die Hochzeitfeierlichkeiten unter den Hindu's," heißt es an einer andern Stelle des genannten Buches, „werden mit großem Aufwand gehalten; selbst die Armen thun bei solchen Gelegenheiten Alles, was nur in ihren Kräften steht, um die Feier zu einer recht glänzenden, fröhlichen und Aufsehen erregenden zu machen. Wo das Vermögen der betreffenden Parthieen in Wirklichkeit gleich Null ist, da ist es gleichwohl nichts Ungewöhnliches, die Braut mit einer Fülle von Juwelen geschmückt zu sehen, die man von einem eingebornen Bankier, bei welchem solche Schmucksachen von Andern etwa als Pfand für entlehntes Geld deponirt wurden, für diese Gelegenheit entlehnt. Unter den reichen Klassen in Kalkutta ist es gar nichts Ungewöhnliches, daß eine Hochzeitsfeier gegen 100,000 Rupies (à Fr. 2. 50) kostet."

Die mancherlei Ceremonien hier zu schildern, wie sie bei einer Hindu-Hochzeit vorzukommen pflegen, wäre ebenso umständlich als langweilig. Auch sind sie in den verschiedenen Provinzen verschieden.

---

*) Land of the Veda: India briefly described in some of its aspects, physical, social, intellectual and moral etc. By the Rev. Peter Percival. London 1854. Ein sehr lehrreiches Buch.

Colebrooke in seinem Werk über Indien faßt die Hauptsachen in folgende Züge kurz zusammen. „Der Bräutigam zieht in Prozession nach dem Hause, wo der Vater der Braut wohnt, und wird da als Gast willkommen geheißen. Die Braut wird nun dem Bräutigam von ihrem Vater in der Weise übergeben, wie es sonst bei irgend einem Geschenk, das man einem Andern überreicht, zu geschehen pflegt, und Beider Hände werden mit dem heiligen Gras zusammengebunden. Darauf legt der Bräutigam der Braut ein Ober- und Unterkleid an, und der Saum ihres und seines Oberkleides wird zusammengeknüpft. Der Bräutigam bringt sodann dem Feuer ein Opfer dar und die Braut ihrerseits läßt einige Reiskörner als Opfergabe darauf fallen. Nun nimmt der Bräutigam feierlich ihre Hand zum Zeichen der Eheschließung. Die Braut tritt mit dem Fuß auf einen Mühlstein (Kornreiber). Beide wandeln um das Feuer. Die Braut schreitet siebenmal hin und her, geführt vom Bräutigam, worauf dieser die Zuschauer entläßt, indem der Ehebund vollständig und (von der Braut Seite) unwiderruflich geschlossen ist. Am Abend des gleichen Tages setzt sich die Braut auf einer Stierhaut nieder und der Bräutigam zeigt ihr den Polarstern, das Sinnbild der Unveränderlichkeit. Dann nehmen sie eine Mahlzeit ein. Der Bräutigam bleibt drei Tage im Hause des Vaters der Braut; am vierten geleitet er sie in feierlicher Prozession in seine eigene Wohnung. Dort wird sie von seiner Verwandtschaft begrüßt, und die ganze Hochzeitsfeier endigt mit einer Opfergabe, die dem Feuer dargebracht wird."

Gowinda Narâjana, der Verfasser des nachfolgenden Drama's, geht auf diese Ceremonien nicht ein. Er hat ja ein anderes Ziel vor Augen, als das Allbekannte in langweiliger Ausführlichkeit zu wiederholen. Er will die Schäden seines Volkes zu heilen versuchen. Hiezu wählt er die in seinem Lande längst bekannte Form des Drama. Er läßt die Personen selbstständig wirkend auftreten und die Handlung vor unsrer Anschauung als gegenwärtig vorgehen. Wenn der Werth eines dramatischen Gedichts auf der Einheit des Plans und der Handlung, auf der feinen Beziehung jedes Details zum Grundgedanken, auf der richtigen Verwicklung und Entwicklung des Knotens, auf scharfer natürlicher Zeichnung der Charaktere, auf lebendiger und frischer Bewegung der Handlung und unverrückter Durchführung der dem Ganzen zu Grunde liegenden Idee beruht, so fehlt es der vorliegenden Arbeit nicht ganz an Tüchtigkeit und Feinheit. Nur in Einem Stücke

weicht dieselbe von der gewöhnlichen Regel der dramatischen Dichtung ab: — die vor unsern Augen sich abspinnende Handlung geht jeweilen in die Erzählung über, und der Charakter des Drama's vermengt sich somit mit dem des Epos. Doch es handelt sich hier ja nicht um den ästhetischen Werth oder Unwerth eines dichterischen Erzeugnisses, sondern um die Kenntniß des indischen Volkslebens, die uns darin dargeboten wird. Darin allein liegt auch die Rechtfertigung für die Mittheilung des vorliegenden Gedichts in diesen Blättern. Lassen wir nun Gowinda selbst reden.

Vorwort (Prolog).

Der Zweck dieses Schriftchens ist, zu zeigen, von wie mancherlei Nöthen die Menschen in Folge unvorsichtigen Wandels betroffen werden, und wie weit sie dadurch von ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt abkommen. Was hier beschrieben ist, trägt sich unter den Hindu's täglich zu. Wie freut es die Leute, wenn sie ihren Söhnen und Töchtern noch in zarter Kindheit Hochzeit zu machen und dabei möglichst großen Aufwand zu treiben vermögen! Aber welche Noth und Verlegenheit ist in der Regel die Folge davon! Von solcher Thorheit seine Landsleute freizumachen, war die Hauptabsicht des Verfassers beim Schreiben nachfolgender Blätter.

Erster Akt.

Der Unvorsichtige sich selbst ins Unglück stürzt;
Drum rette du dich durch vorsicht'gen Wandel. *)

Triyambaka-Rao**) kommt von der Amtsstube nach Hause und setzt sich, nachdem er sein Abendessen eingenommen, Bitel kauend auf einen Stuhl. Inzwischen kommen seine zwei Kinder, Balu und Tai, zu ihm heran und spielen und plaudern mit ihm. Allein Tschima-bai, seine Frau, weist sie zur Ruhe und spricht in großer Aufregung zu ihrem Manne:

Ihr bekümmert Euch doch auch gar nichts um die Familie. Ist's denn damit gethan, daß man auf die Amtsstube läuft und

---

*) Solche Sentenzen stehen in den Schriften der Eingeborenen meist ihren Abhandlungen voran und werden in der Regel in der alten heiligen Sanskrit-Sprache gegeben.

**) Das Anhängsel „Rao" oder „Raya", wörtlich „Fürst", ist Ehrenbeiname aller weltlichen Brahmanen mit obrigkeitlicher Anstellung. Bei dem nachfolgenden Frauennamen ist das Anhängsel „Bai", wörtlich „Mutter", gleichfalls Ehrentitel bei

etliche Rupies nach Hause bringt? Man muß auch noch an andere Sachen denken. Seht, hier sind die Kinder, die uns auf unser Gelübde hin geboren wurden. Sollte man nicht auch etwas für sie thun? Sie haben gar keinen Schmuck auf ihrem Leibe. Thut doch etwas dafür. Doch darin macht's, wie Ihr wollt! Aber habt Ihr bis heute auch nur ein Wort in Betreff ihrer Verheirathung gesprochen? (Indem sie bei diesen Worten sich umwendet, spricht sie weiter zu ihrem Gemahl:) Gut! Dem Allem mag nun sein, wie ihm wolle; dieses Jahr noch müßt Ihr etwas thun für die Verheirathung unsres Balu und unsrer Tai. Anders kann ich keine Ruhe finden. Noch in der Kindheit Gatte und Gattin heißen, ist schön; erst auf die späteren Jahre es verschieben, da man groß geworden, gefällt mir nicht. Drum laßt uns nur einen Versuch machen, daß Alles ohne Verzug geschehe, so wird unsre Freude vollkommen werden.

Hausherr: Ei was für prächtige Gedanken Dir doch zu Zeiten in den Kopf kommen, während Du da immer zu Hause sitzest! Balu ist noch nicht zehn Jahre alt und hat kaum den ersten Anfang im Englischlesen*) gemacht. Und leider muß ich sagen, daß es damit noch nicht recht gehen will, so daß ich schon mit dem Gedanken umgieng, einen Lehrer anzustellen, der ihn auch am Abend darin unterrichte. Aber damit hat's mir bis jetzt noch nicht gelingen wollen. Freilich um solche Dinge bekümmerst Du Dich nicht; Dein ganzes Sinnen und Denken geht darauf hin, ihm sobald als möglich Hochzeit zu machen. Was soll ich dazu sagen? Es kommt mir dieß wunderlich vor. Daran liegt Dir nichts, daß er etwas Tüchtiges lerne und fähig werde, einmal seinen eigenen Haushalt ordentlich zu führen. Ists denn damit gethan, daß man ihn nur sofort durch Hochzeitmachen mit einem Mädchen zusammenbringe, wie das unvernünftige Vieh? Und dann bedenke doch auch, wie es mit unsrem Einkommen steht. Alles zusammengenommen verdiene ich des Monats 15 Rupies. Da-

---

Frauen. Wir werden im weiteren Verlauf, um die Wiederholung der für uns fremdartigen Namen möglichst zu vermeiden, die Ausdrücke „Hausherr" und „Frau" gebrauchen. -- Das Bitel ist ein gewürzhaft schmeckendes Laub einer ostindischen Staude, die mit Kalk und Areka-Nuß vermischt, als Kaustoff in Indien sehr beliebt und allgemein im Brauch ist; man bietet es, wie bei uns Schnupftabak, einander an und führt stets eine Büchse mit Bitel bei sich.

*) Die Kenntniß des Englischen ist für die Eingeborenen Indiens der Weg zu einträglichen Regierungsämtern.

von müssen wir Viere und ein Knecht leben. Wahrlich da geht es bereits kümmerlich genug zu. Wie kannst Du da noch sagen: Komm, laß uns diesen Kleinen Hochzeit machen? Was soll ich darauf antworten? Unsre Tai hat das fünfte Jahr noch nicht vollendet, so daß es nach unsern heiligen Büchern mit ihrer Verheirathung noch zwei bis dritthalb Jahre anstehen mag. Du mußt Dich von den Leuten um Dich her nicht so anstecken lassen. Von dem, was man hat, nach Würde und Stand leben, ist wohlgethan. Wie nähme sichs aus, wenn Einer, weil er um des Andern Hals eine Goldkette hängen sieht, um den seinigen eine Brahmanenschnur hängen wollte? Athme doch auf! Athme auf! Balu und Tai sollen nur wacker lernen. Unterdessen wird er 17 oder 18 Jahre alt, dann läßt sich's eher Hochzeit machen. Und auch für Tai ist's im elften oder zwölften Jahre noch nicht zu spät. Inzwischen laß uns nach Ehrenleuten uns umsehen, in deren Familien wir sie seiner Zeit bringen könnten. Bis dorthin hoffe ich etwas Geld zusammen zu bringen, wenn mich anders Gott mittlerweile eine einträglichere Anstellung finden läßt. Ueberdieß verstehen ja die Kinder noch nichts vor dem gehörigen Alter. Auch möchte bei zu früher Verheirathung dem Mädchen kein passender Mann, oder dem Knaben keine angemessene Braut zu Theil werden. Vor Allem aber ist zu bedenken, daß, wenn es mit der Hochzeit armer Leute schlecht geht, dieselben in unsägliche Noth gerathen. Nimm das Alles ernstlich zu Herzen, und laß Dich keine solche Eile anwandeln.

Frau: Was Ihr sagt, ist ganz richtig. Allein Gott hat uns zwei Kinder gegeben. Wenn wir ihre Freude nicht vollkommen machen durch ihre Verheirathung, wie vermögen wir dann für ihr weiteres Glück zu sorgen? Haben wir denn fünf oder sechs Kinder? Es sind und bleiben immer nur zwei. Wenn man ihnen sofort zu einem eignen Hauswesen verhilft, so ist's gethan. Was die Zukunft bringen wird, hat Niemand gesehen. Sehet unsern Nachbar Tschiutoba und sehet Anandarao an, — wie frühe sind ihre Kinder verheirathet worden! Dieselben lernen nicht Englisch. Anandarao's Sohn ist noch nicht volle zehn Jahre alt und seine Schwiegertochter kaum drei. Andere Leute sind nicht so bedenklich wie Ihr. Vergangenes Jahr hat Damodardschi seinem Vetter Hochzeit gemacht. Was ist sein Vermögen? Ist Euch solches nicht bekannt? — Da ist unser Nachbar, der Doktor Sadu: der ist vor anderthalb oder zwei Jahren in ein nahegelegenes Dorf gegangen, um seine Tochter dahin zu ver-

heirathen. Sind diese Leute lauter Narren, weil sie ihren Kindern so frühe Hochzeit gemacht haben? Nehmet dieß zu Herzen. — (Der Astrolog Dr. Rama tritt ein.) Ach kommt nur, kommet, Herr Doktor Rama! Setzt Euch! (Sie breitet einen Teppich für ihn aus.) Wir haben uns soeben entschlossen, unsre Tai und unsern Balu zu verheirathen. Was denkt Ihr davon?

Rama: Vortrefflich! Sehr gut! Der Eltern Pflicht ist's, ihren Kindern so bald als möglich Hochzeit zu machen; wo nicht, so thun sie ihre Schuldigkeit nicht. Mir selbst ist dieser Gedanke schon etliche Mal gekommen; allein da Ihr selbst davon nichts sagtet, so wollte es sich nicht wohl schicken, daß ich die Sache erwähnte. Sehet Euch nach einem Tochtermann und nach einer Schwiegertochter um. Oder was dünkt Euch, Herr Triyambaka? Dieses Jahr ist Euch günstig. Wenn Ihr wollt, ist Alles möglich.

Hausherr: Ich will Euch nicht widersprechen, Herr Doktor Rama; aber bei jedem Vornehmen muß man auch in die Ferne blicken. Außer dem Hochzeitmachen giebt's noch manche andere Angelegenheiten, die gleichfalls zu bedenken sind. Ist's denn mit dem Hochzeithalten abgemacht? Muß man nicht auch fragen, wie die Eheleute nachher ihr Auskommen finden? Heirathen in zu frühem Alter bringt mancherlei Uebelstände mit sich. Darüber hab' ich schon oft mit Euch geredet, das wißt Ihr wohl. Darum kann ich nicht begreifen, wie Ihr noch das Feuer schüren könnt. Seht, Euern Worten ist Alles möglich. Allein unter unsern Verhältnissen auf das Hochzeitmachen hineinzufallen, will mir nicht als passend erscheinen. Seid Ihr nicht unser Haus-Astrolog? Da wißt Ihr ja selbst am besten, wie's um uns steht.

Rama: Ihr mögt ganz Recht haben, Triyambaka. Allein diese Frau hat ein Verlangen, das man beachten muß. Denn einiges von dem, was sie sagt, ist wahr. Ihr seid ein Hausvater, dessen Vorfahren in der Welt berühmt waren; und mir wenigstens will es nicht als gerathen erscheinen, daß Eure Tochter zuvor 8 oder 9 Jahre alt werde.

Frau: Ihr habt es sehr gut getroffen, Doktor! Das ist ganz, was ich auch sage. Aber der Herr will es nicht zu Herzen nehmen. Und doch würde eine Hochzeit eine schöne Anzahl von Ehrenleuten in sein Haus bringen. Es gäbe Tanz und Kurzweil aller Art, und unser Name würde dadurch unter Vielen bekannt. Dagegen wer in aller Welt wird von uns reden, ohne solche Veranlassung?

Rama: Was Ihr saget, Mutter Tschima, ist wahr, und was der Hausherr sagt, hat seine Richtigkeit. Aber was hilft's, wenn nicht darnach gehandelt wird? Drum was bedenket Ihr Euch noch, Triyambaka? Vergesset doch nicht, daß es später, wenn der Knabe groß geworden, mit dem Hochzeitmachen große Schwierigkeiten absetzen könnte. Jetzt würde ihm auf Euren ehrenwerthen Namen hin Jedermann ohne Anstand seine Jungfrau geben. Das ist meine Meinung. Das Uebrige bleibt Eurem Belieben anheimgestellt. Nur meine ich, Mutter Tschima's Rath sei der beste.

Hausherr: Bedenket aber doch einmal, Doktor: zwei Hochzeiten zusammen kosten mich wenigstens 2000 Rupies. Wo soll ich solche Summe auftreiben? Und wenn ich sie entlehne, wie soll ich sie wieder heimzahlen? Sind denn 2000 Rupies eine Bagatelle? Ich sehe klar voraus, daß mich's in große Noth stürzen würde, wenn jetzt mit der Hochzeit begonnen werden sollte.

Rama: Was Einer nicht gerne thun mag, dafür weiß er tausenderlei Hindernisse, und nie wird ihm der Muth kommen, gegen die Schwierigkeiten anzukämpfen. Schulden, die bei Hochzeiten und beim Anlegen der heiligen Schnur gemacht werden, bleiben nie stehen, sondern werden wieder abgetragen, man weiß nicht wie; und doch wird das erreicht, was man dadurch bezweckt hat. Wenn Ihr vor eingebildeten Schwierigkeiten zurückbebt, so wird Eurer Kinder Glück nie begründet werden. Und überdieß steht es einem so wohlunterrichteten Hausvater, wie Ihr seid, übel an, gleich den Sophisten immer Ausflüchte zu suchen.

Frau: Laßt Euch dieß Eine anbefohlen sein, Doktor: — morgen nehmet beider Kinder Horoskop*) und vergleichet zuerst mit dem unsrer Tochter den Nativitätzettel des Knaben von Samaraja; denn ich weiß, daß Samaraja daran denkt, demselben unsre Tochter zum Weibe zu nehmen. Darnach gehet in Vasiraja's Haus und sorget dafür, daß er seine Tochter unsrem Balu gebe; denn es ist ein nettes Mädchen und geht erst ins sechste Jahr. Habt Ihr diesen Auftrag

*) Das Horoskop, in Indien von großer Bedeutung, zeigt die Stellung der Planeten zur Stunde der Geburt eines Kindes, oder seine Nativität. Soll es eine glückliche Ehe geben, so muß, wie die Hindu's glauben, die Planetenstellung bei der Geburt der zu werbenden Braut nach gewissen astrologischen Gesetzen mit der Nativität des Bräutigams harmoniren; widrigenfalls ist von der Werbung abzustehen.

mit gutem Erfolg ausgerichtet, so werde ich Euch dafür einen seidenen Turban um den Kopf winden.

Rama: Gut, gut! Das ist ja vortrefflich! Ihr habt Euch eine ehrenwerthe Verwandtschaft ausersehen. Beide Familien stehen Euch prächtig an. Sie erwerben sich das Ihrige und stehen in guten Umständen. Ich werde mein Möglichstes für Euch thun, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Ueberlasset das nur mir. Bleibet Ihr fest bei dem Entschluß, Eure Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen, so geht Alles gut.

(Rama nimmt die Horoskop-Zettel beider Kinder und geht ab.)

Frau (zum Hausherrn): Sitzet doch nicht so still in Gedanken da; machet Euch frisch an's Werk! Was sorget Ihr wegen des Geldes? Wenn ich's unsrem Nachbar Natha sage, dem Märwadi*), so wird er sofort 2000 Rupies vorstrecken. He, Balu, geh', sage dem Natha, ich lasse ihn rufen.

Zweiter Akt.

Hausherr (zu dem eintretenden Bankier Natha): Kommt, Herr Natha! Setzt Euch.

Frau: Setzt Euch näher heran. Was meint Ihr, Natha? Wir denken daran, unsrer Tai und unsrem Balu Hochzeit zu machen. Würdet Ihr uns dazu etwa behülflich sein?

Bankier: Warum das nicht? Ich werde stets Euch zu Diensten sein. Ich bin Euer Nachbar, und eher werd' ich jedes andere Geschäft auf die Seite legen, um nur Euch prompt zu bedienen.

Hausherr: Wir sollten jetzt nothwendig 2000 Rupies haben.

Bankier: Sehr gut! Nehmet 2000 Rupies, oder falls Ihr es brauchen solltet, stehen Euch 4000 zu Gebot. An mir soll's nicht fehlen. Nur müßt Ihr mir dafür den Werth an Goldschmuck oder an Häusern als Versatz geben, oder etwa Herrn Bapu als Bürgen stellen.

Frau: Was, Natha? Kennst Du uns nicht besser? Bapu ist ein vornehmer Mann. Welche Verbindung besteht zwischen ihm und

---

*) Die Marwadi's sind Kaufleute, Händler, Bankiers aus Marwar in Radschastana, die reichsten Hindu-Kaufleute, über das ganze westliche Indien verbreitet, an Unternehmungsgeist wie in Betreff des niederträchtigen Schacherns und Wucherns ganz und gar dem europäischen Handelsjuden ähnlich.

uns? Wie wird er für uns Bürge werden wollen? Und wenn wir Juwelen besäßen, was brauchten wir dann noch Deine Hülfe? (Sie nimmt ihren Mann auf die Seite und redet eifrig mit ihm; dann wieder zum Bankier gewendet:) Wie, Natha? Hast Du denn kein Zutrauen zu uns? Glaubst Du, wir könnten Dich um Deine Rupies bringen?

Bankier: Mutter, Ihr seid vornehme Leute! So einen armen Schlucker, wie ich bin, werdet Ihr nimmermehr um das Seinige bringen wollen. Allein die Zeiten sind eben schlimm, und hier handelt sichs um — ein Geldgeschäft. Die Rupies wachsen mir nicht im Garten, sondern ich muß sie bei andern Leuten für Euch holen. Ja, wenn ich alle die Rupies, die in meinem Buche stehen, baar in Händen hätte, so wollt' ich Euch die verlangte Summe ohne alle Versicherung geben. Was Großes wäre das?

Frau (nimmt ihren Mann bei Seite und spricht leise zu ihm): Natha hat uns mit diesen Worten Hände und Füße gebunden. Was ist zu machen? Aber wie es auch immer gehen mag, die Doppelhochzeit muß dieß Jahr noch stattfinden. Da ist kein Ausweg, — mag kommen, was da wolle.

Hausherr: Du redest wohl so; aber wie sollen wir es doch angreifen? Soll ich meine Zähne dazu ausbrechen? Gedulde dich nur dieses Jahr noch. Künftig läßt sich die Sache eher machen. Mit Gottes Hülfe ist Alles möglich. Ist es Sein Wille, uns Wohlsein zu bescheeren, so wird Er Alles machen. Wie thöricht wär's, wenn wir Kalkwasser trinken wollten, weil wir andere Leute Milch trinken sehen? Höre mich doch und gerathe nicht so in Eifer. Unsre Ehre ist auf dem Spiel.

Frau: Wohl! Aber nun haben bereits mehrere Leute von der Sache gehört. Es geht nicht mehr, die Sache aufzugeben. Ihr seid verzagt und fürchtet Euch vor jeder Kleinigkeit, und dadurch zerstöret Ihr selbst Euer häusliches Glück. Seid doch nur ruhig und sehet zu, wie ich die Doppelhochzeit zu Ende bringen werde. (Laut zu dem Bankier gewandt:) He, Meister Natha! Würdest Du gegen Verschreibung dieses unsres Hauses uns 2000 Rupies vorstrecken?

Bankier: Sehr gut! Ich werde nach dem Essen wieder kommen. Unterdessen erwäget die Sache reiflich bei Euch, Mutter! An mir soll's nicht fehlen. Ich bin bereit, Euch sogleich zwei- bis dreitausend Rupies zu geben. Nur müßt Ihr dem Empfangschein Eure Namensunterschrift beifügen.

Hausherr: Und wie viel Zins verlangst Du?

Bankier: Ich bin Euer Diener und kann von Euch keinen übermäßigen Zins fordern. Ich werde mich nach meiner Regel mit 25 Procent begnügen. Mehr zu fordern wäre Blutsaugerei. Das beschwöre ich bei Eurem Halse.

Hausherr: Oho, das ist sehr viel. Würdest Du mit 6 Procent zufrieden sein, so wäre das sehr schön.

Bankier: Ihr könnt das Anlehen nehmen oder nicht, Triyambaka, wie's Euch beliebt. Ich dringe es Euch nicht auf. Mir wachsen die Rupies nicht auf den Bäumen. Ohne Versatz von Gold und Geschmeide ist der von mir verlangte Zins nicht zu hoch. So viel nehme ich von meinem besten Freund. Ich werde Euch nie Unrecht thun.

Frau (ihren Mann anfahrend): Genug davon! Wozu den Zins so genau untersuchen? Was macht's bei so großen Ausgaben, wenn 100 oder 150 Rupies mehr drauf gehen? Wo würde das hinführen, wollten wir, wie der Märwadi, jeden Kreuzer erst besehen und sein Gepräge visitiren? — He, Natha! Ziehe Du den Betrag des Zinses gleich vom Ganzen ab und gieb uns 2000 Rupies! Dann werd' ich Dir die Verschreibung des Hauses einhändigen.

Bankier: Frau Mutter, was soll ich sagen? Mit Euch zu handeln, ist eine Lust. Herr Triyambaka wird nie so gescheidt werden wie Ihr. Bedenket jedoch, daß meine eigenen Gläubiger sehr hart sind. (Geht ab.)

Dritter Akt.

Doktor Rama (folgenden Tags eintretend, spricht): Höret, Herr Triyambaka, dieß Jahr ist Euch sehr günstig. Ich habe meinen Turban verdient. Die Heirathsangelegenheit von Tai und Balu verspricht den glücklichsten Ausgang. Beide Familienväter, zu denen Ihr mich gesandt habt, sind mit größter Freude bereit, eine Verwandtschaft mit Euch einzugehen. Es liegt nun blos an Euch, daß es keinen Aufenthalt giebt. Warum seid Ihr so in Sorgen? Die Sache muß doch einmal abgemacht werden. Warum einen so günstigen Augenblick verstreichen lassen? Ich kann nicht begreifen, warum Ihr ohne Ursach so verdutzt seid.

Hausherr: Was soll ich sagen? Seit Ihr mir diese Sache

an den Hals gehängt habt, ist mir's nicht mehr wohl. Indeß habe ich jetzt nur noch den Einen Wunsch, daß die Doppelhochzeit nach Art der Armen mit so wenig Aufwand als möglich gehalten werde.

Rama: Ganz gut! Nur fragt sich's, ob damit auch Eure Frau einverstanden sei. Wir Männer sind bald befriedigt; aber man muß doch auch etwas thun, um das Weibervolk vergnügt zu machen.

Frau: Was sagt Ihr? Eine Hochzeit! Was thut's, wenn dabei etwas mehr darauf geht! Man muß der Schwiegertochter und der eigenen Tochter doch auch Geschmeide anhängen, und ohne neue Kleider giebt's keine Hochzeit. Zudem sollte der Tochtermann auch einiges Messing- und Silbergeschirr erhalten. Dazu ist der Vorhof mit Teppichen und Guirlanden zu schmücken. Ferner versteht sichs von selbst, daß drei bis vier Paar Musikanten dabei sein müssen. Und soll es lustig hergehen, so muß man auch Tänzerinnen rufen, die unter dem Vorhang tanzen und den Tochtermann nach Hause zu begleiten haben. Außerdem sind unsre Kastengenossen drei oder vier Mal mit Gastereien zu traktiren. Was ist hierin überflüssiger Aufwand? Laden nicht auch andere Leute zu Gastereien ein und theilen dazu noch Kokosnüsse aus? Warum soll man bei Hochzeiten sparen? Oder giebt man uns etwa beim Sterben auf dem Herzen mit, was wir zusammengescharrt haben?

Haushherr: Aber sage mir doch nur, woher wir solche Ausgaben auftreiben sollen? Was besitzen wir denn, außer dieses Haus? Wenn das fort ist, so ist's fertig, und was sollen wir dann anfangen? Deßhalb meine ich, wir sollten nur wenige Leute einladen und keine Tänzerinnen und dergleichen kommen lassen. Ein Trommler und ein Clarinetbläser wären ganz genug. Wozu leeres Großthun? Tänzerinnen spielen lassen und Umzüge durch die Marktstraßen halten, will mir nur gar nicht passend vorkommen. Wozu doch bei unsrer Armuth für solche Sachen noch 100 bis 150 Rupies mehr aufwenden? Ich muß mich Tag und Nacht plagen, um monatlich 15 Rupies zu verdienen: — warum doch in einer oder zwei Stunden dreißig oder vierzig Rupies vergeuden?

Frau: So? Ihr wollt also nichts von diesem Brauch? Warum das? Ist derselbe denn erst kürzlich aufgekommen? Zu thun, wie andere Leute thun, ist das Geziemende. Tänzerinnen sind unerläßlich; sonst giebt's eine ärmliche Hochzeit, wie Ihr aus eigener Erfahrung wissen könntet! Und was wollt Ihr machen, wenn die Verwandten

solche Unterhaltung verlangen? Werdet Ihr es dann auch noch abschlagen können? Drum seid mit Euren Einwendungen stille und handelt, wie es bis heut Sitte gewesen ist. Wie sollte sich diese aufheben lassen! (Alle gehen ab.)

Schon viele sind durch diese Welt gewandert,
Ach, ohne sich um's höchste Gut zu kümmern.

Vierter Akt.

Frau (sich an ihren Sohn Balu wendend): Geh', Balu, und rufe Natha, den Bankier. (Balu geht und kommt nach einer Weile mit Natha wieder.) Wie, Natha? Was ist aus Deiner Zusage von vorgestern geworden? Im Vertrauen darauf haben wir die Vorbereitungen zur Hochzeit begonnen: willst Du uns nun im Stiche lassen und in Schande bringen?

Bankier: Woran hab' ich's denn fehlen lassen? Mein Versprechen war keine Lüge, sondern Wahrheit. Der Hausherr ist der Lügner; denn er fürchtet sich zu sehr vor solchem Geschäft. Euer Thun dagegen gefällt mir sehr wohl.

Frau (zu ihrer Tochter gewendet): Geh, Tai, und sage, Deine Mutter rufe dem Herrn.

Hausherr (tritt ein, zugleich mit ihm Doktor Rama, der Astrolog): Kommet, Sternkundiger! Wie geht's? wie steht's?

Rama: Sehr gut; kommenden Februar giebt es zwei glückliche Tage für die Trauung, nemlich den fünften und sechsten des Monats. Da müßt Ihr Eure Familienangelegenheiten ins Reine bringen, denn nachher kommt kein Glückstag mehr. Laßt es deßhalb nicht länger hängen, sondern sputet Euch. (Er geht auf die Seite.)

Hausherr (zu dem Bankier gewendet): Es sind nur noch wenige Tage übrig. Natha, schicke mir schnell die Rupies.

Bankier: Herr Triyambaka, das Geld hab' ich längst parat. Was ich erwarte, ist, daß Ihr einen Schuldschein für 2000 Rupies aufsetzet und denselben nicht nur eigenhändig unterschreibet, sondern auch Eure Frau und Euern Balu unterzeichnen lasset. Dann sollt Ihr 1500 Rupies baar in Empfang nehmen. Nach geschehener Zahlung sind dann noch für jedes Hundert monatlich zwölf Anna*) zu bezahlen, was gleichfalls in der Schuldverschreibung zu bemerken ist.

---

*) Ein Anna ist gleich 4 Kreuzer; die Zinsen sollen sich also nach voraus-

Hausherr: He, Natha! Vorweg ziehst Du den verlangten Zins ab, und hernach willst Du doch noch zwölf Anna für's Hundert verschrieben haben! Damit begehst Du eine große Ungerechtigkeit.

Bankier: Das ist keine Ungerechtigkeit, sondern ganz dem Herkommen gemäß. Wenn ich aber alle diese Specialitäten im Schuldschein verbrieft haben will, so verlange ich nur, was alle Gläubiger in der Regel begehren. Oder werdet Ihr etwa einen Theil des Geldes unangetastet aufbewahren? Ist nicht das Anlehen für sofortigen Verbrauch bestimmt? Unter diesen Umständen ist es ganz am Platz, daß nach geschehener Zahlung auch Zins gefordert wird.

Frau (ihren Mann scharf anblickend): Höret, was Natha sagt. Schreibet ihm den Schuldschein und machet, daß die Rupies bald in Eure Hände kommen. (Zu Natha:) Geh und bring' das Geld. Der Herr wird das Papier ausfertigen. (Damit geht sie in die Kammer und bringt die Hausverschreibung samt noch einem leeren Papier heraus, das sie ihrem Manne giebt. Dieser nimmt es mit einem schweren Seufzer; jedoch auf ferneres Zudringen verspricht er, es auszufertigen.)

Bankier: Seid so gut und gebet mir den Empfangschein samt der Hausverschreibung, damit ich sie lese. (Er nimmt die Papiere, geht damit in ein Nachbarhaus, wo er sie sich vorlesen läßt. Nach einer halben Stunde kommt er wieder und zählt dem Hausherrn 1500 Rupies baar in die Hand.)

Frau (spricht beim Anblick der Rupies voll Vergnügens und mit lachendem Munde zu ihrem Manne): Davon kommen 30 Tole Gold*) auf die Schwiegertochter, 22 auf unsre Tai und 12 Tole auf die Halskette für unsern Balu. Ich und Ihr, wir brauchen nichts. Kauft man noch dazu ein paar Ohrengehänge für 100 bis 200 Rupies und einen Shawl, so hat sichs.

Hausherr: Wenn das Alles, was Du sagst, soll angeschafft werden, so gehen alle Rupies blos dafür auf. Wie sollen dann die noch übrigen Ausgaben bestritten werden? Da sind noch Kleider, Kokosnüsse, Musikanten, Eßwaaren und sonst noch allerlei Dinge zu bezahlen: woher soll das dazu nöthige Geld kommen?

Frau: Diese Sachen kann man auf Kredit vom Bazār holen. Andere Leute machen's auch so und feiern nichtsdestoweniger ihr Familienfest mit Prunk. Wer wird da auch ein so saures Gesicht dazu

---

gegangenem Abzug von 25 Procent noch außerdem auf jährlich 9 Procent belaufen.

*) Eine Tole Gold beträgt etwa 16 Rupies Silberwerth.

machen, wie Ihr? (Zum Hausknecht gewendet:) Höre, Mädya, geh und bring' sogleich den Goldschmied Withoba Schetti. (Dieser kommt nach einer Weile und setzt sich unter das Thor der Vorhalle.)

Hausherr (zum Goldschmied gewendet): Kommt, Withoba, setzt Euch! Wir sind eben daran, unsern beiden Kindern Hochzeit zu machen, und dazu bedarf es einiges Geschmeide.

Goldschmied: Sehr gut! Sagt nur, was Ihr wünschet, so werde ich es sogleich fertigen. Dazu sind wir ja unser vier Arbeiter.

Frau: Withoba, merket wohl: für unsre Tai braucht's ein paar Ohrenspangen, 12 Tole schwer, und ein Halsband, das 8 Tole wiegt. Dazu für Balu's Braut Handspangen von 12 Tole Gewicht, und ein Vorderarmband, 8 Tole wiegend, sowie Ellenbogenglöckchen, 10 Tole schwer; und endlich für Balu selbst eine Halskette aus 12 Tole Gold. Diese Schmucksachen müssen vorzüglich gearbeitet sein; etliche Rupies mehr oder weniger Macherlohn, — darauf kommts nicht an. (Damit giebt sie dem Goldschmied 1200 Rupies in die Hände, und der Hausherr begleitet denselben auf den Bazar, um dafür Gold zu kaufen. Nach einiger Zeit kehren sie damit zurück. Als die Frau das eingekaufte Gold erblickt, wird sie höchst erfreut und laut lachend spricht sie zu ihrem Manne:) Das wichtigste Geschäft ist nun abgemacht; so laßt uns nun an das Uebrige denken. Sorget dafür, daß das Haus neu getüncht, die Wände unten mit Röthel bemalt und an den Außenseiten mit Kalkstreifen übergossen werden. Ferner ist eine Teppichvorhalle anzubringen und unter derselben eine gemalte Gallerie zu errichten. Stellt Kasim dazu an, von dem ich hörte, daß er in dergleichen Sachen viel Geschick hat; sollte es auch 5 Rupies mehr kosten, so ist das von keinem Belang. Was für eine prächtige Vorhalle hatte nicht Tala Schetti für 300 Rupies errichten lassen! Sehet auch zu, daß Transparente und Quasten angebracht werden, sonst bringt Ihr Euch in Unehre. Wenn man etwas veranstaltet, muß man es so machen, daß die Leute Bravo rufen. Geld kommt, Geld geht!

Doktor Rama (der Astrolog, tritt ein): Wie stehts, Herr Triyambaka? Es sind nur noch wenige Tage übrig. Sind die nöthigen Vorbereitungen getroffen? Eure beiden Gegenschwieger sind im Begriff hieher zu kommen. Falls Ihr denselben etwas zu entbieten habt, so saget's. — Sehet hier diesen Zettel ein wenig an.

Hausherr: Was, Doktor, Ihr habt die Liste ordentlich lang gemacht.

Rama: Ich habe nichts Ueberflüssiges darin aufgeführt. Eine Rechnung von 82½ Anna für zwei Hochzeiten ist wahrlich nicht zu viel. Darunter hab' ich den Brahmanenpfennig nicht mit aufgeschrieben; denn das soll Euch Beiden als freie Ehrensache überlassen bleiben.

(Unterdessen kommen die beiden Gegenschwäher im Gespräch begriffen vor das Haus.)

Hausherr: Kommt, Vettern! Großfürst! Großfürst! Kommt! Was giebts Neues?

Schama Rao (des Mädchens Schwiegervater, zum Astrologen): Herr Doktor, habt Ihr nicht den fünften Mondstag als den günstigen Zeitpunkt bestimmt?

Doktor Rama: So ist's; eine andere glückliche Stunde giebt es nicht. Auf jeden Fall ist am genannten Tage Alles abzumachen; denn wenn diese Constellation unbenützt vorüber gelassen wird, so kann hernach zwei Jahre lang keine Hochzeit mehr mit Glück veranstaltet werden.

Schama Rao (zum Hausherrn): Wie steht's, Vetter? Was denket Ihr?

Hausherr: Wenn Ihr unser Einen unter Euren Mantel nehmen wollt, so ist Alles recht. Dieß Jahr hab' ich allerdings ein wenig mit Armuth zu kämpfen, weßhalb ich meine, die Ausgaben sollten vorsichtig und mit Wenigem abgemacht werden. Man sollte darum weder Tänzerinnen, noch Musikanten rufen, sondern Alles so bescheiden als möglich halten.

Schama Rao: Ganz gut! Auch wir sind keine Fürsten oder große Herren, wie Ihr wohl wißt, sondern unser Feuerherd ist von Erde. Dennoch wird es kaum angehen, so gar sparsam zu sein; wir können nicht wider den Strom schwimmen, wir müssen eben auch der Welt Brauch mitmachen. Tänzerinnen sind unerläßlich; anders würden unsre Kinder nicht zufrieden sein; und kommen dann auch noch etliche ihrer Freunde zur Hochzeit, so wär' es eine schlechte Feier, wenn's nicht auch etwas lebhaft zugienge. Auch sollte nicht auf 60 oder 70 Rupies gesehen werden, damit man den wenigen Hochzeitsgästen auch Kokosnüsse austheilen kann; denn sonst würde etwas Wesentliches fehlen. Wenigstens die Frauen auf meiner Seite würden ohne solche Dinge nicht zufrieden sein. Lieber gebet eine Mahlzeit weniger, wenn es sein muß; nur lasset's nicht an jenen Dingen fehlen.

Vasiraja (des Knaben Schwiegervater): Vortrefflich! Ihr müßt keine neue Sitten aufbringen wollen, Triyambaka! Thut, wie die andern Leute auch thun. Wolltet Ihr auf die Meinung der Wenigen achten, die etwas Englisch zu lernen angefangen haben, so würdet Ihr sicherlich von der Mehrzahl Schmach ernten. Ich weiß, daß Ihr mit Eurer Kasse etwas zurück seid. Nichtsdestoweniger solltet Ihr in der vorliegenden Angelegenheit einfach dem Beispiel der Vorfahren nachzukommen suchen. Nicht wahr, Schama Rao?

Schama: Bravo! Ihr habt's ganz getroffen. Geht nur frisch ans Werk, Triyambaka, und rüstet alle Sachen zu! Gegen 10 Uhr werden wir wieder kommen. (Sie stehen auf, sich zu entfernen.)

Hausherr: Ganz gut! Gegen Euch gelt' ich nichts! Was soll ich weiter reden. Mädya, bring die gefüllte Tabakspfeife. (Die Schwäher und der Astrolog setzen sich, um zu rauchen; dann gehen sie ab und auch der Hausherr begiebt sich ins Haus.)

Frau (im Innern des Hauses zum Hausherrn): Was habt Ihr mit den Schwähern ausgemacht?

Hausherr: Ausgemacht? Ich muß eben thun, was sie sagen; und das geht darauf hinaus, daß wir es in Allem nach der Welt Brauch halten sollen. Vor Allem verlangen sie Tänzerinnen. Was kann ich da machen?

Frau: Alles was sie sagen, ist ganz gut; nur Euch will's nicht einleuchten. Doch genug davon! Geht nur nach dem Bazär und holt die nöthigen Sachen auf Kredit.

Hausherr: Was ist denn auf dem Bazär zu thun? Du eilst doch gar zu sehr! Indeß sage mir, was ist denn anzuschaffen?

Frau: Dreitausend Kokosnüsse, vier seidene Turbane, vier Ueberwürfe, acht goldfadige Jacken, fünf große Frauenkleider, und für mich und das Mädchen je Ein goldfadiges Gewand. Dazu ein gelbes Seidenkleid mit Goldtressen für den Schwiegersohn, zwei paar Männerkleider, zwei Centner Schmalz, anderthalb Centner Zucker, vier Malter Reis, ein bis anderthalb Malter Weizen. Das wird so ziemlich Alles sein, was es bedarf.

Hausherr: Das sind für wenigstens fünf- bis sechshundert Rupies Sachen! Ich bitte dich, wer wird mir soviel auf Kredit geben? Und wie soll es hernach bezahlt werden?

Frau: Jetzt ist nicht Zeit, über künftige Sorgen zu brüten. Gott wird auf irgend eine Weise durchhelfen. Geht nur jetzt schnell.

(Der Hausherr geht nun auf den Bazar, verhandelt mit den Krämern und Händlern, und bringt endlich Alles um die von ihnen geforderten Preise. Da er aber die bei dem Bankier noch stehenden 100 Rupies einziehen will, zieht dieser zuerst 50 Rupies davon ab und händigt ihm dann den Rest ein. Das war Alles, was der Hausherr an Baarschaft für die Hochzeit im Hause hatte. — Als nun am 5. Mondstag die Trauung der Tochter wirklich stattfand, schickte er davon 20 Rupies der Tänzerin und 1¼ Rupies giebt er dem Astrologen in die Hände, mit dem Bedeuten, daß derselbe damit alle bettelnden Brahmanen zufrieden stellen und ihn nicht weiter belästigen möge. Der Astrolog giebt davon an 10 bis 15 Brahmanen je ½ oder ¾ Anna und das Uebrige bindet er in seinen eigenen Rockzipfel. Unterdessen ist die Zeit für die Prozession herbeigekommen, weshalb alle Anwesenden zum Umzug aufbrechen.)

Fünfter Akt.

(Am folgenden Tage sollte Balu's Hochzeit sein.)

Frau (zum Hausherrn): **Jetzt muß man fünf paar Trommler und englische Musikanten rufen. Balu's Freudentag ist schon werth, daß englische Spielleute herbeigerufen werden.**

Hausherr: Was wirst Du noch Alles anstellen! Das geht über meinen Verstand. Die Musikanten machen ungeheure Forderungen; für weniger als 20 Rupies ist gar keine Rede, daß sie sich bewegen ließen zu kommen. Ich kann Dich nicht begreifen. Mach' was Du willst!

Frau (zu einem armen Nachbar): **Kentu, geh' und thu mir einen kleinen Dienst. Hole die Musikanten und die Trommler, dazu einige Wagen und fünf Pferde. Dieselben sind bereits bestellt, so daß Du sie jetzt nur zu rufen brauchst.**

Bhima (ein anderer Gehülfe, kommt von auswärts, zu dem Hausherrn): **Onkel, es ist gar nicht zu sagen, wie theuer die Tänzerinnen und Musikanten heute sind. Ich bin diesen Morgen schon bei fünf oder sechs Tänzerinnen herumgelaufen. Die Einen verlangen 60 Rupies, die andern 50 Rupies; weniger halten sie gar nicht der Rede werth. Endlich ist mir's doch bei Rosa gelungen, sie um 40 zu dingen, worauf ich ihr ein Bitel-Blatt zum Angeld gab. Was ist zu machen?**

(Hierauf nehmen der Hausherr und Basiraja, der Schwiegervater Balu's, gemeinschaftlich noch einige Verwandte zu sich und laden mit viel Zudringlichkeit und Höflichkeit reiche und vornehme Leute zur Theilnahme am feierlichen Umzug des Bräutigams ein.)

Frau (spricht zu den Heimkehrenden): **Gut, jetzt ist Alles bereit. Allein noch sind die Juwelen und der Shawl nicht da, die dem Bräu-**

tigam anzulegen sind. Auch hat man für ihn bei irgend Jemand eine Perlenhalsschnur zu entlehnen. Ich ließ von allen Häusern, die mir bekannt sind, kein einziges unbetreten und habe mir in den letzten Tagen die Füße wund gelaufen. (Zum Hausherrn:) Darum geht Ihr jetzt, wenn Euch noch ein vornehmes Haus bekannt ist, und suchet die noch fehlenden Schmucksachen zu bekommen.

Hausherr (ein wenig aufgebracht): Alles hängst Du mir an. Wen soll ich um diese Sachen angehen, und wessen Hände und Füße soll ich derselben wegen umfassen? Möge das Feuer drein schlagen! Ich bin dieser Wirthschaft satt.

Frau: Bei einem solchen Freudenanlaß solltet Ihr keine unschönen Worte fallen lassen! Was wird's Euch viel Mühe kosten, eine oder zwei Schmucksachen aufzutreiben? Bin ich doch eines Ohrengehängs wegen in sieben oder acht Häusern gewesen, bis ich dasselbe endlich von Frau Deno erhielt; und zwar ists mir gelungen, ein Juwel nach Hause zu bringen, das wohl seine 10,000 Rupies werth sein mag.

(Nach einigem Zaudern geht der Hausherr mit noch einem Mann in Ramdasa's Haus, wo er nach vielen höflichen Bitten eine Perlenschnur samt noch einigen andern Zierrathen erhält; dieselben bringt er sofort nach Hause und händigt sie seiner Frau ein. Diese, voll Entzücken bei ihrem Anblick, zeigt sie den Frauen und rühmt, mit was für reichen Leuten ihr Mann bekannt sei.)

Hausherr: (dazu kommend, ruft): Gut! Schon gut! Laßt's damit genug sein und sehet zu, was sonst noch zu thun sei. Hört man, was dieß Weibsbild sagt, so geht Alles schief.

(Damit treibt er sie zu den Hochzeitsgeschäften. Nachdem die üblichen Ceremonien durchgemacht und Alles zum Abschluß gebracht worden, wird die Mahlzeit gehalten. Unterdessen kommen die Leute zusammen, um den Bräutigam auf dem Pferde durch die Straßen zu führen.)

Frau (tritt unter die Hausthür und ruft dem Knecht): Was ist's, Bhima? Der Blumenhändler ist ja noch nicht gekommen, und doch sind alle weiblichen Gäste versammelt. Heute müssen für fünf oder sechs Rupies Kränze her; sonst muß ich darüber bis an meinen Tod Vorwürfe hören. (Sie schickt in aller Eile zwei Boten an den Blumenhändler. Derselbe kommt.)

Frau (zum Blumenhändler): Wie kommt's, Parwa? Warum so spät? Wozu verkaufst du denn Kränze?

Blumenhändler: Was soll ich antworten, Frau? Heute wollten sich in meinem Garten keine Blumen finden. Sehet, diesen

Kranz biete ich Euch um 3½ Anna, und diesen da um 4 Anna; für diesen Doppelkranz aber verlange ich 6½ Anna. Gefallen sie Euch, so nehmt's; aufdringen werd' ich sie Euch natürlich nicht. (Die Frau macht viel Wesens mit Handeln und kauft endlich für acht Rupies Kränze, die sie den weiblichen Gästen giebt, während sie selber sich die Doppelguirlande um den Kopf windet. — Darauf wird der Bräutigam zurecht gemacht, um ihn aufs Pferd zu setzen.)

Ramatschandra (ein Gast, zu Basiraja, dem Schwiegervater des Bräutigams): Was soll das sein? Der Bräutigam ist fertig, und noch sind keine Tänzerinnen da!

Hausherr (zum Knecht): Bhima, geh', geh'! Sieh', wo die Tänzerin bleibt. Sie macht gerne viel Wesens. (Bhima eilt in das Haus derselben und findet Rosa Bitelnuß kauend.)

Rosa (den Knecht kommen sehend): Kommet, setzt Euch und kaut mit mir ein wenig Bitelnuß.

Bhima: Jetzt ist keine Zeit zum Kauen. Die ganze Versammlung wartet auf Euch. Kommt schnell!

Rosa: Warum ist denn aber der Palankin nicht da? Was kann ich machen? Wenn Ihr schnell einen Palankin bringet, werd' ich keinen Augenblick säumen. (Bhima holt in aller Eile den Palankin der Göttin Kali, in welchen Rosa sich setzt und nach dem Hochzeitshause getragen wird. Dann begleitet sie den Bräutigam auf seinen Umzügen. — Nach Beendigung der Procession, als die Tänzerin bezahlt werden sollte, fand sich's, daß nicht genug Baarschaft im Hause war, so daß man das Fehlende von verschiedenen Seiten zusammentreiben mußte. — Dann folgen noch zwei bis drei Tage lang Gastereien, und die Hochzeit hat ein Ende.)

Frau (steht des andern Morgens frühe auf, um die für den Bräutigam geborgten und ihm bei seinen Umzügen angehängten Schmucksachen und den Shawl zum Wiederheimgeben zurechtzumachen. Da vermißt sie unter dem Geschmeide das mit kostbaren Perlen besetzte Ohrengehänge. Darüber sehr bestürzt, sucht sie es da und dort, zankt die Dienstboten ab und fängt endlich an zu weinen. Endlich nach ihrem Manne schreiend): Höret, höret! Kommt ein wenig hieher.

Hausherr (in großer Hast): Was giebt's? was giebt's?

Frau: Da fehlt das traubenlaubförmige Ohrgehänge. Bis zum Ueberdruß hab' ich darnach gesucht, und ist Alles vergeblich. Welch ein Unfall! Wie kann ich mich künftig vor Frau Deno sehen lassen! Es ist wenigstens 1500 Rupies werth. Was wird sie mich nicht Alles heißen! (Sie ruft den Affengott an): Ottanamanta! Wenn Du mich das Ohrengehänge wieder finden lässest, werd' ich Dir künftigen

Samstag eine Illumination von anderthalb Ochsenlasten Oel veranstalten und eine Ladung Kokosnüsse opfern. Erlöse mich nur aus dieser Noth. (Die Thränen kommen ihr wieder.) Ach wehe! Mein Schicksal! (Sie setzt sich verzweifelnd nieder.)

Hausherr: So ist's ganz recht. Wie viel ich auch abrieth, Du hast doch immer wieder noch Anderes verlangt und Neues herbeigeschafft. Du hast meine bereits verlorene Seele nun in neue Verlegenheit gestürzt. Bleib' jetzt nur ruhig sitzen; mir bleibt nichts übrig als irgendwohin zu entlaufen. Dann hat sich's. (Beide suchen bis gegen Mittag weinend bald da bald dort. Da hören die Einen und Andern auswärts davon, machen großen Lärm und schwatzen, wie es ihnen in den Mund kommt, während die Frau heulend auf der Seite sitzt. Nun rufen die Einen die Wahrsagerin, Andere die Zeichendeuter, wieder Andere laufen in den Tempel, um aus dem Fallen der Opferblumen einen Aufschluß zu erhalten. Endlich vernimmt Frau Deno, die Besitzerin des Ohrengehänges, den Lärm und Auflauf, und kommt in einem Wagen dahergefahren.)

Frau (in größter Verlegenheit): Was soll ich sagen, Frau Deno? Es ist mein Schicksal so. (Sie erzählt das Vorgefallene, fällt dann vor ihr auf den Boden und umfaßt ihre Füße.) Ihr müßt etliche Tage Geduld haben. Ich werde Euch Euer Ohrgehäng irgendwie wieder zustellen, oder den Werth desselben Euch baar ersetzen, und sollt' ich dafür mein Leben einsetzen müssen.

Frau Deno: Das will ich nicht, sondern mein Ohrengehänge verlang' ich zurück. Wo wird sich zu gegenwärtiger Zeit ein solches Perlengeschmeide wiederfinden? Es stammt von den Vorfahren her. So geht mir's doch immer. Will ich Jemand einen Gefallen thun, so hab' ich nur Verlust zum Dank.

(Nun bringt die Frau einen Fünfer-Rath zusammen und veranlaßt ihren Mann, der Frau Deno eine Schuldverschreibung auszustellen, wodurch diese sich einigermaßen zufrieden giebt. Mit diesem Papier fährt sie schweren Herzens wieder von dannen.)

Sechster Akt.

(Etliche Tage nach der Hochzeit kommen eines Sonntags Morgens der Musikant Gabhya, der Blumenhändler Parwa, der Kokosnußhändler Basawa, der Schmalzverkäufer Ranga und der Kleiderhändler Tschintamani, sowie die Pferdverleiher, Fackelträger und wer sonst noch etwas zu fordern hatte, vor Triyambaka's, des Hausherrn, Haus und belagern den Eingang. Nachdem dieser das Gesicht gewaschen, setzt er sich auf einen Stuhl, worauf die Wartenden ihm nach einander ihre Verbeugungen machen und ihn um Bezahlung bitten.)

Gabhya (der Musikant): Machet Eure Rechnung ins Reine, Herr!

Hausherr: Wie hoch beläuft sich Eure Forderung?

Gabhya: Für uns Spielleute waren's zehn Tage und für den Trommler fünfe, — macht zusammen 45 Rupies. Macht heute unsre Rechnung ab; Ihr wißt ja, daß es nicht Brauch ist, die Musikanten warten zu lassen. Habt Ihr doch so großen Aufwand gemacht, warum laßt Ihr uns so lange warten? Ihr seht, wie mich die Trommler plagen. Drum laßt die Sache nicht länger anstehen.

Hausherr: Es soll nicht fehlen. Nur für heute geh' und mach' nicht so viel Gerede. Mein Wort soll Dir Bürgschaft genug sein.

Gabhya: Für heute will ich gehen; aber morgen früh werde ich wieder hier sein. Lebet wohl.

Bâsawa (der Kokosnußhändler): Wenn Ihr Euern Rest bezahlt, Herr Triyambaka, dann gut! Wo nicht, so ist's mit Eurer Ehre aus. Was ist doch das für eine Sitte? Ihr habt versichert, nach fünf oder sechs Tagen bezahlen zu wollen, und nun nach zehn oder zwölf Tagen hab' ich noch keinen Heller empfangen.

Hausherr: Seid ohne Sorgen, Bâsawa. Ich werde Eure Rechnung heute noch in Ordnung bringen. (Er streichelt dem Basawa schmeichelnd über's Gesicht:) Ich werde Euch das Geld gewißlich zustellen; nur für heute noch müßt Ihr Euch gedulden! (Damit schickt er ihn weg.)

Doktor Rama (der Astrolog, macht folgenden Tags einen kurzen Hausbesuch; zur Frau gewendet): Hausmutter, wie steht's um die Turbane, die Ihr mir versprochen habt? In einigen Tagen hab' ich über Feld zu gehen, um einen Knaben in die Kastenrechte einzuführen; da käm' es mir gar gelegen, wenn Ihr mir zuvor die Turbane geben wolltet.

Frau (etwas zornig): Was, Doktor! Habt Ihr denn auch noch etwas zu fordern? Wo ist denn der Turban, im Werth von 20 bis 25 Rupies, hingekommen? Ihr fordert immer, wie Einer, der Einem Geld geliehen hat. Geduldet Euch ein wenig. Wenn Balu eine Anstellung erhält, oder ihm bald Kinder geboren werden, so sollt Ihr einen Kaschmir-Shawl bekommen.

Doktor Rama (eine Weile stehen bleibend und mit gesenktem Blick): Mutter, thut wie's Euch beliebt. Wo wird es doch nach dem Wunsch von uns armen Leuten gehen? Nur macht es nicht, wie das Sprüchwort sagt: Nachdem er über den Fluß gefahren, zeigt er sich den Fährleuten als Spitzbube. (Geht ab.)

(Es geht nun mit dem Fordern einerseits und dem Vertrösten und Hinausschieben anderseits noch eine geraume Zeit fort. Anfangs sucht der Hausherr vor den schmähenden Gläubigern sich in seinem Hause zu verbergen; wie sie aber immer ungestümer werden, kann er es nicht mehr aushalten. Er nimmt deßhalb zuerst die goldene Kette von seines Sohnes Hals, 200 Rupies werth, versetzt sie für 150 Rupies und bezahlt damit die Musikanten, den Kokosnußhändler und einige Andere. Um auch noch den Kleiderhändler befriedigen zu können, muß er sogar seinem Töchterlein das Vorderarmband abnehmen und versetzen, wozu sich seine Frau nur nach langem Sträuben verstehen kann, die Schwiegermutter aber das weinende Mädchen fast aus ihrem Hause verstoßen hätte. Endlich kommt auch noch der Bankier Natha dazu, der nach Ablauf des festgesetzten Termins auf Bezahlung dringt. Um seiner los zu werden, fängt der Hausherr auf den Rath seiner Frau mit demselben einen Proceß an. Die Folge davon ist, daß ihn das Processiren oft und lange von der Amtsstube abhält, worüber er am Ende gar seines Dienstes entlassen wird. Und nach Allem gewinnt es der Bankier doch, so daß Triyambaka auf einen Befehl vom Gerichtshof sein dem Bankier verpfändetes Haus verlassen muß und sich genöthigt sieht, eine Miethwohnung für 1½ Rupies zu beziehen.

Einige Monate nach der Hochzeit kann Balu das monatliche Schulgeld nicht mehr bezahlen und wird deßhalb von dem englischen Lehrer aus der Schule verwiesen, worüber er mit verdrießlichem Gesicht zu seinem Vater nach Hause eilt. Als dieser vernimmt, was vorgefallen sei, spricht er zu seiner Frau:)

Hausherr: Merkst du nun, wie glücklich wir seit der Hochzeit geworden sind: das Haus ist fort, der Dienst verloren und des Knaben Lernen in's Wasser gefallen. Unter den Leuten bin ich ehrlos geworden. Wenn ich die Schwäher besuche, so wollen sie mich weder bewillkommnen, noch auch nur sprechen; und auf dem Bazär will mir Niemand mehr auch nur für einen Pfennig auf Kredit geben. Das Alles ist die Folge davon, daß ich dir gehorcht habe.

Frau: Gut! Was Gott bestimmt hat, das geschehe! Wo wird es doch nach der Menschen Anschlag gehen?

Hausherr: Absichtlich in's Feuer springen und hernach die Schuld auf Gott schieben, ist grundverkehrt. Die Menschen bringen sich durch eigene Unvorsichtigkeit in gar mancherlei Noth. Doch das willst du nicht erkennen. Sieh doch, wie glücklich waren wir vor der Hochzeit, und jetzt — welches Elend! Was soll aber aus Balu's Studien werden?

Frau: Wozu denselben noch weiter unterrichten lassen? Hat er doch das dritte englische Lesebuch durch. Man stecke ihn nun in die Amtsstube, so ist's gethan. Gehet morgen zu seinem Schwiegervater, daß er ihn eine Zeitlang mit sich aufs Bureau nehme, um ihn daselbst ins Geschäft einzuleiten. An einer Anstellung und einem

Monatsgehalt von 10 Rupies wird's dann nicht fehlen; und dann wird unser Schicksal sich wieder wenden.

Hausherr (der nach langem Hin- und Hersinnen nichts Besseres zu thun weiß, als dem Rathe seiner Frau zu folgen, geht zu Basiraja und bringt demselben nach der üblichen Begrüßung seine Bitte vor): Schwäher, wenn Ihr unsrem Balu irgendwo zu einer Anstellung verhelfen könntet, so wäre mir solches ein großer Gefallen.

Basiraja: Was, Vetter? Geht er nicht noch in die Schule? Kann er multipliciren und dividiren? Er soll nur noch einige Monate lernen; darnach mag man sehen, was zu thun ist. Eine Anstellung bei der Regierung ist keine so leichte Sache.

Hausherr: Ich bin mit seinen Studien nicht näher bekannt; nur so viel weiß ich, daß er das dritte Lesebuch liest.

Basiraja: Was sagt Ihr, Triyambaka? Noch steht er im dritten Lesebuch, und Ihr meinet, ich soll ihm bereits zu einer Anstellung verhelfen? Mit den Regierungsämtern ist's nicht mehr wie in frühern Zeiten. Sehet, wie viele junge Leute es giebt, die sich in höheren Schulen ausgezeichnet haben und sonst sehr gewandt sind. Warum habt Ihr Balu doch so schnell aus der Schule genommen? Er hätte sie noch für Jahr und Tag besuchen sollen. Und wenn Ihr dazu noch einiger Rupies bedurftet, warum habt Ihr mich nicht darum angesprochen? Wenn es so um Euch steht, warum doch schon Hochzeit machen? Wie wird es dem Jungen künftig gehen? Denn nur wenn der Mann tüchtig Geld verdient, steht's um den Haushalt der Frau gut.

Hausherr; Herr Basiraja, wie es das Schicksal will, so geschieht es. Was nützt jetzt alles Reden! Mein Kummer ist ja schon groß genug. Seht nur, wie Ihr den Knaben irgendwo unterbringt; denn nun ist er ja Euer Schwiegersohn.

Basiraja: Gut! Ich will gelegentlich mit dem Aktuar reden, und sehen, was sich machen läßt.

Mit dieser Zusage begiebt sich Triyambaka nach Hause, wo er gebrochenen Sinnes über die Thorheit nachdenkt, mit der so Viele durch eitles Großthun sich ins Elend stürzen, während diejenigen so glücklich sind, die sparsam und bescheiden von ihrer Hände Arbeit leben. Aber als die größte der Thorheiten erschien es ihm, mit geborgtem Gelde seinen Kindern schon im zarten Kindesalter Hochzeit zu machen. Dabei fällt ihm immer wieder der Vers ein:

Der Unvorsichtige sich selbst ins Unglück stürzt;
Drum rette du dich durch vorsicht'gen Wandel.

Missions-Zeitung.

Die Mission in Central-Südafrika.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wir haben im letzten Heft erzählt, wie die Londoner Missions-Gesellschaft, angeregt durch die Entdeckungen Livingstone's, zwei neue Missionen im Innern Südafrika's anzulegen beschloß: die eine unter den Matebele im Süden des Zambesi, die andere unter den Makololo im Norden dieses Flusses.*) Unsre letzten Mittheilungen haben Bericht gegeben, wie der alte erfahrene Miss. Moffat selbst, an der Spitze einer Anzahl wackerer jüngerer Missionare, die lange und gefährliche Reise zu Mosilikatse, dem König der Matebele, unternahm (Aug. 1859) und die Gründung der neuen Mission glücklich zu Stande brachte.

Man kann das Gelingen dieser Unternehmung nicht hoch genug anschlagen. Die Matebele sind nächst den Zulu's, in deren Nachbarschaft sie wohnen, die mächtigste Nation Südafrika's und waren bis dahin durch ihre grausamen Kriege der Schrecken aller umliegenden Stämme. Mosilikatse aber, ihr König, steht in den Augen seines eigenen Volkes so hoch, daß er im buchstäblichen Sinne göttlich verehrt wird. Die Meinung, er stehe mit den Verstorbenen im Verkehr und sei im Stande, Regen und andere Wohlthaten zu verleihen oder zurückzuhalten, ist allgemein herrschend. Auf die Frage, ob denn in ihren Augen der Gott der Weißen nicht derselbe Gott sei, der auch ihrem König seine angebliche Weisheit verleihe, erwiederten die Matebele: „Nein, ihr Weißen habt euern Gott; wir aber haben unsern Gott Mosilikatse.“ Moffat selbst schreibt: „Es war ein tief ergreifender Anlaß, einem solchen Volke und einem solchen Könige das Evangelium predigen zu dürfen. Da saß vor mir Mosilikatse selbst, von dem sein Volk meint, daß es im Himmel und auf Erden außer ihm keinen andern Herrn gebe, — ein Mann, der 400 Frauen und ebenso viele Kebsweiber hält; neben ihm seine Hauptleute, von denen jeder gleichfalls eine Anzahl Frauen hat; dann alle seine Kriegsleute, die ohne Ausnahme ein überaus wüstes unreines Leben führen; und endlich das Volk, das von Kind auf außer seinem König Niemand zu fürchten, Niemand zu lieben, Niemandem zu danken gelernt hat, ein Geschlecht von Mördern, deren Hand gegen Jedermann ist. Ich fühlte, daß ich Gottes besondern Beistand bedurfte, und flehte um denselben. Mosilikatse saß zu meiner Linken, mein Dollmetscher zu meiner Rechten... Tiefe Stille und die gespannteste Aufmerksamkeit herrschte während meiner ganzen Ansprache. Alle sahen mich an, als hörten sie die

*) Man vergleiche die geographische Lage dieser Stämme auf dem Basler Missionsatlas.

wunderſamſten und unglaublichſten Dinge. Ich fühlte nicht die geringſte Befangenheit, noch auch irgend ein Bedenken, von der 'Gerechtigkeit und Keuſchheit und dem zukünftigen Gericht' zu reden... Als ich zu Ende war, ſtand Alles auf, grüßte mit hundertſtimmigem Zuruf den König und gieng von dannen. Moſilikatſe aber ſchüttelte mir die Hand und rief: 'Das Wort war gut, ſehr gut!'.. Nachmittags bat er mich, meinen Aufenthalt zu verlängern ꝛc. Zu einigen ſeiner Hauptleute, die neben ihm ſaßen, ſagte er: er wünſche, ſie mögen es behalten, was ſie gehört hätten, und namentlich daran denken, daß ſie Alle ſterben müſſen. Dieß ſchien ihm beſonders werth, daß ſeine Hauptleute ſich merkten. Wahrſcheinlich war er nicht ohne Furcht, daß etliche ſeines Volks ſeinen Tod wünſchten, und deßhalb ſchien es ihm eben recht, ſie an ihren Tod zu erinnern."

Dem gegenüber ſteht eine rührende Scene, von welcher Moffat während ſeines erſten Beſuchs bei Moſilikatſe (im Jahr 1855) Zeuge geweſen war, und die wir hier mittheilen. (Siehe das Titelbild.)

Während nemlich Moffat zu jener Zeit in Begleitung des Königs und einiger ſeiner Hauptleute das Land durchzog, näherten ſie ſich einer Stadt, die nach Landesſitte in Kreisform erbaut war, mit der Viehhürde in der Mitte. Die Frauen und Töchter eilten dem König entgegen, um ihn mit Tanz und Geſang zu bewillkommnen. Der Häuptling der Stadt aber war krank und ſchien nicht kommen zu können. Allein „während ich (ſchreibt Moffat) mit Moſilikatſe, der ſich zu mir auf die vordere Kiſte in meinem Wagen geſetzt hatte, im Geſpräch war, näherte ſich der alte kranke Häuptling, der an der linken Seite faſt gänzlich gelähmt war, offenbar unter großen Schmerzen, geſtützt auf einen langen Stock, und mit einem Diener hinter ihm. Als er uns nahe gekommen war, ſetzte er ſich vor dem Wagen nieder, was ihn ſichtbar große Schmerzen koſtete, hob ſeine Augen zum König empor und brach in einen Strom von Thränen aus. Er weinte und ſchluchzte wie ein Kind. Es dauerte einige Zeit, ehe er ſeinen Gefühlen Worte zu geben im Stande war, und ſprach nun ſeine unbeſchreibliche Freude darüber aus, daß er ſeinen König und Herrn, in deſſen Dienſt er manche blutige Schlacht mitgefochten habe, noch einmal ſehen dürfe. Er deutete auf ſeine gelähmten Glieder, ſah mit einer Art von Anbetung zu dem Fürſten empor, während die Thränen über ſeine Wangen ſtrömten, legte ſeine Hand auf ſein Herz und rief: 'Obgleich mein Leib die Schlachten des Königs der Könige, des Löwenſohns von Matſchobane, nicht mehr mitfechten kann, ſo iſt und bleibt dieß Herz doch das gleiche.' Moſilikatſe ſah ihn aufmerkſam an und redete dann nicht ohne ſichtbare Rührung mit ihm. Ich äußerte gegen den König, daß ich eine ſolche Kundgebung von Liebe mit Freuden wahrnehme, und fügte hinzu: 'Dieſer Mann liebt dich offenbar von ganzem Herzen. Gerade ſo ſollten wir Gott lieben.'" —

Nachdem die Angelegenheiten alle, ſoweit es die Sicherſtellung der neubegründeten Miſſion galt, glücklich im Matebele-Lande bereinigt waren, brach Moffat mit Zurücklaſſung der

übrigen Miss.-Geschwister am 18. Juni 1860 von Nyati (so heißt die neue Station dort) auf und erreichte am 21. August wohlbehalten wieder sein eigenes Missionsfeld zu Kuruman (etwa 210 Stunden nordöstlich von der Kapstadt).

Die neuesten Berichte aus Nyati (Okt. 1860) lauten höchst erfreulich. „Unsre Aussichten," schreibt Missionar Thomas, „hellen sich immer mehr auf. Zwar können wir noch nicht sagen, daß irgend Einer unter den Matebele unsrer Predigt von Herzen Glauben geschenkt habe; allein wir haben Grund zu glauben, daß Viele anfangen, dieselbe mit Theilnahme zu hören. Vor etwa zwei Monaten wurden wir durch etliche Zeichen einer herannahenden Verfolgung beunruhigt. Dem König schien unser Predigen nicht zu gefallen, er sprach seine Mißbilligung darüber und seinen Unglauben an das, was wir sagten, aus, ja er gieng ein- oder zweimal so weit, dem Br. John Moffat ins Angesicht zu widersprechen. Wir fürchteten deßhalb, er werde sofort Maßregeln ergreifen, um uns entweder aus dem Lande zu jagen oder uns das Predigen zu verbieten. Aber statt dessen hat er uns seitdem immer freundlich behandelt, obgleich er nicht mehr zum Gottesdienst kommt. Auch seine Leute, die früher uns viel Noth machten, fangen an, sich besser zu benehmen und uns mit Vertrauen und Achtung zu behandeln.

„Im Lauf der letzten 4 Monate gieng ich die Hauptstücke der Heilswahrheit beim Gottesdienst durch, wobei ich mich eines Dolmetschers bediente. Vorletzten Sonntag aber sprach ich zum ersten Mal in ihrer eigenen Sprache, wobei ich damit begann, ihnen die Geschichte unsres Heilands einfach zu erzählen. Es ist erstaunlich, was für ein gutes Gedächtniß sie haben. Sie können ein Gebet oder eine Ansprache fast wörtlich wiedergeben; auch sind ihre Antworten meist sehr befriedigend, wenn man sie über den Sinn des Gehörten fragt. Letzten Sonntag fragte ich nach dem Gottesdienst drei alte Männer, ob sie mein Setebele verstanden hätten, worauf einer derselben erwiederte: Die Worte verstünden sie wohl, denn es seien unzweifelhaft ihre eigenen Worte; allein da die Lehren, die ich predigte, ihnen neu und fremd seien, so verstünden sie mich doch nicht ganz; sie hätten aber das Wort lieb, und hofften bald alles zu verstehen.

„Letzten Sonntag (21. Oct.) predigte ich in der Stadt, wo der König sich gegenwärtig aufhält, vor einer großen Versammlung. Auf die Bitte nun, auch die umliegenden Städte des Landes besuchen zu dürfen, sagte der König: ich könne hingehen und predigen, wo ich immer wolle; er wünsche, daß sein ganzes Volk das Wort Gottes höre."

Von dem Glaubensmuth der Missionare giebt Folgendes ein schönes Zeugniß. „Vor etwa 6 Wochen," so schreibt Miss. Thomas, „gieng ich am Sonntag Morgen wie gewöhnlich in die Stadt. Da fand ich nahe dabei den Wagen eines fremden Händlers; dabei standen des Königs oberster Minister und mehrere seiner Beamten, welche den Händler zur Eröffnung eines Tauschhandels zu veranlassen bemüht waren. Ich rief den Minister zu mir her und fragte

ihn, warum er so gottlos sei und wider Gottes Gebot am Tage des Herrn Handel treiben wolle. 'Wir sind hier auf des Königs Befehl,' erwiederte er, 'und was er sagt, das müssen wir thun; aber du kannst frei mit ihm selbst reden, und er wird dich hören.' Als ich nun Mosilikatse in der Stadt fand, fragte ich ihn, ob er am heiligen Tag des Herrn Handel treibe. Er erwiederte: 'Nein, an so etwas könnte ich nicht denken, da ich weiß, daß heute des Herrn Tag ist.' — 'Aber was machen denn,' sagte ich, 'deine Beamte mit deinem Elfenbein bei dem Wagen des fremden Händlers?' — 'Ich weiß nichts davon,' sprach er, 'ich habe sie nicht gesandt; wenn sie dort sind, so ist das ohne meinen Befehl geschehen. Sie müssen vergessen haben, daß heute des Herrn Tag ist.' — 'Aber,' fuhr ich fort, 'hast du sie nicht zum Handeln ausgeschickt und ihnen dabei gesagt, es sei der Christen Sabbath, nicht aber der deinige?' — 'Dergleichen habe ich nicht gesagt,' antwortete er, 'ich habe sie nicht gesandt.' — 'Ah,' rief ich, 'warum sagst du mir wissentlich und absichtlich eine Unwahrheit? Weiß ich nicht, daß nicht bloß in dieser Stadt, sondern in deinem ganzen Reich nicht ein einziger Mann ist, der auch nur eine Sylbe wider deinen Willen reden, viel weniger dein Elfenbein nehmen und damit Handel treiben dürfte? Du selbst hast die Leute zum Handeltreiben ausgeschickt, und nun hast du durch deine Sonntagsentheiligung und durch das darauffolgende Leugnen heute eine zweifache Sünde gethan, nicht gegen mich, sondern gegen den großen Gott. Und gedenke daran, daß du dadurch gegen Ihn, den großen Gott, streitest, und wenn du das thust, wirst du es sicherlich schwer zu bereuen haben.' Der König erröthete, gieng hinweg, um sich in seinem Wagen zu verbergen, hieß den Handel abbrechen und befahl, daß die fremden Händler und alle seine eigenen Leute herbeikommen sollen, um das Wort Gottes zu hören." —

So hat der Herr bis jetzt die Missionare Gnade finden lassen vor dem Tyrannen Mosilikatse und seinem Volk, den Matebele, und die Mission im Süden des Zambesi scheint festen Fuß gefaßt zu haben. Anders ist es nach Gottes Rath mit der Unternehmung unter den Makololo (im Norden des Zambesi) gegangen.

---

2. Die Mission unter den Makololo.

Die Wohnsitze der Makololo liegen nordwestlich von denen der Matebele, und zwar im Norden des Zambesi. Die Hauptstadt derselben ist Linyanti, und hier war es, wo Dr. Livingstone vor einer Reihe von Jahren zum ersten Mal mit Sekeletu, dem Häuptling der Makololo, zusammentraf und von ihm und seinem Volke aufs gastlichste aufgenommen ward. Von hier aus unternahm er, begleitet von einer großen Schaar kräftiger und treuer Mokololo, seine berühmte Wanderung, zuerst westwärts bis nach Loanda, und dann zurück und quer durch den ganzen Kontinent bis an die Mündung des Zambesi, im Osten bei Kilimane (vgl. die Kartenskizze von Afrika, die wir dem Januarheft beigaben, oder den Basler Missionsatlas). Sekeletu sowohl als sein Volk hatte sich so

anhänglich, treu und aufopferungsvoll gegen den reisenden Missionar bewiesen, daß die Anlegung einer Mission daselbst viel leichter schien und günstigeren Erfolg versprach, als das andere gefahrvolle Unternehmen, sich bei Mosilikatse und seinen Matebele niederzulassen. Allein der Herr liebt es, die Berechnungen der Menschen zu durchkreuzen und frei seinen eigenen geheimnißvollen Weg zu gehen.

Die Parthie von Missionsgeschwistern, welche zu den Makololo bestimmt war, bestand aus Helmore, einem trefflichen und reich erfahrnen Missionar, und seiner Gattin und vier Kindern, aus dem jungen Miss. Price und seiner Frau, aus Miss. Mackenzie und seiner Gattin, und aus Thabe, einem Betschuanen-Katechisten und Gemeinhelfer von Lekatlong. „Der letztere," schreibt Miss. Helmore, „hat sich freiwillig mit seinem Reisewagen, der einen Theil unsrer Effekten führt, an uns angeschlossen, und soll dann nach unsrer Ankunft in Linyanti unsre Leute [d. h. die eingebornen Ochsentreiber ꝛc.] nach Kuruman zurückbringen. Er ist ein Mann von entschiedener Frömmigkeit, großer Charakterfestigkeit und bewundernswürdiger Klugheit. So lange er bei uns unter den Makololo bleibt, wird er uns in der Predigt des Evangeliums unterstützen."

Missionar Helmore, der diese Unternehmung zu leiten hatte, war seit 20 Jahren in Südafrika thätig gewesen und an Erfahrung und Tüchtigkeit nur von dem ehrwürdigen Miss. Moffat noch überragt. „Seine gründliche Kenntniß der Landessprachen, seine kindliche Einfalt und Lauterkeit, seine selbstlose Liebe und Aufopferungswilligkeit, seine unüberwindliche Ausdauer und sein heiliger Eifer für die Sache des Herrn sicherten ihm das Vertrauen, die Bewunderung und die Liebe Aller, die ihn kannten... Er war zu Lekatlong unter den Betschuanen zwanzig Jahre lang thätig gewesen, und die Gemeinde daselbst, aus mehr als 400 Seelen bestehend, die er durch Gottes Gnade aus dem tiefsten Elend des Heidenthums errettet und zum Leben aus Gott geführt hat, ist ein unvergängliches Zeugniß seiner Liebe und seiner Treue. Als die Kommittee ihn aufforderte, diese köstliche Oase, die er so lange Jahre hindurch bepflanzt, begossen und überwacht hatte, zu verlassen und 350 Stunden weit in die Wüste Südafrika's vorzudringen, um dort ein neues schweres Werk zu beginnen, folgte er mit freudigem Herzen dem Ruf und zog wie Abraham im Glauben aus in ein Land, das er nicht kannte."

So schreibt die Kommittee selbst von Helmore. Wir erwähnen noch, daß Mackenzie nicht sogleich mit den andern Missionsgeschwistern von Kuruman aufbrechen konnte, sondern erst ein Jahr später zu folgen im Stande war.

Am 8. Juli 1859 brach die Karawane von Kuruman nordwärts auf, in der ganzen schwerfälligen Weise, wie die Reisen in Südafrika zu geschehen pflegen. „Wir kommen langsam vorwärts," schreibt Helmore drei Wochen nach dem Aufbruch, „und es ist nöthig, mit Vorsicht weiter zu ziehen; denn obwohl es Gras die Fülle (für das Zugvieh) giebt, so ist dagegen das Wasser rar, und wegen des hohen Preises, in welchem

die Ochsen jetzt stehen, und der weithin verbreiteten Lungenseuche, haben wir weniger Zugvieh, als man sonst auf eine so lange Reise zu nehmen pflegt. Unsre Ausgaben sind gleichwohl bis jetzt zum Erschrecken groß; aber die Sache ist des Herrn, Er wird für uns sorgen. Er wird uns durch alle Schwierigkeiten sicher und unverletzt durchführen. Die Stämme und Häuptlinge, durch die unser Weg führt, liegen im Streit miteinander, und die Lage der Dinge ist niederschlagend. Wie rasch wir vorwärts kommen können, läßt sich unmöglich zum Voraus sagen; jedenfalls werden wir nicht vor Anfang November Linyanti erreichen."

Von da an blieben die direkten Nachrichten von der Reisegesellschaft lange aus. Nur durch einen andern europäischen Reisenden, der bis in jene fernen Regionen Inner-Afrika's vorgedrungen war, um seine Jagdlust zu befriedigen, war die beruhigende Kunde gekommen, daß Helmore und seine Gefährten alle wohl seien. Sie hätten wohlbehalten den Fluß Zouga erreicht, wo sie Halt gemacht, um die ungesunde Jahreszeit vorübergehen zu lassen, ehe sie die Wanderung fortsetzten. Sie hätten zeitweilige Hütten aufgeschlagen und einen kleinen Kanal gegraben, um vom Fluß das Wasser dahinzuleiten. Frau Price sei, seit der Ankunft an diesem Haltplatz, glücklich entbunden worden und befinde sich sammt dem Neugeborenen wohl.*)

In gleicher Weise kam von Dr. Livingstone, der im Dez. 1859 noch an den Mündungen des Zambesi sich befand, ein Schreiben, worin er ankündigt, daß er eben im Begriff sei, ins Land der Makololo aufzubrechen, um dort seinen alten Freund und Mitarbeiter Helmore und dessen Begleiter zu bewillkommnen und seinen ganzen Einfluß bei dem Häuptling Sekeletu und dessen Volk aufzubieten, um den Missionsgeschwistern eine friedliche Niederlassung unter jenen Stämmen zu ermöglichen.

Abermals vergiengen etliche Monate, und keine direkte Nachricht von den Reisenden wollte kommen. Die Sorge um ihre Wohlfahrt fieng an die Missionsfreunde zu beunruhigen. Doch tröstete man sich mit dem Gedanken an die Schwierigkeiten, welche der Beförderung von Briefen aus dem Innern Afrika's im Wege stehen. Hatte man doch einst auch von Livingstone mehr als ein Jahr lang keine Nachrichten erhalten. Mittlerweile kam der Kommittee in London ein Schreiben von Frau Helmore zu Handen, das, obwohl älteren Datums, doch von der Reise aus geschrieben war und Kunde von den fernen Wanderern brachte. Es ist (vom Ende September 1859) an die in Südafrika wohnende Schwester des Miss. Helmore gerichtet, und giebt ein so ergreifendes Bild von dem Glaubensmuth der Schreiberin und zugleich von den unsäglichen Leiden, welche die Reisenden zu erdulden hatten, daß

*) Fast ans Unbegreifliche gränzt es, daß die Kommittee der Londoner M.G. zugegeben hat, daß nicht nur der ältere Missionar Helmore seine Frau und vier kleine Kinder auf diese gefahrvolle Reise, wo es die erste Gründung einer neuen Mission galt, mitnahm, sondern daß auch die beiden jungen Missionare neuverheiratbet mit auszogen. Wäre es denn nicht der Klugheit gemäßer, solche Unternehmungen blos durch Männer beginnen zu lassen, um später die Frauen nachzuholen?

wir uns nicht enthalten können, es hier mitzutheilen.

„Ich schreibe dieß in einer netten kleinen Hütte, 14 Fuß lang und 12 Fuß breit, welche dein Bruder selbst hier [mitten in der Wüste] für uns erbaut hat. Die Wände sind von Palmenholz und das Dach von Palmblättern; so verdient sie wohl den Namen, den wir ihr gegeben haben: Palmyra-Sitz; und obgleich sie von außen sehr roh aussieht, so bietet sie uns doch ein köstliches Obdach gegen die versengenden Strahlen der Sonne. Sie hat an beiden Seiten je ein Fenster, das mit dünnem Caliko (Kattun) statt mit Glas vermacht ist. Ich wünschte nur, sie stünde im Lande der Makololo, statt hier 70 Stunden südlich vom Zambesi, und wir hätten die weitern sechs Reisewochen hinter uns; aber ich muß mich gedulden und alle meine Sorge auf den Herrn werfen, der aus allen Trübsalen sich noch ein Lob bereiten kann.

„Der letzte Theil unsrer Reise ist die allermühseligste und leidensreichste Zeit des Reisens gewesen, die ich je in Afrika erlebt habe. Wir befinden uns nun in der heißen Zone, und zwar auf der Reise, wo man der Hitze mehr ausgesetzt ist, als in einem Hause. Die Hitze während des Tags ist furchtbar, 31° Reaumur im Schatten (102° Fahrenheit), und oft wandelt mich ein Gefühl des Ohnmächtigwerdens und Schwindels an; dagegen sind die frühen Morgen immer noch angenehm kühl. Wir dürfen in diesem Monat Regen erwarten, und sehnen uns darnach, wie nur diejenigen sich sehnen können, die durch eine dürre, ausgebrannte Wüste reisen, da kein Wasser ist. Unsre armen Ochsen waren einmal vier, ein andermal fünf Tage ohne Wasser. Es war ganz wehmüthig zu sehen, wie zahm sie der Durst gemacht hatte. Sie sammelten sich haufenweise um unsern Wagen, leckten an den leeren Wasserfäßchen und streckten ihre Nasen in die Schüsseln und Becken, um zu sehen, ob sie nicht ihren Durst löschen könnten, und dann schauten sie uns so flehentlich ins Angesicht, als bäten sie um etwas Wasser. Wir selbst litten sehr viel von Durst, da wir mit dem wenigen Wasser, das wir noch in unsern Gefäßen hatten, aufs äußerste haushalten mußten, indem wir nicht wissen konnten, wann wir wieder welches treffen würden. Wir hatten wohl eingeborene Führer [aus der Umgegend]; allein sie konnten oder wollten uns nicht sagen, wo Wasser zu finden sei. Dienstag der 6. Sept. (1859) war der schwerste Tag, den ich je erlebt habe. Gegen Sonnenaufgang schien es, als wenn unsre armen Ochsen, welche die schweren Wagen die ganze Nacht hindurch durch den tiefen Sand mit unsäglicher Mühe gezogen hatten, ganz und gar erliegen würden. Wir waren auch um nicht so viele Viertelstunden Wegs vorwärts gekommen, als wir Zeitstunden gebraucht hatten. Mein Gatte entschloß sich nun, mit Einem Wagen und einem einzigen Mann zurückzubleiben, während ich mit den Kindern und den übrigen Leuten sammt allen Ochsen vorwärtsgehen sollte; denn er war überzeugt, wir würden sicherlich bis zum Abend Wasser finden. Tags zuvor hatten wir sehr wenig davon übrig gehabt. Die Männer hatten vom Frühstück an bis spät in den Abend keinen Tropfen gekostet; eine Flasche voll hatten wir unter vier von ihnen

vertheilt. Nun blieben uns noch fünf Flaschen mit Wasser übrig; drei davon gab ich meinem Mann, die beiden andern behielt ich für die Kinder, indem ich hoffte, wir würden bald Wasser finden. Es war ein kummervolles Scheiden; denn wir waren alle fast ohnmächtig vor Durst, und natürlich von Essen war keine Rede; wir vermieden sogar so viel möglich irgend etwas zu thun, um nicht durch Bewegung und Anstrengung unsern Durst zu vermehren.

„Nachdem wir 4 Stunden lang langsam uns fortgeschleppt hatten, nöthigte uns die Hitze, Halt zu machen. Die armen Kinder baten beständig um Wasser. Ich hielt sie hin, so lange es nur immer möglich war, und wenn ichs ihnen nicht länger zu versagen vermochte, theilte ich jedem einen Löffel voll von der kostbaren Flüssigkeit aus. Die arme Selina und Henry weinten bitterlich. Wilhelm hielt sich wacker, aber seine matten eingefallenen Augen zeigten, wie sehr er litt. Gelegentlich bemerkte ich ein konvulsivisches Zucken in seinem Gesicht, was mir zeigte, wie er sich anstrengte, seine Gefühle zu bewältigen. Was die theure Lissie (Elisabeth) betrifft, so kam nicht ein Wort der Klage über ihre Lippen; sie bat nicht einmal um Wasser, sondern lag den ganzen Tag vollkommen still und ruhig am Boden, ihre Lippen ganz vertrocknet und schwarz. Gegen Sonnenuntergang machten wir einen neuen Versuch vorwärts zu kommen, und zogen zwei Stunden Wegs weiter. Dann machten die Leute den Vorschlag, sie wollten mit den (ausgespannten) Ochsen nach Wasser suchen, wobei sie versprachen, mit einem Vorrath Wassers zum Wagen zurückzukehren; aber ich drang in sie, ein wenig zu rasten und dann noch einmal einen Versuch mit dem Wagen zu machen, ob wir vielleicht so nahe einer Wasserstelle kommen könnten, daß wir vollends zu Fuß sie zu erreichen vermöchten. Sie gaben nach, banden die Ochsen fest, um ihr Auseinanderlaufen zu verhindern, und legten sich zum Schlafen nieder, nachdem sie den ganzen Tag weder gegessen noch getrunken hatten. Keines von uns vermochte etwas zu essen. Ich gab den Kindern in der Mitte des Tags etwas getrocknete, leicht säuerliche Früchte, aber der Durst nahm ihnen alle Lust, etwas zu genießen. Einmal am Nachmittag kam plötzlich der arme Wilhelm, nach einer verzweifelten Anstrengung nicht laut zu weinen, und fragte, ob er nicht die (bereits leeren) Flaschen aufmachen und nachsehen dürfte, ob noch etwas darin sei. Ich ließ es ihm natürlich zu. Gleich darauf rief er mir hastig und gierig zu: 'Ich habe noch ein wenig darin gefunden!' Armer Junge! Es muß wenig genug gewesen sein; denn seine Schwester Selina hatte bereits denselben Versuch vor ihm gemacht. Bald hernach rief er aus, er habe noch eine ganze Flasche mit Wasser gefunden! Du kannst dir seine schmerzliche Enttäuschung denken, als ich ihm sagte, daß es eine Flasche mit Oel sei. Doch dieß ist eine Abschweifung, — ich muß wieder auf unser Ausspannen um 9 Uhr Abends zurückkommen. Unser Wasser war längst alles zu Ende, und als letzte Hülfe vertheilte ich kurz vor dem Einbruch der Nacht einen halben Theelöffel voll Wein und Wasser unter die Kinder, was ich für den

Fall, daß ich ohnmächtig werden sollte, zurückbehalten hatte. Sie fühlten sich dadurch erquickt und riefen: 'O wie gut das war!' obgleich es natürlich ihren Durst nicht löschen konnte. Henry weinte sich endlich in Schlaf und die Uebrigen lagen in halbem fieberischem Schlummer. Es war eine herrliche Mondscheinnacht, aber die Luft war schwül und drückend. Ich saß vorn im Wagen, unfähig zum schlafen, und hoffte auf Gott, Er werde uns Wasser senden, ehe die Kinder zum neuen Tag erwachen. Um halb 10 Uhr sah ich etliche Personen sich nähern; es waren zwei Bakalari's, die eine zinnerne Flasche halb voll Wassers brachten, und ein Brieflein von Schwester Price, worin sie schreibt, sie habe durch die Ueberbringer von unsrer Noth gehört, und da sie selbst nicht mehr weit von einer Wasserstelle seien, so sende sie uns Alles, was sie selbst noch besäßen. [Geschwister Price waren rascher mit ihrem Wagen vorausgereist.] Der Name 'Wasser' rüttelte die Kinder, die vergebens zu schlafen gesucht hatten, rasch auf, und ich werde die Hast und Gier nicht vergessen, mit dem sie herbeieilten, um etwas ihren Durst zu löschen. Es war nicht viel, aber für den Augenblick genügend. Ich gab jedem der Kinder und der beiden Männer einen Eßlöffel voll, und dann nahm ich auch ein wenig; es war die erste Flüssigkeit, die seit mehr als 24 Stunden über meine Lippen kam, und auch gegessen hatte ich nichts. Die beiden Bakalari giengen weiter, nachdem sie das kostbare Getränk abgestellt hatten, mit den Worten: sie hätten mir zwar Wasser gebracht, aber sie hätten keines für sich selbst. Es waren blos vorüberreisende Wanderer, — fast hätte ich sie für Engel gehalten, die mir vom Himmel zugesandt wären. Nun schlief Alles ordentlich ein, ausgenommen ich selbst; mein Gemüth war zu sehr aufgeregt, als daß ich hätte Schlaf finden können. Und nun erhob sich eine neue Schwierigkeit: die Ochsen hatten das Wasser gewittert und wurden überaus unruhig; das freilaufende Vieh drängte sich um die Wagen zusammen, leckend und schnaufend, und alle streckten die Nasen gegen mich, als bäten sie um Wasser.

„Um zwei Uhr weckte ich die Leute und sagte, daß wenn wir noch einen Versuch machen wollten, Wasser zu finden, so sei keine Zeit zu verlieren. Sie waren müde und erschöpft, und sehr unbereitwillig sich zu rühren; aber endlich erhoben sie sich und fiengen an, die Ochsen abzuschirren und sie ohne den Wagen weiter zu treiben. Ich that Einsprache; aber umsonst; sie hatten allen Muth verloren. Ich mußte sie ziehen lassen, wogegen sie mir versprachen, sie würden mir so rasch als möglich Wasser senden, und das Zugvieh werde zurückkommen, sobald es getrunken habe. Wie weit aber das Wasser noch entfernt sei, wußten sie freilich so wenig als ich.

„Es war mir bange zu Muthe bei dem Gedanken, daß ich vielleicht einen ähnlichen Tag erleben müsse, wie den gestrigen; kaum aber waren die Leute eine halbe Stunde lang fort, so sah ich im hellen Mondschein eine hohe Gestalt aus der Ferne herannahen. Anfangs konnte ich mir nicht denken, wer das sein möchte, — die Gestalt sah so groß aus; als sie aber näher kam, wer sollte es sein? Es

war mein achtzehnjähriges Dienstmädchen Kionekoe, die auf ihrem Kopf eine ungeheure Kalabasche (ausgehöhlten Kürbis) trug, worin etwa eine Gelte voll Wassers sich befand. Als sie von unsrer Noth gehört hatte, war sie aus freien Stücken uns zu Hülfe geeilt. Sie war vier Stunden weit gegangen. Ein junger Mann hatte sich mit ihr auf den Weg gemacht; aber da derselbe Tags zuvor die kleine Schafheerde eine weite Strecke Wegs ohne Wasser und Nahrung getrieben hatte, war er so erschöpft, daß er unterwegs unter einem Busche liegen blieb, um zu ruhen, und so kam Kionekoe allein mitten in der Nacht durch eine Gegend, die von Löwen schwärmt, und brachte ihre kostbare Bürde. O wie dankbar fühlte ich mich gegen sie! Wahrlich das weibliche Herz ist überall das gleiche in der ganzen Welt. Sie war erst seit Juni bei mir, war in ihrem Dienst sehr ungenügend und hatte wenig Liebe zu den Kindern an den Tag gelegt; aber diese That der Liebe ließ uns in ihr Herz sehen, und unsre Gemüther wurden von da an inniger verbunden, wie denn Kionekoe auch seitdem eine vortreffliche Dienerin ist. Ich machte für das Mädchen im Vordertheil des Wagens neben mir ein Bett zurecht, und da nun die Kinder ihren Durst mit dem köstlichen Wasser gestillt hatten, schliefen wir alle bis 6 Uhr Morgens. Dann machte ich Kaffee und bot davon auch der Kionekoe sowie dem Manne an, der mittlerweile auch herbeigekommen war. Anfangs lehnten sie es ab: das Wasser sei für mich und die Kinder; aber sie mußten es nehmen. Nun hatte ich die selige Freude, die Kinder ein Frühstück von Thee und Schiffszwieback recht mit Lust kosten zu sehen; dann füllte ich meine zwei Flaschen wieder auf und sandte die Kalabasche mit dem Rest ihres Inhalts meinem Manne zu, der es um diese Zeit wahrlich sehr bedurfte. Die Entfernung war etwa 4 Stunden. Nachher fand ich, daß wir etwa ebensoweit von einer Wasserstelle entfernt waren.

„Nun begann ein neuer heißer Tag, und doch hatte ich nur die zwei Flaschen Wasser. Ich dachte, das Beste für die Kinder sei irgend eine Beschäftigung; so ließ ich sie die Schuhe, Strümpfe und Oberkleider ausziehen, sich aufs Bett setzen und ein Säckchen Knöpfe assortiren und auf eine Schnur auffassen.

„Gegen Mittag ritt ein Mann auf einem Pferde heran, der ein anderes Pferd mit zwei Wasserfäßchen und einer Zinnflasche am Zügel führte. Es war dieß eine Sendung, die unsre freundlichen Reisegefährten, Hauptmann Thompson u. seine Gattin für meinen Mann bestimmt hatten, nachdem sie von Geschwister Price von unsrer Noth gehört. Der Mann sagte, es komme auch ein Lastochs mit einem Wasservorrath für mich hintennach; gleichwohl bat ich um ein wenig aus der Zinnflasche, um Kaffee zu machen, versprach auch, es wieder zu ersetzen, wenn mein Vorrath ankäme; und siehe da, während wir den Kaffee bereiteten, kam auch der Packochs, von Br. Price gesandt, an, mit zwei Wasserfäßchen für mich, und bald darauf brachten auch etliche Bakalari eine Kalabasche voll. So hatten wir nun einen reichlichen Vorrath, und mein Herz floß über von Dank gegen unsren himmlischen Vater, der über mich und die Mei-

nigen, wie einst über Hagar, gewacht und uns Hülfe gesandt hat. Tags zuvor hatte ich die Geschichte der Hagar und andere ähnliche Beispiele von Gottes wunderbarer Hülfe den Kindern erzählt und sie aufgefordert, nun auch diesen treuen gnädigen Gott um Hülfe anzurufen; er werde gewißlich zu seiner Zeit uns Hülfe senden; nun erinnerten sie mich an diese meine Worte und sagten: 'Es ist gegangen, wie du gesagt hast, Mutter.' Möge ihnen diese Erfahrung fürs ganze Leben zum Segen werden.

„Wir konnten nun auch wieder Gesicht und Hände waschen, — ein Luxus, den wir seit letztem Sonntag entbehrt hatten. Herr und Frau Thompson kamen am Nachmittag zu uns geritten, um zu sehen, ob sie uns in etwas dienen könnten, brachten auch den Kindern etwas Milch. Es war sehr wohlthuend, auf diese Weise mit gütigen und gebildeten Landsleuten zusammenzutreffen; auch trug es wesentlich dazu bei, das Gefühl der Einsamkeit während der Reise durch die unbewohnte Wüste zu mildern. Jetzt aber haben wir uns getrennt. Herr Thompson's Reisegesellschaft ist nach dem See [Ngami] gegangen, um dann bei der Wallfischbay herauszukommen und nach England zu gehen.

„In der Mitte des Tages kam ein Gespann Ochsen an mir vorüber, das meinen Mann holen sollte, und etwa um 9 Uhr Nachts kam auch ein Gespann für uns. Wir warteten noch zwei Stunden auf meinen Mann, der mit seinem Wagen erwartet wurde; da er aber nicht kam, brachen wir auf, nachdem ich ein Billet und einen Krug Wasser durch einige Bakalari ihm entgegengeschickt. Wir reisten 5 Stunden weiter; dann aber legte sich einer der hintern Ochsen nieder und wollte nicht mehr vorwärts. So spannten wir aus für zwei Stunden und hatten eben ein kleines Frühstück genommen, als Br. Price kam, uns abzuholen, und nach einer Stunde waren wir in Logaganing, wo Schwester Price ein kräftiges Frühstück bereit hielt. Mein Mann, der mein Billet samt der Flasche richtig empfangen hatte, kam erst gegen Abend an, und da das Wasser dieser Haltstelle eher etwas salzig war, zogen wir den folgenden Tag eine Stunde weiter nach dem tiefen Brunnen von 'Nkane. Hier bildeten wir ein ordentliches Lager auf einer ausgetrockneten 'Salzpfanne' (Salzsee), umgeben von Gebüsch. Auf einer Seite waren die zwei Ochsenwagen von Herrn Thompson, seine Gepäckkarren und zwei Zelte; ein wenig davon entfernt Dr. Holden's zwei Wagen, und dazwischen sein Zelt; auf der andern Seite die Wagen von Geschw. Price und von Thabe (dem Eingeborenen), sowie unsre eigenen samt Zelt.

„Unsre nächste Haltstelle war Bantschakuru. Hier befand sich ein tiefer Brunnen, 12 Fuß tief, mit Wasser, das von den felsigen Seiten herabträufelte. Einer unsrer Leute sagte, es erinnere ihn daran, wie Gott den Israeliten Wasser aus dem Felsen gegeben habe. Nun kamen wieder mehrere Tage ohne Wasser; aber wir kannten die Entfernung und konnten uns darnach einrichten. Wir kochten eine Quantität Speise und füllten dann jedes benützbare Gefäß mit Wasser, so daß wir keinen Mangel litten.

„Etwa ¼ Stunde von dem Platz, wo wir uns nun befinden (Lotlakami), brach die Achse unsres großen Wagens, so daß wir aussteigen und zu Fuß gehen mußten. Darin offenbarte sich die Barmherzigkeit Gottes aufs Neue an uns; denn wäre der Unfall während einer jener langen wasserlosen Stationen passirt, oder auch nur Tags zuvor, wo wir noch 7 Stunden vom Wasser waren, wie ganz anders wäre unsre Lage gewesen. Als wir hier ankamen, fanden wir uns freilich bitter getäuscht, indem wir statt einer schönen Quelle, die wir erwarteten, nichts als eine dicke Masse von Schlamm fanden. Es erforderte zwei Tage harte Arbeit, um den Schlamm wegzuschaffen und auf diese Weise endlich Wasser für das Vieh zu bekommen; die meisten der Ochsen hatten fünf Tage lang nicht getrunken. Wir waren nun zu einem Stillstand gebracht, theils durch die Erschöpfung der armen Zugthiere, vornemlich aber durch die nahe Entbindung der lieben Schwester Price. Letzten Dienstag ward ihr ein liebes gesundes Mädchen beschеert. Bis jetzt geht Alles gut, und in 10 Tagen hoffen wir unsre Reise fortsetzen zu können."

So schreibt Frau Helmore von den Leiden und Beschwerden der Reise durch die Wüste. Der Brief war schon vom Sept. 1859 datirt, und am Ende des Jahres 1860 hatte man noch keine weitern Nachrichten von dieser Reisegesellschaft. Da kam im Jan. 1861 ein Schreiben von Miss. Moffat an die Kommittee in London, datirt „Kuruman (Südafrika) den 12. Nov. 1860," das die allerherzergreifendsten Nachrichten enthielt. Wir lassen es (theilweise) hier folgen.

„Mein theurer Bruder im Herrn, — Noch vor 4 Tagen habe ich Ihnen Kunde gegeben über unsere Makololo-Geschwister, die ganz günstig lautete. Aber ach, wir sollten dadurch für einen Augenblick mit Freude erfüllt werden, um dann nur in um so tiefere Tiefen des Schmerzes hinabzusinken. Ach, Helmore, der liebenswürdige, unermüdliche, apostolische Helmore und seine aufopferungsvolle Gattin sind nicht mehr hienieden. Die Trauerkunde kam uns durch einen unserer Kuruman-Leute zu, der auf einer Elephantenjagd bis an den Viktoriafall am Zambesi gekommen war. Dort begegnete er einigen Männern von Linyanti, die ihm auf seine Erkundigung nach dem Ergehen der dortigen Missionare nach der Ausdrucksweise des Landes erwiederten: sie seien alle am Fieber gestorben. Dann zählte er die einzelnen Opfer auf: Helmore sei gestorben, dann seine Frau, dann zwei seiner Kinder, dann der [in der Wüste geborene] Säugling von Frau Price, dann folgte Malatsi, ein Eingeborener von Kuruman, Price's Wagentreiber; dann Thabe von Lekatlong, welcher Br. Helmore begleitet hatte, um ihm auf alle Weise beizustehen; und dann der letzte, der starb, war ein Knecht vom Bakhatla-Stamm. Thabe's Sohn sei sterbend und gebe keine Hoffnung der Genesung.

„Mein Berichterstatter erkundigte sich dann weiter nach den Ueberlebenden. Aus den Mittheilungen der Linyanti-Männer gieng dann hervor, daß der Häuptling Sekeletu, fürchtend, alle Uebrigen möchten auch noch vom Fieber weggerafft werden, den Br. Price gebeten habe, sobald als möglich wieder abzureisen. Man-

gel an Leuten und Ochsen (von den letzteren seien viele an dem Stich der Tsetse-Fliege gestorben) habe den Br. Price genöthigt, mit nur zwei Wagen die traurige Rückkehr anzutreten und die zwei andern Wagen in Linyanti zurückzulassen. In einen der heimkehrenden Wagen habe man Thabe's Sohn gesetzt, aber er werde schwerlich noch am Leben sein. Seitdem haben wir nichts weiteres erfahren können."

Dieß war die erste Schmerzenskunde von dem Loos der Makololo-Missionare. Man glaubte noch leise Hoffnungen nähren zu dürfen, daß die Berichte der Eingeborenen sich nicht in ihrer vollen Ausdehnung bestätigen möchten. Allein es war Alles nur zu wahr. Der dießjährige Jahresbericht der Londoner MG. bringt darüber ausführlichere Kunde. Aus demselben geht hervor, daß die Reisenden nach siebenmonatlicher Wüstenreise und nach unsäglichen Leiden und Beschwerden endlich am 14. Febr. 1860 Linyanti, die Residenz des Häuptlings Sekeletu, erreicht hatten.

Um nun das argwöhnische Verhalten dieses Häuptlings gegen die Missionare verstehen zu können, muß man folgende Umstände im Auge behalten. Im Jahr 1855, also schon fünf Jahre zuvor, hatte Sekeletu dem von ihm hochgeehrten Dr. Livingstone eine große Anzahl seiner Makololo auf die Reise nach der Ostküste Afrika's (der Mündung des Zambesi) mitgegeben, und zwar gegen das ausdrückliche Versprechen, daß Livingstone selbst seiner Zeit diese Makololo wieder nach Linyanti zurückbringen wolle. Mittlerweile waren fünf volle Jahre vergangen, und weder Livingstone, noch die Makololo waren wieder erschienen. Wohl kamen mehrmals Botschaften von dem Doktor an Sekeletu, er werde gewiß bald kommen, — aber er kam eben nicht. Wer nun den argwöhnischen Sinn aller afrikanischen Häuptlinge kennt, der verwundert sich nicht darüber, daß Sekeletu auf allerlei bedenkliche Gedanken gerieth. Hat Livingstone das Vertrauen Sekeletu's mißbraucht und die ihm mitgegebenen Makololo in die Sklaverei verkauft? Hat er das Elfenbein, das Sekeletu jenen Makololo mitgab, um es zu seinem Vortheil an der Küste zu verkaufen, sich selbst zugeeignet? ꝛc. — Nun erschienen andere Weiße, eben die neu angekommenen Missionare, bei Sekeletu, welche vorgaben, Livingstone's Freunde zu sein; ja sie äußerten, sie hätten Livingstone in Linyanti zu treffen gehofft. Aber der Doktor erscheint eben noch immer nicht. Ist dieß nicht Alles nur verabredete Täuschung? — Der Argwohn des Häuptlings war einmal rege, und mit jedem Tag wurde derselbe stärker.

Andere Umstände kamen dazu, ihn zu mißstimmen. Die neuen Ankömmlinge brachten Fieber u. Krankheiten, vor Allem aber die verderbliche Tsetse-Fliege mit, welche dem Vieh, dem einzigen Reichthum dieser Eingeborenen, den Tod drohte. Was Wunder, wenn er wünschte, ihrer so rasch als möglich wieder loszuwerden? Endlich brachten dieselben große Vorräthe an Tauschwaaren mit sich, mittelst deren sie für längere Zeit ihren Unterhalt sich zu verschaffen hofften. Wurde dadurch nicht die Habgier eines barbarischen und überdieß argwöhnischen Häuptlings gereizt?

Man muß alle diese Betrachtungen im Auge behalten, um das nun

folgende zu verstehen. Die Schilderungen des wackern überlebenden Miss. Price, eines jungen, in afrikanischen Dingen noch unerfahrenen Mannes, müssen darnach etwas modificirt werden.

„Der König Sekeletu," schreibt Price, „war eben abwesend auf der Jagd, als wir in Linyanti ankamen, und er wurde erst nach zwei Tagen zurückerwartet. Gleichwohl sandte er uns schon am folgenden Morgen einen fetten Ochsen zum schlachten, und am dritten Tage kam Sekeletu selbst mit einer großen Menge Volks, um uns zu begrüßen, wobei er uns ein Geschenk von Landesbier brachte. — Von Dr. Livingstone war nichts gesehen noch gehört worden, deshalb beriethen wir uns, was wir thun sollten. Sekeletu weigerte sich, uns anderswohin ziehen zu lassen; ja er wies uns nicht einmal einen gesunden Platz an, wo wir uns hätten niederlassen und den Dr. Livingstone erwarten können, sondern wollte, daß wir bei ihm wohnen sollten. Diesem Wunsch mußten wir uns nothgedrungen fügen, und wir begannen sofort, zeitweilige Wohnungen für uns zu errichten. Br. Helmore predigte am ersten Sonntag in des Königs Kotla (dem freien Platze im königlichen Gehöfte, wo die Rathsversammlungen ꝛc. gehalten werden), und ebenso am zweiten Sonntag.“..

Nach einiger Zeit schien Alles sich heller zu gestalten, und die Missionare fiengen an, gute Hoffnungen zu schöpfen. „Aber nun," so fährt Price in seinem Briefe fort, „beginnt ein dunkles, sehr dunkles Kapitel in der Geschichte der Makololo-Mission. Im Lauf von etwa einer Woche wurden wir Alle aufs Krankenlager geworfen, besonders schwer Bruder und Schwester Helmore, ihre vier Kinder und alle unsre Betschuanen-Diener; nur meine Frau und ich waren durch Gottes Gnade im Stande, noch ein wenig umherzugehen, obwohl mit großer Schwierigkeit. So vermochten wir doch ein wenig unsern theuern Geschwistern beizuspringen, die kaum ein Glied rühren konnten. Als ich eines Abends zu ihnen mich schleppte, um zu sehen, ob es ihnen an nichts fehle, fand ich die vier Kinder auf einem Bett außerhalb des Zeltes liegen, und neben ihnen Frau Helmore auf einem Kissen. Sie schliefen alle. Ich fühlte ihre Stirnen an ꝛc.; zuletzt kam ich zu dem theuern kleinen Henry: er war kalt, — er war eben zum Tode eingeschlafen. Ich trat sogleich ins Zelt, um seinem Vater drinnen diese Schmerzenskunde mitzutheilen; er bat mich, die Sache erst am andern Morgen seiner armen Gattin zu sagen. So trug ich die kleine Leiche ins Zelt, wickelte sie in einen Teppich und stellte Leute an, um ein Grab zu machen. Wir begruben den holden Kleinen am folgenden Morgen neben Malatsi, meinem Wagentreiber, der einige Tage zuvor gestorben war. Als ich nun der theuren Schwester Helmore die Kunde mittheilte, nahm sie gar keine Notiz davon, obgleich es ihr 'theurer, kostbarer Henry' war, wie sie ihn zu nennen pflegte. Dieß geschah am 7. März. Am 9. starb unser eigenes kleines Kindlein, das uns in der Wüste geboren worden war. Am 11. gieng Selina Helmore heim, — am gleichen Tag auch Thabe von Lekatlong. Am 12. starb Frau Helmore. Ihr Mann hatte kurz ehe sie verschied, noch eine Unter-

redung mit ihr. Sie sagte, sie habe keinen Wunsch länger zu leben; ihre Arbeit sei zu Ende, und es verlange sie heimzugehen zu Jesus. Darnach besserte es sich wesentlich mit Br. Helmore und seinen Kindern Lissie und Wilhelm, bis gegen Mitte April, wo Br. Helmore bei Sekeletu einen Besuch in der Stadt machte, und sehr erschöpft und unwohl zurückkehrte. Von da an wurde er schlimmer und schlimmer; am Freitag Nachmittag den 20. April verfiel er in eine Art von Schlummer, worin er etwa 35 Stunden ohne Bewußtsein blieb, und am Samstag Abend hauchte er seinen Geist aus.

„Alle diese Lieben übergab ich mit meinen eigenen Händen, ohne Sarg und nur in ein Tuch gehüllt, dem Grab, mit Ausnahme meines eigenen Kindleins, das in den Armen seiner Mutter starb, während sie an meinem Bette saß, worin ich hülflos am Fieber darniederlag. Nie habe ich solchen christlichen Muth, solche Geduld und solchen Eifer für die Sache Christi gesehen, als wie es sich in den theuern Geschwistern Helmore während der Leiden in der Wüste und bisher geoffenbart hat.

„Als wir sahen, daß Br. Helmore ernstlich krank wurde, bemühten wir uns, von ihm noch Einiges zu hören, wie er es mit seinen beiden überlebenden Kindern und seinem Eigenthum gehalten wissen möchte. Aber ach, es war zu spät; er hatte die Sprache fast ganz verloren, und nur wenn wir eine direkte Frage an ihn richteten, konnten wir einiges herausbringen; denn er konnte höchstens Ja oder Nein sagen. Er wünschte, daß seine Kinder nach England gebracht würden.

„Was meine Empfindungen waren, als ich am Morgen (22 April) den sterblichen Ueberresten meines theuren Bruders zum Grabe folgte, läßt sich nicht aussprechen. Es fiel nun Alles auf mich, und doch war ich selbst so heruntergekommen, daß ich mich kaum bewegen konnte, und meine arme Gattin hatte den Gebrauch ihrer Füße gänzlich verloren.

„Allein, wenn mein und meiner Gattin Leben und das Leben der beiden armen Waisen Helmore gerettet werden sollte, so galt es, so rasch als möglich von diesem Ort der Pestilenz und des Todes hinweg zu eilen. So traf ich sofort die Vorbereitungen zur Abreise nach dem Süden, obgleich ich mich von Kiste zu Kiste tragen oder führen lassen mußte, um sie zu packen; und wenn ich mich damit des Morgens ein paar Stunden beschäftigt hatte, so war ich für die beiden folgenden Tage genöthigt, das Bett zu hüten. Doch bis Ende Mai wurde ich nach und nach mit Allem fertig. Bis zu der Zeit des Todes unsres Br. Helmore verhielten sich die Makololo ziemlich ruhig; ob er lebe oder sterbe, war ihnen übrigens gleichgültig. Als er aber gestorben war und ich zur Abreise Vorbereitungen zu treffen anfieng, da fiengen auch unsre wahren Nöthen an. Bei Tag wurden unsre Sachen vor unsern Augen mit Gewalt weggenommen, wenn wir sie nicht gutwillig hergaben, und bei Nacht gieng das Stehlen ins Große. Meine Kleider, die ich während des Tages getragen hatte, wurden mir bei Nacht vom Bett weg gestohlen. Als ich zur Abreise fertig war, kam Sekeletu und nahm ohne Ceremonie Br. Helmore's neuen Wagen in Be-

sitz, sowie eine Menge von meinen und seinen Sachen. Nachdem die fort waren, begehrte er zwei Vorder- und zwei Hinter-Zugochsen, um mittelst ihrer sein Vieh anzugewöhnen. Dann nöthigte er mich, länger zu bleiben, damit meine Leute Ochsen für ihn (zum Ziehen) eingewöhnen. Alle meine Schießgewehre samt Schießbedarf, beide Zelte und viele andere Dinge wurden weggenommen, während ich noch in der Stadt mich befand. Eines Tags lag ich am Boden, fast unfähig mich zu rühren, als ein Bote von Sekeletu kam, um mir noch weitere Sachen abzufordern, ehe ich abreisen dürfe. Ich erwiederte, wenn sie mich nicht bald ziehen lassen würden, so werde es dahin kommen, daß sie mich neben den Andern zu begraben hätten. Ihre Antwort war: ich könne ja hier so gut sterben, als anderswo.

„Endlich verließen wir die Stadt Linyanti, begleitet von Sekeletu, der auf seinem neuen (gestohlenen) Wagen fuhr. Am Abend erreichten wir den nahen Fluß, und am folgenden Tag wurden alle mir gebliebenen Sachen in Booten über denselben gesetzt. Als dieß geschehen war, kam ein Bote von Sekeletu mir zu sagen: da nun die Sachen jenseits des Flusses, meine Wagen aber noch diesseits seien, so müssen die letzteren da bleiben, bis ich alle Sachen des sel. Helmore wieder herübergeschafft und ihm (dem König) ausgeliefert hätte. Ich machte Gegenvorstellungen, allein umsonst; ich war wie ein Lamm in des Löwen Rachen. Auch viele meiner eigenen Sachen hatte ich noch herauszugeben. Auch drei Kühe und mehrere Ochsen wurden mir dort noch abgenommen. Endlich zog ich weiter an den Fluß Tschiobe. Dort nahm ich alle meine Sachen wieder aus den Wagen, um sie übersetzen zu lassen; nun kam ein Bote von Sekeletu, mir zu sagen: er (der König) habe nun zwar Helmore's Sachen, aber er müsse auch die meinigen haben. Nach langem Hin- und Herreden wurde mir endlich gestattet, einige Sachen für die lange Reise zu behalten, z. B. ein paar Hemden, eine oder zwei Jacken, zwei oder drei Paar Beinkleider, einen alten Rock, den ich vor zwei Jahren noch in England getragen hatte, die alten Schuhe, die ich anhatte ꝛc. Bereits hatten sie all mein Bettwerk weggenommen, mit Ausnahme dessen, was für Ein Bett nöthig ist; für meine andern Begleiter ward mir nur ein Karoß (Fell, wie die Kaffern es haben) gelassen. Doch ehe ich über den Tschiobe setzte, mußte ich noch die letzte wollene Bettdecke ablassen. Das letzte Körnlein Getreide, das ich für meine Leute zur Nahrung mitgenommen, nahmen sie weg, und für all dieses erhielt ich nicht einmal eine Ziege, um sie auf der Reise zu schlachten. Dieß war meine Lage, als ich eine Reise von etwa 350 Stunden bis Kuruman vor mir hatte.

„Ach, wann soll dieß dunkle Kapitel von unsern Leiden endigen? Auf der Ebene des Mababe-Flusses kamen Helmore's zwei Waisen, mein eigenes theures Weib und ich am Abend des 4. Juli zusammen, um unser Abendbrod einzunehmen. Wir sprachen über das, was wir vor Kurzem erlebt und erlitten hatten, und da wir nun wieder die freie Luft der Wüste athmeten, so ermahnten wir einander, das Vergangene zu vergessen und nur an die erfahrenen und noch täglich wiederkehrenden

Durchhülfen Gottes zu denken. Meine theure Gattin war längere Zeit ganz hülflos gewesen, aber wir Alle meinten, es gehe besser mit ihr. Sie gieng in jener Nacht zur Ruhe, ach, um nicht wieder zu erwachen. Am Morgen frühe fand ich sie sehr schwer athmend. Ich suchte sie zu wecken, allein es war zu spät. Sie wurde schwächer und schwächer, und ein wenig nach Mittag entfloh ihr Geist aus diesem elenden Leben. Ich begrub sie am gleichen Abend unter einem Baum, — dem einzigen auf der ganzen unabsehbaren Ebene des Mababe. Das war ein schwerer Schlag für mich; aber der Herr war meine Zuversicht und Stärke, und meine Hülfe in der Noth. Ach, solche Dinge sind unbeschreiblich schwer zu tragen; aber der Herr weiß, was für ein Gemächte wir sind, und was Er auferlegt, das hilft Er auch tragen."

So lautet der herzzerreißende Bericht des Miss. Price. Kehren wir nun einen Augenblick wieder um ein Jahr zurück. Die Miss. Helmore und Price waren im Juli 1859 von der Station Kuruman nach dem Lande der Makololo aufgebrochen. Eigentlich hätte der dritte Mitarbeiter in dieser unglücklichen Mission, Br. Mackenzie, sich gleich an sie anschließen sollen; allein er wurde durch verschiedene Umstände in Kuruman zurückgehalten, und brach von dort mit seiner Gattin und seinem neugeborenen Kindlein erst im Mai 1860 nach dem Lande der Makololo auf, in der Hoffnung, dort sich mit den vorausgegangenen Miss.-Geschwistern zu vereinigen. Der erste Theil seiner Reise durch die Wüste gieng verhältnißmäßig leicht von Statten, und er rückte fröhlich vorwärts. Aber schwere Prüfungen warteten seiner theils in Folge empfindlichen Wassermangels, theils durch die Untauglichkeit der Führer, vornemlich aber endlich durch die ihn erreichenden Berichte von den Leiden und dem Tod seiner geliebten Freunde in Linyanti. Als die Reisegesellschaft Mackenzie's nemlich sich dem Fluß Mababe näherte, vernahmen sie wiederholt und von verschiedenen Eingeborenen das Gerücht: Sekeletu habe alle die Weißen, die zu ihm gekommen, umgebracht und ihre Habe sich angeeignet. Mackenzie lachte über diese Aussagen, da er sie für absolut unmöglich hielt. So erreichte er den Fluß Mababe. „Es war am 8. September," schreibt er weiter, „daß wir dem Fluß entlang reisten. Da nahm ich mehrere Männer wahr, die vom Flusse herkamen und gerade auf den ersten unsrer Wagen zugiengen und ihn anhielten. Als ich zu ihnen kam und sie fragte, warum sie den Wagen anhielten, erwiederte der Anführer der Leute: der Häuptling [des nächsten Dorfes] habe ihn mit Booten gesandt, um meine Sachen über den Fluß zu bringen. Ich sagte, ich gedenke nicht hier über den Mababe zu setzen. 'Aber,' fuhr der Mann fort, 'ich habe den weißen Mann mit mir gebracht, — deinen Bruder — deines Vaters Sohn.' — 'Was meinst du damit?' erwiederte ich; 'wo ist er? warum kommst du ohne ihn?' — 'Weil er krank und müde ist,' war die Antwort; 'er blieb deshalb im Boot.' — Noch immer glaubte ich dieser Aussage nicht. Deshalb sagte ich: 'Wenn du den weißen Mann mitgebracht hast, so bring ihn an die Furt, wo wir die Nacht und den ganzen morgenden Tag (Sonntag)

zubringen werden; dann will ich dir glauben.' So giengen wir mit den Wagen weiter. Gegen Sonnenuntergang kamen wir dem Haltplatz bei der Furt nahe. Es war ein prächtiger, reichbewaldeter Platz, und zugleich gab der Fluß dem ganzen Anblick ein Leben, eine Frische, die nur der würdigen kann, der lange Zeit durch die wasser- und baumlose Wüste Südafrika's gereist ist. Uebrigens war ich in ängstlicher Spannung, als ich dem bezeichneten Platze mich nahte. Sollte es wirklich wahr sein, daß unsre Geschwister so elend umkamen? Ich fuhr im ersten Wagen, in tiefe schwere Gedanken versunken, als der Wagentreiber in einem Tone, der mich durch und durch erschreckte, ausrief: 'Kiena!' (er ists!). Ich sprang vom Wagen und eilte Einem, den ich durch die Bäume als einen Europäer erkannte, entgegen. Endlich sah ich, daß es mein theurer Freund und Bruder Price war. 'Aber ists möglich,' rief ich hastig, noch ehe ich seine Hand zum Gruß fassen konnte, 'ists möglich, daß alles wahr sein sollte?' Ach, ich sah, was die Antwort sein würde, noch ehe ich sie hörte. Es ist wirklich wahr, daß Geschwister Helmore und Frau Price nicht mehr hienieden sind. Ich hatte nun die Nachricht meiner Frau mitzutheilen. Ach, es waren unbeschreiblich schwere Stunden. Wir saßen nieder und weinten." . . .

Price und Mackenzie mit den Ihrigen sind glücklich in Kuruman, Moffat's Station, (Febr. 1861) angekommen, von wo der erstere nach der nothwendigen Erholung mit Helmore's Waisen nach der Kapstadt und dann nach England zu verreisen gedachte, „vorausgesetzt," fügt er hinzu, „daß ich bald nach Südafrika zurückkehren und das Werk unter den Makololo, wenn die Kommittee es wünscht, wieder aufnehmen darf. Wenn in der Mission etwas leiden, auch etwas thun heißt, so habe ich etwas gethan; wo nicht, so habe ich freilich noch sehr wenig gethan. Mein Gebet ist, daß Gott mir bald wieder Arbeit in seinem Weinberg anweisen möge."

Wir haben noch einige ergreifende Mittheilungen hinzuzufügen. Menschlichem Anschein nach wäre durch die Anwesenheit Livingstone's in Linyanti all dieß Elend vermieden worden.

„Mit tiefem Schmerz," schreibt dieser unter dem 10. November 1860, „vernahm ich bei meiner Ankunft in Linyanti [vier Monate nach Price's Abzug von dort] den Tod unsrer theuren Freunde Helmore. Wider mein Erwarten bin ich bis zum letzten Mai in den untern Gebieten des Zambesi hingehalten worden, und endlich wurde mir die Reise hieher nur dadurch möglich, daß ich den mehr als 200 Stunden langen Weg ganz zu Fuß zurücklegte; und dann kam ich zu spät. Mein Schmerz ist um so größer, da ich im Besitz eines Heilmittels bin, durch welches jenes Fieber, dem unsre Freunde erlagen, fast immer unfehlbar beseitigt wird, und zwar in der Regel so schnell, daß meine Patienten selbst beim heftigsten Anfall schon nach einem oder zwei Tagen ihren Marsch zu Fuß wieder antreten konnten. . . ."

Dann erwähnt Livingstone, wie freundlich gestimmt Sekeletu und die Makololo seien, und wie sie den Untergang der Mission bedauern. Es ist dieß nach Livingstone's wirklicher

Ankunft wohl glaublich; denn dadurch wurde ja der Argwohn, der zuvor natürlich war, beseitigt. Schließlich sagt er: „Die Makololo selbst gehen in der ungesunden Lage von Linyanti rasch zu Grunde, und wenn sie diese Sumpfgegend nicht bald verlassen, wird ihr Stamm untergehen. Jetzt sind sie bereit, nach einer höheren gesünderen Gegend aufzubrechen, und nach dem Kafue überzusiedeln. Dort soll versuchsweise eine Stadt errichtet werden, wie der Häuptling Sekeletu selbst angeordnet hat. . .“

Gottes Wege in der Mission sind wunderbar. Aber sollte diese schmerzliche Erfahrung die Leiter dieser Mission verzagt und muthlos machen? Das sei ferne! „Nachdem Du uns gedemüthiget hast, machest Du uns groß!“

Es ist früher schon (vergl. Miss.-Mag. 1860 S. 52 ff.) erwähnt worden, daß außer den beiden Missionsunternehmungen der Londoner MG. noch eine dritte nach dem Zambesi gehen sollte, nemlich eine strengbischöfliche, hervorgegangen von einem Missionsverein der beiden englischen Universitäten Oxford und Cambridge. Auch dieser hat nun thatsächlich seine Leute ausgesandt. — An der Spitze der Unternehmung steht der frühere Archidiakon des Bischofs von Natal (Südafrika), Mackenzie, der am 1. Jan. 1861 in der Kathedrale der Kapstadt zum Missionsbischof geweiht wurde, u. zwar durch die drei anglik. Bischöfe von der Kapstadt, von Natal und von St. Helena. Begleitet von vier andern Missionaren und ihren Familien, im Ganzen 15 Personen, fuhr Mackenzie nach den Mündungen des Zambesi, um dort mit Livingstone sich zu vereinigen und geleitet von ihm eine Stelle zur Niederlassung an diesem Flusse zu suchen. Allein die Eifersucht der Portugiesen, die Ungesundheit der Mündungen des Stroms und die Schwierigkeiten, die sich der Beschiffung desselben in den Weg stellten, bestimmten die Reisegesellschaft, von einer andern Seite der Küste her ins Innere (nach dem großen See) vorzudringen. Dazu wurde der Fluß Rowuma (im Sansibar Gebiet, etwa 10° südl. Breite) ausersehen. Während die vier Missionare auf den Komoren-Inseln zurückgelassen wurden, stellte Mackenzie mit Livingstone und dessen Begleitern auf einem kleinen Dampfschiff Forschungen auf dem Rowuma an, und nach den neuesten Nachrichten scheint dieser Fluß nicht nur weit hinauf schiffbar, sondern auch seine Umgebung gesund zu sein und einen leicht fahrbaren Weg ins Innere darzubieten. Von einer Entscheidung für die Wahl eines Missionsplatzes ist noch nichts laut geworden; dagegen ist bereits eine zweite Sendung von Missionaren dieses Universitätsvereins in der Kapstadt angekommen, und wartet dort (nach den letzten Nachrichten) auf den Ruf zum Aufbruch nach dem Rowuma.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3. 1861.

Inhalt. Die Zigeuner und das Wort Gottes. (Erste Abtheilung.) 1. Der Gerichtshof zu Winchester. 2. Die ersten Schritte. 3. Das Zigeuner-Asyl zu Farnham.

Die Zigeuner und das Wort Gottes.

Erste Abtheilung.

1. Der Gerichtshof zu Winchester.

Es war im Jahr 1827, daß ein englischer Prediger — James Crabb war sein Name — einen Besuch in der Stadt Winchester (im Südwesten von London) machte, gerade zu einer Zeit, wo die Assisen*) daselbst versammelt waren. Da diese Gerichtsverhandlungen öffentlich gehalten werden, so begab sich Herr Crabb auch dahin, um einer der Sitzungen beizuwohnen. Wie er in den Gerichtssaal eintrat, sprach der vorsitzende Richter eben das Todesurtheil über zwei Verbrecher aus. Dem Einen derselben stellte er noch eine leise Hoffnung auf Begnadigung in Aussicht, indem er äußerte, man werde ihn der Gnade des Königs empfehlen; dem andern aber, einem armen Zigeuner, der sich eines Pferdediebstahls schuldig

*) Unter Assisen versteht man das Geschwornengericht, das in England zweimal des Jahrs zu bestimmten Zeiten in den Hauptorten der verschiedenen Provinzen gehalten wird, um über alle mittlerweile vorgekommenen Verbrechen abzuurtheilen. Vor 30 Jahren waren die englischen Gesetze noch so streng, daß jeder Diebstahl mit dem Tode bestraft wurde.

gemacht, erklärte er: für ihn sei auch nicht die leiseste Hoffnung auf Abänderung des Urtheils übrig. Als der Unglückliche, ein ganz junger Mann, den Urtheilsspruch vernahm, warf er sich vor dem Richter auf seine Kniee und rief mit aufgehobenen Händen und in verzweiflungsvollem Tone: „O mein Herr, schenken Sie mir das Leben!" Dieser erwiederte kalt und hart: „Nein, nein! Du kannst keine Gnade finden in dieser Welt! Ich und meine Mitrichter, wir sind entschlossen, ein Exempel zu statuiren und alle Pferdediebe, vornemlich die Zigeuner, ohne Barmherzigkeit dem Tode zu überliefern; denn dieses verbrecherische Unwesen nimmt immer mehr überhand!" Der Unglückliche, noch immer auf seinen Knieen liegend, bat und flehte noch dringender: „O Herr Richter, schenken Sie mir das Leben! Ich bitte Sie um Gottes Willen, um meines Weibes willen, um meines neugebornen Kindleins willen!" — „Nein," erwiederte der strenge Mann, „ich kann nicht! Du hättest zuvor an Weib und Kind denken sollen." Dann hieß er den armen Menschen wegführen, und derselbe mußte buchstäblich von den Füßen seines irdischen Richters weggeschleppt werden.

Als Prediger Crabb den Gerichtssaal in tiefer Erschütterung verließ, fand er außen im Hof am Boden sitzend zwei Zigeunerinnen, eine alte Frau und ein ganz junges Weib; letztere war die Frau des eben zum Tod verurtheilten Verbrechers. Zwei Kinder waren bei ihnen, das ältere etwa drei Jahre alt, das andere ein Säugling von 14 Tagen, den die alte Frau in den Armen trug, während sie die weinende junge Mutter desselben zu trösten suchte. Der Prediger wandte sich mit tiefem Mitleid zu diesen Unglücklichen und sprach mit ihnen von dem Jammer, den die Sünde über die Leute bringe, aber auch von dem Weg des Heils, der in Christo für alle Bußfertigen eröffnet sei. Ob seine Worte in diesen mit Jammer erfüllten Herzen eine Stätte gefunden, wußte er nicht; aber des Eindrucks, den diese Scene im Gerichtshof zu Winchester auf ihn gemacht, konnte er von da an nie mehr los werden. In seine Heimath zurückgekehrt, suchte er sich vor Allem durch Lesen, Forschen und Nachfragen eine genauere Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten und der Geschichte des seltsamen Geschlechts der Zigeuner zu verschaffen; und je lebhafter sich ihm das Bild dieses tiefversunkenen und vernachläßigten Volkes vor Augen stellte, desto lebendiger ward sein Interesse für dasselbe, desto brennender auch das Verlangen, etwas zu ihrem Heil und ihrer Rettung thun zu können. Ueberlassen wir nun den wackern frommen

Mann für eine Weile seinen Betrachtungen und lernen wir selbst das Volk der Zigeuner etwas näher kennen.

Wem ist nicht schon auf seinen Gängen durch Feld und Wald eine Zigeunerfamilie begegnet, die an Hecken oder neben der Landstraße um ein Feuer gelagert, oder mit Waschen, Flicken, Korbflechten oder andern Dingen emsig beschäftigt war? Es sind das Erscheinungen, welche fremdartig und wundersam mitten durch die uns gewohnte Welt sich bewegen, und bei denen wir, wie bei der Erscheinung eines mitten durch unsern allbekannten Sternenhimmel ziehenden Irrsterns, stille stehen, um das Ungewohnte, Neue, Fremde und Seltsame uns verwundernd zu beschauen. Ihre Gestalt ist ächt orientalisch, schlank, geschmeidig und gewandt; der Gesichtsausdruck bei Männern eher finster und beängstigend, die Hautfarbe braungelb, fast olivenfarben, die Haare und Augen rabenschwarz. Die Mädchen und jungen Frauen sind meist von etwas hellerer Farbe, oft von überraschender Anmuth, leidenschaftlich in der Glut der Augen und sinnlich in allen ihren Bewegungen; die alten Mütter dagegen oft zum Entsetzen häßlich und doch noch mit einer eigenthümlichen Würde begabt, die unser Grauen vor ihnen mildert. An feste Wohnsitze und an die Beschäftigung des Landbau's und der seßhaften Gewerbe sind sie nicht zu gewöhnen. Von Ort zu Ort, von Land zu Land gruppen- oder familienweise umherzustreifen, ist ihr Bedürfniß, ihre Lust. Auf einem mit Tuch oder Matten bedeckten Karren, der von einem alten Roß oder gebrechlichen Esel gezogen wird, führen sie ihren geringen Hausrath — Topf, Schüssel, Pfanne, Kessel und Löffel, stets aber einen silbernen Becher — und die kleinen Kinder durchs Land, lagern im Wald oder auf offenem Feld oder bei dem Brunnen eines Dorfs, kochen ihre dürftige Mahlzeit im Kessel, waschen das Nöthige, erbetteln sich allerlei Nahrung, erwerben sich Manches durch Kesselflicken, durch Verkauf von selbst verfertigten Drahtwaaren, durch thierärztliche, meist betrügerische Hülfe, die sie den Landleuten anbieten, noch lieber aber durch Musik und Gesang, worin sie große Gewandtheit haben, und endlich durch Wahrsagerei aus den Lineamenten der Hand und durch Kartenschlagen, womit sie die thörichten und unerfahrenen Leute, namentlich die Mädchen, bethören. Am leichtesten und liebsten aber ist ihnen der Diebstahl, worin sie nach allen Seiten hin Meister sind. Die Felder mit ihren Gewächsen, die Hühnerhöfe, die Bienenstöcke, die Ställe sind nicht sicher, wo eine ihrer Gruppen in der Gegend umherzieht.

Dieses seltsame Volk durchwandert nun seit vier Jahrhunderten alle Länder der Erde. Sie finden sich in Asien, im Innern Afrika's, in den meisten Ländern Europa's. Und überall, in jedem Klima, unter jeglichem Volk, unter Barbaren und unter gebildeten Nationen, sind sie sich gleich geblieben, unverändert durch den Lauf der Zeit, unbeeinflußt von dem Wechsel und der Mannigfaltigkeit der Zonen, unberührt durch die Macht des sie umgebenden Beispiels. Ihre dunkle Haut wird nicht schwärzer in der brennenden Sonne Afrika's, noch auch heller in dem gemäßigten Klima Europa's; sie werden nicht schlaffer und träger in den üppigen erschlaffenden Provinzen Spaniens, noch fleißiger, energischer, thätiger in dem kühleren England. In der Türkei läßt sie die Moschee und der muhamedanische Halbmond ebenso unberührt, als der Katholicismus in Frankreich und der Protestantismus in Deutschland oder England. In der Mitte der civilisirten Nationen bleiben sie in ihrem halbwilden Zustand; neben Städten und Dörfern rings um sie her fahren sie fort, in Zelten oder Erdhöhlen zu leben, oder auf offenem Feld und im Wald zu campiren, und unstet von Ort zu Ort zu wandern. Von Religion haben sie keinen Begriff, noch irgend einen Sinn dafür, obschon sie nach der ihnen eigenen Verschmitztheit jedesmal sich zu dem Glauben desjenigen Landes bekennen, in welchem sie leben. Sie reden die Sprache der Länder, die sie durchwandern, und haben doch ihre eigene Sprache unter sich. Rings um sie her wird in Kirchen und Schulen das Evangelium gelehrt und gepredigt, und doch fällt kaum ein Strahl davon in ihre umnachteten Seelen. Sie wissen nicht, daß ein unsterblicher Geist in ihnen wohnt, der für die Ewigkeit geschaffen ist, haben keine Vorstellung von einem zukünftigen Leben, und ahnen nichts von dem theuern Lösegeld, das in Christi Blut und Tod auch für ihre Seelen gezahlt ist.

Woher stammt dieses seltsame Geschlecht, das in Europa allein nach der niedrigsten Schätzung 200,000 Seelen zählt? — Die Zigeuner erschienen zu Anfang des 15. Jahrhunderts zuerst in Vorder-Asien und Egypten, und zwar in großen Wanderzügen, die plötzlich und unerwartet das Land überfluteten. Von dort verbreiteten sie sich in größeren und kleineren Schwärmen nach Europa, erschienen 1416 in der Moldau, im folgenden Jahr in Ungarn und Böhmen, 1418 in der Schweiz, 1422 in Italien, 1427 in Paris, später in Spanien und England. Sie selbst behaupteten, sie kämen aus

Aegypten (weshalb sie heute noch in Frankreich Egyptiens und in England Gypsies, d. h. Aegypter heißen), und gaben vor, sie seien Nachkommen derer, welche das Jesuskind und seine Mutter bei ihrer Flucht nach Aegypten nicht hätten aufnehmen wollen und deßhalb zum ewigen Umherirren verdammt wären. Andere, namentlich die in Oestreich erscheinenden Züge, gaben vor, sie seien aus Palästina heimkehrende Pilger, und wußten viel von schweren Prüfungen und Leiden zu erzählen, die sie auf ihrer Pilgerfahrt erduldet hätten. Dieß Alles erwarb ihnen Anfangs hie und da obrigkeitliche Schutzbriefe, namentlich von Kaiser Sigismund im Jahr 1425, vermöge welcher sie ungehindert im Land umherziehen durften. Daneben verstanden sie freilich auch die Kunst, falsche Schutzbriefe dieser Art nachzumachen, worunter keiner berühmter geworden ist, als der, welcher ihnen für sieben Jahre lang freien und ungestraften Diebstahl bewilligte. Allein eben ihre Betrügereien, ihre Diebstähle und ihre mannigfaltigen andern Uebelthaten erregten bald genug den Verdacht und Unwillen der Regierungen und der Völker, und bereits im 15. Jahrhundert suchte man sie, wiewohl vergebens, aus Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland wieder zu vertreiben. Nach Dänemark und Norwegen Zigeuner auf Schiffen überzuführen, wurde allen Schiffskapitänen bei hoher Strafe verboten. In einem Gesetz Heinrichs des Achten, Königs von England (vom Jahr 1530), werden sie beschrieben „als ein ausländisch Volk, das sich Aegypter nennt und weder ordentlichen Handel noch irgend ein Gewerbe treibt; sie sind in dieses Reich (England) von auswärts gekommen, ziehen von Provinz zu Provinz, von Ort zu Ort in großen Trupps und wenden mancherlei feine und listige Tücken an, um die Leute zu betrügen; sie geben vor, daß sie den Männern und Frauen aus der Hand ihr künftiges Schicksal weissagen können, und haben viele abscheuliche Betrügereien und Diebstähle begangen." Deßhalb wird weiter in diesem Gesetz befohlen, daß sie sofort das Land zu verlassen hätten und nicht wiederkehren bei Strafe der Einkerkerung und der Confiskation aller ihrer Habe und Güter; auch wird bestimmt, daß ihnen, im Fall sie wegen irgend eines Verbrechens verklagt würden, nicht gestattet sein soll, sich selbst zu vertheidigen. Später unter der englischen Königin Maria und dann unter Elisabeth wurden diese Gesetze noch mehr verschärft, und um das Jahr 1690 erlitten 13 Personen den Tod durch des Henkers Hand, weil sie wissentlich eine Familie Zigeuner in ihrer Nähe geduldet hätten.

Seitdem sind freilich diese blutigen unmenschlichen Gesetze widerrufen worden, und in England wandern jetzt bei 18,000 Zigeuner ungehindert umher.

Es ist aber ein Irrthum zu meinen, die Heimath der Zigeuner sei wirklich Aegypten. Vielmehr steht es nun außer allem Zweifel, daß es indische Stämme sind, die etwa ums Jahr 1400 zu einer Zeit großer Revolutionen und Drangsale sich zur Auswanderung aus Indien veranlaßt sahen, und in drei Kolonnen, die eine durch Rußland, die zweite durch Kleinasien, die dritte durch Aegypten sich über das europäische Abendland ergossen. Ihre äußere Gestalt, ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche, und selbst ihr Name, Alles weist unzweifelhaft auf Indien als ihre Heimath hin. Sie sind wahrscheinlich Stammverwandte des unruhigen, räuberischen und umherstreifenden Volks der Tschinganen, die am Ausfluß des Indus wohnen und in allen Stücken das nationale Gepräge unsrer Zigeuner an sich tragen. Ohne Zweifel stammt auch der Name Zigeuner daher, während sie selbst sich oft Sinte nennen, was auf den Fluß Indus oder Sint hinweist. Somit hätten wir Bruchstücke des Hinduvolks in unsrer eignen Mitte, — desselben Volks, unter welchem unsre Missionare im Schweiß ihres Angesichts arbeiten. Man hat diesen treuen Sendboten des Evangeliums schon oft vorgeworfen, daß ihre Arbeit, wie man zu sagen beliebt, so wenig Frucht trage. Und nun siehe, da wandert seit vier Jahrhunderten mitten in der Christenheit ein Bruchtheil dieses heidnischen Volkes umher, und was hat die ganze europäische Christenheit, was hat die gesammte Kirche, was haben die christlichen Regierungen an diesen 200,000 Hindu-Zigeunern gethan und ausgerichtet? Pierer sagt in seinem Artikel über dieses Volk: „Die Versuche, sie an feste Wohnsitze zu gewöhnen und sie zu civilisiren, schlugen bis auf die neueste Zeit meist fehl. Die Kaiserin Maria Theresia (von Oestreich) gab 1768 eine strenge Verordnung, wonach sie feste Wohnsitze wählen, ein Gewerbe treiben, ihre Kinder kleiden und in die Schule schicken sollten; aber 1782 mußte Joseph II diese Gesetze mildern.... Noch weniger sind die Maßregeln der russischen Regierung gelungen, und auch die Versuche der Könige von Spanien, sie fest anzusiedeln, waren vergeblich... In neuerer Zeit sind sie da, wo eine strenge Polizei und genaue Aufsicht auf die Pässe eingeführt ist, wie z. B. in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, den deutschen Provinzen der östreichischen Monarchie, fast ganz

verschwunden, und nur in Süd- und Ost-Europa [auch in England] sind sie noch häufig, zahlreicher aber in den Steppen Asien's und Afrika's."

Das ist's, was ganz Europa mit all seiner christlichen Bildung, mit seinen kirchlichen Kräften und Mitteln, mit seinen Gesetzen und Polizeimaßregeln an einem kleinen heidnischen Völklein in seiner Mitte ausgerichtet hat: und nun gehst du hin und zuckst die Achseln über die „geringen Erfolge", welche eine Handvoll Missionare in Mitten der großen Masse der Heidenwelt erlangt habe? Es ist gut, diese Frage in allem Ernste zu machen.

2. Die ersten Schritte.

Wir kehren zu dem wackern Prediger Crabb zurück, der die ernste Scene im Gerichtshof zu Winchester nicht vergessen konnte, und dem von nun an bei Tag und Nacht die Frage auf dem Herzen lag: was kann ich zur zeitlichen und ewigen Wohlfahrt dieser armen Zigeuner thun? Je genauer er durch Lesen, Nachforschen und persönliche Bekanntschaft den jämmerlichen Zustand dieses verwahrlosten Geschlechts kennen lernte, desto brennender wurde in ihm das Verlangen, zu ihrer Rettung etwas beitragen zu können. Denn ein rechtes Samariterherz kann ja keinen Unglücklichen sehen, ohne nach dem Maaß der eigenen Kraft zur Hülfe bereit zu sein. Crabb verhehlte sich die Schwierigkeiten dieser Aufgabe nicht; aber „die Liebe hoffet Alles," und was von Hindernissen im Wege liegt, das stachelt nur den Eifer der Liebe.

Bald genug fügte es der Herr, daß eine Gelegenheit zum thatsächlichen Beginnen dieses Liebeswerkes sich darbot. Einige Wochen nämlich nach seinem Besuch in Winchester begegnete er der alten Zigeunermutter und der jungen Wittwe wieder, deren Mann mittlerweile wirklich war hingerichtet worden. Herr Crabb lud mit herzlicher Theilnahme die Beiden ein, ihn in seinem Pfarrhause zu Springhill (zwischen Winchester und Southampton) zu besuchen. Sie kamen auch wirklich, und das Ergebniß dieses Besuchs war, daß die beiden Frauen sich willig zeigten, zwei Kinder (das dreijährige Kind des hingerichteten Verbrechers und das sechsjährige Kind einer andern Tochter der Alten) dem lieben Prediger zur Pflege und Erziehung zu überlassen. Eine Zeitlang behielt sie Herr Crabb ganz in

seiner Familie, um sie an die ersten Elemente der Ordnung und Zucht zu gewöhnen; dann schickte er sie in seine Kleinkinder-Schule im Dorf, wo sie weiter in gute Erziehung genommen und im Lesen ꝛc. unterrichtet wurden. Als die beiden Zigeunerfrauen sahen, mit welcher Liebe und Freundlichkeit diese Kleinen behandelt wurden, bewogen sie auch andere Familien ihres Stammes, drei weitere Kinder dem Prediger zu überlassen, welche gleichfalls in der Schule untergebracht wurden. Damit war ein hoffnungsreicher Anfang gemacht. Neue umfassendere Plane tauchten allmählig in seiner Seele auf. Allein der eifrige Knecht des Herrn erkannte bald, daß eine weitere Ausdehnung dieses Werkes über die Kräfte eines einzelnen Mannes gienge, zumal eines Predigers, der bereits ein wichtiges Amt hatte und nicht besonders bemittelt war. So wandte er sich an einige wohlhabende christliche Freunde in der nahen Seestadt Southampton und legte ihnen die Sache vor. Diese nahmen Crabbs Mittheilungen mit warmem lebhaftem Interesse auf, und am 12. November 1827 traten sie (im Ganzen sieben angesehene und ehrenwerthe Männer) zum ersten Mal gemeinschaftlich zusammen, um sich zu einem „Verein für die zeitliche und ewige Wohlfahrt der Zigeuner" zu constituiren. Salomo sagt mehr als ein Mal in seinen Sprüchwörtern: „Wo viel Rathgeber sind, da gehet es wohl zu." Und eben darin besteht der große Segen der Kommitteen und der gemeinsamen Vereinsthätigkeit. Auch der liebe Crabb durfte das erfahren. Von nun an konnte — langsam zwar, aber doch in immer größerem Maßstab — für das Wohl der Zigeuner gewirkt werden.

In der Umgegend von Southampton trieben sich zahlreiche Gruppen von Zigeunern herum. Man beschloß, einen gediegenen jungen Mann anzustellen, der als Schriftleser oder Evangelist sie auf ihren verschiedenen Lagerplätzen aufsuchen, ihnen das Wort Gottes vorlesen und sie einladen sollte, sich irgendwo fest niederzulassen und ein geordnetes christliches Leben zu beginnen. Dieß gelang mit Gottes Hülfe mehr als man zu hoffen gewagt hatte. Innerhalb 18 Monaten konnte von etwa zwanzig Personen gesagt werden, daß in Folge des gehörten Bibelwortes und der Ermahnungen des Evangelisten eine wesentliche sittliche Veränderung mit ihnen vorgegangen sei. Sechs junge Frauen und erwachsene Mädchen wurden als Dienstboten in gute christliche Häuser untergebracht, sodaß sie mit ihrem Verdienst auch andere Glieder ihrer Familien unterstützen konnten. Vier Knaben

wurden bei christlichen Meistern in die Lehre gethan und eine Anzahl Kinder ward in Schulen untergebracht. Nach weitern vier Jahren konnte berichtet werden, daß 46 Zigeuner ihr liederliches Vagabundenleben verlassen und in und um Southampton sich fest niedergelassen hätten, um ein geordnetes christliches Leben zu führen und durch Fleiß und ehrliches Gewerbe ihr eigenes Brod zu verdienen.

Crabb war unerschöpflich im Ersinnen neuer Mittel und Wege, um den Zigeunern wohlzuthun. Die Theilnahme für das Werk unter ihnen war noch immer verhältnißmäßig gering, und viele Christen Englands waren sogar dagegen eingenommen. Um diesen Vorurtheilen zu begegnen, wurde von ihm und seinen Freunden beschlossen, ein jährliches Vereinsfest zu halten, wozu nicht blos möglichst viele christliche Freunde, sondern auch von den Zigeunern wer kommen wollte, eingeladen werden sollte. Der Herr segnete auch diesen Plan. Das Fest wurde gewöhnlich in Springhill, dem Pfarrdorfe Crabb's, gehalten. Wenn nun der dazu bestimmte Tag kam, so sah man schon am frühen Morgen von allen Seiten her Gruppen von Zigeunern zu Fuß oder mit Kärren und Wägelein herbeiströmen und den Hügel heraufkommen, auf welchem Springhill liegt. Sie Alle, wie sie ankamen, wurden auf einen an's Pfarrhaus anstoßenden Wiesengrund geführt, wo sich in der Regel bald ein wundersames buntes Zigeunerlager von 150 bis 200 Personen jedes Alters und Geschlechts bildete. Der Beginn des Festes wurde mit einer Glocke angezeigt, wo sich dann Alles in dem geräumigen Saal des Schulhauses versammelte. Gesang, Gebet und das Lesen eines Bibelabschnitts eröffnete die Feier. Dann folgten mehrere Ansprachen, worauf noch eine Reihe von Briefen mitgetheilt ward, theils von Zigeunern selbst, theils von Freunden des Werks. Das Ganze schloß mit Absingung des Segens. Aber nun begann ein emsiges Regen und Schaffen. Die Versammlung verließ den Saal, und die Zigeuner begaben sich wieder nach ihrem Lagerplatz auf dem nahen Wiesengrund. Während sich nun hier die christlichen Freunde unter sie mengten und mit ihnen herzliche Unterhaltung pflogen, wurden mittlerweile eiligst in den Schulsaal Tische und Bänke hereingeschafft und ein einfaches Mittagsmahl aufgetragen, das für die braunen Gäste bestimmt war. Sie sollten heute die Annehmlichkeiten und den Segen eines christlich geordneten Lebens kosten und dadurch Gelegenheit haben, das Elend ihres eigenen heimath- und freudelosen Wanderlebens damit zu vergleichen. Herr Crabb selbst und

seine beiden erwachsenen Söhne, sowie eine Anzahl anderer Freunde, machten dabei die Aufwärter, in der Aehnlichkeit Dessen, der einst auch bei einem solchen Liebesmahl aufstand, sich mit einem Schurz umgürtete und hingieng, seinen Jüngern zu dienen. Während des Essens wurden von einzelnen Freunden kurze Ansprachen gehalten, auch ansprechende Erzählungen mitgetheilt und zwischenein Lieder gesungen. Zum Schluß ward in herzlichem Gebet dem Herrn für alle seine Gutthaten gedankt, und die braunen Gäste wurden etwa noch mit wollenen Decken, mit warmen Kleidungsstücken und mit Bibeln beschenkt, wer deren noch keine besaß.

Diese jährlichen Festversammlungen konnten nicht anders als von gesegneter Wirkung sein. Denn was wahre Liebe thut, das trägt Früchte des Segens. Die Vorurtheile der Zigeuner gegen die Christen verschwanden mehr und mehr. Viele erhielten tiefere Eindrücke von dem Wort des Heils in Christo. Eine ganze Reihe von Kindern wurde dem Verein überlassen, um sie christlich zu erziehen, und manche Jünglinge und erwachsene Töchter wurden als Dienstboten oder als Lehrlinge bei Meistern untergebracht. Auch die Theilnahme der Christen und Menschenfreunde Englands für dieß Werk wurde lebhafter und wärmer. Einzelne Gutsbesitzer siedelten da und dort eine Zigeunerfamilie, die sich ernstlich zum Bessern wandte, auf ihrem Gute an und traten ihnen ein Stück Feld zum eigenen Broderwerb ab. Freilich fehlte es nicht an Schwierigkeiten, an getäuschten Hoffnungen, an schmerzlichen Erfahrungen und an bösem Undank. Aber bei welchem Werk christlicher Liebe ist dieß nicht der Fall? Eine dieser Schwierigkeiten aber mußte dazu beitragen, dem ganzen Unternehmen eine festere Grundlage zu verschaffen.

---

3. Das Zigeuner-Asyl zu Farnham.

Die Freunde hatten, wie erwähnt, eine Reihe von Zigeuner-Kindern in den bestehenden Schulen untergebracht. Es war natürlich, daß dieß viele Uebelstände mit sich führte. Diese Kinder wußten mehr Böses und waren mehr an schlimme Dinge gewöhnt, als unsre gewöhnlichen Christenkinder. Ihr Einfluß auf die übrige Schuljugend war unzweifelhaft in mancher Beziehung schädlich und gefährlich. Viele Eltern fiengen an, darüber Klage zu führen und die Entfernung der Zigeunerkinder aus den Schulen zu verlangen. Es war eine nicht un-

berechtigte Klage, das erkannten die Freunde. Allen wurde klar, daß diesem Uebelstande abgeholfen werden müsse. Wie wäre es, rief Einer derselben während der Berathung, wenn wir eine eigene Zigeunerschule hätten? Das Wort fiel wie ein Lichtstrahl in Aller Gemüth. Ein Aufruf um Beiträge zu diesem Zweck wurde erlassen. Reichliche Gaben fanden sich bald ein. Selbst der obrigkeitliche Erziehungsrath steuerte 2500 Franken dazu. Ein reicher Gutsherr bot ein Stück Land an, um darauf eine Anstalt zu bauen. Ein ausführlicher Plan ward entworfen. Es sollte ein Asyl für Zigeunerkinder werden, wo neben einem guten Unterricht in allen Elementarfächern und in der christlichen Religion zugleich Anleitung zu landwirthschaftlichen Arbeiten und zu einfachen Gewerben ertheilt werden würde.

Es war am 24. Juli 1845, daß der Grundstein dazu auf dem Gute zu Farnham, nahe bei der Stadt Blandford, gelegt werden sollte. Eine ziemlich große Versammlung von Freunden hatte sich eingefunden, um der Feierlichkeit beizuwohnen; unter ihnen befanden sich auch viele Zigeuner, die mit Staunen und Verwunderung einem Vornehmen zusahen, das ja ausschließlich ihnen zu Gute kommen sollte. Das Ergreifendste aber war, daß ein betagter Zigeuner selbst, Namens Karl, der durch die Arbeit des Vereins noch in seinen alten Tagen zur Erkenntniß des Heils gekommen und ein neuer Mensch geworden war, den Grundstein zu legen beauftragt wurde. Er trat, ehe er dazu schritt, vor der versammelten Menge auf und sprach mit großer Einfachheit und tiefer Bewegung folgender Maßen:

„Meine lieben Freunde, Herren und Damen, — Ich bin hieher gekommen als ein Zigeuner, um an diesem guten Werke Theil zu nehmen; und ich will das thun, so gut ich kann, wenn auch nicht so gut, als ich gerne wünschte. Mein Vater starb vor vielen Jahren; aber einige Zeit ehe er aus diesem Leben gieng, fluchte er dem Herrn unsrem Gott, und von diesem Augenblicke an hatte er nie mehr Ruhe. Er brauchte einen Arzt, der sich treulich seiner annahm; aber jene Sünde, von der ich eben sprach, war die Ursache seines Weinens und Wehklagens bis an den Tag seines Todes. Er fand keine Ruhe; aber ich hoffe, er hat durch Gottes Gnade Buße gethan und Erbarmung gefunden. Wir Kinder fanden ihn oft weinend, und fragten ihn dann wohl auch, warum er so viele Thränen vergieße; aber er sagte dann nur, wir könnten das doch nicht verstehen, und schärfte uns ein, niemals dem Herrn zu fluchen. Dieß ist der wahre Bericht von meinem

Vater, der nun todt ist. Ich gestehe, daß ich ein sehr gottloser Mensch gewesen bin fast mein ganzes Leben lang; aber ich darf sagen, die Zeit ist gekommen, daß ich ein anderer Mensch ward. Ich bin in Aufrichtigkeit des Herzens hieher gekommen, um den Grundstein zu diesem Asyl zu legen zum Besten der armen Zigeunerkinder, und ich hoffe, der Bau wird zu Stande kommen, und er wird bleiben bis ans Ende der Welt. Ich hoffe, die Zigeuner-Eltern werden gerne und bereitwillig ihre Kinder hieher geben und sie mit Dank und Freude unter die Pflege dieser gütigen Herren und Damen stellen. Weiter habe ich nichts zu sagen; nur wünsche ich, daß Gott unsre Königin, die ganze königliche Familie und alle Christen segnen möge, die diese Anstalt unterstützen werden."

Darauf wurde dem alten Manne vom Baumeister die Kelle gereicht, und er schickte sich zum feierlichen Werke an. Er legte einige Münzen der gegenwärtigen Regierung in die dazu bestimmte Oeffnung, breitete reichlich den Mörtel darüber, setzte den wohlbehauenen Stein darauf, legte ihn nach der Schnur zurecht und schlug dann dreimal unter dem herzlichen Zuruf der Anwesenden mit dem Hammer darauf. Dann sprach er in feierlichem Ton: „Möge der Segen des allmächtigen Gottes auf diesem Werke ruhen! Gott segne die Herren, die es begonnen haben, und Alle, die es ferner unterstützen! Gott segne die Königin, Prinz Albert und die ganze königliche Familie!"

Jetzt nahm Prediger Crabb das Wort und sprach: „Meine lieben Freunde, wir haben unter Gottes Segen ein gutes Werk begonnen, aber wir sind heute noch nicht fertig. Ich habe in meiner Hand ein geschriebenes Gebet, das eine betagte Zigeunerin aufgesetzt hat, und sie wünschte, daß es mit zu den übrigen Sachen unter den Grundstein gelegt würde. Aber ein Gebet wollen wir nicht unter einen Stein begraben, wie wir das mit Geldmünzen zu thun pflegen. Lasset uns Alle vielmehr in dieses Gebet mit einstimmen, wie es von einer lieben bekehrten Zigeunermutter aufgesetzt ward."

Alles entblößte nun das Haupt, und Herr Crabb las: „O du großer Herzenskündiger, höre das Gebet eines unwürdigen Wurms. Gieb, daß dieses Werk, das Deine theuern Knechte, meinen lieben umherirrenden Volksgenossen zu Gute, unternommen haben, unter ihren Händen gedeihe. Neige die Herzen der Zigeuner-Eltern, daß sie ihre lieben Kinder diesen theuern und gütigen Freunden übergeben, welche so großes Interesse für das ewige Heil ihrer Seelen fühlen.

Gieb, o gnädigster Herr, daß die Eltern ihre Kinder hergeben, wie Hanna ihren lieben Sohn Samuel hergab. O Herr, höre und erhöre das Gebet, das die allerunwertheste Wittwe für dieß lobenswerthe Werk zu Dir sendet, und heilige diese Stätte, daß viele Tausende des heranwachsenden Geschlechts hier mögen wiedergeboren werden. Und möge der Herr, um Seines lieben Sohnes willen, all den guten Herzen hundertfach vergelten, welche dieß große Werk unternommen haben; und möge der Herr unser Gott Volk und Prediger heiligen, und geben, daß Alles zur Förderung dieser gesegneten Sache und zur Ehre Seines heiligen Namens ausschlage, daß viele Seelen gerettet und die Herzen Deiner theuern Knechte dadurch erquickt und erfreut werden. Amen."

In seiner Ansprache, die nun Herr Crabb an dieses köstliche Gebet einer Zigeunermutter anknüpfte, hob er hervor, daß unter dem Stamm, dem die Letztere angehörte, das Wort der Heilspredigt am allermeisten und mehr als bei andern gesegnet gewesen sei, und das sei ohne Zweifel die Frucht der Gebete und Fürbitten dieser reichbegnadigten Wittwe. Auch auf die ergreifende Geschichte des alten Vaters kam er zu reden, von dem so eben der Zigeuner Karl gesprochen. „Es giebt Züge im Charakter dieses Volkes," sagte er, „an denen auch solche, die sich Christen nennen, noch Vieles zu lernen haben. Sie lassen ihre betagten Eltern niemals im Stich; ja so groß ist ihre kindliche Liebe und Ehrerbietung für sie, daß, wenn ihre Eltern alt und zu schwach werden, um selbst gehen zu können, die Kinder sie von Ort zu Ort tragen und sie nie verlassen, bis sie gestorben und ihre leiblichen Ueberreste anständig beerdigt sind. Was aber nun Karl's Vater, jenen alten heimgegangenen Zigeuner, betrifft, so will ich nicht näher in seine Geschichte eingehen; nur so viel lasset mich sagen, daß er einmal Jemand eine Guinee (Fr. 26) anbot, wenn er ihm aus der heiligen Schrift vorlesen wolle. Einem Andern gab er ein ähnliches reiches Geschenk dafür, daß er mit ihm betete. Auch jammerte er oft, daß die ganzen langen Jahre hindurch, die er durchlebt habe, Niemand, Niemand ihm ein Wort von dem Heil seiner Seele oder etwas aus dem Evangelium Jesu Christi gesagt habe. O nehmet das zu Herzen, meine Freunde! . . .

„Der größte Schaden unter den Zigeunern und eines der schwersten Hindernisse ihrer Bekehrung ist ihr gottloses Wahrsagen, besonders unter jungen Frauen und Mädchen. Sie schaden damit sich selbst, indem sie durch diesen Teufelstrug ihre eigenen Seelen verstricken, und

bringen zugleich über die, so sich wahrsagen lassen, nichts als zeitlichen und ewigen Schaden. O ihr jungen Töchter und Frauen, die ihr hier anwesend seid, *lasset euch doch niemals in diese Sünde verstricken!**) .. Helfet vielmehr, soviel an euch ist, diesem unglücklichen Geschlecht einen Weg der Rettung aus ihrer entsetzlichen Unwissenheit und aus ihrem zeitlichen und ewigen Verderben zu eröffnen. Solche arme Zigeunerkinder, wenn sie unterwiesen und in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen werden, können vielleicht selbst wieder die Werkzeuge in der Hand Gottes werden zur Bekehrung ihrer Eltern. Ein kleines Kind wird dann zu seinem Vater sagen: 'Vater, warum fluchst du doch so? Mein Lehrer hat mir gesagt, es sei eine Sünde zu fluchen.' Oder: 'Mutter, warum lügst du die Leute an? Mein Lehrer hat gesagt, der Herr hasse das Lügen und werde alle Lügner in die Hölle werfen!' Ach solche Kindesworte haben eine große Gewalt; sie sind wie Nägel, die man in Eichenholz treibt, und ihr wißt, da stecken sie fest!" — Zuletzt kam Herr Crabb auf die *Früchte* zu sprechen, welche bereits in mancher Beziehung sichtbar geworden seien. „Gehet in unsre Gefängnisse," rief er; „noch vor

---

*) Der Schreiber dieser Blätter sah vor nicht langer Zeit eine ältliche Zigeunerin in das Gehöfte kommen, in welchem er Sommers zu wohnen pflegt. Da nun allerlei junges Volk, Knechte und Mägde, in diesem Hofe sich aufhält, so eilte er hinaus, rief die Person zu sich und fieng an, ihr die Sünde ihres wahrsagerischen Treibens in Liebe und Ernst vorzuhalten. „Was thue ich Unrechtes damit?" erwiederte sie mit äußerst gewandter Rede; „die Leute hören gerne von künftigem Glück. Jedermann will es gerne gut haben im Leben. Jedermann hat seine besonderen Wünsche und Hoffnungen. Wenn ich ihnen nun Gutes wünsche, was thue ich Böses?" — „Andern Gutes *wünschen*," erwiederte ich, „ja ihnen Gutes von Gott erflehen, das ist nicht nur erlaubt, sondern Pflicht eines jeden Menschen; aber Andern aus den Liniamenten der Hand oder aus den Karten ihr künftiges Loos, Gutes oder Böses, *wahrsagen* wollen, das ist Betrügerei und Teufelstrug, und ist somit Sünde, die Gott mit schweren Strafen bedroht." — „O," rief die Zigeunerin mit raschem Ausweichen, „alle Schicksale der Menschen kommen von Gott, und ich bete täglich zu Gott dreimal. Ich bin ein armes Weib; wenn ich Andern Glück im Leben wünsche, was ist's, wenn ich dafür ein Almosen nehme?" — So gieng's fort. Es war aber klar (und ist ja natürlich), daß diese arme Person sich's wohl bewußt war, daß ihre Wahrsagereien nur Trug und Täuscherei sind; — und doch lassen sich noch so Viele dadurch irre leiten und bethören. Wem diese Blätter zu Gesicht kommen, den bitten wir um Gottes und seines eigenen Heils willen: Habe du nichts zu schaffen mit diesen trügerischen Teufelskünsten der Wahrsagerei!

wenigen Jahren haben die Zigeuner unsrer Gegend ein großes Kontingent in dieselben geliefert; jetzt ist es ein ganz seltener Fall, daß ein Zigeuner bei uns wegen eines Vergehens ins Gefängniß kommt. Ich könnte euch eine Reihe von unzweifelhaften Bekehrungen erzählen; aber nur von einer jungen Zigeunerfrau, einer herrlichen Christin, laßt mich noch etwas sagen. Sie litt an einer der schrecklichsten Krankheiten. Eine überaus schmerzhafte Operation war nothwendig geworden. Dieselbe fand statt an jenem glorreichen Tage (1. August 1838), wo alle Negersklaven in den englischen Kolonieen auf Einen Tag in Freiheit gesetzt wurden. Nun, mitten unter ihren unsäglichen Schmerzen gedachte sie dieses glorreichen Ereignisses, und so innig war ihr Mitgefühl, ihre Mitfreude, die sie für ihre schwarzen Brüder und Schwestern in Westindien empfand, daß sie einmal während der Operation ausrief: 'Ach, das ist ein glorreicher Tag für die Neger! Gott lege Seinen Segen auf ihre Freilassung!' — Ich aber schließe mit dem Ruf: der heutige Tag ist ein glorreicher Tag für die Zigeuner! Möge Gott um Christi willen Seinen reichen Segen legen auf dieß Werk der Liebe, das wir heute beginnen!"

Nun wurde der Versammlung eine alte ehrwürdige Zigeunerin vorgeführt, Namens Maria Carter, welche dringend gebeten hatte, einige Worte sagen zu dürfen. Es war dieselbe, die das oben mitgetheilte Gebet verfaßt hatte, — aber die Versammlung wußte das nicht. „Liebe christliche Freunde," fieng sie an, „ich segne den Tag, da ich als Zigeunerin geboren ward; aber noch mehr segne ich den Tag, da ich mit Herrn Crabb zusammentraf, der hier neben mir sitzt. Ich preise Gott, ihr lieben Leute, daß Er mich von meinem elenden Wanderleben errettet und zur Erkenntniß meines Heilandes gebracht hat, nachdem ich viele meiner besten Jahre im Dienste des Fürsten der Finsterniß verbracht. Ich danke diesen lieben Herren für das, was sie zu thun sich vorgenommen, und wünsche und bete zu Gott, daß viele meiner Volksgenossen, die da im Kreise um uns her stehen, zu derselben seligen Erkenntniß gelangen mögen, durch welche die abnehmenden Tage der armen alten Maria Carter erhellt und versüßt werden. Viele von euch, die hier stehen, verachten vielleicht uns Zigeuner; ja ich weiß es, manche von euch thun das; aber ich hoffe, ihr werdet es hinfort nicht mehr thun; denn es gab nie ein Volk, das mehr mißhandelt worden wäre, als die Zigeuner. Aber schauet empor, Gott hat uns gefunden. Dank sei Gott und allen

lieben Freunden dafür! Ich hoffe, daß viele der armen verwaisten und verlassenen Zigeunerkinder vermittelst dieser Anstalt zur Erkenntniß Christi gebracht und brave fleißige Männer und Frauen werden, die in der Furcht des Herrn wandeln. Der Herr segne euch Alle!"

So endigte die Feier jenes Tages, da der Grundstein zu dem Zigeuner-Asyl in Farnham gelegt ward.

Der Bau der Anstalt gieng rasch voran, und schon im folgenden Jahre (1846) konnte sie von dem Hausvater und einer Anzahl von Zigeunerkindern bezogen werden. Bis dahin waren auch die jährlichen Festzusammenkünfte (die erste hatte im Dezember 1829 stattgefunden) fortgesetzt worden und hatten unzweifelhaft Vieles dazu beigetragen, sowohl das Interesse der Christen für die Zigeuner zu beleben, als auch diese selbst für ein christlich geordnetes Leben zu gewinnen. Allein diese Jahresfeste waren doch mit so großen Ausgaben und andern persönlichen Opfern verbunden, daß nur die unermüdliche Hingebung des theuren Predigers Crabb darunter nicht erlag. Als aber dieser edle Knecht des Herrn in Folge von Krankheit und Altersschwäche gehindert ward, ferner persönlich sich dabei zu betheiligen, hörten sie auf. Die letzte derartige Jahresfeier fand statt im Dezember 1848 auf dem Landgut eines reichen Freundes bei Southampton. Crabb sandte dazu ein auf dem Krankenlager abgefaßtes Sendschreiben, worin er als ein Sterbender, der die Zigeuner bis zum letzten Athemzug lieb habe und für ihre Rettung bete, sie aufs flehendlichste bat, zu entfliehen dem zukünftigen Zorn, und sie ermahnte, ihre Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erziehen zu lassen.

Es war dieß das letzte Fest dieser Art. Drei Jahre darauf (im Jahr 1851) gieng Prediger Crabb selbst in die ewige Ruhe ein. Sein Name aber ist heute noch unter den Zigeunern Englands im Segen. Ach, was ist es doch für ein seliger Gewinn, sein Leben auf Erden in der Liebe Gottes und der Brüder verzehrt zu haben.

Was aber weiter von der Anstalt zu Farnham und von dem Werk unter den Zigeunern in England zu sagen ist, das wollen wir für das nächste Bibelblatt versparen.

Redactor: Dr. A. Oftertag.
Druck von C. Schultze, in Commission bei C. Detloff in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 30 Cent. oder 9 kr.

Das Fort von Allahabad, mit der Stadt im Hintergrund.

Zehn Tage in Allahabad.

Ein Bild aus dem indischen Militär-Aufstand vom 5. bis 14. Juni 1857.

---

1. Der 5. Juni 1857.

Am 14. März dieses Jahres (1861) entschlief zu Fattehpur in Nord-Indien ein Mann, dessen Name in der Geschichte der indischen Mission für immer in gesegnetem Andenken bleiben wird. Es ist der eingeborene Missionar und ordinirte Prediger der amerikanisch-presbyterianischen Kirche, Gopinath Nandy. Wer die Missionsblätter aufmerksam zu lesen gewohnt ist, der weiß, daß in den Tagen der blutigen Militär-Meuterei (1857), wo Tausende von europäischen und eingeborenen Christen eine furchtbare Feuerprobe zu bestehen hatten, Gopinath's Name oft und rühmlich unter denen genannt ward, die selbst im Angesicht des grausamsten Todes ein gutes Bekenntniß abgelegt und sich als treue Zeugen des Glaubens bewährt haben. Die Christengemeinden in den ersten drei Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung, welche so oft durch die blutigsten Verfolgungen unter den heidnischen römischen Kaisern hindurchzugehen hatten, unterschieden zwischen Blutzeugen und Bekennern; beide aber faßte man unter dem Namen „Märtyrer", das heißt Zeugen der christlichen Wahrheit zusammen, sei es nun, daß dieselben ihre Glaubenstreue (als Blutzeugen) mit dem Tode selbst, oder doch (als Bekenner) unter Todesgefahren, Gefangenschaft und leiblichen Martern bekräftigt und damit den Namen Christi verherrlicht hatten. Ein solcher „Märtyrer" war auch Gopinath Nandy, obwohl er nicht gewürdigt war, sein Bekenntniß zugleich mit seinem Blute zu versiegeln. Gleichwie nun die alte Christenkirche die Namen

ihrer Märtyrer hoch in Ehren hielt und die Geschichte ihrer Leiden und ihrer Treue, den lebenden und den kommenden Geschlechtern zum Trost und zur Nacheiferung, aufzuzeichnen und weithin zu verbreiten pflegte, so haben auch wir gleicherweise das Andenken solcher Männer in Ehren zu halten und es auf die Nachwelt zu bewahren.

Indem wir aber uns anschicken, Gopinath's Geschichte näher zu schildern, begegnet uns neben ihm und in unmittelbarer Berührung mit ihm noch ein anderes rührendes Bild, das unsre Aufmerksamkeit fesselt, und an welchem wir nicht vorübergehen können. Es ist das Bild des jugendlichen Glaubenshelden Arthur Markus Cheek (sprich: Tschihk), Fähndrichs in der brittischen Garnison zu Allahabad. Er durfte seinen Christenglauben, den er aus dem Elternhause mit nach Indien nahm und dort mitten unter unzähligen Versuchungen treulich bewahrte, mit seinem Tode besiegeln; ja er durfte sterbend noch und mit erlöschender Stimme seine weit älteren Glaubens- und Leidensgenossen zum Ausharren, zur Treue bis ans Ende ermuntern, um dann vor ihnen den Kranz der Ueberwinder in der Welt der Herrlichkeit zu empfangen. Indem wir diese beiden Lebensbilder neben einander unsern Lesern vorzuführen versuchen, sind wir genöthigt, zuvörderst die Zeit und den Schauplatz ihrer Leiden näher zu zeichnen.*)

Es war am 10. Mai 1857, daß in der indobrittischen Garnisonsstadt Mirat das erste Sipoy-Regiment sich zur Meuterei erhob und die Losung zum allgemeinen Aufstand gab. Tags darauf brach das Feuer des Aufruhrs in Delhi aus, dieser alten Residenz der Großmoguln, und gleich einem Prärienbrand, der vom Sturmwind weiter getragen wird, verbreitete sich die Meuterei mit unglaublicher Schnelligkeit über den ganzen Norden Indiens. Muhamedaner und Hindu's machten zum ersten Mal, seitdem beide neben einander in Indien wohnen, gemeinschaftliche Sache und schienen wie Ein Mann sich erhoben zu haben, nicht nur die brittische Herrschaft im Lande

---

*) Als Quellen für die nachfolgenden Schilderungen wurden benützt: Memorials of Christian Martyrs in the indian rebellion. By Rev. W. Owen. Lond. 1859; The martyr of Allahabad, memorials of ensign A. M. Cheek, murdered by the sepoys at Allahabad. By Rev. R. Meek. Lond. 1858; und viele Zeitschriften aus der Zeit der Meuterei.

zu stürzen, sondern vornemlich Alles, was den Christennamen trug, Ausländer wie Eingeborene, bis auf die Wurzel auszurotten und auf ewige Zeiten zu vernichten. Eine entsetzliche Scene voll blutiger Grausamkeit folgte der andern. Nachdem in Mirat (am 10. Mai) 31 Europäer der Wuth der Rebellen zum Opfer gefallen, wurden in den folgenden Tagen zu Delhi 40 Frauen und 54 Kinder mit kaltem Blute geschlachtet; in Agra erlagen 33 Personen, in Khanpur (während der erstmaligen Schlächterei) zwischen drei- und vierhundert. In der verhängnißvollen Nacht des 16. Juli wurden ebendaselbst weitere dreihundert Männer, Frauen und Kinder auf Befehl des berüchtigten Nana Sahib hingemordet. Täglich kamen neue Opfer dazu, bis man sie zu Tausenden zu zählen anfieng. „Von jener Zeit an," schreibt einer der überlebenden Engländer, „begann eine Reihe von Gräueln und Grausamkeiten, deren Gleichen die Geschichte kaum irgendwo sonst aufzuweisen vermag. An einer Menge von Orten in Ober-Indien waren Männer, Frauen und Kinder unsrer eignen Nation den allerentsetzlichsten Prüfungen, Leiden und Gefahren ausgesetzt und sahen sich in Einen gemeinsamen Untergang hineingerissen. Sie wurden gleich dem Wild von Ort zu Ort gehetzt und verfolgt; wo man sie fand, wurden sie mit Stricken zusammengeknebelt, an Bäume und Pfosten gebunden und, obgleich unbewaffnet und hülflos, mit viehischem Blutdurst hingeschlachtet. Mehrere Monate lang gieng das Morden, Plündern, Sengen und Brennen fort, und auf Hunderte von Stunden weit lagen alle Wohnungen unsrer Landsleute in Trümmern. Die Landstraßen waren von Räubern und Mördern blokirt; aller Handel und Wandel war zu Ende, und Hunderte unsrer ermordeten Mitbrüder und Mitschwestern lagen unbeerdigt auf den verödeten Feldern umher, den Schakalen und Geiern zur Beute."

Zu der Zahl der Opfer, die in jenen Tagen des Bluts und des Schreckens fielen, lieferten die eingeborenen Christen ein nicht geringes Kontingent, — zum Zeichen, daß es nicht blos die Ausrottung der brittischen Fremdherrschaft, sondern die Vernichtung des Christennamens in Indien galt. Allerdings waren manche dieser jungen unbefestigten Gemüther noch nicht stark genug, um des Namens Jesu willen den Raub ihrer Güter zu ertragen und Weib und Kind und selbst das eigene Leben zum Opfer zu bringen. Da und dort hat ein eingeborener Christ sein Leben mit der Verläugnung seines Christenglaubens erkauft. Aber diesen wenigen Abtrünnigen gegenüber steht

die große Mehrzahl derer, die lieber Alles erduldeten, ja auch das Leben ließen, als daß sie den Namen Jesu gelästert und die Hoffnung des ewigen Erbes weggeworfen hätten. Märtyrer, wie Welayat Ali in Delhi (vgl. Miss. Mag. 1858. S. 232) und viele Andere glänzen in nicht geringerer Krone, als die edelsten Blutzeugen der alten Christenheit. Sie sind ein unwidersprechliches Zeugniß, daß die Mission in Indien dieselben glorreichen Früchte getragen hat und noch trägt, wie einst die Predigt des Evangeliums im römischen Reich.

Beim Ausbruch der Militär-Meuterei war es natürlich den Führern derselben vor Allem daran gelegen, die festen Plätze und die großen Waffen- und Munitionsdepots in ihre Hände zu bekommen. Unter den Militärstationen Nord-Indiens aber ist in dieser Beziehung keine wichtiger, als Allahabad. Wenn man von den Mündungen des Ganges an aufwärts diesem gewaltigen Strom entlang reist, so gelangt man endlich, etwa halbwegs zwischen seinem Ursprung, der in den Himalayabergen liegt, und seinem Ausfluß ins Meer, an die Stelle, wo „die klaren Fluten des Dschamna mit den gelblich getrübten Wassern des Ganges sich vermischen.“ *) Durch den Zusammenfluß dieser beiden Gewässer wird die Landzunge gebildet, auf welcher Allahabad liegt. Beide Ströme sind dem Hindu heilig, und der Ort ihrer Vereinigung hat darum für sie doppelte Heiligkeit. Deshalb befindet sich hier „einer der vielbesuchten Wallfahrtsorte, weil es hier am verdienstlichsten ist, sich in die entsündigenden Fluten beider heiligen Geschwisterströme zu stürzen und von dort das geschöpfte Wasser in die entfernteste Heimath zu tragen. Wenn ein Pilger ankommt, so setzt er sich am Uferrande nieder und läßt Haupt und Körper so scheeren, daß jedes Haar ins Wasser fällt; denn die heiligen Schriften versprechen ihm für jedes einzelne so geopferte Haar eine Million Jahre Aufenthalt im Himmel. Nachdem er geschoren ist, badet er sich; an demselben oder spätestens am nächsten Tag verrichtet er die Todtenfeier für seine verstorbenen Vorfahren. Viele dieser Frommen machen ihrem Leben hier ein Ende, indem sie sich in einem Boot nach der Stelle rudern lassen, wo beide heilige Ströme zusammenkommen, und sich dann, nachdem gewisse Feierlichkeiten voll-

*) Vergl. Reise in Ostindien von Leopold v. Orlich. Zwei Bände. Leipzig 1845. Auch die folgenden mit Anführungszeichen angeführten Stellen sind diesem lehrreichen Buche entnommen.

bracht sind, mit drei großen um den Körper befestigten Wasserkrügen in den Strom senken. Andere haben sich mit solcher Hast in die heilige Flut gestürzt, daß man sie nicht wieder auftauchen sah. Besonders im Monat Februar kommen Tausende solcher Wallfahrer, Reiche und Arme, hier zusammen, welche mit denselben Empfindungen den göttlichen Strom erblicken, wie der verschmachtende Wanderer in der Wüste die Brunnen der Oase; die ganze Seele fühlt sich gehoben, neue Kräfte beleben den Ermüdeten, und indem sich seine Schritte verdoppeln, hört man ihn preisend den Namen seines Gottes immer lebhafter anrufen."

Allahabad besteht eigentlich aus drei Abtheilungen: dem Fort auf jener Landzunge, die vom Zusammenfluß des Dschamna und Ganges gebildet wird (s. das Titelbild), dann aus der Eingeborenenstadt, welche sich nordwestlich von jenem an dem 1400 Ellen breiten Dschamna ausbreitet; und endlich aus den zwischen beiden weit nach Norden und Osten sich erstreckenden Kantonments, d. h. aus den Kasernen und den um sie her liegenden Europäerwohnungen (den sogenannten Bangalo's).

„Auf einer nur wenig erhöhten Landspitze," schreibt Orlich, „liegt das aus rothen Quadersteinen vom Kaiser Akbar erbaute Fort. Dasselbe bildet ein bastionirtes Fünfeck. Den beiden Flüssen zunächst erheben sich die alten Wälle mit halbrunden Bastionen; die Landseite ist nach moderner Festungsbaukunst ganz regulär befestigt und besteht aus zwei und einer halben Bastion mit drei Ravelins (kleine Werke, um die Eingangsthore der Festung durch ein Kreuzfeuer zu decken). Für eine europäische Armee wäre eine regelmäßige Belagerung nothwendig, um diesen überaus festen Platz zu bewältigen; für eine eingeborene Armee ist er ganz uneinnehmbar, und wurde deshalb von der indobrittischen Regierung zum großen Militär-Depot für die oberen Provinzen ausersehen. Das im Fort befindliche Zeughaus ist darum eines der größten Indiens und vermag die sämmtlichen Nordprovinzen mit Waffen und Schießbedarf zu versehen; denn es befinden sich in demselben [nemlich im Jahr 1843, wo Orlich es besuchte] Waffen für 30,000 Mann und 30 Geschütze verschiedenen Kalibers. Alles ist in musterhafter Ordnung aufgeschichtet. Nach der Wasserseite zu liegt [im Fort] der Palast, zu Wohnungen für höhere Offiziere eingerichtet, in welchem man in den kühlen gewölbten Souterrainräumen gegen die heißen Winde Schutz findet. Dagegen gewähren die [gleichfalls

im Fort liegenden] Kasernen der europäischen Truppen, mit so viel Rücksicht auf das Klima dieselben auch gebaut sind, in der heißen Jahreszeit für die Soldaten nicht hinreichenden Schutz, weshalb letztere oft von Fiebern heimgesucht werden.

„Die Stadt (der Eingeborenen), mit über 30,000 Einwohnern [Andere reden von 100,000], besteht aus zwei- und dreistöckigen Gebäuden aus Backsteinen, und hat in letzterer Zeit ein reinlicheres Ansehen erhalten; aber sie heißt noch heute bei den Eingeborenen Fakirabad, d. h. die Bettlerstadt, sowohl wegen ihrer Aermlichkeit, als wegen des großen Zudrangs von Fakiren und Pilgern.

„Dagegen gewähren die vielen von schönen Gärten umgebenen Villen und Bangalo's der Civilbeamten und Offiziere [dieser dritte zu Allahabad gehörige Theil, gewöhnlich „Kantonments" genannt, nachmals, wie wir bald sehen werden, der Schauplatz der Meuterei und des Mords] ein großartiges Ansehen; denn es sind wohl wenige Orte in Indien, welche so schön und kostbar eingerichtete Gebäude der Art aufzuweisen haben. Kunststraßen mit Alleen führen zwischen ihnen durch nach dem Fort, der Stadt und verschiedenen Punkten der Umgegend. In Allahabad ist nemlich der Sitz eines Hauptgerichtshofs, sowie eine große Militärstation von zwei (eingeborenen) Regimentern, einigen Depots und zwei eingeborenen Kompagnien Artillerie."

So schildert Hauptmann von Orlich die verschiedenen Theile von Allahabad nach eigener Anschauung. Wir fügen nur noch hinzu, daß in den Kantonments die langgestreckten niedrigen Linien der Sipoy-Quartiere (von den Engländern nur Linien genannt), der Paradeplatz, die von der Regierung für die Europäer gebaute Kirche ꝛc. lagen. Aber einen wahrhaft ergreifenden Kontrast zu den Tagen der Meuterei bildet die Schilderung, welche uns Orlich von dem fröhlichen Leben der Engländer in Allahabad aus dem Jahr 1843 giebt. „Wenn in den Abendstunden die kühlere Luft die Britten ins Freie treibt," sagt er, „so wird man durch die vielen Equipagen, Reiter und Reiterinnen an die Heimath erinnert, und man könnte sich ganz dahin versetzt glauben, zeigten nicht die mit Kuhschwänzen nebenher laufenden Pferdehüter und die in Turbanen und weißen Gewändern gekleideten Kutscher und Bedienten, daß es das Land der Hindu's ist, in welchem der Britte sich ein zweites Vaterland gegründet hat. Dieselben heimathlichen Anklänge bietet das gesellige Leben dar. Mir wurden täglich Beweise von Gastfreundschaft zu Theil.... Wegen der Hitze

versammelte man sich zu den Gastmählern um 8 Uhr Abends, wobei jeder Gast seinen Diener mitbringt; nach demselben findet Musik und Unterhaltung statt."

Doch rücken wir dem Tag des Unheils näher. Als die Kunde von dem Aufstand in Mirat (am 10. Mai) und in Delhi (11. Mai) mit Blitzesschnelle durch Nord-Indien sich verbreitete, und als zu gleicher Zeit weitere Hiobsposten Schlag auf Schlag sich folgten, da mußte jede Militärstation, wo sich Sipoy-Regimenter befanden, sich auf das gleiche Schicksal gefaßt halten. Ueberall fühlte man sich wie auf einem von hundert Pulverminen unterhöhlten Boden, wobei man nicht wußte, welche derselben im nächsten Augenblick sich entzünden und Alles, was an dieser Stelle sich befand, in die Luft sprengen werde. Allahabad lag dem Hauptschauplatz der Meuterei besonders nahe; wie folgenreich aber der Verlust oder die Erhaltung dieses überaus wichtigen Waffenplatzes, insbesondere der starken gewaltigen Festung mit ihren reichen Waffen- und Munitionsvorräthen, für die Engländer sein mußte, bedarf kaum der Erwähnung. Nun aber befand sich in den dortigen Kantonments in jenen Tagen nur ein Sipoy-Infanterie-Regiment (es war das sechste); im Fort aber lagen vier Kompagnien Sikhs, etwa 400 Mann, samt etwa 80 Mann des Sipoy-Infanterie-Regiments, denen die Hauptpunkte der Festung zur Bewachung anvertraut waren, während an europäischen Truppen (außer den Offizieren) nichts als eine kleine Zahl von sogenannten „Pensionärs", d. h. auf der Invalidenliste stehende Artilleristen, im Fort sich befand. Es mochten ihrer etwa 65 sein. Von Kalkutta her wurde allerdings sofort ein Detaschement europäischer Truppen nach diesem wichtigen Platze beordert; allein der weite Weg, die Gefahren und Kämpfe unterwegs, der Mangel an Transportmitteln, der Hülfeschrei von allen Seiten zugleich, die entsetzliche Hitze gerade in dieser heißesten Zeit des Jahres, — Alles wirkte zusammen, um das wirkliche Eintreffen der Hülfstruppen lange, lange zu verziehen.

Von der Besonnenheit und raschen Entschlossenheit der Offiziere in Allahabad hieng Alles ab. Es ist aber eine psychologisch ganz begreifliche Erscheinung, daß Männer, welche Jahre und Jahrzehnte lang ein Korps befehligt und in dieser ganzen langen Zeit über den unter ihren Soldaten herrschenden Geist nicht nur nichts zu klagen hatten, sondern durch gegenseitiges Vertrauen sich mit denselben aufs innigste verwachsen fühlten, — daß sie, sage ich, nur schwer den

Argwohn in sich konnten aufkommen lassen, daß eben dieses Korps zum Abfall und Verrath sich könnte verführen lassen. Wenn auch alle Andern zu Verräthern würden, — so dachten Hunderte dieser wackern Britten, — so würden doch ihre Leute treu bleiben! Nimmt man dazu den lügenhaften, falschen und heuchlerischen Charakter der Hindu's, welche ihre innerste Gesinnung so wohl zu verbergen und in demselben Augenblick, wo sie blutigen Verrath brüten, mit den rührendsten Bezeugungen der Ergebenheit und Treue den harmlosen Europäer zu täuschen wissen, so wird uns jenes Vertrauen noch begreiflicher, mit dem so viele brittische Offiziere in jener verhängnißvollen Zeit ihre Sipoy-Regimenter betrachteten. So war es auch in Allahabad, und fast in schlimmerem Grade, als irgendwo sonst.

Während unter den dortigen Sipoys bereits der satanische Plan zur Meuterei gefaßt war, wußten sie doch ihre Offiziere dergestallt zu täuschen, daß lange Zeit kaum eine Spur von Verdacht in diesen auftauchte. Hatten doch die Heuchler wieder und wieder ihre unerschütterliche Fahnentreue betheuert, ja sogar wiederholt um die besondere Vergünstigung gebeten, gegen die Meuterer in Delhi marschiren und in dem Blute derselben die Schmach auslöschen zu dürfen, welche sie durch ihren Verrath und durch die vielen von ihnen begangenen Grausamkeiten auf den bis dahin unbefleckten Namen der Sipoys gebracht hätten. Sie lieferten sogar mehr als einmal fremde Spione aus, die sich in die Kantonments von Allahabad geschlichen und das Regiment zum Abfall zu bewegen versucht hätten. Durch all dieses wurde der Glaube an ihre Loyalität so stark, daß Lord Canning, der Generalgouverneur in Kalkutta, selber in einem eigenen Schreiben ihnen den Dank der Regierung aussprach. Ehe jedoch dieses Dankschreiben in Allahabad eintraf, langte (es war am 4. Juni) ein Telegramm von Sir Henry Lawrence, dem unvergeßlichen Befehlshaber von Lacknau, an, das ganz anders lautete. Es enthielt die Weisung, alle Europäer in und um Allahabad (natürlich die diensthuenden Offiziere in den Kantonments ausgenommen) ins Fort zu bringen und da zu behalten, bis Alles sicher sei. Der Grund dieses beängstigenden Befehls lag, wie man alsbald erfuhr, allerdings nicht in einem besondern Verdacht gegen die Treue des Sipoy-Regiments in Allahabad, sondern vielmehr in dem Umstand, daß auch in dem weiter stromabwärts gelegenen Benares die Meuterei ausgebrochen war. Die dortigen Rebellen wurden zwar rasch überwältigt, allein auf ihrer raschen

Flucht, die man nicht verhindern konnte, schlugen sie den Weg nach Allahabad ein, und man fürchtete mit Recht, daß sie für diesen wichtigen Waffenplatz gefährlich werden konnten. Das Telegramm verbreitete nicht geringe Bestürzung unter der europäischen Bevölkerung in Allahabad, und Alles, — Männer, Frauen und Kinder, selbst ein Theil der eingeborenen Christen — eilte ins Fort, um daselbst Schutz und Zuflucht zu suchen. Noch am gleichen Abend ließen sich alle waffenfähigen Europäer zu einer Art Miliz formiren, und bewaffneten sich mit Gewehren und Schießbedarf aus dem Arsenal, so daß die Gesammtzahl der bewaffneten und dienstfähigen Männer (die Offiziere abgerechnet) sich auf etwa 120 bis 130 belief. Doch gieng die Nacht vom 4. auf den 5. Juni ruhig vorüber. Man erholte sich wieder vom Schrecken. Man hoffte, daß die Benares-Rebellen auf dem Wege zersprengt oder vernichtet worden seien, zumal da kein weiteres Telegramm von Lacknau her einlief. Letzteres war natürlich, denn der Telegraphendraht war in der gleichen Nacht eben von jenen Rebellen abgeschnitten worden! Als nun vollends am 5. früh das Dankschreiben des Generalgouverneurs eintraf, worin die Sipoy's in den Kantonments von Allahabad so überschwenglich belobt wurden um ihrer Treue willen, da wich die Besorgniß schnell und man gab neuer Zuversicht Raum. Die meisten Europäer, die sich Abends zuvor ins Fort geflüchtet, verließen am Morgen dasselbe wieder, zumal da die engen Räume im Fort um der glühenden Hitze willen für die sich zusammendrängenden Massen fast unerträglich waren, und bezogen wieder ihre eigenen Bangalo's. Am Abend des gleichen Tages (5. Juni) geschah es, daß das Sipoy-Regiment auf dem Paradeplatz versammelt wurde, um das öffentliche Dankschreiben Lord Cannings verlesen zu hören. Die Begeisterung der Truppen über diese glänzende Anerkennung ihrer Loyalität schien gränzenlos. Mit einem dreimaligen Hurrah auf den Generalgouverneur, auf die brittische Regierung, auf die Offiziere ihres Korps wurde darauf geantwortet. Nach dieser Scene und nach abgehaltener Parade (um 6 Uhr Abends), nachdem bereits die Offiziere den Platz wieder verlassen hatten, gieng ein Subadär (eingeborener Unteroffizier) zu Lieutenant Slaines und machte ihm im Namen des Regiments gewissermaßen Vorwürfe darüber, daß er und seine Mit-Offiziere auch nur einen Augenblick an der Treue des Korps hätten zweifeln können. „Kommen Sie zu uns," sagte der Subadär, „wir sind treu, wir lieben unsre Herren und Führer; wir wollen Euch

gegen jede Gefahr mit unsrem Leben schirmen; aber es schmerzt uns zu sehen, daß Ihr uns nicht trauet." Slaines, sowie seine Gattin, die dieser Unterredung beiwohnte, wurde bis zu Thränen gerührt über der einfachen Beredsamkeit, welche diesem Manne so tief und frisch vom Herzen zu kommen schien, und er begriff selbst nicht, wie er nur einen Augenblick an der Treue des Regiments habe zweifeln können. Es blieb, um diesen Fehler wieder gut zu machen, nichts anders übrig, als zu dem noch auf dem Paradeplatz versammelten Regiment sofort zurückzukehren und ihm die volle zurückgekehrte Liebe, das volle ungetheilte Vertrauen zu bezeugen. Slaines und die übrigen diensthuenden Offiziere, sogar theilweise begleitet von ihren Familien — es war ja die gewohnte Stunde des Spaziergangs in der Abendkühle — eilten auf den Paradeplatz, wo ihrer eine Scene wartete, von der alle Anwesenden aufs tiefste gerührt wurden. Diejenigen Sipoys, die man besonders im Verdacht gehabt hatte, standen in Reih und Glied da, um ihre Offiziere zu empfangen, und bewillkommten sie mit einem dreifachen laut durch die Lüfte schallenden Hoch. Die eingeborenen Unteroffiziere, die dabei standen, scheinbar unfähig ihrer Gefühle Meister zu werden, liefen — aller militärischen Convenienz zum Trotz — auf die englischen Herren zu, fielen ihnen um den Hals und küßten sie auf beide Wangen. Die Versöhnung war vollständig, das Vertrauen rückhaltslos wiederhergestellt.

Um 9 Uhr des gleichen Abends giengen im Fort zwei der englischen Herren auf den Wällen spazieren, um die erquickende Abendkühle zu genießen. Da flog in einiger Entfernung eine Rakete in die Luft. „Was ist das?" rief etwas bestürzt der Eine der Herren. „O," sagte der Andere, „es wird eine Hindu-Hochzeit mit Feuerwerk sein!" — Aber siehe, eine zweite Rakete folgte. Es war das Signal zum Ausbruch des Verraths, — das Signal für dasselbe Regiment, das drei Stunden zuvor den Dank der Regierung für seine Treue vernommen und seine Liebe zu seinen Offizieren in so rührender Weise kundgethan hatte. Eilen wir hinab in die Kantonments, um zu sehen, wie es da zugieng.

In jeder indobrittischen Garnison befindet sich ein sogenanntes Meß-Haus (vom englischen Wort mess d. h. Gericht, Schüssel). Es ist dieß eine Art Militär-Casino, wo die Offiziere regelmäßig zusammenkommen, um ihre gemeinsamen Mahlzeiten einzunehmen, und wo sie ihre gemeinschaftliche Bibliothek samt Zeitungen, ihr Billiard,

ihre Spiele, Bälle ꝛc. haben. In diesem Meßhaus nun befanden sich auch an jenem Abend fast sämmtliche Offiziere des Kantonments höhern und niederen Ranges. Nur wer Dienst hatte, war abwesend. Namentlich befand sich ein starker Wachtposten des Regiments unter einem brittischen Offizier mit zwei Kanonen bei der Schiffbrücke, welche über den Ganges führt, weil man in jedem Augenblick die Ankunft der Benares-Rebellen dort erwartete. Plötzlich ertönt auf dem Paradeplatz die Alarmtrompete. „Die Rebellen von Benares sind gekommen!“ hieß es im Meßhaus, und sofort eilen sämmtliche Offiziere auf ihren Posten zu dem Regiment, das bereits in Reih und Glied und in völliger Bereitschaft stand. Die Sipoys lassen ihre brittischen Führer erst alle herbeikommen und vor der Front sich sammeln. Plötzlich folgt ein Schuß und — das Morden beginnt. Wie Tiger fallen diese Dämonen über ihre Offiziere her und schlachten, was in ihre unbarmherzigen Hände fällt. Vertheidigung war unmöglich. Mann um Mann fällt. Das nahe Meßhaus, wo noch eine Anzahl jüngerer Militärs (Kadetten) sich befindet, wird erstürmt und Alles, was man darin fand, niedergemetzelt. Dann geht es an die Bangalo's, die Wohnungen der Offiziere und Civilbeamten, und auch hier wird Mann und Weib und Kind niedergemacht, was nicht in der Dunkelheit der Nacht entkommen konnte. Und diese Teufel in Menschengestalt waren nicht zufrieden mit einfachem Morden. Manche ihrer Opfer wurden langsam in Stücke gehauen; eine ganze Familie, die aus Großeltern, Kindern und Enkeln bestand, wurde lebendig verbrannt; Andern wurden zuerst Ohren, Nasen, Lippen, Finger und Zehen abgehauen, und dann die größeren Gliedmaßen Stück für Stück vom Leibe getrennt, bis der Tod die Unglücklichen von der Marter erlöste. Selbst unschuldige Kindlein entgiengen den Händen dieser blutdürstigen Dämonen nicht; sie wurden vor den Augen ihrer Eltern entzweigerissen oder in Stücke zerhackt. Auf diese Weise erlagen fünfzig Europäer einem schrecklichen Tode. Diesem Werk des Blutes folgte Plünderung und Brandstiftung. Einzelne Rotten durchzogen die Stadt, raubten oder zerstörten das Eigenthum der Europäer und schienen entschlossen zu sein, nicht eine Spur der Fremden übrig zu lassen.

Und das Fort? Konnte dieser wichtigste Platz Nord-Indiens noch gerettet werden? — Hören wir einen Augenzeugen darüber. „Um 9 Uhr 20 Minuten Abends hörten wir vom Kantonment her

das rollende Feuer von Musketen. Die Wache am Festungsthor [aus Sipoys von dem verrätherischen 6. Regiment bestehend] blies Alarm; wir eilten auf unsere Posten und die Zugbrücken wurden aufgezogen. Wir Alle glaubten, die längst von Benares her erwarteten Rebellenhaufen seien erschienen und das 6. Infanterie-Regiment schlage sich mit ihnen; denn das Musketenfeuer war ganz regelmäßig und Salve auf Salve folgte. 'O,' riefen wir Alle, 'unsre braven Sipoys! Wie prächtig sie die Rebellen bewillkommen! Wie brav sie sich schlagen! Der Sieg ist auf ihrer Seite.' Denn das Schießen zog sich immer weiter in die Ferne und wurde schwächer, gerade als wenn ein Feind in die Flucht geschlagen würde. Siehe, da jagte der Offizier, welcher die Schiffbrücke am Ganges mit zwei Kanonen und mit zwei Kompagnieen des 6. Sipoy-Regiments zu bewachen hatte, athemlos den Festungsweg herauf und brachte die Schreckenskunde, daß die Schurken von Sipoys sich empört, daß sie der zwei Kanonen sich bemächtigt und damit nach den Kantonments marschirt seien. Er selbst sei auf sein Pferd gesprungen und mit knapper Noth entkommen; in den Kantonments aber gehe Alles drunter und drüber, das ganze 6. Regiment sei im vollen Aufstand. Bald zeigten auch die Flammen, die von den in Brand gesteckten Bangalo's aufstiegen, wie wahr der Bericht sei. Der Augenblick für uns im Fort war furchtbar. Wir hatten eine Kompagnie von diesem meuterischen Regiment (80 Mann) bei uns in der Festung, und sie bildeten die Hauptwache am Hauptfestungsthor; außerdem waren vier Kompagnien Sikhs bei uns (400 Mann), und nur etwa 60—70 europäische Invaliden und gegen 100 Freiwillige, die sich zu einer Miliz formirt hatten. Wenn das Fort und damit der wichtigste Waffenplatz Nord-Indiens nicht verloren gehen sollte, so war keine Zeit zu verlieren. Das erste, was zu thun war, war die Entwaffnung des Sipoy-Wachtpostens. Die Invaliden [meist Artilleristen] brachten drei Neunpfünder, mit Kartätschen geladen, vor die Hauptwache, und wir [die Freiwilligen] umringten das Ganze. Man befahl den Sipoys, die Waffen zu strecken. Anfangs schwankten sie; aber endlich entfiel ihnen der Muth; sie ergaben sich. Ihre Gewehre waren sämmtlich geladen und mit Zündhütchen versehen. Um aber jeden Versuch von Seiten der Meuterer, sich dieser Gewehre wieder zu bemächtigen, unmöglich zu machen, sägten wir in aller Eile die Schäfte ab und warfen die Läufe über die Mauern in den Ganges.

„Mittlerweile blieb Major Brazier, der sich bewundernswürdig hielt, mitten unter seinen Sikhs, denen ebenfalls nicht zu trauen war. Er beorderte sie nach den Wällen. Anfangs schienen auch sie Miene zu machen, dem Befehl sich zu widersetzen; aber sie faßten sich und marschirten partheienweise ab. Das Fort war gerettet, und ich hoffe, es wird ein Stützpunkt für ganz Nord-Indien sein. Bald darauf kamen einzelne, zum Theil schwer verwundete Flüchtlinge aus den Kantonments bei uns an. Aus der Ferne sahen wir die brennenden Bangalo's auf allen Seiten. Die Nacht gieng in peinlichster Angst und Spannung dahin. Wir standen natürlich die ganze Nacht unter Waffen. Fünf Offiziere kamen nach einander an, die sämmtlich auf wahrhaft wunderbare Weise den Mörderhänden entkommen waren, — drei von ihnen halb nackt, indem sie durch Schwimmen sich über den Ganges gerettet hatten. Am Morgen legten wir uns in den Kleidern traurig und erschöpft auf unsere elenden Lager nieder, jeden Augenblick erwartend, wieder zu den Waffen gerufen zu werden. Die Stadt ist eine starke Viertelstunde vom Fort entfernt, und in den folgenden vier oder fünf Tagen sah man Rotten von Rebellen überall herumlaufen, plündernd, sengend und brennend. Tag und Nacht hielten wir die Wälle besetzt mitten unter der heißen glühenden Sonne des Juni, und Tag und Nacht donnerten die Kanonen und Mörser fort, Kugeln und Kartätschen auf die verrätherische Stadt sendend und diese Teufel von Sipoys aus einander sprengend, wo sie sich sehen ließen.

„Schon am 7. Juni, dem zweiten Tag nach dem Aufstand, kam eine Abtheilung europäischer Madras-Scharfschützen bei uns an, und bald darauf rückten noch weitere Hülfstruppen nach. Die Sorge für unsre Sicherheit wich dem Gefühl vollständiger Rettung. . . ."

So schreibt ein Mann, der selbst jene Tage des Schreckens mit durchlebt hatte. Wir müssen aber noch einmal hinab in die Kantonments. Sobald das verrätherische Sipoy-Regiment sich gegen die Britten erhoben hatte, stellte sich sofort ein Maulwi (muhamedanischer Religionslehrer) an die Spitze des Aufstands und nannte sich Statthalter des Kaisers von Delhi. Unter seinem Oberbefehl sammelten sich sofort etwa 4000 Rebellen. Denn auch die Gefängnisse wurden erbrochen und die Gefangenen losgelassen. Welche Grausamkeiten dieser Maulwi verübte, werden wir nachher sehen. Er erließ den strengen Befehl, alle Europäer ohne Erbarmen zu schlachten,

und viele dieser Unglücklichen, die im ersten nächtlichen Tumult sich irgendwo in einen Versteck zu retten gewußt, wurden in den folgenden Tagen aufgespürt, vor den Maulwi gebracht und auf seinen Befehl gemordet.

Im Ganzen fielen in jenen Tagen von den älteren und jüngeren Offizieren, die im Kantonment sich befanden, siebenzehn unter den Händen der Mörder, unter ihnen neun junge Kadetten und Fähndriche! Außerdem büßten über dreißig andere Europäer — Männer, Frauen und Kinder — ihr Leben ein.

---

2. Gopinath Nandy's Flucht.

Es ist aber Zeit, daß wir die Lage der eingeborenen Christen zu Allahabad in jenen Tagen des Schreckens näher ins Auge fassen. Schon im Jahr 1828 nemlich war in dieser Stadt eine Mission begonnen worden und zwar durch den eifrigen und ausgezeichneten Crauford, Kaplan der Ostindischen Compagnie, der im gleichen Geiste, wie einst Henry Martyn und Corrie, neben der Sorge für die seiner Pflege anvertrauten Europäer auch noch ein brennendes Verlangen nach der Rettung seiner heidnischen Umgebungen im Herzen trug. Unterstützt durch die kirchliche Missionsgesellschaft in London, stellte er einen wackern eingeborenen Katechisten an, der unter seiner Leitung unermüdlich im Predigen und in der Vertheilung christlicher Traktate sich bewies. Nach und nach sammelte sich eine kleine Gemeinde von 25 Seelen um den Katechisten, während in einer Knabenschule mehr als 100 junge Hindu's in der evangelischen Wahrheit und in den gewöhnlichen Schulfächern Unterricht erhielten. Ein zweiter Katechist wurde nöthig, und das Werk gieng in sichtbarem Segen vorwärts. Allein Crauford's Gesundheit fieng an zu wanken, und er ward genöthigt, zur Erholung nach Kalkutta zu gehen. Statt leiblicher Genesung aber fand er dort die ewige Ruhe, zu der er im Frieden eingehen durfte.

Die kirchliche Missionsgesellschaft unterhielt noch eine Zeitlang die beiden Katechisten in Allahabad; als aber im Jahr 1835 die amerikanischen Presbyterianer eine Mission daselbst errichteten, während ihr selbst (der kirchl. MG.) es an Sendboten und Mitteln ge-

brach, das dort begonnene Werk kräftig fortzuführen, so überließ sie den Presbyterianern diese Mission und zog sich ganz von Allahabad zurück. Zu der Zeit, da die Militärrevolution ausbrach, stand das Werk der Amerikaner dort in voller Blüthe. Die Missionsstation lag übrigens weder in der Eingebornen-Stadt, noch in den Kantonments, sondern etwa eine Stunde vom Fort entfernt, hart am Ufer des Dschamna. Hier befanden sich die Wohnungen der Missionare, die Kapelle, die Schulhäuser und die zahlreichen Hütten der Christen. Als die Meuterei am 5. Juni ausbrach, hatten die Missionare selbst mit ihren Familien glücklicher Weise bereits Zuflucht im Fort gesucht.*) „Viele der eingeborenen Christen aber," sagt einer der amerikanischen Missionare, „hielten es nicht für nothwendig, im Fort ihre Zuflucht zu suchen, indem sie als Landeskinder sich für hinreichend sicher hielten. Allein sie wurden bitterlich getäuscht. Sie und ihre Familien wurden auf Befehl des muhamedanischen Maulwi, der sich als Statthalter des Kaisers von Delhi geberdete, ergriffen und nach der Stadt gebracht. Die Weiber und Kinder wurden sofort in die Kerker geworfen und aller möglichen Mißhandlung und Entbehrung preisgegeben. Die eingeborenen Lehrer und Prediger aber schlug man in den Stock und ließ sie da unter freiem Himmel Tag und Nacht liegen, fast eine Woche lang, und zwar fast ohne Nahrung. Dabei schwangen die wüthenden und fanatischen Feinde oft ihre Schwerter über den Häuptern der Unglücklichen, und drohten ihnen mit den fürchterlichsten Verstümmelungen und dem grausamsten Tod, wenn sie nicht ihren Christenglauben abschwören und den Islam annehmen würden."

So erzählt Missionar Hay. Aber unter jenen Unglücklichen hatte keiner den Grimm der Feinde mehr auf sich gezogen, als Gopinath Nandy, früher ein bigotter Hindu, seit einer Reihe von Jahren aber ordinirter Missionar und reichgesegneter Prediger unter seinen Landsleuten. Alexander Duff in Kalkutta schreibt von ihm:

*) Einer derselben, Missionar Owen, hatte übrigens bereits beschlossen, gleich vielen andern Europäern am 5. Juni früh das Fort wieder zu verlassen und auf die Station zurückzukehren. Allein er konnte für den Koffer, den er mit sich ins Fort genommen, keinen Träger erhalten, und dieß veranlaßte ihn, noch eine Nacht dort zuzubringen, — eben jene verhängnißvolle Nacht vom 5. auf den 6. Juni. Von so kleinen Umständen hängt ja so oft unter Gottes Regierung die Rettung unsres Lebens ab!

„Gopinath ist einer der Erstlinge unsrer eigenen [schottischen] Mission, und wurde schon am Ende des Jahres 1832 mit mehreren anderen Bekehrten von mir getauft. Etwa zwei Jahre nach seiner Taufe gieng er nach Fattehpur im Nordwesten Indiens (zwischen Allahabad und Khanpur), um dort die Leitung einer Schule zu übernehmen, die von einigen frommen brittischen Beamten gegründet und unterhalten wurde. Als unsre Brüder von der amerikanisch-presbyterianischen Mission sich in jener Gegend niederließen, schloß er sich an sie an, da von Natur in ihm eine Vorliebe für die presbyterianische Kirchenverfassung wohnte. Da Gopinath in jeder Beziehung ein Mann von ausgezeichneten Gaben war, so konnte er den amerikanischen Missionsbrüdern bei ihrer Ankunft und ihren ersten Arbeiten von großem und wesentlichem Nutzen sein, und schließlich haben sie ihn, da er ihnen dessen in jeder Hinsicht würdig erschien, zum ordentlichen Diener des Evangeliums ordinirt. Um seiner Talente, seiner bewundernswerthen Charakterfestigkeit und seines untadeligen Wandels willen drangen wiederholt hohe und angesehene Civilbeamte der Ostindischen Kompagnie in ihn, ehrenvolle Anstellungen in ihrem Dienste anzunehmen, mit einem Gehalt, der doppelt, drei- und vierfach so groß war, als was er je im Dienste der Mission hätte erwarten können. Aber zu seinem Ruhm darf ich sagen, daß er allen diesen Lockungen mannhaft widerstand, und daß er viel lieber auch mit dem niedrigsten Gehalt unmittelbar der Sache des Evangeliums Christi dienen wollte, als mit einem Gehalt von Tausenden von Rupies eine weltliche Regierungsstelle annehmen, so ehrenvoll sie an sich auch sein mochte. Man sieht, was das Evangelium aus den Eingeborenen Indiens zu machen vermag."

Nachdem Gopinath für eine Zeitlang an der Seite der amerikanischen Missionare zu Fattegarh (zwischen Khanpur und Bareilly) im Segen gearbeitet hatte,*) kehrte er auf seine frühere Arbeitsstätte Fattehpur zurück. Hier wirkte er allein und ohne einen europäischen Mitarbeiter. Fattehpur ist eine brittische Civilstation, ohne Militär und somit ohne einen englischen Kaplan. Deßhalb hatte Gopinath ebenso die Engländer daselbst, als die eingeborenen Christen

*) Wir erzählen das Nachfolgende genau nach einer ausführlichen Mittheilung des trefflichen Missionars Dr. Duff in Kalkutta, der seinerseits selbst unmittelbar aus den mündlichen Berichten Gopinath's schöpfte. Einzelne Züge ergänzen wir aus andern Quellen.

mit dem Evangelium zu bedienen, und in der That, die christlich gesinnten Britten in Fattehpur wußten stets seine Predigten aufs höchste zu schätzen. Durch seine unermüdliche Energie und seine nie rastende Thätigkeit gelang es ihm, vornemlich mittelst der Beisteuern der brittischen Beamten, ein Missionshaus, eine Kapelle und mehrere Schulen zu erbauen; und was mehr werth ist als dieß Alles, er sammelte unter Gottes Segen und durch treue betende Arbeit eine eingeborene Gemeinde von 60—70 Seelen, die unter seiner geistlichen Pflege lieblich emporblühte. Seine Thätigkeit zog auch auswärts so sehr die Aufmerksamkeit auf sich, daß im Jahr 1855 der Statthalter von Agra, Sir W. Colvin, ihn besuchte, seine Schulen ꝛc. inspicirte und die höchste Befriedigung über Alles aussprach, was er dort wahrnahm.

Als im Mai 1857 die gräßlichen Schlächtereien in Mirat und Delhi einen panischen Schrecken mit Blitzesschnelle nordwärts bis in die Gebirge Afghanistans und südwärts bis an die Bay von Bengalen verbreiteten, da sahen am 24. des genannten Monats auch in Fattehpur die Dinge so bedenklich und drohend aus, daß der dortige Civilcommissär allen europäischen Damen auf der Station, sowie allen eingeborenen Christinnen, die Weisung zugehen ließ, sich nach Allahabad zu begeben und im dortigen Fort Schutz zu suchen.*) Gopinath hielt es für seine Pflicht, dieser Weisung zu folgen, und

*) Wie nothwendig eine solche Masregel war, das zeigte sich nur zu bald. Wenige Tage nach dem Abzug der weiblichen christlichen Bevölkerung, an die auch viele von den Männern als Geleite sich angeschlossen hatten, brach der Aufstand auch in Fattehpur aus. An die Spitze der Aufrührer stellte sich wie gewöhnlich ein Muhamedaner, der eine höhere Magistratsstelle bis dahin unter der brittischen Regierung eingenommen hatte und nun Wuth schnaubte wider Alles, was den Namen eines Britten oder Christen trug. Was von Engländern noch anwesend war, suchte sich in die aus Backsteinen erbaute Katscherry (Gerichtshaus) zu retten, und verschanzte sich daselbst. An der Spitze dieser Wenigen stand der treffliche englische Richter Robert Tucker. Seit vielen Jahren in Indien lebend, gieng sein ganzes Streben und Ringen dahin, für die Rechte der Eingeborenen einzustehen, deren Wohl ihm über Alles am Herzen lag. Am hervorragendsten aber war er als Christ. „Wenn ich so viele Leben hätte, als ich Haare auf meinem Haupte zähle," sagte er einmal, „so möchte ich sie alle meinem Herrn Jesus zum Opfer bringen, und doch wäre dieß Opfer noch viel zu gering." Und demgemäß lebte und wirkte er auch. Jeden Sonntag pflegte er eine Schaar armer Hindu's um sich zu sammeln, — Aussätzige, Lahme, Blinde und Krüppel, — um ihnen Reis auszutheilen und dann aus dem Worte Gottes in ihrer Muttersprache einzelne Abschnitte vorzulesen und ans Herz zu legen. Er war es auch

machte sich mit Frau und Kindern, sowie mit den Weibern und Kindern seiner Gemeindeglieder, nach Allahabad auf, in der Absicht, auf seinen Posten zurückzukehren, sobald er Alle in Sicherheit gebracht hätte. Als er jedoch Allahabad erreichte, fand er bald, daß die Dinge dort gerade so schlimm und drohend aussahen, als in Fatteh-pur, nur freilich mit dem Unterschied, daß dort ein Fort sich befand, wohin man sich flüchten konnte. Aber selbst die Festung schien ihm eben so unsicher als die Stadt; denn Niemand traute den Sikhs, denen vornemlich die Bewachung des Forts anvertraut war, während es an einer genügenden europäischen Besatzung fehlte. Es kam ihm nun vor, ihm und seiner Familie könnte, da sie Eingeborene seien, für den Fall eines Ausbruchs von Meuterei die Flucht eher gelingen, wenn sie außerhalb des Forts wären; und so verließ er dasselbe am Morgen des gleichen Tages, an welchem Abends die Meuterei losbrach, und logirte sich in einer der Wohnungen der amerikanischen Missionare (etwa eine Stunde vom Fort am Ufer des Dschamna gelegen) mit den Seinigen ein. Die Missionare selbst aber waren, wie oben erwähnt, im Fort, oder hatten mit ihren Familien sonstwo Zuflucht und Sicherheit gesucht.

Am Abend jenes verhängnißvollen Tages (5. Juni) wurde Gopinath aufgeschreckt durch die weithin leuchtenden Flammen, die aus den Kantonments emporloderten, durch das anhaltende Musketenfeuer und durch das verworrene, aus der Ferne noch vernehmbare Lärmen und Schreien einer wüthenden Volksmenge. Er konnte nicht darüber im Zweifel sein, was dieß Alles bedeute. Abgeschnitten vom Fort und von den Europäern, wie er und die Seinigen waren, entschlossen

---

vornemlich, der die Arbeiten Gopinath's mit Rath und That und reichlichen Beisteuern unterstützte.

Als nun der Aufruhr ausbrach, ließ es ihm sein unerschrockener ritterlicher Sinn nicht zu, seinen Posten zu verlassen. Mit wenigen Andern in der Katscherry verschanzt, hielt er mehrere Tage lang die Angriffe der wüthenden Feinde aus, trieb sie durch wohlgezieltes Feuer immer wieder zurück, bis endlich einer um den andern seiner Genossen entweder durch Flucht aus der Katscherry sich zu retten suchte oder an den empfangenen Wunden starb. Tucker selbst, vielfach verwundet, blieb am Ende allein übrig. So mußte er der Uebermacht erliegen. Er hatte sich zuletzt, als bereits die Thüren der Katscherry erbrochen waren, auf das flache Dach zurückgezogen, rief, die Waffen in der Hand, den eindringenden Mördern zu: „Kommt nur heran!“ stellte sich wie ein Löwe zur letzten Wehr und erlag erst, als noch mehrere der Feinde unter seinen Streichen gefallen waren.

sie sich, nach fünf oder sechs Stunden angstvoller Spannung, vor Anbruch des neuen Tages auf einem Boot über den Dschamna zu setzen und dann den Landweg nach Mirsapur (etwa 20 Stunden entfernt) einzuschlagen. Nachdem sie ihre bessere Kleidung mit groben gemeinen Hindugewändern vertauscht und etliche Rupies zu sich gesteckt hatten, ließen sie all ihre übrige Habe zurück, erreichten glücklich gegen Tagesanbruch das jenseitige Ufer des Flusses und zogen zu Fuß weiter, Mirsapur zu. Diese flüchtende Familie bestand aus Gopinath, seiner Frau, zwei Knaben, von denen der ältere 7 oder 8, der jüngere etwa 6 Jahre alt war, und einem Säugling, der natürlich getragen werden mußte; von den Knechten hatte keiner, trotz des Versprechens reichlicher Belohnung, den Muth gehabt, sie zu begleiten. Nachdem sie ein Stück Wegs gewandert waren, und zwar unter einer Tropensonne, deren Glutstrahlen bald wie aus einem Feuerofen herabkamen, versagten ihre wunden Füße den Dienst, und erschöpft und halb ohnmächtig sanken sie nieder. „In dieser entsetzlichen Lage," schreibt Gopinath selbst, „wo wir nicht wußten was anfangen, erhoben wir unsre Herzen zu Dem, der allezeit bereit ist, das Schreien seiner armen Kinder zu hören." Und ihr Glaube sollte nicht zu Schanden werden. Während sie noch beteten, kam ein leerer Ochsenkarren des Wegs, und der Wagentreiber fand sich ohne Schwierigkeit sogleich bereit, sie gegen eine kleine Summe eine Strecke weit mitzunehmen. Als sie aber in die Nähe des Orts kamen, bis wohin akkordirt worden war, setzte sie der Mann auf offenem Felde ab, ohne allen Schutz gegen die unerträgliche Hitze der Mittagssonne und gegen die verzehrende Glut der heißen Winde, welche jeden Augenblick erstickende Staubwolken ihnen ins Gesicht trieben. Doch dieß war nicht Alles; neben den feindseligen Elementen hatten sie plötzlich auch noch die viel schlimmere Feindseligkeit unbarmherziger Menschen zu erfahren. Es war sichtbar, daß die Kunde von der Meuterei und den blutigen Auftritten in Allahabad sich bereits weithin in der Gegend verbreitet hatte; und da nun der bis dahin so starken brittischen Regierung die Zügel aus den Händen gefallen waren und alle ordnende obrigkeitliche Gewalt ein Ende zu haben schien, so glaubte auch Jeder thun zu können was ihm beliebte, und alle Leidenschaften wurden entfesselt. So geschah es, daß die armen Flüchtlinge kaum vom Karren gestiegen waren, als schon die Bewohner des nahen Dorfes, mit eisenbeschlagenen Stöcken, Schwertern und Musketen be-

waffnet, sie umringten und ohne weiters sie zu plündern und umzubringen die Miene machten. Gopinath und die Seinen erhoben aufs Neue ihre Seelen in heißem Flehen zu ihrem himmlischen Vater, dem Gott aller Barmherzigkeit, dem starken Helfer in aller Noth, und aufs Neue sollten sie erfahren, daß Er Gebet erhört und Hülfe bereit hat. Der Semindär (große Gutsherr) des Ortes, ein Hindu, erschien plötzlich auf dem Platze, eben zu rechter Zeit. Gopinath erklärte ohne Zaudern, daß er und seine Familie Christen seien, und daß ihr Vertrauen allein auf dem Gott der Christen stehe. Der Semindär, einsichtsvoller als der bewaffnete Pöbel, traute der Lage der Dinge noch nicht recht; er kannte die mächtigen Hülfsquellen der brittischen Regierung, fürchtete einen raschen baldigen Umschlag, und überredete deßhalb die Leute, die Familie Gopinaths unbelästigt ziehen zu lassen. Ja er selbst sorgte für einen Ochsenkarren, der sie um einen mäßigen Preis weiter bis Mirsapur bringen sollte. So wurde das offene einfache Bekenntniß Gopinaths, daß sie Christen seien, statt eine Ursache ihres Verderbens, gerade das Mittel ihrer Rettung.

An jenem Tage kamen sie nicht weit vorwärts. Gegen Sonnenuntergang erreichten sie ein Dorf, das nur vier Stunden von Allahabad entfernt war. Hier fanden sie ein Unterkommen für die Nacht bei einem Brahmanen, der auf seinen Lippen nichts als Versicherungen der Theilnahme und Freundschaft hatte, im Herzen aber tödtlichen Haß trug. Aus einer Rede desselben, die Gopinath zufällig und ohne dessen Wissen mit anhörte, ersah er, daß der Brahmane nichts anderes im Schilde führe, als sie, während sie schliefen, mit kaltem Blute umzubringen und ihre Habe dann sich selbst zuzueignen. Diesen teuflischen Vorsatz aber vereitelten die armen Flüchtlinge dadurch, daß sie die ganze Nacht wach blieben und laut beteten und sangen. Am andern Morgen frühe wollten sie aufbrechen; aber der Fuhrmann hatte sich samt seinem Wagen aus dem Staub gemacht, während die Ortsbewohner unverkennbar eine drohende Haltung angenommen hatten. Ja, während sie hier hingehalten wurden, hatten sie eine Reihe von empörenden Gräuelscenen mit anzusehen, die ihnen nur zu deutlich zeigten, daß der Mordgeist der meuterischen Sipoys bereits in hohem Grade sich auch dem Volke im Ganzen mitgetheilt hatte. Hören wir nur ein einziges Beispiel. Ein Seiß (d. h. ein Hindu-Pferdeknecht, der bei Europäern in Diensten gestanden war) kam von Khanpur her mit seinem Weib und seinem einzigen einjährigen Kindlein, sowie mit

einigen Bündeln, die wahrscheinlich den Erwerb von mehreren Jahren enthielten, und hatte auf seiner Heimreise diesen Ort zu passiren. Sofort ward er von den Dorfleuten verhaftet. Der Seiß selbst wurde zuerst ergriffen und schnell so vollständig ausgeplündert, daß man ihm nicht einmal die Kleider auf dem Leibe ließ. Als sie nun sein junges Weib ihrer Kleider berauben wollten, wehrte sie sich natürlich gegen diese Unmenschlichkeit. Da aber Widerstand nichts fruchtete, bat sie flehentlich, ihr doch wenigstens ein Tuch zu lassen, um ihre Blöße damit zu bedecken. Dieß aber brachte die herzlosen Schurken auf. In ihrer Wuth rissen sie der Mutter das Kindlein aus den Armen, faßten es bei den Beinen und zerschmetterten ihm den Kopf an einem Stein, daß das Gehirn weit umherspritzte.

Nach einem solchen Anblick hatte Gopinath und seine Frau allerdings Ursache genug zu fürchten, daß auch für sie keine Rettung mehr sei. Das Schwerste aber unter diesen Umständen war die angstvolle folternde Spannung, ob etwa der nächste Augenblick Marter und Tod über sie bringen möchte; es war ein fortgehendes Sterben, ein Liegen unter dem Beil des Henkers. So kamen sie endlich nach einem Tag der Angst und nach einer zweiten schlaflosen Nacht zu dem Beschluß, in Gottes Namen die Weiterreise zu versuchen. Der Tod sei ja doch so oder anders unvermeidlich; und es sei am Ende erträglicher, mitten in die Gefahr hineinzugehen, als in dieser qualvollen folternden Spannung noch länger zu verharren. Demgemäß brachen sie, ehe der dritte Tag sich zeigte, ihre gefahrvolle Wanderung aufs Neue an. Kaum aber hatten sie die große Landstraße erreicht, so wurden sie von einer Rotte bewaffneten Gesindels unter furchtbaren Flüchen und Drohungen angehalten. Gopinath konnte nicht im Zweifel darüber sein, was ihre Absicht war, und erklärte ihnen einfach und ohne Rückhalt, er sei ein christlicher Prediger, und sein Beruf sei, das Evangelium von Jesu Christo Jedermann kund zu thun; dieses Evangelium lasse sich in die Worte zusammenfassen: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen;" sein und der Seinigen Eigenthum und Leben aber sei in ihren Händen, sie könnten damit machen, was ihnen beliebe, er und die Seinen werden sich in demüthiger Ergebung dem Willen Gottes unterwerfen. Die durchleuchtende Aufrichtigkeit und die besänftigende Kraft dieser Worte schien selbst auf diese rohen Heiden nicht ohne Eindruck zu bleiben. Doch seine Habe mußte ihnen werden, auch wenn sie ihm und den Seinen das

Leben schenken wollten. Gopinath bat sie, ihm wenigstens die Bandage zu lassen, die er wegen eines inneren Schadens zu tragen genöthigt war, sowie auch seine englische Bibel, die ihnen ja doch von keinem Nutzen sein könnte. Aber nein, sie wollten Alles haben, Kleider, Bündel, Bandage, Bibel und Alles! Nachdem sie so ihn und die Seinen vollständig ausgeplündert, fiengen diese Räuber an, unter einander um die Beute zu streiten. Der Zank wurde heftiger, und wie es allmählig zu Schlägen kam, nahm Gopinath den Augenblick wahr, um mit den Seinen unbemerkt zu entkommen.

So viel war nun klar, daß es unmöglich sei, nach Mirsapur zu gelangen, da die Straße dahin überall von zuchtlosem Räuber- und Mordgesindel blokirt war. So entschlossen sich die armen Flüchtlinge, sich wieder zurück nach Allahabad zu wenden, obwohl auch dieß ein fast hoffnungsloses Unternehmen schien. Wir wollen in die Einzelnheiten dieser traurigen Rückreise nicht eingehen. Es sei genug zu sagen, daß sie nach unsäglichen Leiden, die sie von der Glut der Sonne und den heißen Winden, von Hunger, Durst und Blöße und von dem Toben der Heiden zu erdulden hatten, endlich den Dschamna bei Allahabad wieder erreichten. Gopinath selbst sagt: „Gottes Barmherzigkeit gegen uns war über alle Maaßen groß. Die Erhaltung unsres Lebens war ein wahres Wunder. Andere liebe Christen, Europäer und Eingeborene, waren ähnlichen Gefahren ausgesetzt, aber die meisten von ihnen sind erlegen oder wurden erschlagen. Wohl mehr als zehn oder zwölf Mal waren wir bis an den Rand des Grabes gebracht. Alles schien sich wider uns verbündet zu haben. Die Sonne fiel auf uns mit ihren glühenden Strahlen; der heiße Wind, von dem man sich in Europa keine Vorstellung machen kann, schien uns wie mit lauter tödtlichen Feuerpfeilen zu durchbohren; das Schwert hieng überall wie an einem Haar über uns und war stets bereit, auf uns zu fallen und unsre Häupter vom Leibe zu trennen; Hunger und Blöße machten uns so elend, daß wir nicht mehr uns selbst gleich sahen; — und doch durfte keine dieser Gewalten uns beschädigen, denn es war der Wille unsres himmlischen Vaters, uns zu erhalten."

Als die Flüchtlinge nun, gerade gegenüber der amerikanischen Missionsstation, über den Strom setzten, sahen sie das Missionshaus in Asche liegen, die schöne Kirche aller Fenster und Thüren, sowie alles inneren Geräthes beraubt und jämmerlich zugerichtet, und allenthalben die zahllosen Spuren des Raubs und der Verwüstung. Doch

sie sollten nicht lange Zeit haben zu schwermüthigen Betrachtungen. Es warteten ihrer noch schwerere Prüfungen.

3. Vor Gericht und im Gefängniß.

Kaum hatten Gopinath und die Seinen den Fuß auf's Land gesetzt, so wurden sie von siegestrunkenen Muhamedanern umringt, die sie sofort als Christen erkannten und mit wüthendem Geschrei ihre Köpfe verlangten. Und gemordet wären sie hier ohne allen Zweifel worden, hätte es der Herr nicht einem Hindu-Goldschmied ins Herz gegeben, sich ihrer zu erbarmen und sie sogleich in sein Haus zu flüchten; ja er selbst, sein Sohn und sein Bruder stellten sich mit gezogenen Säbeln an die äußere Thüre, um die Unglücklichen gegen den Blutdurst der wüthenden Muselmanen zu schirmen. Hier hörten sie von den Schlächtereien im Kantonment und von der darauffolgenden allgemeinen Plünderung und Verwüstung, mit dem weiteren (glücklicherweise unbegründeten) Beisatz, daß die Meuterer auch des Forts sich bemächtigt und alle Europäer darin geschlachtet hätten. Diese Nachricht war ganz geeignet, die arme Familie an den Rand völligen Verzagens zu bringen.

Mittlerweile hatte, wie oben erwähnt, ein Maulwi oder muhamedanischer Religionslehrer im Namen des Kaisers zu Delhi sich zum Herrn von Allahabad und der Umgegend aufgeworfen. Als nun der Goldschmied seine Schützlinge nicht länger gegen die Tausende zu schirmen vermochte, die nach ihrem Blute dürsteten, bat er den wüthenden Pöbel, sie wenigstens nicht hier an Ort und Stelle ohne Urtheil und Recht umzubringen, sondern sie zu ihrem Herrn, dem Maulwi, zu führen, damit er über sie das Urtheil spreche. Nur mit äußerster Mühe gelang es ihm, die aufgeregte Masse dazu zu bewegen, — so erpicht war Alles auf den Untergang dieser armen Christen. Selbst noch unterwegs, da man sie zu dem Maulwi führte, war es wieder und wieder nahe daran, daß man sie zu Tode schlug; denn wer ja einen „Ungläubigen", — und als solche gelten ja alle Christen in den Augen der Muhamedaner, — ums Leben bringt, erhält den siebenten Himmel zum Lohn; und der fanatische Haufe brannte vor Begier, diese höchste Glückseligkeit sich an Gopinath und den Seinigen zu verdienen.

Endlich langte man bei dem Maulwi an, der in einem europäischen Gartenhaus seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Da saß er gleich einem Fürsten auf einem Thronsessel, umgeben von einem großen Gefolge, das mit gezogenen Schwertern stets seiner Befehle gewärtig war. Nun folgte jene denkwürdige Verhandlung, die wir am liebsten mit Gopinaths eigenen Worten geben.

„Als ich mit meiner Frau und meinen Kindern in Mitten der blutdürstigen Menge vor dem Tyrannen stand, fragte er mich: Wer bist du? — Ich: Wir sind Christen. — Maulwi: Von woher kommst du? — Ich: Von Fattehpur. — M.: Was war deine Beschäftigung? — Ich: Ich predigte und lehrte die christliche Religion. — M.: So bist du ein Padre [Missionar oder Geistlicher]? — Ich: Ja, Herr. — M.: Warst du es, der umherzulaufen pflegte und auf den Bazars und in den Dörfern christliche Büchlein austheilte und vorlas? — Ich: Ja, Herr; ich war es und meine Katechisten. — M.: Wie viele hast du zu Christen gemacht? — Ich: Ich habe Niemand zu einem Christen gemacht, denn kein Mensch vermag das Herz eines Andern umzuwandeln; Gott aber brachte durch meine Vermittlung etliche dreißig oder vierzig zum Glauben und Bekenntniß der allein wahren Religion Christi.

„Auf dieß verlor der Maulwi ganz und gar seine Fassung und rief in großer Wuth: Pfui! pfui! Schande, Schande! Das ist gräuliche Gotteslästerung. Gott macht nimmermehr Ungläubige [d. h. Christen]; aber ihr Schurken, ihr verdrehet den Leuten die Köpfe. Gott macht immer nur Muselmanen; denn der Islam, dem wir folgen, ist die einzige wahre Religion!

„Nach einer Pause nahm er das Inquiriren wieder auf und fragte: Wie viele Muhamedaner hast du zu deiner Religion verführt? — Ich: Verführt habe ich Niemand; aber durch Gottes Gnade haben sich etwa ein Dutzend Muhamedaner von der Finsterniß zu dem wunderbaren Lichte des Evangeliums bekehrt. — Als der Maulwi diese Worte hörte, ward sein Gesicht roth vor Zorn, wie glühendes Eisen, und er schrie in großem Grimm: Du bist ein Schurke, ein Schandbube bist du! Du hast selbst den Glauben deiner Vorväter verläugnet und bist ein Kind des Teufels geworden, und dann hast du Alles gethan, was in deiner Macht lag, um auch Andere auf den gleichen Weg des Verderbens zu verführen. Du verdienst keine gewöhnliche Strafe. Du mußt vor Andern einen grausamen Tod haben.

Mein Urtheilsspruch geht deshalb dahin, daß dir Nase, Ohren und Hände abgehauen werden, und zwar zu verschiedenen Zeiten, damit deine Qual verlängert werde. Auch dein Weib soll dasselbe erleiden, und deine Kinder soll man in die Sklaverei verkaufen.

„Auf dieß war es meiner Frau gegeben, ruhig und mit unerschüttertem Muth zu dem Maulwi zu sagen: Da der Tod über uns beschlossen ist, so bitte ich nur um die Eine Gunst, daß wir im Tode nicht von einander getrennt werden, und daß man uns, statt zu martern, ohne Verzug tödte. — In dieser Bitte einer zarten und schwachen Frau, und in dem Tone, womit dieselbe vorgebracht ward, lag etwas, was auch das verhärtete Herz dieses stolzen und hochmüthigen Tyrannen, der für kurze Zeit das Heft in den Händen hatte, zu rühren schien. Er blieb eine Weile stille, als sänne er über etwas nach. Mittlerweile, während der Maulwi schwieg, wandte sich meine Frau, in der gewissen Ueberzeugung, daß wir unsern Glauben mit unserm Blute zu besiegeln hätten, zu ihren Kindern und fieng an vor Aller Ohren sie zu ermahnen: Ihr, meine süßen Kinder, werdet genommen und zu Sklaven gemacht werden, wenn wir werden getödtet sein; aber vergesset nicht, täglich eure Gebete zu sagen, die wir euch gelehrt haben; und wenn die englische Herrschaft wiederhergestellt sein wird, dann fliehet zu ihnen und erzählet ihnen, wie es uns in unsrem Tode ergangen. Und während sie so mit den Kindern sprach, küßte sie sie wieder und wieder unter Thränen. Diese mitleiderregende Scene rührte ohne Zweifel die steinharten Herzen unsrer Feinde. Da brach plötzlich der Maulwi sein Schweigen mit dem Ruf: Gelobt sei Allah! Es scheint, du seiest ein Mann von Ansehen und besserem Stand; ich bedaure dich und deine Familie. Deshalb gebe ich dir und den Deinigen als Freund den Rath, Muhamedaner zu werden. Thut ihr das, so werdet ihr nicht blos euer Leben retten, sondern auch zu hohen Ehren und Würden erhoben werden. — Darauf erwiederte ich: Lieber werden wir sterben, als uns durch irgend etwas bewegen lassen, unsern Glauben an Jesum Christum zu verläugnen; denn Er ist der allein wahre Heiland und Erlöser der Welt. — Etwas betroffen über diese ruhige und bestimmte Antwort, und zugleich offenbar zweifelnd, daß dieß auch der feste Entschluß meiner Gattin sein könnte, wandte er sich nun besonders und speciell an sie. Durch Gottes Gnade aber schwankte sie in dieser ernsten Prüfung nicht einen Augenblick in ihrem Glauben, sondern erwiederte mit derselben Festigkeit und Bestimmtheit:

sie werde lieber mit Freuden ihr Leben opfern, als ihren Glauben an den Herrn Jesum Christum aufgeben und Seinen Namen verläugnen.

„Durch diese unerwartete Erwiederung sichtbar geärgert, wandte sich der Maulwi wieder an mich mit der Frage: ob ich jemals den Koran gelesen hätte. — Ja wohl, antwortete ich. — Aber, rief er, du kannst ihn nicht gelesen haben in der Absicht, daraus etwas zu lernen; du kannst nur einzelne abgerissene Stücke daraus aufgelesen haben, um mit den Muselmanen disputiren zu können!

„Nach einigem weiteren Nachdenken, wobei er offenbar nicht recht ins Reine kommen konnte, was da zu thun sei, sprach er folgenden Urtheilsspruch: Gut, aus Mitleid will ich dir drei Tage Bedenkzeit geben. Während dieser Zeit wird man dir die geeigneten Mittel an die Hand geben, daß du den Koran studirest. Nach Ablauf derselben werde ich dich kommen lassen. Wollt ihr dann Muhamedaner werden, so ist Alles recht und gut — es soll euch nicht gereuen! Wo aber nicht, so sollen euch Nasen, Ohren und Hände abgehauen werden, wie mein erstes Urtheil gelautet hat. — Darauf erwiederte ich: Das ist Alles umsonst; es ist nicht nöthig, so lange zu warten. Denn so lange Gottes Gnade mit uns ist, werden wir nimmermehr unsern Glauben verläugnen. Und da Gott seine Gnade denen, die auf Ihn trauen, nimmermehr entzieht, so thätest du besser daran, sofort uns tödten zu lassen. — Darauf gab der Maulwi keine Antwort, sondern winkte seinen Dienern, uns in den Kerker abzuführen, der nicht ferne von dort war."

Als nun Gopinath mit seiner Familie auf dem Weg zum Gefängniß war, umtobt von wilden Muselmanen, die ihre Schwerter über ihnen schwangen, „da erhob ich (fügt er selbst hinzu) mein Herz in Preis und Anbetung zu dem Herrn Jesus Christ, daß Er uns Gnade gegeben, fest zu stehen in der Stunde der Versuchung, wo es um unser Leben sich handelte, und zu überwinden alle die Verlockungen zum Abfall, mit denen der Maulwi uns zusetzte. Ich sagte laut den 11. und 12. Vers des 5. Kapitels des Matthäus*) her, und dankte meinem hochgelobten Heiland, daß Er uns würdig erachtet hat, um Seines Namens willen zu leiden."

*) „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen, und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden. Denn also haben sie verfolget die Propheten, die vor euch gewesen sind."

Als die Gefangenen den Ort der Einkerkerung erreichten, waren sie erstaunt und schmerzlich bewegt, hier bereits andere europäische und eingeborene Christen vorzufinden, die gleichfalls eingefangen und hiehergebracht worden waren; darunter einen Engländer, Namens Coleman, mit seiner Frau und fünf Kindern, worunter zwei oder drei erwachsene Töchter waren, welche insgesamt den gröbsten Mishandlungen und Scheußlichkeiten von Seiten ihrer gefühllosen Hüter ausgesetzt waren. Als Gopinath diese Unglücklichen alle wahrnahm, wandte er sich sofort mit der Frage an sie, ob sie nicht mit einander, da sie ja doch Alle dem Tode geweiht seien, ihre Kniee vor dem Herrn beugen und zum Gebet sich vereinigen wollten. Und das thaten sie denn auch. Sie warfen in brünstigem Flehen ihre Sorgen auf Den, der sie aus des Löwen Rachen erlösen könnte; sollte es aber nicht Sein Wille sein, sie zu erretten, so möge Er ihnen Kraft und Glauben schenken, auch über den grausamsten Tod zu triumphiren und treu zu sein bis ans Ende. Während sie aber so im Gebet lagen und zum Herrn riefen, stürzte der rohe Gefangenwärter, empört darüber, auf Gopinath los, gab ihm einen heftigen Tritt auf den Rücken und befahl ihm im brutalsten Tone, mit dem Beten aufzuhören, fügte aber hinzu: wenn er, wie sichs zieme, im Namen Muhameds beten wolle, so könne er beten so lang es ihm beliebe. „Dadurch," bemerkt Gopinath selbst, „wurden zwar unsre Lippen geschlossen, aber unsre Herzen blieben in stetem Gebet vor Gott, der nicht sowohl die Bewegung der Lippen, als vielmehr das Herz ansieht."

„Am folgenden Tag, den 11. Juni Morgens 10 Uhr," erzählt Gopinath selbst weiter, „wurde ein neuer Gefangener, — es war ein junger schwerverwundeter englischer Offizier, — in den Kerker gebracht. Er wurde von zwei Männern geführt, die ihn bei den Armen hielten, nicht um sein Entrinnen zu verhüten, denn dazu war er viel zu schwach, sondern damit der Arme nicht zusammensinke. Seiner Wunden waren viele, aber drei davon waren besonders schwer: zwei über den Kopf, die weit auseinanderklafften, und eine am Kinnladen. Es waren Alles Säbelwunden. Seine einzige Kleidung, die er anhatte, bestand in ein paar Beinkleidern und einer Flanelljacke, — aber alles war in Folge des vielen Bluts hart wie Stein. Schuhe und Strümpfe hatte er keine, und seine Uniform hatte man ihm abgerissen und genommen. Als er zu uns hereingeführt wurde, war er am Zusammensinken und fiel auch alsbald ohnmächtig zu Boden."

Der junge Offizier war Niemand anders, als Arthur Markus Cheek (sprich Tschibk), dessen wir gleich im Anfang Erwähnung thaten. Wir müssen einen Augenblick hier stille stehen, um ihn näher kennen zu lernen.

Markus Cheek war der Sohn angesehener würdiger Eltern in England, hatte von ihnen eine sorgfältige und gottesfürchtige Erziehung genossen und war schon in seinen Schuljahren ein Liebling seiner Lehrer wie seiner Mitschüler gewesen. Neben einer Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe, die unter allen Verhältnissen sich gleich blieb, neben einem tapfern, ritterlichen und noblen Sinn, der ihn schon als Knabe überall auszeichnete, und neben jenem heitern, stets fröhlichen und frischen Geiste, den eine körperlich und geistig gesunde Jugend verleiht, rühmen seine Lehrer und Freunde auch seine tiefe Ehrerbietung vor allem Heiligen und Göttlichen, besonders vor dem Wort und den Ordnungen seines Gottes. So fröhlich er als Knabe und Jüngling unter seinen fröhlichen Genossen war und an Spiel und Lust der Jugend mit vollem Herzen theilnahm, so gehörte doch der Sonntag nicht der Welt, sondern dem Herrn, der ihn ausgesondert und geheiligt hat. Markus fehlte nie an seinem Platz in der Kirche, und die Bibel fleißig und täglich zu lesen, galt ihm nicht als eine Last, sondern als Lust und seliges Vorrecht. Selbst für Werke des Reiches Gottes hatte er stets einen offenen Sinn und eine Willigkeit zu geben. Als kurz vor seinem Abgang nach Indien in der Kirche, die er zu besuchen pflegte, eine Kollekte für Zwecke des Reiches Gottes veranstaltet wurde, machte ihm seine Tante mit freundlicher Rücksicht auf die nicht selten leeren Taschen des Jünglings die Anerbietung, ihm einen Theil der Summe zu überlassen, die sie selbst in das Becken zu legen beabsichtigte. „Nimmermehr, Tante!“ rief der junge Mann; „das würde ja deine Gabe und nicht die meinige sein. Ich wünsche gerne mein eigenes Scherflein einzulegen, und dazu reicht wohl was ich noch habe.“

Seine Neigung gieng frühe auf eine militärische Laufbahn, und dazu war auch seine hohe kräftige Gestalt, seine Fülle von Gesundheit und sein kecker ritterlicher Sinn wie geschaffen. Die hohen Verbindungen, in denen seine Familie stand, machten seinem Vater es auch möglich, ihm eine Anstellung in der indischen Armee zu verschaffen, und am 20. März 1857 schiffte sich der junge Kadett, der noch nicht sein 17. Jahr vollendet hatte, über Egypten nach Kalkutta ein. Schon

nach fünf Wochen (28. April) stieg er bei dieser „Stadt der Paläste" ans Land und wurde dort sogleich durch die oberste Militärbehörde dem 6. eingeborenen Infanterie-Regiment, das in Allahabad stand, als Fähndrich zugetheilt. Als er aber nach einer genußreichen Reise den Ganges hinauf, bei welcher er mit vollen Zügen die wunderbaren Reize einer ihm ganz neuen tropischen Natur in sich aufnahm, die Militärstation erreichte (19. Mai 1857), war die Meuterei in Mirat und Delhi bereits zum Ausbruch gekommen, und nach weiteren zwei Wochen, ehe er sich recht in die neuen Verhältnisse eingelebt, befand er sich selbst mitten in dem schauerlichen Wirbelsturm des Aufruhrs.

An jenem verhängnißvollen Abend des 5. Juni saß Markus Cheek mit den übrigen Offizieren seines Regiments, darunter neun junge brittische Kadetten, noch wie gewöhnlich im Meßhaus zusammen. Man hatte soeben auf dem Paradeplatz aus dem Munde des Sipoy-Regiments die heiligsten Betheuerungen unerschütterlicher Treue vernommen, und glaubte sich neuen Hoffnungen überlassen zu dürfen. Markus verließ früher als sonst — man weiß nicht warum — die Gesellschaft und begab sich in seine eigene nicht eben entfernte Wohnung. Hatte er in dieser ernsten Zeit das Bedürfniß, mehr die Stille zu suchen und im Gebet und im Worte Gottes die Ruhe, Kraft und Fassung zu gewinnen, die in jenen Tagen der Angst einem Jeden so Noth that? Wir wissen es nicht. Kaum aber war er für eine Stunde daheim, so erscholl die Alarmtrompete. Der junge Fähndrich wirft sich rasch in die Uniform und eilt hinaus nach dem Platz, dahin ihn die Pflicht rief. Aber bereits war das Gemetzel angegangen. Bereits lagen auf dem Paradeplatz fünf der ältern Offiziere erschlagen, während eine Rotte von Mördern in das Meßhaus gedrungen war und die dort noch weilenden jungen Kadetten (acht oder neun an der Zahl) mit den Bajonetten durchbohrt hatte. Markus geräth mitten unter die wüthenden Haufen, wird mit Einem Schwertstreich zu Boden gestreckt und blieb nach weiteren schweren Wunden als todt liegen. Während aber die Mörder anderwärts sich zu schaffen machten, kommt der schwer Verwundete wieder zu sich und vermag unbemerkt auf Händen und Füßen bis zu einem Wassergraben am Ganges sich weiter zu schleppen, wo er sich versteckt. Wir wissen über die vier Tage, die er hier zubrachte, nichts weiteres, als daß er mit dem hier vorgefundenen Wasser während jener Zeit das Leben sich fristete und bei Nacht trotz seiner schweren Wunden auf einen Baum sich zu retten

wußte, um vor den wilden Thieren gesichert zu sein. Am fünften Tag endlich ward er entdeckt und von den jubelnden blutdürstigen Feinden vor den Maulwi geschleppt, den wir bereits kennen gelernt haben. Ohne Zweifel machte dieser Wütherich auch bei dem jungen Fähndrich den Versuch, ihn zur Verläugnung seines Christenglaubens zu bereden, und ließ ihn zu diesem Ende in denselben Kerker führen, wohin Gopinath und seine Familie gebracht worden war.

„Als ich den unglücklichen jungen Mann," so fährt Gopinath zu erzählen fort, „in den Kerker hereinführen sah und seinen furchtbar leidenden Zustand wahrnahm, wallte das Herz mir vor Mitleid. Als Diener Christi fühlte ich mich verpflichtet, selbst mit Gefahr meines Lebens dem armen Leidenden nach dem Maaß meiner Kraft hülfreich beizustehen. Wir hatten noch ein wenig Mehl, das ich mit Wasser vermengte und zu einer Art Suppe bereitete. Das nahm er mit großem Dank und trank dann Wasser aus einem Gefäß, das ich ihm reichte, mit vollen Zügen. Auf dieß fühlte er sich sichtbar erquickt und schlug die Augen auf. Nun bat ich den Daresa (Gefängnißwärter) dringend, dem unglücklichen Jüngling doch ein ordentliches Lager zu verschaffen; denn seine Wunden und Schmerzen ließen ihn auf dem harten Boden weder sitzen, noch liegen, noch vermochte er zu stehen. Der hartherzige Mann ließ nur mit dem größten Widerstreben sich bewegen, meine Bitte zu gewähren, gab mir aber doch nur eine zerbrochene Pritsche, auf welcher der arme Verwundete nicht ordentlich zu liegen vermochte. Es war, als wollte der Daresa sehen, wie viel ein Mensch zu ertragen vermöge. Als der junge Offizier meine Theilnahme für ihn sah und zugleich vernahm, daß ich ein Christ und Missionar, und gleich ihm ein Gefangener sei, leuchteten seine halb erloschenen Augen wie zu neuem Leben auf; er öffnete gegen mich sein Herz und theilte mir mit schwacher Stimme und vielfach von Schmerzen und Erschöpfung unterbrochen, die Geschichte seiner Leiden mit, sprach mir von seiner lieben Mutter und seinen fernen Verwandten und nahm das Versprechen mir ab, falls ich mit dem Leben davon käme, den Seinigen Bericht von seinem Leiden und Sterben zu geben; denn er fühlte wohl, daß er selbst nicht mehr lange leben könne."

Die Theilnahme, welche Gopinath dem jungen Offizier bewies, und die sichtbare Erquickung, welche diesem daraus erwuchs, erboste den unmenschlichen Gefängnißwärter, und grausamer selbst als sein

Meister, der Maulwi, beschloß er, den Gopinath nicht nur von Cheek und den andern mitgefangenen Europäern, sondern auch von seiner eigenen Familie zu trennen. Diesem unmenschlichen Vorhaben suchten die Unglücklichen einen Augenblick sich zu widersetzen. Namentlich klammerten sich Gopinath's Gattin und Kinder fest an ihn an, als wären sie entschlossen, die grausame Trennung um jeden Preis zu verhindern. Allein nun fiel eine Rotte von umherlungernden Rebellen, die Waffen in der Hand, über die Unglücklichen her, schleppte den Gopinath hinaus ins Freie und legte dort seine Füße in den Stock; seine Frau aber ergriffen sie bei den Haaren, stießen sie mit der Stirne so gewaltsam gegen einen Stein, daß sie eine Wunde davon trug, deren Narbe ihr zeitlebens bleiben wird. Unter allen diesen Mishandlungen schrieen die Wüthriche fortwährend: Wollt ihr Muhamedaner werden, so sollt ihr auf der Stelle frei sein! In diesem herzzerreißenden Augenblick erhob sich der junge siebenzehnjährige schwer verwundete Fähndrich Markus Cheek und rief mit dem Ton tröstender Liebe: „Padre Sahib, halte fest an deinem Glauben! Harre aus und werde nicht weich!" — Wie in den Tagen der ersten Christenverfolgungen, so geschah es auch hier wieder: Einer stärkte und tröstete den Andern, und für Gopinath, diesen erfahrenen und bewährten Christen, war ein solches Wort aus solchem Munde wie eine ganze Heeresmacht von Engeln, die ihm stärkend und helfend zur Seite stand.

Von nun an war Gopinath von den Andern getrennt und größeren Leiden von innen und außen ausgesetzt, als die Andern alle. Es war ein Wunder, daß er nur einen Tag lang es auszuhalten vermochte. Unter freiem Himmel, ohne irgend einen Schutz gegen die glühendheiße Junisonne und die furchtbaren Glutwinde, lag er da, die Füße in den Stock gespannt. Die Verheißung: „Die Sonne soll dich des Tags nicht stechen," wurde buchstäblich an ihm erfüllt. Es ist dieß um so erstaunlicher, als Gopinath seit Jahren an einer Affection des Gehirns litt in Folge seiner übermäßigen und nie rastenden geistigen Anstrengungen, von denen er kaum je sich Ruhe gönnte. Ja vor jenen Tagen der Verfolgung durfte er niemals der Mittagssonne Indiens sich aussetzen, ohne sofort sein Leiden aufs peinlichste zu vermehren. Nun aber, wie er selbst schreibt, „ließ mein himmlischer Vater, trotz so unsäglichen Entbehrungen und Anstrengungen, und ungeachtet ich fortwährend der Sonne und den heißen Winden aus-

gesetzt war, es nicht zu, daß mein Kopfleiden sich steigerte, sondern durch seine Gnade blieb es so, wie es zuvor gewesen war, gerade als wenn ich alle möglichen Schutzmittel dagegen gebraucht hätte. Wir waren von Mittwoch dem 10. bis Dienstag den 16. Juni im Gefängniß. Diese ganze Zeit über waren unsre Leiden sehr groß; denn unsre Nahrung bestand nur in einer Handvoll gerösteter Gerstenkörner, die wir um Mittag erhielten, und Abends in einem einzigen Tschapatti (einem harten in Asche gebackenen Brodkuchen etwa 4 Loth schwer). Auch Wasser, in der Regel sehr schmutzig, erhielten wir nur zweimal des Tags, und zwar sehr kärglich. Von dem Brodkuchen konnte natürlich der junge Cheek nichts genießen wegen seiner Wunde in der Kinnlade. Das einzige, was er zu seiner Nahrung hätte zu sich nehmen können, war etwas Milch; allein dieß wurde ihm versagt, obgleich ich, während ich außen im Stock lag, wiederholt für ihn darum bat. Sein Leben wurde nur noch durch das spärlich gereichte Wasser gefristet, nach welchem er oft Stunden und Stunden lang vergebens rief. Alle paar Minuten lang aber kam ein ungebildeter gemeiner Muhamedaner, las uns Abschnitte aus dem Koran vor und drohte uns Allen Nasen und Hände abzuhauen, wenn wir unsern Glauben nicht abschwören wollten."

So kam endlich der verhängnißvolle dritte Tag, an welchem Gopinath's und der Seinigen Loos sich entscheiden sollte. Es läßt sich denken, mit welcher bangen Spannung sie jeden Augenblick den Befehl des Maulwi erwarteten, vor ihm zu erscheinen und die gedrohte Todesqual zu erleiden. Aber dieser dritte Tag gieng vorüber, wie die vorangegangenen; der Maulwi ließ sie nicht rufen, — man weiß nicht warum. Erst am sechsten Tag erschien der Maulwi selbst bei den Gefangenen. Als er Gopinath im Stock liegend wahrnahm, fragte er ihn mit einem höhnischen Blick, ob es ihm wohl gehe. „Wie kann es mir wohl gehen," erwiederte Jener, „wenn ich so Tag und Nacht unter freiem Himmel liege, mit den Füßen im Stock? Aber ich dulde es willig, da es also der Wille meines himmlischen Vaters ist." Nun drang der Maulwi aufs Neue in ihn, theils mit Drohungen, theils mit Schmeicheleien und Versprechungen, Christum zu verläugnen und zum Islam sich zu bekennen; denn er war klug genug zu erkennen, daß es ihm und dem Islam viel mehr Ehre brächte, wenn es ihm gelänge, einen christlichen Prediger und seine Familie zum Muhamedanismus zu bekehren, als wenn er ihn durch

Folter und Tod zum Märtyrer des Christenglaubens machte. Doch als er sah, wie Gopinath und die Seinen unerschütterlich fest blieben, schien endlich die Geduld des Mannes erschöpft zu sein; er brach mit verbissenem Zorn auf und rief beim Weggehen: „Seine Langmuth sei nun zu Ende; es bleibe jetzt nichts anderes übrig, als ohne Verzug die verdiente Strafe an ihm vollziehen zu lassen." Damit gieng er zornig von dannen.

4. Die Errettung.

Allein die Erlösung aus dieses Tyrannen Hand war den armen geängsteten Gefangenen näher als sie es ahnen konnten. Am gleichen Tage (es war der 13. Juni und der sechste Tag seit Gopinaths Einkerkerung) und wenige Stunden nach jenem Besuch des Maulwi, erschien plötzlich und unerwartet der treffliche Oberst Neill mit seinen Madras-Scharfschützen vor Allahabad, und während er mit seiner kleinen Heldenschaar eine der Vorstädte angriff, that die europäische Besatzung des Forts samt den 400 treugebliebenen Sikhs unter dem furchtbaren Geschützfeuer der Festung zu gleicher Zeit einen Ausfall, und so vollständig war der Sieg über die Rebellen, daß Alles was laufen konnte, mit anbrechender Nacht in eiliger Flucht die Stadt verließ. Ja, so stürmisch und hastig geschah diese Flucht, daß Niemand an die zurückgelassenen Gefangenen dachte.

Jene letzte Nacht, welche Gopinath mit seiner Familie und den übrigen Leidensgefährten im Kerker zubrachte, war eine der schrecklichsten. Er hörte das Toben des Kampfes, sah die Verwirrung und das Getümmel der Flucht. In gleicher Weise, wie um ihn her, kämpfte in seinem Innern die Furcht mit der Hoffnung. In jedem Augenblick mußte er erwarten, von einem der wüthenden Rebellen in Stücke gehauen zu werden. Aber der Engel Gottes wachte über ihm und seinen Leidensgenossen. Als der Tag anbrach, sah er sich und die Andern alle gerettet, wie durch lauter Wunder; und bald befanden sich Alle miteinander im sichern Fort, umgeben und getröstet und gepflegt von treuer christlicher Liebe. Nun konnten sie mit den andern Geretteten ein Freuden- und Danklied anstimmen Dem, der da große Wunder thut, und den Namen ihres treuen Gottes erheben, der mitten unter so tausendfachen Leiden und Prüfungen sie wunderbar erhalten, ihnen Kraft von Oben gegeben, Seinen glorreichen Namen selbst im An-

gesicht eines drohenden martervollen Todes frei und freudig zu bekennen, und sie endlich so unerwartet gerade in der Stunde der äußersten Gefahr aus dem Rachen des Todes errettet hatte.

Freilich in den Kelch der Freude mischte sich auch mancher bittere Tropfen. Unter den ersten Nachrichten, die er im Fort vernahm, war die von dem grausamen Tode seines alten Freundes und Wohlthäters Tucker, des trefflichen Richters von Fattehpur, sowie von der schonungslosen Zerstörung alles Missionseigenthums daselbst. Die Kirche und die Schulhäuser, das Missionshaus mit allem Hausrath und mit der schönen Bibliothek, welche Gopinath sich nach und nach gesammelt, samt allen Hütten und Wohnungen der eingeborenen Christen, — Alles war entweder zerstört und verbrannt, oder geplündert und weggetragen worden. Er selbst schreibt später: „Alle eingeborenen Gemeindeglieder zu Fattehpur waren mit ihren Familien bis auf den letzten Augenblick in dem Missionsgehöfte, wohin sie sich geflüchtet, geblieben. Als aber die Meuterer auch dieses angriffen und Kirche, Schulhäuser und Missionswohnung in Brand steckten, flohen die Christen so gut sie konnten nach allen Richtungen. Einige von ihnen verbargen sich mehr als einen Monat lang im Sumpfdickicht, und endlich nach unsäglichen Gefahren und Entbehrungen gelang es ihnen, sich nach Allahabad zu retten, wo sie Schutz fanden; von Andern weiß Niemand, ob sie von den Rebellen aufgefangen und getödtet wurden, oder ob sie den feindseligen Elementen der Jahreszeit und den Strapatzen zum Opfer fielen. Einer unsrer Christen kam mit abgehauener rechter Hand, seine Frau mit andern Zeichen grausamer Mißhandlung nach Allahabad."

Und während Gopinath so von den Leiden Anderer hörte und von seinen eigenen schweren Erlebnissen erzählte, — es war schon Nachmittag geworden — wurde der sterbende junge Fähndrich Markus Cheek von zwei wackern Soldaten auf einer Tragbahre durch die Thore der Festung herein und nach dem Hospital getragen. Kaum nemlich hatten die Rebellen am frühesten Morgen die Stadt in eiligster Flucht verlassen, so fanden sich einige wohlgesinnte Eingeborene — man weiß nicht, wer sie waren — bei dem Kerker ein und trugen den schwer leidenden jugendlichen Offizier nach dem etwa eine halbe Stunde entfernten amerikanischen Missionsgehöfte, stillten seinen brennenden Durst mit Wasser und Melonen und ließen im Fort es sagen, daß ein schwerverwundeter Europäer dort liege. Sofort wurde ein kleines

Dampfboot den Dschamna hinaufgesandt, an dessen Ufer die amerikanische Station liegt, um ihn sogleich ins Fort abzuholen. „Er war," schreibt einer der Engländer, die im Fort Zuflucht und Rettung gefunden, zwei Tage nachher an seine (Cheek's) Verwandte, „er war in einem bejammernswürdigen Zustand, — zu Zeiten war er etwas bei sich, zuweilen nicht; es war schwer, etwas Zusammenhängendes von ihm zu vernehmen. Als er zu uns gebracht ward, erinnerte er sich nur des Umstands, daß etliche Leute ihm viel Liebe bewiesen und ihm Wasser und Melonen gereicht hätten. Alles andere war unklar und verworren. Augenscheinlich hatte er Unsägliches erduldet, und die schweren Wunden und Eiterbeulen, die er an sich trug, zeugten deutlich genug, wie viel er von grausamen Menschen und von der Gewalt der Elemente erlitten. Er starb noch am gleichen Abend; seine letzten Worte, die in einem Augenblick des Bewußtseins von seinen Lippen kamen, enthielten den Wunsch, daß man seiner Mutter von seinem Tode Bericht gebe. Man begrub ihn in dem bedeckten Festungsweg, nahe am Ufer des Flusses. Ich freue mich, Ihnen neben diesen schmerzlichen Mittheilungen auch einige Züge beifügen zu können, die Ihnen tröstlich sein werden. Der Verwalter meines Geschäfts, ein Herr Coleman, war mit seiner Frau und seinen fünf Kindern von den Rebellen verhaftet und in dasselbe Gefängniß abgeführt worden, in welchem auch der arme Markus Cheek sich befand. Die Muhamedaner wandten Alles an, um diese Unglücklichen zu bewegen, ihren Christenglauben abzuschwören und zum Islam sich zu bekehren, und dabei drohten sie beständig mit den schwersten Martern und dem grausamsten Tod, im Fall sie sich deß weigern würden. Da rief der arme jugendliche Cheek, fast in den letzten Augenblicken seines vollen Bewußtseins, die Frau Coleman zu sich an sein Lager und bat und beschwor sie, lieber Alles zu leiden, als Christum zu verläugnen. 'Haltet fest an eurem Glauben und eurer Hoffnung,' sagte er, 'und harret aus!' Nach diesen wenigen Worten der Ermahnung riß man die Frau Coleman von ihm hinweg. Er selbst aber entgegnete auf die Zumuthung, Muhamedaner zu werden, mit den Worten: 'Lieber Alles leiden, als meinen Glauben und die Hoffnung auf meinen Heiland aufgeben!' Coleman und die Seinigen sind nun ins Fort gerettet; der junge Glaubensheld aber ist in die ewige Ruhe eingegangen, wo seiner die Krone der Ueberwinder wartet."

Gopinath blieb nicht lange im überfüllten Fort zu Allahabad.

Er benützte eines der Regierungsdampfboote, auf welchem ihm und den Seinen freie Fahrt nach Kalkutta angeboten ward, und fuhr auf dem Ganges hinab nach der Hauptstadt, wo er bei seinem treuen väterlichen Freunde, Miss. Dr. Duff, der ihn einst getauft hatte, liebreiche Aufnahme und gütige Pflege fand.

„Er ist nun," schreibt Duff, „seit drei Monaten bei mir, und aus seinem Munde habe ich Ihnen, mit Hinweglassung vieler zum Theil herzergreifender Einzelnheiten, eine Skizze seiner Erlebnisse zu geben versucht. Und wahrlich, Niemand kann diese Geschichte hören, ohne darin ein glorreiches Denkmal des Triumphs der göttlichen Gnade zu erkennen. Seiner Natur und Konstitution nach ist Gopinath eben so schwächlich, furchtsam und feig, wie irgend ein anderer Hindu in Bengalen. Aber wenn es um die Wahrheit Gottes sich handelt, so macht ihn sein Glaube kühn und furchtlos wie ein Löwe. Sein ganzes Verhalten während jener Prüfungszeit, und besonders seine Ruhe und männliche Standhaftigkeit, die dieser protestantische Hindu-Prediger mitten unter den Leiden und grausamen Todesdrohungen von Seiten eines von Haß gegen das Christenthum wüthenden Muhamedaners bewies, mag wohl einen Vergleich aushalten mit dem, was je ein europäischer Prediger des Evangeliums von Seiten des antichristischen Pabstthums erlitten und an Glaubens- und christlichem Zeugenmuth darunter bewiesen hat. Und sollte uns dieß nicht zu tiefem anbetendem Danke gegen den Herrn bewegen? Hinweg also mit jener schmählichen Verläumdung von Seiten gottloser Politiker und Weltleute, daß es in Indien noch nie einen wahrhaft bekehrten Eingeborenen gegeben habe, oder daß alle unsre eingeborenen Christen ohne Unterschied Heuchler und unlautere Taugenichtse seien! Abgesehen von den Zehntausenden von Christen in Süd-Indien und den Tausenden in andern Gegenden, — das Beispiel Gopinath Nandy's und das wirkliche Märtyrerthum von Dutzenden anderer Hindu-Christen in Delhi, Bareilly und Fattegarh sollte für immer dem gottlosen Verleumder das Maul stopfen. Und dann, — denke man an Gopinath's Frau! Auch sie war so starken Herzens wie ihr Mann, wo es das Bekenntniß Jesu galt. Auch sie war bereit, sich von ihrem Mann und ihren Kindern zu trennen und lieber ihr Leben zu lassen, als den Glauben an Jesum, ihren hochgelobten Herrn und Heiland, zu verläugnen. O wahrlich, es ist noch Hoffnung da für Indiens Frauen und Töchter! Etliche haben ihr

Leben geopfert, weil sie den Namen Christi trugen, und Andere haben heldenmüthig gezeigt, daß sie lieber sterben, als diesen theuern Namen verläugnen wollten.

„Erkennen wir doch endlich, wo die wahre Hoffnung Indiens liegt. Man schaue, was das Christenthum an Gopinath, an seiner Familie und an seinen Leidensgenossen gewirkt hat! Man sehe, was die gottlose Politik, welche den Eingeborenen das Christenthum vorenthalten will, bei den Sipoys für Früchte getragen hat! Wann wollen unsre 'christlichen' Staatsmänner Weisheit lernen aus der handgreiflichen Lection, die in all diesen Erfahrungen der letzten Zeit für sie liegt? Aber ich muß innehalten. Gopinath ist nun, wie gesagt, hier in Kalkutta. Und da er nicht müßig sein kann, wo immer er sich auch befinden mag, so predigt er fleißig in den Kapellen der eingeborenen Christen, besucht unsre Gemeindeglieder in ihren Häusern und hilft auch kräftig Tag für Tag in unsrem großen Erziehungsinstitut mit. Der Herr erhalte ihn noch lange und segne ihn in allen seinen Arbeiten."

Gopinath sehnte sich natürlich von ganzer Seele zurück zu seiner zersprengten und schwer heimgesuchten Gemeinde in Fattehpur; allein der Fortgang der Meuterei in jenen oberen Gegenden hielt ihn noch längere Zeit in Kalkutta fest. Inzwischen gelang es einem der in Benares stationirten Londoner Missionare, James Kennedy, jene Gegenden zu besuchen, zu einer Zeit, wo die Kämpfe gegen die Rebellen sich bereits mehr in anderen entfernteren Gegenden concentrirt hatten. „Von Mirsapur aus gieng ich nach Allahabad," schreibt er. „Die dortigen Christen nemlich hatten mich in einem Schreiben dringend dahin eingeladen. Da nun alle amerikanischen Missionare die Station verlassen hatten, so war es mir besonders daran gelegen, die Christen daselbst aufzusuchen. Auf der Reise dahin sah ich überall die Spuren der entsetzlichen Rebellion, die dort gewüthet hatte, an den niedergebrannten Häusern und an den fast verödeten Dörfern. Die Landstraße war sehr belebt, aber ich begegnete mehr bewaffneten Männern, als einem harmlosen Reisenden angenehm sein mag. Wir in Benares hatten zwar auch unsre Angsttage und schwere Stunden der Aufregung gehabt; allein erst als ich Allahabad erreichte, sah ich in einem größeren Maaßstab, was für Verheerungen die Meuterei angerichtet hat. Ich bin früher schon öfters dort gewesen und kannte den Ort wohl. Es war eine der schönsten Militär-Stationen

Nord-Indiens gewesen. Neun Tage lang befand sie sich in den Händen der Meuterer und Aufrührer, die hier ungehemmt schalten und walten konnten. Wäre nun eine Rotte von Teufeln aus dem Abgrund losgelassen worden, sie hätten das Werk der Zerstörung nicht ärger vollbringen können. Die meisten Wohnungen der Europäer hatten Strohdächer und konnten leicht in Brand gesteckt und in Asche gelegt werden; aber es gab auch mehrere Gebäude mit flachen Dächern, wo dicke starke Balken quer herüber, und auf diese wiederum Steinplatten gelegt waren; und das ließ nicht so leicht sich zerstören. Aber selbst daran versuchte sich die Zerstörungswuth, und die meisten auch dieser Wohnungen waren fast in Trümmern. Nur wenige Gebäude entgiengen der Verwüstung; doch war alles Hausgeräthe, sowie Thüren, Fenster, Gesims und was sonst loszubrechen war, weggenommen und verbrannt oder geraubt. Unter den Gebäuden der letztgenannten Art war auch die schöne Kirche der Militärstation und die Hauptkapelle der amerikanischen Mission. Es war herzergreifend, unter all diesen Trümmern umherzuwandeln und ein Haus ums andere in Schutt und Asche liegen zu sehen, während überall verkohltes Holzwerk oder dem Einsturz nahe Wände dem Auge begegneten. Und dann, — ach wie viele von denen, die diese Wohnungen einst inne hatten, sind von grausamer Mörderhand erschlagen worden!... Die eingeborenen Christen wohnen an zwei verschiedenen Punkten von Allahabad, etwa eine Stunde von einander getrennt, weil die verschiedenen Berufsarten der Leute dieß nöthig machen. An einem dieser beiden Plätze ließ ich mein Zelt aufschlagen, besuchte dagegen auch den andern so oft als möglich. Ich wurde bei meiner Ankunft von den eingeborenen Christen überaus herzlich bewillkommt. Ich hatte vielen und wohlthuenden Verkehr mit ihnen und vernahm aus ihrem Munde die ergreifendsten Berichte von ihren Leiden und Gefahren. Mehrere ihrer Kinder waren in Folge der Strapatzen gestorben, und etliche Waisenmädchen waren ganz verloren gegangen. Niemand wußte, was aus ihnen geworden sei. Wenn man die Lage bedenkt, in der sich diese eingeborenen Christen während der Meuterei befanden, so ist es ein wahres Wunder, daß nicht die ganze Gemeinde vollständig zersprengt und vernichtet wurde.... Am Sonntag predigte ich an den zwei Plätzen, wo die Christen sich angesiedelt haben. Selten habe ich aufmerksamere Zuhörer gehabt. Die Hauptkapelle wurde an diesem Tag für den öffentlichen Gottesdienst wieder eröffnet. Fenster, Thü-

ren, Sitze, kurz alles was zu zerbrechen und zu verderben war, war zerstört. Eine Zeitlang waren die Christen, nachdem sie sich wieder auf der Station gesammelt hatten, in einem ihrer eigenen Häuser zum Gottesdienst zusammengekommen; als ich aber dort war, beschloß man, die Gottesdienste wieder in der Kapelle zu halten. Noch kein Fenster, keine Thüre war wiederhergestellt, kein Sitz angebracht, aber das Innere war wohl gesäubert und gereinigt und Strohmatten waren auf dem Boden ausgebreitet, worauf die Leute sich niederließen. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mit ganz eigenthümlichen Empfindungen in diesen Räumen predigte. Auch den lieben Leuten sah man die tiefe Bewegung in allen Zügen an, als sie in diesem Gotteshause, das nun so ganz anders aussah als früher, zum erstenmal wieder sich versammelten und die Erinnerung an alles das, was sie in den Tagen der Meuterei erlebt hatten, nun aufs Neue so lebendig vor ihren Augen vorübergieng."

Auch eine Reihe von Christen aus Fattehpur, der gesegneten Arbeitsstätte Gopinath's, befand sich noch in Mitten der Gemeinde von Allahabad. Missionar Kennedy schildert einen von ihnen mit folgenden Worten: „Unter Andern, die während des Gottesdienstes vor mir saßen, fiel mir besonders Ein Mann auf, der mit sichtbarer Begierde und Andacht das Wort Gottes in sich aufzunehmen schien: es war ein eingeborener Christ von Fattehpur, dessen Geschichte mich tief ergriffen hatte, und von dem ich während meiner Ansprache kaum das Auge zu wenden vermochte. Er hatte um des Namens Christi willen viel erduldet. Als die Meuterer in Fattehpur die Oberhand gewannen, war er mit Andern geflohen. Auf dem Wege aber stieß er auf einige Sipoys, die ihn in Fattehpur gesehen hatten und sofort als Christen erkannten. Sie forderten ihn auf, Christum zu verläugnen, und machten ihm dabei große Versprechungen; allein er erwiederte, er wolle lieber sterben, als seinen Herrn und Heiland verläugnen. Auf dieß hieben sie in der grausamsten Weise mit ihren Säbeln auf ihn los und ließen ihn für todt liegen. Da lag er mehrere Stunden besinnungslos; als er aber wieder zu sich kam, kroch er in ein benachbartes kleines Dorf, das von Hindu's aus sehr niederer Kaste bewohnt ist, und wurde von ihnen mit viel Mitleid und Freundlichkeit aufgenommen und behandelt. Seine Hand war etwas oberhalb des Handgelenks fast ganz durchgehauen, so daß es nur eines leichten Ziehens bedurfte, um sie vollends abzulösen. Auf den Rath

der armen Leute steckte er den verstümmelten Arm in ein Gefäß mit Oel, wodurch die heftige Blutung gestillt ward. Man versteckte ihn mehrere Wochen lang, pflegte und speiste ihn, bis er im Stande war, sich nach Allahabad zu begeben. Ueberall am Kopf, Nacken und an den Armen trug er die Denkzeichen der furchtbaren Wunden, die er von den Händen der Feinde empfangen hatte. Wegen Mangels gehöriger ärztlicher Behandlung war der Armstumpf noch nicht völlig zugeheilt; auch ist die Gesundheit des armen Mannes überhaupt so erschüttert, daß ich nicht glaube, daß ihm noch viele Tage auf Erden geschenkt sein werden. Ich fand in ihm einen kindlich einfältigen, entschieden bekehrten Christen. Noch vor wenigen Jahren war er ein bigotter Hindu gewesen. Man hat früher oft sagen hören: wenn über die hindostanischen Christen Verfolgung hereinbräche, so würden sie wie Spreu auseinander fahren; allein Gottes Gnade sei gepriesen, die Zeit der Rebellion hat ein Anderes gelehrt. Unsre Hindostani-Christen haben bewiesen, daß sie willig und bereit sind, um des Namens Jesu willen nicht allein zu leiden, sondern auch zu sterben." —

Der Sturm der Meuterei brauste vorüber. Die Distrikte, wo er so furchtbar gewüthet, wurden von den Rebellen gesäubert. Ruhe und Ordnung kehrte allenthalben wieder. Auch die Christengemeinden sammelten sich wieder an ihren Orten, und die Lehrer und Prediger fanden sich bei ihnen ein, um mit größerem Ernst als zuvor und mit demüthigem Dank für die erfahrene Rettung ihrem Herrn und Meister zu dienen. Auch Gopinath Nandy kehrte nach seiner geliebten Station Fattehpur zurück, und wenn er vorher eifrig für seinen Herrn und für das Wohl seiner Gemeinde gewesen war, so war er es jetzt noch mehr, — jetzt, wo es galt, so viele Schäden von Außen und Innen wieder gut zu machen. Allein die Nachwirkungen seiner schweren Leiden waren größer und tiefer gehend, als er selbst es gedacht. Die neuen Anstrengungen erschöpften rasch das Maaß von Kraft, das ihm geblieben war; sein früheres Körperleiden kehrte in verstärktem Maaße wieder. Er blieb lange aufrecht und diente seinem Herrn auch mit gebrochener Kraft, bis er am 14. März dieses Jahres nach kurzem Krankenlager zur ewigen Ruhe, und als „frommer und getreuer Knecht" zur Freude seines Herrn eingieng. „Letzten Montag," so schreibt Missionar Dr. Duff aus Kalkutta, „erhielt ich aus Fattehpur die schmerzliche und überraschende Nachricht von dem unerwartet schnellen Tod meines inniggeliebten Sohnes im Herrn, Go-

pinath Nandy. O wie theuer war er mir! Wie war er so kindlich, so gelehrig, so demüthig, so liebreich, so dankbar, so ernst im Ringen nach der Heiligung, so uneigennützig, der Sache des Herrn so mit ganzer Seele ergeben, sein Auge so einfältig, sein Gemüth so ganz auf das Eine Nothwendige gerichtet, in die Arbeiten des Glaubens und der Liebe so völlig versenkt, den Menschenseelen mit so brennender Liebe nachgehend! Erst vor wenigen Wochen noch war er in Kalkutta, wohin ihn ein besonderer Auftrag der Liebe und Treue geführt hatte. Da war er noch in seiner gewöhnlichen Gesundheit und hielt am Sonntag Abend in unsrer kleinen Kapelle eine Ansprache an unsre eingeborene Gemeinde, ach so köstlich, so zärtlich, so eindringlich. O wie wenig dachte ich damals beim Abschied von ihm daran, daß ich zum letzten Mal dieß milde, sanfte und doch ernste Angesicht sehen sollte! Ich ließ es mir nicht träumen, als wir miteinander in meinem Studirzimmer niederknieten, um einer den Andern dem Vater der Geister anzuempfehlen, daß es das letzte Zusammensein auf Erden sei, ehe wir einander vor dem Throne des Lammes als Erlöste des Herrn wieder begrüßen dürfen. Aber so ist es. Ich traure um ihn, wie Einer um einen einigen Sohn Leid trägt, und die Thränen fließen so reichlich, bis zu Zeiten die Augen vom Weinen mich schmerzen. Es ist nicht der Schmerz, der über die Fügung eines gnädigen Gottes und liebenden Vaters klagen und murren wollte. O nein; aber es ist das Ausbrechen und Ueberfließen der trauernden Liebe um Einen, den ich geliebt habe, wie meine eigene Seele. Doch er ist zu seiner Ruhe eingegangen, ja zu seinem Lohn. Seine Werke folgen ihm nach. Er hinterläßt geistliche Kinder in Nord-Indien, und ihrer sind nicht wenige, die über seinen Verlust — für sie ein unersetzlicher Verlust! — weinen. Es sind nicht ganz vier Jahre, daß er und seine Gattin von den Meuterern gefangen genommen und von dem Maulwi zu Allahabad zum Tode verurtheilt wurde. Mit einem Heldengeiste, der einem Märtyrer Ehre macht, unterwarf er sich mit seiner Gattin dem Urtheil und wollte lieber sterben als den Herrn verläugnen, der ihn theuer erkauft hat; und nur durch das plötzliche und unerwartete Erscheinen des heldenmüthigen Generals Neill ward er und die Seinen von einem grausamen und schmachvollen Tode errettet. Nun hat ihm der Herr ein friedliches Ende und ein ehrenvolles Grab bescheert. Möge seine Asche dort sanft ruhen bis zur Auferstehung der Gerechten!"

Solches köstliche Zeugniß giebt dem entschlafenen Gopinath Nandy einer der edelsten Geister in Indien. Es ist an ihm schon auf Erden erfüllt worden, was „der Heilige, der Wahrhaftige, der da hat die Schlüssel Davids," dem Engel der Gemeinde zu Philadelphia sagt: „Dieweil du hast bewahret das Wort meiner Geduld, will auch Ich dich bewahren vor der Stunde der Versuchung;" in der himmlischen Welt aber wird sich an ihm nun erfüllt haben, was derselben Gemeinde gesagt ist: „Wer überwindet, den will ich machen zur Säule im Tempel meines Gottes, und soll nicht mehr hinaus kommen; und will auf ihn schreiben den Namen meines Gottes, und den Namen der Stadt meines Gottes, der neuen Jerusalem, die vom Himmel herniederkommt von meinem Gott, und meinen Namen, den neuen. Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt."

Missionsliteratur.

1. **Die Geschichte der Welt** vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt von Dr. Heinrich Dittmar. In sechs Bänden. Zweiter und dritter Band. Heidelberg, bei Karl Winter. 1860 und 1861. (Neue vermehrte, bis auf unsre Tage fortgeführte wohlfeile Ausgabe.)

Dieselben Gründe, die uns im Februarheft veranlaßten, den ersten Band dieses schönen und gediegenen Werkes in der „Missionsliteratur" anzuzeigen und zu empfehlen, gelten auch in vieler Beziehung für diesen zweiten und dritten Band. Wer die Mission unsrer Tage verstehen will, muß die großen Weltbewegungen der Gegenwart studiren und mit gründlichem Ernst kennen zu lernen bemüht sein. Wer will aber die Gegenwart mit ihren großen politischen und religiösen Bewegungen und Erschütterungen verstehen, wenn er nicht die Vergangenheit kennt, auf deren Schultern die Jetztzeit ruht, aus deren Wurzeln sie erwachsen ist? Das Pabstthum und der Islam, um deren Sein oder Nichtsein unsre Zeit in so großen Wehen liegt, können nur aus ihrer Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte begriffen werden. Eben diese beiden welthistorischen Erscheinungen schildert der dritte Band des vorliegenden Werkes. Anderntheils führen uns die beiden Bände das Emporkommen der römischen Weltmacht und die Ausgestaltung des römischen Kaiserreichs, aber auch seinen Verfall und Untergang vor Augen, — Geschichten voll bedeutungsvoller Lehren für unsre Zeit. Die Geschichte von dem Auftreten

der germanischen Völker, von ihrer gottgeordneten Aufgabe und welthistorischen Bestimmung ist geeignet, unsrem deutschen Volke die Augen zu öffnen über das, was auch heute noch sein heiliger Beruf ist in Mitten der übrigen Völker. Und dann mitten in diesem gewaltigen Wogen und Wallen des Völkermeers die Erscheinung des Weltheilandes, die Predigt des Evangeliums, die Ausbreitung des Christenthums, seine Kämpfe und seine Siege, — mahnt es nicht wieder an das, was auch unsre Zeit erlebt und was sie in ihrer innersten Tiefe bewegt?

Wir haben noch einen besondern Grund, diese Darstellung der Geschichte der Welt allen Freunden des Reiches Gottes zu empfehlen. Kaum gab es eine Zeit, wo der rechte Masstab zur Beurtheilung der Weltereignisse so sehr unsrem Geschlechte abhanden kam, als die unsrige. Die gewöhnlichen Zeitungen, aus denen wir unsre Kenntniß von dem was vorgeht schöpfen, sind fast allzumal auf einen heidnischen Standpunkt der Weltbetrachtung herabgesunken, und sie sind es vornemlich, die unsrem Volke die christliche Anschauung der Weltverhältnisse vollends rauben. Wie hoch vonnöthen ist es da, daß wir wieder lernen, in dem Lichte der heiligen Schrift, in christlicher Weisheit, die Dinge und Bewegungen dieser Zeit anzuschauen und zu beurtheilen! Das aber lehrt uns Dittmar's Werk, und deshalb freuen wir uns, demselben in unsrer Missionsliteratur seine Stelle anzuweisen und es unsern Lesern mit gutem Grunde zu empfehlen.

---

2. **Südafrikanische Cap- und atlantische Seebilder.** Von Missionar Christian Schrumpf. Mit Anhang: Die Bassuto wie sie sind. Strasburg, bei Wittwe Berger-Levrault. 1861.

Das kleine Büchlein theilt sich in zwei Abtheilungen. In der ersten werden wir in sehr anschaulicher Schilderung nach der Capstadt und in das dortige Leben und Treiben, und von da auf das Schiff versetzt, das den Missionar und seine Familie von Südafrika nach Frankreich brachte. Die Erlebnisse auf einer langen Seefahrt über den atlantischen Ocean sind ebenso anziehend als lebendig geschildert. — Die zweite Abtheilung, der Anhang, bildet ein Stück für sich. Er schildert das Volk der Bassuto, unter dem der Verfasser viele Jahre lang als Missionar gearbeitet hat, ihre nationalen Sitten und Gebräuche, sowie ihr Land, ihre sittlichen Zustände, ihre religiösen Anschauungen, ihr Verhältniß zum Missionar. Der Beisatz im Titel: „wie sie sind", führt ebenso wie der Ton der kleinen Schrift selbst, auf die Vermuthung, daß dadurch gewissen idealen, farbenreichen Schilderungen, wie sie in andern französischen Schriften über dieß Volk sich finden, entgegengearbeitet werden soll. Und wir müssen bekennen, daß eine traurige Wahrheit immer besser ist, als eine glänzende Täuschung. Wir empfehlen die Schrift den Freunden der Mission.

Missions-Zeitung.

Aus dem 31. Jahresbericht der rheinischen Missionsgesellschaft vom Jahr 1860.

Wir dürfen voraussetzen, daß die gut geschriebenen Missionsblätter der rhein. MG. (die monatlich erscheinenden „Berichte der rhein. MG." der „kleine Missionsfreund" und das „Barmer Missionsblatt") unsern Lesern bereits mehr oder weniger bekannt sind. In einer besondern größeren Schrift sind schon 1856 überarbeitete Auszüge aus diesen Zeitschriften unter dem Titel erschienen: „Leiden und Freuden rheinischer Missionare, von Wallmann," dem früheren Inspektor der rhein. Missionsanstalt. Sehr lehrreich ist auch „die Geschichte der rh. MG.," nach den Quellen bearbeitet (1856) von L. von Rhoden, Lehrer und Mit-Inspektor der dortigen Anstalt. Dazu kommen die inhaltsreichen „Jahresberichte", welche alljährlich einen Ueberblick geben über die innern und äußeren Erlebnisse der Gesellschaft. Alle diese Schriften geben ein klares und anziehendes Bild von den Arbeiten unsrer Freunde in Barmen. Ihr Missionsgebiet in der Heidenwelt war bis in die neuere Zeit ein dreifaches: Südafrika, Borneo und China. In diesem Jahre (1861) ist ein viertes dazu gekommen durch die Aufnahme einer Mission unter den Batta's auf Sumatra. Wir versuchen nun aus dem neuesten Jahresbericht ein gedrängtes Bild ihrer Thätigkeit und ihrer Erfahrungen daheim und draußen zu entwerfen.

Die Gesellschaft hat ein Missionshaus in Barmen, in welchem mit Anfang des J. 1860 sich 13 Zöglinge befanden, von denen im Lauf des Jahres drei (nach Südafrika, Sumatra und Nordamerika) ausgesandt wurden. Daran schloß sich die Aussendung eines ostpreußischen jungen Pastors, der bereits im Amt gestanden war, nach China. Zwei andere Zöglinge mußten „in Folge einer tiefer greifenden Störung im Kreise der jungen Brüder" entlassen werden; dagegen konnten 6 neue aufgenommen werden, so daß mit Ende 1860 die Zahl derselben sich wieder auf 14 belief. — Aus der Heidenwelt heimgekehrt sind: die Wittwe des in Borneo ermordeten Miss. Rott mit 3 eigenen und 3 andern Missionskindern und einem jungen Dajakken; ferner Hugo Hahn mit Frau und Kind aus Südafrika, samt 7 Knaben südafr. Missionare und einer jungen Tochter des Herero-Volkes; endlich Miss. Krone mit 4 Kindern aus China, samt 2 Chinesinnen.

Das neue Missionskinderhaus zählt 23 Knaben und 4 Mädchen. Für die Töchter der Missionare in Südafrika wurde in Stellenbosch (Kap-Kolonie) ein eigenes Pensionat errichtet, und man denkt daran, auch die Knaben in Südafrika erziehen zu lassen, um die kostspieligen Reisen zu ersparen und die Kinder in der Nähe der Eltern zu belassen. In einem Klima, wie Südafrika, und unter Verhältnissen, wie die Kapkolonie sie bietet, ist dieß wohl ausführbar; allein in tropischen Ländern (wie Borneo, China, Indien, Westafrika) wäre es eine Unmöglichkeit.

Auch eine Voranstalt für Missions-Aspiranten besteht in Barmen

(im J. 1860 mit 5 Zöglingen), die sich als sehr zweckmäßig erwies.

Die Gesammt-Einnahme im verfloss. Jahr belief sich auf 78,899 Thaler (wovon 16,277 Thlr. in Vermächtnissen und 8453 Thlr. als Ertrag des Kollektevereins); die Gesammt-Ausgabe auf 56,216 Thlr (Mehr-Einnahme: 22,683 Thlr). Man sieht daraus, daß nur die ungewöhnlichen Vermächtnisse und die Kollekte diesen Ueberschuß herbeigeführt haben, daß aber, wenn die Gesellschaft ihr Werk nicht nur fortführen, sondern auch ausdehnen soll, von ihren Freunden es neuer und dauernder Anstrengungen und Hülfe bedarf.

Für die innere Organisation der Gesellschaft war das J. 1860 sehr folgenreich. Die zu Stande gekommene „Ordnung und Vereinbarung der confessionellen Angelegenheit" nennt der Jahresbericht das „wichtigste und freudigste" Ereigniß des Jahres. Die Frage nemlich, wie die rhein. MG. sich zu den confessionellen Bewegungen der deutschen Heimath stelle, war bis dahin im Schweben geblieben. Nun drängte einerseits der mit der Gesellschaft bis dahin eng verbundene Missionsverein von Ravensberg-Minden, welcher vorzugsweise der streng lutherischen Richtung angehört, entweder auf eine klare Entscheidung der Frage, oder auf gänzliche Lösung der Verbindung mit Barmen; andererseits begehrte der langjährige Missionar der Ges., Hugo Hahn von Südafrika, welcher gleichfalls streng lutherisch gesinnt ist, eine Vereinigung der confessionellen Frage. Es drohte ein schmerzlicher Riß, der den ganzen glücklichen Bestand der Gesellschaft in Frage stellte. Denn wo einmal der Zankapfel des Confessionalismus in die Mitte einer Gesellschaft geworfen wird, da drohen die engsten und verjährtesten Bande zu zerreißen und auch fest ineinander schließende Fugen auseinander zu gehen. Nach langer und ernster Verhandlung, die übrigens durch das aufrichtige Streben nach brüderlicher Verständigung geweiht war, kam es endlich am 25. Okt. zu einem Compromiß, der auf folgende Aufstellungen gegründet ist: „1) Der Grundsatz der Abendmahlsgemeinschaft bleibt aufrecht erhalten; d. h. die Deputation (der Ausschuß der rhein. MG.) erwartet von allen ihren Sendboten, daß keiner derselben sich vorkommenden Falls der Abendmahlsgemeinschaft aus dem Grunde entziehe, weil Brüder, die einem andern der drei anerkannten Lehrtypen (lutherisch, reformirt, unirt) anhangen, daran theilnehmen; so wie daß keiner der Brüder aus dem eben genannten Grunde sich weigere, irgend einem Vorsteher oder Gliede einer andern rhein. Station das h. Abendmahl zu reichen. Es soll kein Missionar gezwungen sein, das h. Abendmahl anders zu spenden und zu empfangen, als nach dem Ritus seiner Konfession. 2) Da in Folge der geschichtlichen Entwicklung unsrer (rhein.) Mission die Thatsache vorliegt, daß die von unsern Sendboten gegründeten Gemeinden in Absicht auf Lehre und Kultus einen theils vorwiegend reformirten, theils unirten, theils lutherischen Typus gewonnen haben, so erachtet sich die Deputation verpflichtet, diese thatsächlich vorliegende Verschiedenheit des confessionellen Typus in der Weise zu respektiren,

daß sie darauf verzichtet, ohne freiwillige Zustimmung der Missionare in den Gemeinden Aenderungen im Gebrauche des bisher auf einer Station eingeführten Katechismus und der bestehenden Kultus-Einrichtungen vorzunehmen. Ferner wird sie in Anerkennung obigen Grundsatzes bei der Besetzung der verschiedenen Stationen auf den bisherigen confessionellen Typus derselben in jeder Weise billige Rücksicht nehmen."

Dieser Compromiß ist eine Art neuer „westphälischer Friede" im Kleinen, ohne Zweifel mit all seinem Guten und Schlimmen, mit seinen augenblicklichen Vortheilen und seinen großen bedenklichen Schwierigkeiten für die Zukunft. Der Jahresbericht selbst, bei aller dankbaren Freude über die augenblickliche friedliche Verständigung, muß bekennen, „daß wir nicht der Meinung sind, als wenn nun alle und jede Schwierigkeit in dieser Richtung für immer überwunden sei." Wie namentlich der zweite Punkt ohne unabsehbare Inconvenienzen daheim (in der Vorbereitung der Zöglinge) und draußen (in der Besetzung und Leitung der Stationen) durchzuführen sei, ist schwer einzusehen. Wir bitten den Herrn, daß der Geist des Friedens in Mitten unsrer rheinischen Brüder stärker sei, als die Elemente des Zwiespalts, die in diesem Compromiß eingeschlossen liegen. —

Die Gesellschaft hat im Ganzen 44 Missionare, wovon 5 in der Heimath, 28 in Südafrika, 8 auf Borneo und (provisorisch auf) Java, 3 in China sich befinden. Von denen in Südafrika sind 20 ordinirt, 23 verheirathet und 3 Wittwer; von denen in Borneo ꝛc. sind 7 ordinirt und ebenso viele verheirathet; die in China sind sämmtlich ordinirt und verheirathet. — Treten wir nun an die einzelnen Missionsgebiete.

I. Südafrika.

1. Kapland. — Was das Schulwesen der rhein. Mission im Kapland im Allgemeinen betrifft, so konnte die Gründung eines eigenen Katechisten-Instituts noch nicht zu Stande kommen. Dagegen wurden fähige Jünglinge der rhein. Stationen gerne in das blühende Katechisten-Seminar der Brüdergemeinde in Gnadenthal aufgenommen und für die rhein. Missionare ausgebildet. Die Volksschulen aber sind in blühendem Zustande, namentlich in Folge freigebiger Unterstützungen durch die brittische Kolonialregierung. — Mit dem 1. Mai 1860 wurde zu Stellenbosch das Erziehungshaus für rheinische Missionstöchter in Südafrika eröffnet. Zwei europ. Lehrerinnen haben unter der Oberleitung eines Curatoriums Unterricht und Erziehung darin übernommen. Es befinden sich 7 Töchter darin. Der Plan, auch fremde Töchter in das Pensionat aufzunehmen, konnte bis jetzt nicht realisirt werden.

In Stellenbosch zählt die Gemeinde etwa 1200 Glieder, die Schule 114 Kinder.

In Worcester 1200 Gemeindeglieder. Die Masern rafften namentlich viele Kinder weg.

In Tulbagh (mit Filial Steinthal) etwa 400 Getaufte. „Trunkenheit und Fleischeslust, mit Fluchen und Lästern reißt (namentlich unter den Weißen) immer weiter ein; doch spürt man in der Gemeinde auch wieder einen guten Geist."

Im benachbarten Saron „gehts

mit der Gemeinde frisch vorwärts.“ Die Schule zählt über 300 Kinder.

In Wupperthal wütheten die Masern. Das Abendmahl am Christtag von mehr als 100 Tischgenossen besucht.

In Ebenezer, das von viel Trübsal heimgesucht war, herrscht „eine feste kirchliche und äußerliche Ordnung“ in der Gemeinde; 200 Kirchgänger, 50 Abendmahlsgenossen, 98 Schüler auf der Liste.

In Schietfontein (auf den Karreebergen) „hat sich das geistliche Leben in erfreulicher Weise weiter entwickelt.“ Zahl der Getauften 700, Abendmahlsgenossen 280.

In Amandelboom (ebendort) 700 Getaufte, 250 Abendmahlsgenossen (Hälfte Kaffern, Hälfte Bastards); in der Schule über 100 Kinder. Die Gemeinde unterhält (wie in Schietfontein) Prediger und Lehrer, Kirche und Schule, und giebt noch in die Missionskasse.

Im Klein-Namaqua-Land liegen die drei Stationen: Commaggas (mit 600 Getauften, über 100 Abendmahlsgenossen, 160 Schülern), Steinkopf (durch die nahen Kupferminen vielfach gestört; doch „nimmt die Trunksucht ab, Kirchen- und Schulbesuch zu“; gut besuchte Kirche, 200 Schüler in der Schule; Fr. 1500 Missionskollekte); Pella (Kirche und Schule gut besucht; der kleine dort angesiedelte Bastardstamm zählt 300 Köpfe).

2. Groß-Namaqua-Land (jenseits des Oranje-Flusses).

Bethanien mit 570 Getauften, 108 Abendmahlsgenossen. Durch Aufreizung der durchziehenden Händler gab es viel Noth für den Missionar.

Bersaba (Nachbarstation), großer Wechsel der Verhältnisse; 140 Schulkinder, 40 Taufbewerber.

Hoachanas (weiter nördlich), 40 Kommunikanten, 80—90 Schulkinder; voriges Jahr 18 Erwachsene und 16 Kinder getauft. Ein heidnischer Häuptling macht den Missionaren viel Noth und fördert das Heidenthum und seine Gräuel.

Gobabis (im äußersten Nordosten des rhein. Missionsgebiets) nur von einem Kolonistenbruder besetzt, der mit 30 Kindern Schule hält; 31 Abendmahlsgenossen (d. h. Weiße und Schwarze zusammengenommen).

Rehoboth (äußerster Norden) blüht wieder fröhlich auf; 40 Abendmahlsgäste. Sonst manche und große Schwierigkeiten.

Im Damra-(Herero-)Land steht Neu-Barmen verlassen und droht wieder in völliges Heidenthum zurückzusinken. Auch Otjimbingue ist jetzt verlassen. „Herren des Landes bleiben einige englische Abenteurer, und der wilde Orlam-Häuptling Jonker Afrikaner.“ — Die ehemalige Station Schepp mannsdorf „ist aufgegeben und bleibt unbesetzt.“

II. Borneo.

Was für Leiden und Trübsale die rheinischen Missionare im J. 1859 auf Borneo erduldet, ist bekannt. Der Geist des unversöhnlichen Christenhasses, der aller Orten die Anhänger des falschen Propheten Muhamed beseelt, und der sie in Indien, an den Küsten des rothen Meers und in Syrien zu den blutigsten Thaten trieb, verbreitete sich von Mekka aus, wo er seine Antriebe erhält, bis über die Inseln des indischen Archipels und bis nach Borneo hinüber. Eine Reihe rheinischer Missionsgeschwister

fiel ihm zum Opfer. Die schönen hoffnungsvollen Stationen an den Flüssen der Südwestküste wurden theilweise verwüstet, mußten jedenfalls verlassen werden. Die holländische Regierung, welche diese Küste beansprucht, war bis jetzt nicht im Stande, den blutigen Aufstand zu dämpfen, und unsre rheinischen Brüder sehen noch nicht voraus, ob und wann sie das Werk in Borneo wieder in größerem Maßstab aufzunehmen im Stande sind. Der tolle sinnlose Vorwurf, als wenn die Missionare die Heiden „zum Aufstand gereizt" hätten, hat sich, wie in Indien Anno 1857, so auch unter den holländischen Kolonialbehörden verbreitet, damit es recht offen zu Tage liege, wie diese Herren „in ihrer Weisheit zu Narren" geworden sind. — Für die Geschichte dieses Aufstands verweisen wir auf die „Jahresberichte" und die monatlichen „Berichte" der rhein. MG., welche sehr Lehrreiches enthalten.

Für jetzt ist die Missionsthätigkeit der Ges. auf die Hauptstadt Banjermassing beschränkt, wo namentlich der Veteran Barnstein im Segen unter Schwarzen und Weißen wirkt; auch die Missionspresse wirkt fort, wie denn ein malayisches Gesangbuch, mehrere malayische Traktate und die javanische Uebersetzung des Römerbriefs in der Presse sich befinden. — Eine kleine Dajakken-Gemeinde von 60—70 Zuhörern (33 Abendmahlsgenossen) fand sich in Banjer unter der Pflege des Missionar Zimmer; 40 Getaufte (25 Abendmahlsgenossen) unter van Höfen zusammen. Außerdem wird den vielen Chinesen Schule und Gottesdienst gehalten. Viele Dajakken im Innern wünschen ihre Lehrer zurück oder möchten gerne nach Banjer kommen. Aber die Regierung gestattet es nicht.

Unter diesen Umständen hat die Ges. beschlossen, ein neues Missionsgebiet unter den Batta's auf Sumatra zu suchen, und van Höfen führte eine Untersuchungsreise zu ihnen mit glücklichem Erfolg aus. Im laufenden Jahr 1861 wird wohl mit Gottes Hülfe ein Anfang gemacht werden. (Ein schöner Bericht über die Batta's findet sich in den Monatsberichten 1861 Januarheft). Die übrigen rhein. Missionare von der bornesischen Mission warten in Batavia (Java) auf weitere Weisungen ihrer Kommittee.

III. China.

Das Werk der rhein. Missionare in China ist, gleich dem der Basler MG., auf die kleine südwestliche Ecke des Reichs (zwischen Hongkong, Macao und Kanton) beschränkt. Die drei Missionare verbrachten das Jahr auf Reisen. Zu einer festen geordneten Ansiedlung und Gemeinde-Arbeit wollte es noch nicht kommen. Doch sind die Ansätze dafür da. Die neuesten Ereignisse in China (der Friedensvertrag) werden wohl auch den rheinischen Brüdern bald gestatten, ein festes und wohlgeordnetes Werk zu beginnen und im Segen des Herrn fortzuführen.

Die große chinesische Mauer.

Die Taipings in China.

Dritte Abtheilung.

1. Hung-yin's Ankunft in Nanking.

Unsre letzte Betrachtung über die Taiping-Rebellen in China (s. Augustheft) hat uns das dritte Entwicklungsstadium vor Augen geführt, in welches diese denkwürdige Bewegung um die Mitte des vorigen Jahrzehnts getreten war. Das erste Stadium war dasjenige des rein religiösen Gegensatzes gegen den altchinesischen Götzendienst, die Stiftung einer Gesellschaft von „Verehrern des wahren Gottes". Ein Anstoß von außen trieb sie in das zweite Stadium hinüber, wo die Bewegung, neben dem religiösen, von nun an auch einen national-politischen Charakter annahm. Die „Gottesverehrer", die bis dahin blos mit dem altnationalen Götzendienst in Konflict getreten waren, geriethen von 1851 an in blutigen Kampf mit der politischen Macht des Reiches, nemlich mit der seit 1644 bestehenden Tsing- oder Mandschu-Dynastie, welche sie zu stürzen, und an deren Stelle sie die national-chinesische Dynastie der Tai-pings d. h. des „großen Friedens" zu setzen sich berufen glauben. Dieser Kampf, der gemeinhin mit dem Namen der großen chinesischen Rebellion bezeichnet wird, geht noch heute fort. Der Begründer und Leiter der ganzen Bewegung, der räthselhafte Hung Siu-tsеuēn, hat als Tai-ping-wang (d. h. als König des großen Friedens) oder Tiēn-wang (d. h. als himmlischer König, König des himmlischen Reichs) seinen Sitz in der uralten Kaiserstadt Nanking aufgeschlagen, sich mit einer Reihe von Unterkönigen (Wang), die seine Kriege führen, umgeben und bis heute durch zahlreiche Kriegs- und Eroberungszüge mit abwechselndem Glück, doch meist siegreich, die herr-

schende Macht der Mandschu-Dynastie zu schwächen und allmählig zu brechen versucht.

Mitten in diese kriegerischen Operationen fällt das dritte Stadium der Bewegung, das wir im Augustheft geschildert haben. Es wurde herbeigeführt durch den toll schwärmerischen Fanatismus eines der frühesten Anhänger Siu-tsenëns, durch Yang Siu-tsing (vergleiche S. 352 ff.), der einestheils die gefährlichsten, wahrhaft gotteslästerlichen Lehren in den Glaubenstypus der Taipings einzuschmuggeln versuchte, anderntheils durch seinen unbegränzten Ehrgeiz sich zu dem Plane hinreißen ließ, das bisherige Oberhaupt Siu-tsenën ganz zu beseitigen und sich selbst zum obersten Führer der Bewegung emporzuschwingen. Dadurch bahnte sich innerhalb der Rebellenpartei eine Palastrevolution an, die für die ganze Sache der Taipings von den allergefährlichsten Folgen zu werden drohte. In dem Augenblick aber, da dieser innere Umsturz der Dinge zum Ausbruch reif schien, ermannte sich Siu-tsenën, legte seinem Gegner Kontreminen und schlug ihn und seinen Anhang (1856) in einem furchtbaren Blutbad zu Boden (vergl. S. 358 ff.). Damit war dieses dritte gefährliche Stadium glücklich überstanden. Siu-tsenën fühlte sich wieder frei und in seinen Planen unbeengt; die dumpfe schwere Gewitterluft war nach fürchterlicher Explosion gereinigt, und auch nach Außen hin wurden die Kriegsoperationen mit neuer Energie und neuen unglaublichen Erfolgen wieder begonnen. Ob das Kriegsglück der Taipings sie endlich bis zum Ziele führen, das heißt den Sturz der Mandschu-Dynastie und die Aufrichtung eines nationalen Taiping-Thrones herbeiführen werde, — wer will das sagen? „Die viel wichtigere Frage aber," so schlossen wir unsern letzten Artikel, „ist immerhin die, wie sich seit dem Sturz des Fanatikers Yang Siu-tsing das innere religiöse Leben der Taipings gestaltet habe." Darüber Näheres mitzutheilen, ist nun unsre heutige Aufgabe, womit wir zugleich in das vierte Stadium dieser Bewegung übertreten. Wir werden dabei zugleich „Anlaß haben (wie wir früher andeuteten), theils von dem Einfluß des zu den Taipings gestoßenen Hung-yin, theils von dem neu eröffneten folgenreichen Verkehr zu reden, der sich zwischen ihnen und den Ausländern, namentlich den Missionaren, eröffnet hat."

Unsre Aufgabe bei der Schilderung und Charakterisirung dieser Bewegung — wir können's uns nicht verbergen — wird immer schwieriger. Die Erscheinungen selbst, wie sie uns aus den Berichten ent-

gegen treten, werden immer räthselhafter, ja beängstigender, und die Haltpunkte, an denen sich die freudige Erwartung eines für China's wahrhaftiges Heil erfreulichen Ausgangs bis dahin angeklammert hat, werden immer schwankender und unsicherer. Zudem wiedersprechen sich zum Theil heute noch die Berichte und Angaben der Augen- und Ohrenzeugen, je nach dem Standpunkt, den diese einnehmen, in einem so befremdlichen Maaße, daß wir, die wir überdieß dem Schauplatz der Dinge selbst so ferne stehen, mit unsrer Aufgabe einem Mann im schwankenden Boote gleichen, der vom auf- und niederwallenden hochgehenden Meere aus die fernliegende, halb in Nebel gehüllte Uferlandschaft mit sicherer Hand aufnehmen und zeichnen soll. Diese Lage der Dinge wird für uns zur Entschuldigung dienen, wenn die Striche, mit denen wir die Zeichnung auszufüllen versuchen, vielleicht nicht immer das Richtige treffen sollten.

Das erste bedeutungsvolle Ereigniß, durch welches zugleich dieses vierte Stadium der Taiping-Bewegung eröffnet wird, ist die Ankunft Hung-yin's im Hauptquartier der Rebellen zu Nanking. Wir haben diesen Mann schon im Anfang unsrer Mittheilungen über die Taipings (vergl. S. 284 ff.) kennen gelernt. Er ist ein naher Verwandter Siu-tseuēn's, des Hauptes der Rebellen, war einer seiner frühesten Anhänger, aber auch frühe schon (ums J. 1851) durch verschiedene Umstände nach Hongkong verschlagen worden, wo er den Basler Missionar Hamberg kennen und lieben lernte. Von ihm tiefer in die Erkenntniß der christlichen Wahrheit eingeführt, begehrte er die Taufe und erhielt sie (1852) durch Hamberg's Hand. Er war es dann auch, durch welchen der Missionar die ersten genaueren Berichte über die Visionen Siu-tseuēn's erhielt und in die Bekanntschaft mit dem innern Wesen der Taiping-Lehre und Bewegung näher eingeführt ward. Während aber Hung-yin auf Hongkong verweilte und zum Theil die Dienste eines Nationalgehülfen unter der Leitung des erfahrenen Missionars verrichtete, hatte die Sache der Rebellen mittlerweile eine überraschend günstige Wendung genommen. Die alte Kaiserresidenz Nanking war (1853) in ihre Hände gefallen und eine neuchinesische Embryo-Dynastie, unter dem Scepter seines Freundes und Vetters Hung Siu-tseuēn, hatte ihren Anfang genommen. In Hung-yin wachten die alten Hoffnungen, die alten glänzenden Ideale von einer christlichen Reichsperiode seines Vaterlands auf. Mehr als einmal sann er über Mittel und Wege, sich nach Nanking durchzuschlagen

und mit seinem hochverehrten Freunde Siu-tsuēn sich wieder zu verbinden. Selbst seinen Lehrer, den Missionar Hamberg, suchte er für diesen Plan zu gewinnen und zur Reise nach Nanking zu bewegen. Aber der Ausführung standen zu viele Hindernisse im Wege. Die Taipings waren ringsum von kaiserlichen Truppen umstellt, und wenn es an und für sich schwer war, durch ihre Reihen ungefährdet sich durchzuschleichen, so war es, falls Hung-yin von den Kaiserlichen ergriffen und als Anhänger und Verwandter des Taipingfürsten erkannt würde, geradezu verhängnißvoll und todesgefährlich. So blieb Hung-yin in Hongkong eine Reihe von Jahren hindurch, ohne seinen Vorsatz ausführen zu können.

Mittlerweile trat unter den Rebellen in Nanking jene traurige Periode ein, wo der Fanatiker Yang Siu-tsing die ursprünglich reinere Lehre der Gottesverehrer mit viel schlimmerem Heidenthum, als die konfuzische oder buddhistische Religion aufwies, zu vermischen versuchte und überhaupt die ganze Bewegung in ein Geleise hinüberzulenken drohte, das unfehlbar der ganzen Sache den Untergang hätte bringen müssen. Hung-yin hörte von diesen Vorgängen und wurde tief dadurch betrübt. In jener Zeit (um 1855) war es, daß man ihn öfters sagen hörte: „Der unermeßliche Erfolg habe den Taipings die Köpfe verdreht; es sei nun klar, daß sie der Aufgabe nicht gewachsen seien, die ihnen von Gott gegeben war; er zweifle überhaupt daran, ob die Wiedergeburt China's auf dem Wege der Rebellion und der Waffengewalt zu Stande kommen könne." Ja, so sehr fieng Hung-yin an, an der Sache der Taipings zu verzweifeln, daß er in jener Zeit jeden Gedanken an eine Reise nach Nanking aufgab und sein Leben ausschließlich der einfachen Predigt des Evangeliums im Dienste der Missionare zu weihen entschlossen war. Aber neue hoffnungsreichere Nachrichten von Nanking kamen zu Hung-yin's Ohren. Er vernahm, wie der Unmensch Yang Siu-tsing sein verdientes Loos empfieng, wie Siu-tsuēn selbst aufs Neue das Heft in die Hand bekam, und wie ein frischerer Hauch durch das Lager der Taipings zu wehen anfieng. Die Ueberzeugung, daß sein Freund und Vetter Siu-tsuēn es redlich meine, daß er doch in Wahrheit das von Gott erkorene Werkzeug zur Wiedergeburt China's sei, daß seine redlichen Absichten bis dahin nur durch die Eifersucht und den verderblichen Ehrgeiz einiger Fanatiker vereitelt worden seien, daß aber nun, da seine Hand wieder frei und die Luft von den faulen Dünsten gereinigt sei, eine neue hoffnungs-

reiche Periode im Anbruch zu sein scheine, und daß jetzt alles darauf ankomme, daß Hung Siu-tsenen, der gottverordnete Führer der ganzen Bewegung, von treuen nüchternen redlichen Freunden unterstützt werde, — diese Ueberzeugung brach sich in Hung-yin's Gemüth immer mächtiger Bahn. Sollte nicht er selbst (Hung-yin) von Gott berufen sein, dem zu so Großem berufenen Freunde in Nanking eine solche Stütze zu werden? War er nicht vielleicht eben zu diesem Zweck von der göttlichen Vorsehung nach Hongkong geführt, mit der lautern Lehre des Evangeliums gründlicher vertraut und so manches Jahr bei den europäischen Missionaren hingehalten worden, um nunmehr seinem Freunde Siu-tsenen den Mangel seiner christlichen Erkenntniß ergänzen zu können? — Dieß waren die Erwägungen, welche Hung-yin's Gemüth bis in die Tiefe erregten und Tag und Nacht ihn beschäftigten. Er eilte von Hongkong nach Schanghai, der großen reichbevölkerten Hafenstadt im Norden, wo die bedeutendsten Handelsniederlassungen der Europäer und Amerikaner, sowie die größte Zahl christlicher Missionare sich befanden, von wo aus aber auch — und das war ihm das viel wichtigere — der Weg nach Nanking viel näher und die Reise dahin viel leichter zu bewerkstelligen war. In Schanghai hielt er sich lange genug auf, um mit den dortigen Missionaren, namentlich denen der Londoner MG., näher bekannt und verbunden zu werden. (Hamberg in Hongkong war mittlerweile am 13. Mai 1854 gestorben.) Sie geben ihm ein ausgezeichnetes Zeugniß. „Er gewann bald," sagen sie von ihm, „das Vertrauen und die Achtung aller Missionare und aller chinesischen Christen, die mit der Mission verbunden waren. Seine literarische Tüchtigkeit war nicht gering, sein ganzes Benehmen liebenswürdig und offen, sein Geist lebendig, rege und gewandt, wie es bei einem Chinesen selten der Fall ist. Seine christliche Erkenntniß war ungewöhnlich groß, und über die Aufrichtigkeit seiner Liebe zu Christo konnte kein Zweifel sein. Sein Umgang mit den chinesischen Christen war erbaulich und ganz geeignet, ihr Glaubensleben zu heben und ihren Eifer zu wecken." (Vergl. S. 285.) Es leuchtet ein, von welcher Wichtigkeit es sein müßte, wenn ein solcher Mann als gesundes und erfrischendes Element in die Mitte der Taipings gestellt würde.

Hung-yin lauerte unausgesetzt auf Gelegenheit, zwischen den kaiserlichen Belagerungstruppen hindurch nach Nanking zu gelangen. Vergebens; er kehrte fast hoffnungslos nach Hongkong im Süden zurück. Hier vergieng abermals ein Jahr, ohne daß ein Weg für ihn sich

öffnen wollte. Da war er eines Tags plötzlich verschwunden; Niemand wußte, wohin er gegangen, was aus ihm geworden war. Doch hatte er gerade in jenen Tagen öfters mit den Missionaren von seinem Wunsch gesprochen, nach Nanking gelangen zu können. „Zwei Hauptzwecke," sagte er einmal zu dem Missionsarzt Dr. Legge, „seien es, die er dabei im Auge habe: der erste sei die Bekämpfung der bei den Taipings eingeschlichenen Irrthümer und die Verbreitung gesunder christlicher Wahrheit; der zweite bestehe darin, den Taipings eine versöhnliche Politik gegen die Ausländer zu empfehlen, welche geeignet wäre, wenn auch nicht ihre Mitwirkung zur Erreichung des Ziels der Rebellion, so doch wenigstens ihre Sympathie dafür zu sichern." Wir müssen dieß Wort Hung-yin's im Gedächtniß behalten; denn es giebt den Schlüssel zu seinem nachmaligen Wirken.

Wie ihm die weite und gefährliche Reise von Hongkong nach Nanking gelang, erfahren wir aus seinen eigenen späteren Mittheilungen. Es war im Juni 1858, daß er als Bauer verkleidet aufbrach, die Provinz Kwang-tung (Kanton) nordostwärts durchwanderte, glücklich über den Gebirgspaß, welcher jene von der Provinz Hu-nan trennt, hinüberkam und bis in die Provinz Hu-pih sich durchschlug. Hier blieb er vier volle Monate bei einem Freunde versteckt, bis es ihm gelang, auf einem Handelsboot den Fluß hinab bis Nanking zu fahren, das er im Januar 1859 erreichte. Wenige Monate nachher lasen seine Freunde in Schanghai seinen Namen mit nicht geringem Erstaunen in der Taiping-Hofzeitung, von der ihnen je und je ein Blatt zu Gesicht kam, und zwar erfuhren sie daraus, daß Hung-yin, als Vetter des Taiping-wang und treuer Anhänger der Taiping-Sache, zu einer der höchsten Würden der neuen Dynastie erhoben und hinfort mit dem Titel Kan-wang d. h. Schildkönig zu ehren sei.

Wir werden uns wohl nicht täuschen, wenn wir sagen, daß es dem neuen Ankömmling beim Eintritt in die ganz neuen fremdartigen Verhältnisse ergangen und zu Muthe gewesen sei, wie einem jungen Missionar, wenn er, vom heimathlichen Studierzimmer herkommend, sich nun wirklich in die Mitte der Heidenwelt, etwa in eine große Stadt, versetzt sieht. Daheim ergeht er sich in idealen Träumen, wie die heilsbegierige Menge überall sich um ihn sammeln, wie er ihnen mit unwiderstehlicher Kraft das Evangelium predigen, wie ein Götzendiener um den andern vor dem Wort des Kreuzes sich beugen und

als Beute ihm zufallen, ja wie bald das ganze Volk, zu dem er gesandt sei, in eine reine glückliche Christengemeinde sich verwandeln werde. Wie ganz anders aber findet er Alles in der Wirklichkeit! Der junge Missionar sieht sich in Mitten des bewegten unruhigen Meeres der ihn umgebenden Volksmasse kaum beachtet, nicht gehört, nirgends verstanden; die Strömungen der ihn umwogenden Welt sind so gewaltig, daß er nirgends festen Fuß zu fassen, noch viel weniger seinen Hebel anzusetzen weiß; von einem Verlangen nach Belehrung, von einem Hunger nach Wahrheit und Heil findet er keine Spur; die mitgebrachten idealen Erwartungen machen nur allzubald einer tiefen Entmuthigung, wenn nicht völligem Verzagen Platz. Hung-yin mochte eine ähnliche Erfahrung machen. Zwar die glänzende Aufnahme, die er bei seinem Freund und Vetter Siu-tseuēn fand, seine sofortige Erhebung zu einer der höchsten Würden, und der bedeutende Einfluß, der ihm dadurch eröffnet schien, konnten seine Hoffnung auf eine bedeutende tiefgreifende reformatorische Wirksamkeit anfangs nur steigern; allein er sollte bald genug inne werden, was für Hemmungen, was für Berge von Schwierigkeiten ihm im Wege stünden. Im Kampf mit denselben mußte sichs aber auch zeigen, ob der neue Kan-wang wirklich der Mann sei, der seiner großen Aufgabe gewachsen wäre.

Zwei wichtige Erfahrungen hatte er gleich von vorne herein zu machen: die eine an seinem Freunde Siu-tseuēn selbst, dem Haupte der Taiping-Bewegung, — die andere an der großen Masse seines Anhangs. Fangen wir mit der letzteren an.

Seit fast einem Jahrzehnt hatten die Taipings unaufhörlich Krieg zu führen. Es war bis dahin kaum ein Monat vergangen, wo nicht Gefechte mit den Kaiserlichen, oder Kriegs- und Eroberungszüge nach Außen, oder innere Kämpfe im eigenen Lager stattfanden. Es war ein unausgesetztes Kriegsleben, das die Taipings führten. Von einem innern ruhigen Ausbau der eigenen Zustände, von einer eigentlichen Organisation des bürgerlichen und religiösen Gemeindelebens konnte keine Rede sein. Ein solcher Zustand der Dinge aber mußte nothwendig eine tiefe und allgemeine Verwilderung der Gemüther zur Folge haben. Allerdings fand Hung-yin in dieser Beziehung einen Unterschied unter den verschiedenen Klassen der Rebellen, einen Unterschied, der zu ihrer Beurtheilung auch für uns von größter Bedeutung ist und wohl von Vielen bis dahin zu wenig beachtet wurde. Derjenige Theil der Taipings nemlich, der aus der Proving Kwangsi,

dieser Wiege der ganzen Bewegung, stammt, und der den ursprünglichen Grundstock der „Gottesverehrer" bildete, stellt sich bis auf den heutigen Tag nach seiner ganzen religiösen und sittlichen Haltung, sowie nach dem Ernst und der Tiefe der Auffassung ihrer Aufgabe, als weit überlegen heraus über den andern weit größeren Theil, der aus der Proving Kwang-tung (Kanton) und nachmals aus den übrigen eroberten Gebieten des Reichs an die Bewegung sich anschloß. Die Kwang-tung-Leute, von Haus aus ein zuchtloses, zu allen Ausschweifungen und Excessen allzeit bereites, raub- und streitsüchtiges, grausames und gewissenloses Geschlecht, sind durch ihren Anschluß an die Taipings nicht viel besser geworden. Die Lust an Aufruhr und Empörung, sowie die Hoffnung auf Beute und Gewinn, trieb Tausende aus ihnen unter die Reihen der Taipings, und ihre willige Unterwerfung unter die religiösen und militärischen Ordnungen der Letzteren war nicht in irgend einem tieferen sittlichen Motiv begründet, sondern sie ließen sichs, weils nicht anders angieng, gefallen und diente ihnen dann nur zum Freibrief für alle ihre Excesse. Ganz anders war der kleine und im Lauf der Jahre immer mehr zusammenschmelzende Grundstock der Kwangsi-Leute. Wie bei diesen von Haus aus ernsteren, tiefer gehenden und einfacheren Bergbewohnern die religiöse Seite der Bewegung den ersten und eigentlichen Anlaß bildete zu ihrem Anschluß an Hung Siu-tsenen, dessen göttliche Sendung ihnen über allen Zweifel erhaben war, so blieb ihnen bis heute diese sittliche und religiöse Aufgabe der ganzen Bewegung mehr oder weniger die große Hauptsache. Und während Jenen, den Kwang-tung-Leuten, vormals der grausame wilde Fanatiker Yang Siu-tsing der rechte Mann nach ihrem Herzen gewesen war, so hielten diese, die Kwangsi-Männer, treu und fest und ernst zu Siu-tsenen, dem wahren von Gott berufenen Haupt der Taipings.

Wir irren wohl nicht, wenn wir sagen, daß die schroffen Widersprüche und starken Gegensätze, welche neuerdings in den Urtheilen der Berichterstatter über die Taipings sich finden, ihren Grund in dem Umstand haben, daß man in der Regel diesen Unterschied nicht zu beachten versteht und gar zu oft auf die Gesammtheit überträgt, was doch nur von Einem Theile gilt, — sei's zum Guten oder zum Bösen, zu Gunsten oder Ungunsten der Taipings.

Was für ein hartes, sprödes und hoffnungsloses Material somit dem reformatorischen Wirken Hung-yin's in der größeren Masse der

Rebellen (der Kwangtung-Leute) sich darstellte, und wie schwach andererseits der bessere Theil derselben (der alte Grundstock der Kwangsi-Männer) war, wenn es galt, von ihm aus und durch ihn das Ganze zu reformiren, das leuchtet in die Augen, zumal in Mitten des ununterbrochenen Lärms und Gewirrs des Kriegslebens. Sollte doch Hung-yin selbst, nachdem er zum Schildkönig (Kan-wang) erhoben war, sich nach dem Wunsch seines kaiserlichen Herrn zunächst nicht sowohl auf den Stuhl des Lehrers und Reformators setzen, als vielmehr an die Spitze eines Kriegsheers stellen, was er freilich sofort und entschieden ablehnte.

Die zweite Erfahrung, die er in Nanking alsbald zu machen hatte, bezog sich auf seinen Freund und kaiserlichen Herrn selbst. Er hatte die leichtverzeihliche Erwartung mitgebracht, daß es bei einem so redlichen und nach seiner Ueberzeugung so erleuchteten Manne, wie Siu-tsеuën war, nur der Belehrung, nur der einfachen Darlegung des Irrthümlichen in seinen bisherigen Anschauungen und einer deutlichen Auseinandersetzung der christlichen Wahrheit bedürfe, um ihn sofort zum Aufgeben des ersteren und zum Ergreifen der letzteren zu bewegen. Er war, mit Tausenden auch bei uns, in der Täuschung befangen, daß der Irrthum in Sachen der Religion (etwa ebenso wie in Sachen der Mathematik) nur ein Fehler des Verstandes, und nicht zugleich ein Fehler des Herzens sei. Er sollte sich bitterlich täuschen. Siu-tsеuën ist sicherlich — wir glauben es auch jetzt noch sagen zu können — nicht ein schlauer Betrüger, nicht ein Heuchler, nicht einmal ein Fanatiker; er ist im Ganzen ein redlicher ernster Mann. Aber, und dieß ist eben so gewiß, er ist ein Mann, der mit unerschütterlicher Zuversicht an der untrüglichen Realität seiner ersten Vision, seiner göttlichen Berufung und seines vollgültigen Rechts festhält, — ein Mann, der nun seit mehr als einem Jahrzehnt in dieser Ueberzeugung sich verfestigt und vertieft hat, und dem eine zahlreiche Reihe glänzender Erfolge, außerordentlicher Siege und wunderbarer Bewahrungen die Gewißheit nur tausendfach bestätigen mußte, daß er, und nur er, recht habe. Auf eine solche unnahbare Festung war Hung-yin nicht gefaßt; an ihr ward seine harmlose Hoffnung, als wäre die Befreiung des Taipingfürsten von seinen Irrthümern eine leichte Sache, gründlich zu Schanden. Ja er mußte bald fühlen, welche zauberische Gewalt eine so felsenfeste Gewißheit, wie sie ihm in Siu-tsеuën gegenüber trat, auch auf ihn selbst (Hung-yin) aus-

zuüben vermöge. Der feinsollende Reformator mußte erfahren, daß er selbst nicht fest genug im Sattel sitze.

Wie die Dinge giengen, das wird sich uns am besten aus einem Dokument ergeben, das die sicherste authentische Quelle ist: aus den Antworten, welche Hung-yin (Kan-wang) auf schriftlich an ihn gestellte Fragen ertheilte. Sobald nemlich unter den Missionaren in Schanghai, die kurz vorher mit diesem Manne in so innigem Verhältniß gestanden waren, die Nachricht bekannt ward, daß er in Nanking glücklich eingetroffen und von dem Rebellenkaiser zu den hohen Ehren eines Kan-wang erhoben worden sei, beeilten sie sich, auf irgend einem Wege bestimmte Fragen an ihn zu stellen, durch welche ihnen ein genauer und verläßlicher Aufschluß über das räthselhafte Wesen und Treiben der Taipings werden sollte. Nach geraumer Zeit — und dieß ist um so besser, indem Kan-wang mittlerweile mehr Erfahrungen zu sammeln im Stande war, — kamen die Antworten. Wir theilen sie aus der englischen Uebersetzung (im North China Herald 11. August 1860) hier mit.

1. Frage: Die Visionen des Rebellenhauptes — wann fanden sie statt? Wie viele waren ihrer? In welchem Licht sieht er selbst sie an? Was denket Ihr (Kan-wang) davon?

Antwort: „Seiner Visionen waren es zwei. Im Jahr 1837 kam es ihm vor, daß seine Seele in den Himmel erhoben ward, und daß ihm die Dinge der himmlischen Welt deutlich gezeigt wurden. Gott, sagt er, übertrug ihm ein Schwert und ein Siegel, mit dem Auftrag, alle bösen Geister (d. h. die Götzen und die Mandschu's) zu überwinden und zu vertilgen. Zur Ausrichtung dieses Werks sicherte Er ihm die Mitwirkung Jesu und der himmlischen Herrschaaren zu. Im Jahr 1848 war er sehr niedergeschlagen und in der Noth. Da erschien ihm der große Gott in Begleitung seines Sohnes Jesus, um ihn über die Art und Weise zu belehren, wie er die Last der Regierung zu tragen vermöchte. Der Fürst macht keinen Anspruch auf andere weitere Visionen. Er glaubt an dieselben als an Offenbarungen, die ihm von Gott geworden seien. Ich selbst (Kan-wang) halte sie für wirklich (real), obgleich ich nicht weiß, wie sie zu verstehen sind."

2. Die Visionen des östlichen Königs [des Fanatikers Yang Siu-tsing, vergl. Miss.-Mag. S. 352 ff.], — in welchem Lichte betrachtet sie der Fürst (Siu-tsenēn)? Und was haltet Ihr davon?

„Der Fürst gestattet nicht, daß man dieselben in Frage stelle, und war unangenehm berührt, als ich Bedenken und Einwendungen dagegen erhob. Ich selbst glaube nicht daran."

3. Wird dieser Yang Siu-tsing, der östliche König, auch jetzt noch [nach seinem verhängnißvollen Untergang, vergl. S. 358 ff.] der heilige Geist und der Tröster genannt, wenn von ihm geredet oder geschrieben wird?

„Ja; aber der Fürst hat keine genügende Vorstellung von der biblischen Bedeutung dieser Ausdrücke."

4. Was meint der Fürst, wenn er sich selbst den „natürlichen oder jüngeren Bruder Christi" nennt?

„Seine Ansichten von der göttlichen Natur Christi sind unvollkommen. Sein Irrthum ist aber mehr negativer als positiver Natur. Er betrachtet Christum als den größten von Gottes Sendboten, die in die Welt kamen, sich selbst aber als den zweitgrößten nach ihm. In diesem Sinne ist es, daß er sich für Christi Bruder und Gottes Sohn hält. Er nennt auch alle die zehn Könige, die unter ihm stehen, seine natürlichen Brüder!"

5. Was sind Eure (Kan-wang's) eigenen Ansichten von der Dreieinigkeit?

„Meine Auffassung von dieser Lehre stimmt mit derjenigen aller rechtgläubigen Christen überein."

6. Auf welcher Vorstellung beruht eigentlich die Praxis, Fleischspeisen, Thee ꝛc. als Opfer darzubringen?

„Es sind bloße Dankopfer, nicht Sühnopfer. Der Fürst weiß ganz gut, daß sie als Theil des Gottesdienstes völlig nutzlos sind; auch macht weder er selbst, noch mache ich je Gebrauch davon. Er ordnete sie nur an aus Anbequemung an die rohen sinnlichen Vorstellungen eines Volkes, das eben erst aus dem Heidenthum emportaucht."

7. Auf welcher Vorstellung beruht der Gebrauch, geschriebene Gebete zu verbrennen? Wird dieser Gebrauch auch für die Zukunft beibehalten werden?

„Diese Uebung muß ebenso erklärt werden, wie die zuvor erwähnte. Sie wird nicht gebilligt und soll im Lauf der Zeiten aufgegeben werden. Am Schluß eines Gebets, das ich verfaßt habe und unter den Soldaten allgemein vertheilen ließ, heißt es: 'Jeder Soldat soll ein Exemplar dieses Gebets haben; nach dessen Gebrauch soll man es nicht verbrennen.'"

8. Wie stehts mit der Vielweiberei?

„Vielweiberei ist allerdings üblich. Der Fürst weiß, daß sie im Widerspruch steht mit dem Christenthum. Es war hauptsächlich der östliche König [der Fanatiker Yang], der die Einführung derselben durchsetzte. Ich selbst sah mich genöthigt, meine Skrupel in diesem Punkte aufzugeben und mehrere Frauen zu nehmen."

9. Findet die Trennung der Geschlechter noch immer statt? [In der ersten Zeit wurden die Geschlechter so von einander getrennt, daß die Frauen und Mädchen in einem eigenen Quartier abgeschlossen wohnten.]

„Es war dieß nur eine zeitweilige Maßregel der Zweckmäßigkeit, und ist jetzt aufgegeben."

10. Wird der siebente Tag heilig gehalten und gefeiert? und wie?

„Der Sabbath wird dadurch gefeiert, daß man um Mitternacht zum Gebet und Lob Gottes zusammenkommt. Sobald der Friede hergestellt ist, wird der Sabbath streng gefeiert werden. Er wird am Samstag gehalten." [Durch ein Mißverständniß in der Kalender-Berechnung, vielleicht auch durch die alttestamentliche Vorschrift, den siebenten und nicht den ersten Tag der Woche zu feiern, sind die Taipings veranlaßt worden, den Samstag zum Ruhetag nnd zur gottesdienstlichen Feier auszusondern. Die Feier findet in der Mitternacht von Freitag auf Samstag statt.]

11. Wird das Abendmahl gefeiert? und wie? Wird Wein dabei gebraucht?

„Es wird nicht gefeiert und ist den Taipings unbekannt. Wein wird bei keinem ihrer religiösen Gebräuche verwendet, und auch der Privatgebrauch desselben ist streng durch das Gesetz untersagt."

12. Wie ists mit der Taufe? wie wird sie ertheilt, und von wem? Wird sie wiederholt?

„Sie geschieht durch Besprengung mit Wasser, worauf ein Waschen der Brust [der Herzgegend] folgt. Gegenwärtig wird sie nicht strenge beobachtet, obgleich dieß im Anfang der Bewegung der Fall war. Wiederholt kann sie nicht werden. Jeder kann die Taufe am Andern vollziehen."

13. Was die heilige Schrift anbelangt, welche Theile derselben sind bei Euch gedruckt und veröffentlicht worden? In welchem Licht wird sie angesehen?

„Die ganze Bibel ist gedruckt und herausgegeben. Sie wird

als die höchste Autorität betrachtet. Der Fürst liest sie fleißig und hat große Abschnitte daraus auswendig gelernt. Auch liest er gerne die chinesische Uebersetzung von Bunyan's Pilgerreise."

14. Unter den sechs Festtagen der Taipings ist derjenige, welcher auf den 21. Tag des 2. Monats angesetzt ist, zum Andenken an „die Thronbesteigung des himmlischen Bruders und des Tien-wang" [himmlischen Königs] bestimmt. Was bedeutet das?

„Es ist dieß ein Versuch, die Zeit der Kreuzigung des Erlösers in Zusammenklang zu bringen mit der Zeit der Erhebung des Taiping-Fürsten [Tien-wang] zu seiner Würde. Als ich meinem Vetter [dem Taipingfürsten] erklärte, daß ich von Missionar Hamberg seiner Zeit vernommen hätte, das jüdische Passah sei auf den 24. [?] des Monats gefallen, so bestand er dennoch darauf, den 21. anzunehmen, weil die chinesischen Schriftzeichen für die Zahlen Zwei, Zehn und Eins in ihrer Zusammensetzung das Schriftzeichen für 'Tschu' (Herr) bilden."

15. Was verstehet Ihr unter dem Ausdruck „herabkommen in die Welt," das Ihr von dem Taipingfürsten gebrauchet?

„Es meint nichts weiteres als das natürliche Geborenwerden, verbunden mit einem [besondern] göttlichen Auftrag. Der Fürst braucht den nemlichen Ausdruck von der Geburt unsres Erlösers. Bis auf die neuere Zeit wußte er nichts von der Präexistenz (dem vorweltlichen Dasein) unsres Herrn, noch von seiner eigentlichen Gottheit."

16. Wünschet Ihr, daß Missionare zu Euch kommen, um Eure Leute zu unterrichten? Würdet Ihr gerne haben, daß die Missionare irgend ein einfaches christliches Volksbuch abfassen?

„Wir wünschen Missionare bei uns zu haben und wären dankbar für eine kleine Sammlung von Gebeten zum Gebrauch der Soldaten. Sollten Missionare nach Nanking kommen, so werden Kapellen für sie gebaut werden, und es soll ihnen frei stehen, zu predigen, zu lehren und ihr Werk zu treiben ganz nach ihrer Weise und nach ihren Grundsätzen."

17. Ist das von Euch (dem Kan-wang selbst) verfaßte Buch: „Von der Reform der Sitten und Gebräuche,"*) wovon wir einige Abschriften empfangen haben, von dem Fürsten gutgeheißen worden? Wird es gedruckt werden?

---

*) Wir werden hernach näher auf dasselbe zu sprechen kommen.

„Es ist von dem Tiēn-wang selbst korrigirt worden, und er billigt seine Veröffentlichung durch den Druck. Die Stellen, die er geändert hat, sind hauptsächlich solche, die von Gott als dem (körperlosen) Geiste reden. Die Worte, welche Gott als reinen Geist (ohne Leiblichkeit) darstellen, sind von dem Tiēn-wang darin gestrichen worden. Der Tschang-wang [der „getreue König," siehe von ihm später] hat versprochen, das Buch in Su-tschau zu drucken."

18. Werden die chinesischen Ausdrücke, die Ihr in dem eben genannten Werk zur Bezeichnung christlicher Begriffe gebraucht habt [und die bis dahin von den Missionaren in ihrer Bibelübersetzung und andern chinesischen Schriften über religiöse Dinge angewendet wurden], auch künftig von der Taiping-Dynastie gebraucht werden?

„Der Taipingfürst hat nicht zugegeben, die Ausdrücke zu ändern, an die er bis dahin gewöhnt war, und die bis dahin in den Büchern und Dokumenten seiner Dynastie gebräuchlich waren. Er gebraucht für 'Gott' die Ausdrücke 'Tschin-schin' (wahrer Geist), 'Schang-ti' (erhabener Herrscher), und 'Tiēn-fu' (Himmelsherr), obgleich ich gegen den ersten dieser Ausdrücke Einwendung erhob, indem die Ausdrücke 'Tschin' (wahr) und 'Kia' (falsch) nicht von 'Schin' (Geist, geistiges Wesen) ausgesagt werden könnten. Der Fürst sträubt sich, Ausdrücke zu verlassen, deren Gebrauch er von Missionar Roberts [vergl. S. 303 ff.] gelernt hat."

19. Welcher Art ist der gegenwärtige religiöse Zustand der Anhänger der Taiping-Dynastie?

„Er hat sich bedeutend verschlimmert. Ich bemerkte dieß gleich bei meiner Ankunft in Nanking. Selbst unter den Kwangsi-Leuten [s. oben] findet sich weniger religiöse Wärme, als es im Anfang der Fall war. Ich habe ein Gebet drucken lassen zur Verbreitung unter den mir untergebenen Leuten."

20. Sind in der letzten Zeit neue Bücher im Druck erschienen?

„Ich habe den Missionaren, die mich besuchten, Exemplare von folgenden Büchern mitgegeben: 1) ein militärisches Werk [folgt der chinesische Titel], das im Jahr 1855 gedruckt ward; 2) ein Büchlein, 1858 gedruckt, das die ganze chinesische Nation auffordert, die Religion und Politik der Taiping-Dynastie anzunehmen; 3) einen Kalender von 1860, verfaßt von sieben Königen (Wang), mit einer Vorrede, welche zwei Edicte des Fürsten selbst enthält; 4) das von mir verfaßte Werk über Reform der Sitten und Gebräuche; 5) ein

gleichfalls von mir verfaßtes Werk, noch nicht gedruckt, worin ein Theil der Visionen des Taipingfürsten in ihrer Gültigkeit und Bedeutung vertheidigt wird. Zwischen den Jahren 1855 und 1858 sind noch drei andere autorisirte Schriften erschienen, die ich aber noch nicht erhalten habe."

21. Giebt es irgend eine Verordnung, wornach konfuzische und andere Schriften zu vernichten wären?

„Nein."

22. Wird der Taipingfürst eine neue „Geschichte des chinesischen Reichs" bearbeiten?

„Er ist damit beschäftigt, die schon vorhandene Geschichte des Landes zu korrigiren nach seinen eigenen Anschauungen, zum Gebrauch der übrigen fürstlichen Personen und des Hofs."

23. Was ist der gegenwärtige Umfang Eures Gebiets, und welches ist die jetzige Stellung Eurer Könige?

„Der 'Hülfskönig' [Amtsname: I-wang, Familienname: Schih Ta-kai] hat die Hauptstadt der Provinz Si-tschuēn eingenommen und residirt gegenwärtig dort. Auch schickt er sich an, die Provinzen Kwang-si und Yün-nan zu unterjochen. Mehrere Myriaden von Kwangsi-Männern haben sich kürzlich ihm angeschlossen. Auch hat er 40,—50,000 Miau-tsi (Bergbewohner) in seiner Armee.

[Missionar Holmes, welcher im August 1860 Nanking besuchte, schreibt: „I-wang, einer der beliebtesten Generale der Taipings, ist gegenwärtig das Haupt einer Partei, von der möglicherweise eine innere Revolution, ähnlich derjenigen des früheren Fanatikers Yang Siu-tsing, ausgehen könnte. Er verließ Nanking an der Spitze einer großen Armee, ohne von dem Tien-wang (dem Taipingfürsten) die Erlaubniß dazu eingeholt zu haben, und man sagt, er glaube nicht an dessen Lehren. Er wird als ein guter wackerer Mann geschildert, der kein Blutvergießen liebt, sondern bemüht ist, das Volk durch versöhnliche Maßregeln zu gewinnen; er wird von den Soldaten und vom Volk hochverehrt und predigt den Grundsatz, daß 'derjenige allein ein guter Mann sei, der als guter Mann handle.' Gegenwärtig hält er die Hauptstadt der Provinz Si-tschuēn besetzt, und hat wahrscheinlich ein ebenso großes Gebiet unter seiner Gewalt, als der Taipingfürst selbst. Bis jetzt aber ist es zwischen beiden zu keinem offenen Bruch gekommen..." — Eine spätere Mittheilung, die bei einer Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Schanghai gemacht wurde (vergl. North

China Herald, 1860 Sept. 1.), sagt dagegen: „Es ist nun ausgemacht, daß J-wang, der Hülfskönig, noch immer an der Sache der Taipings festhält; auch hat er kürzlich ein großes Detaschement seiner Soldaten nach Nanking gesandt, um dem Kan-wang (dem ehemaligen Hung-yin) zu seiner Erhebung zur Königswürde Glück zu wünschen und ihn zu bitten, daß alle seine (des Hülfskönigs) Mittheilungen an den Taipingfürsten hinfort durch ihn (den Kan-wang) an den Hof gelangen möchten. Er scheint allerdings in manchen seiner religiösen Anschauungen von dem Oberhaupt der Taipings abzuweichen; allein nach Außen hat dieß noch keinen Riß herbeigeführt." — Man sieht, was für Gefahren der Sache der Taipings stets im eigenen Lager drohen. Uebrigens fährt Kan-wang in seinen Antworten auf die vorgelegten Fragen also fort:]

„Der 'blühende König' (Ying-wang) ist nach Hwui-tschau gegangen, um diesen Theil der Provinz Ngan-hwui zu erobern.

„Der 'getreue König' (Tschang-wang) hat kürzlich großen Einfluß erlangt durch seine glänzenden Eroberungen in der Provinz Kiang-su.

„Künftig soll eine neue Eintheilung des Reichs in 21 Provinzen [statt wie bisher in 18] gemacht werden.

„Könige (Wang) sind es gegenwärtig im Ganzen elf, den Taipingfürsten und zwei seiner Neffen mit eingeschlossen." [Folgen nun ihre chinesischen Namen und Titel, sowie die Titel derjenigen Beamten, die zunächst unter den „Königen" stehen.]

24. Nehmen die andern Fürsten, vornemlich aber der Taiping-wang selbst, Eure (Kan-wang's) Grundsätze in Betreff der socialen und politischen Reformen billigend auf?

„In diesem Punkte sind Alle einverstanden. Der Vorschlag, europäische Verbesserungen, Eisenbahnen, Dampfmaschinen und dergleichen einzuführen, wurde namentlich von dem Oberhaupte selbst sehr günstig aufgenommen. Meine Denkschriften, die ich ihm über diese und ähnliche Dinge bei meiner Ankunft in Nanking 1859 überreichte, fanden bei ihm hohen Beifall, und er bestand in Folge davon darauf, daß ich die Stelle eines Chefs der Reichsadministration, welche früher der 'östliche König' innehatte, annehmen müsse."

25. Ist es der Taiping-wang selbst, der alle Staatsangelegenheiten entscheidet?

„Ja; aber die meisten Angelegenheiten, die keinen Bezug auf Religion haben, sieht er mit Geringschätzung an, indem er bemerkt,

das seien 'Dinge dieser Welt' und nicht 'himmlische Dinge'. Oft giebt er solchen Denkschriften und Vorschlägen, die sich auf 'weltliche' Dinge beziehen, seine Zustimmung, ohne sie recht angesehen oder sorgfältig geprüft zu haben."

26. Ist die Ahnenverehrung abgeschafft?

„Ja, unter denen, die den Kern der Bewegung bilden, unter den alten Kwangsi-Anhängern. Die 'neuen Brüder' sind für jetzt noch nicht gehörig davon unterrichtet, daß die Ahnenverehrung verboten ist."

27. Hält der Taipingfürst noch an materialistischen Ansichten von Gott fest [d. h. daß Gott eine wirkliche Leiblichkeit habe]?

„Ja, und in diesem Punkte kann er Widerspruch nicht ertragen."

28. Was für eine Idee verbindet man bei Euch mit den drei Theetassen, die auf dem als Altar dienenden Tisch als Dankopfer aufgestellt werden?

„Sie beziehen sich auf die drei Personen in der Dreieinigkeit. So wenigstens kommt es mir vor; ich habe nicht näher mich darüber erkundigt. Die Opfer sind überhaupt nichts als ein zeitweiliges Zugeständniß an die früheren götzendienerischen Gewohnheiten des Volks. Ich selbst mache gar keinen Gebrauch davon. Es giebt Vieles in den Taiping-Büchern, was ich noch nicht gelesen habe; denn daran finde ich kein Vergnügen." —

Diese Fragen nnd Antworten enthalten eine Fülle von Belehrung über den gegenwärtigen Stand der Dinge unter den Taipings und geben Stoff genug zu den lehrreichsten Betrachtungen. Wir gehen aber vorwärts, und werden noch vielfach alles das bestätigt finden, was Kan-wang aus nächster Erfahrung und Anschauung in seinen Antworten niedergelegt hat.

---

2. Die Reformationsversuche.

Wie Hung-yin (nunmehr Kan-wang oder Schildkönig) die Dinge in Nanking fand, ist aus dem Obigen ersichtlich. Er hatte aber die gefährliche Reise dahin nicht nur dazu unternommen, um über die Lage der Dinge bloße Erkundigungen einzuziehen, sondern er hatte, wie er selbst in lauterer Redlichkeit es zuvor schon ausgesprochen, be-

stimmte reformatorische Zwecke vor Augen. Der erste und hauptsächlichste war, wie wir oben gehört haben, „die Bekämpfung der bei den Taipings eingeschlichenen Irrthümer und die Verbreitung gesunder christlicher Wahrheit." Welchen starren entschiedenen Widerstand er aber in dieser Beziehung bei dem Haupt der Bewegung gerade in denjenigen Punkten fand, die das innerste Wesen des Christenthums betreffen, ist uns soeben aus seinen eigenen Aeußerungen ersichtlich geworden. „In diesem Stücke kann der Taipingfürst keinen Widerspruch ertragen," — so lautete es oben in Betreff des geistigen Wesens Gottes, und so mag es auch in manchem andern ebenso entscheidenden Stücke geheißen haben. Seinen Widerspruch aber mit christlichem Heldenmuthe fortzusetzen, selbst auf die Gefahr hin, alle neugewonnenen Ehren und Würden, ja selbst Freiheit und Leben opfern zu müssen, dazu war Hung-yin nicht Manns genug. Mußte doch seine Schwäche sich in schmerzlich betrübender Weise darin vor aller Welt offenbaren, daß er selbst — wider sein Gewissen — zur Polygamie sich bereden ließ. Und dieß ist die schlimmste aller Schlingen; es ist dieß ein wahres Abgraben der Quellen der sittlichen Kraft, — ein rechtes Abschneiden der Simsonshaare!

Doch Hung-yin hatte am Hofe seines kaiserlichen Vetters eine Lehre gelernt, die, so gefährlich sie auch war, dennoch in etwas sein beunruhigtes Gewissen beschwichtigen konnte: die Lehre zeitweiliger, durch die Umstände gebotener Akkomodation. Dieses Princip der Anbequemung und Zeitdienerei bildete für ihn nun auch den Masstab, wie weit und nach welcher Richtung hin er seine Reformzwecke verfolgen dürfe und solle. Dieselben ganz aufzugeben, das gestattete ihm sein Gewissen und seine redliche Liebe zu der Sache der Taipings nicht; sie aber den Zeitumständen anzupassen, das schien ihm die Klugheit zu gebieten. Hören wir nun, wie er dabei zu Werke gieng. Der sicherste Weg schien ihm der der Belehrung durch Schriften, welche er unter das Volk ausgehen zu lassen beschloß. Aber sie mußten, ehe sie in die Oeffentlichkeit traten, die Censur des Oberhauptes passiren. Sie wurden von ihm „korrigirt" (s. oben Frage 17), soweit sie geistliche und religiöse Dinge betrafen; wo sichs aber um sociale und bürgerliche Reformen, um Eisenbahnen, Dampfschiffe ꝛc. handelte, da wurden die Vorschläge „vom Oberhaupte sehr günstig aufgenommen und ihr Druck angeordnet" (s. Frage 24). Lernen wir nun die Reformvorschläge Kan-wang's, sowohl die sittlichen und religiösen,

als die socialen, wie sie in seinem „korrigirten" Buche vorliegen, näher kennen.*)

Schon die allgemeine Einleitung des Buches ist lehrreich. „Wenn man die volksthümlichen Sitten und Gebräuche zu reformiren unternimmt," sagt Kan-wang, „so läuft man immer Gefahr, dem Widerstand des Volkes zu begegnen, das nicht gerne die alten Gewohnheiten ändern und neue annehmen will. — Diejenigen Dinge, die einer Reform bedürfen, sind die Folge der Unwissenheit, des Mißverstandes und langer Gewohnheit der Menschen. Deshalb hält es schwer, eine Reform rasch durchzuführen. Sie kann aber allmählig zu Stande gebracht werden, namentlich durch die Macht des Exempels, mit dem die Inhaber der Regierungsgewalt voranleuchten. — Die Gewohnheit z. B., die in China unter den Männern herrscht, die Fingernägel lang wachsen zu lassen, und die Sitte unter dem weiblichen Geschlecht, die Füße unnatürlich zusammenzuschnüren; der Glaube an glückliche und unglückliche Tage; die nutzlosen Anstands- und Höflichkeitsvorschriften; die Sitte [unter den Gelehrten], werthlose und inhaltsleere Stylproben zu schreiben; die Gewohnheit, Hahnen und Grillen zum barbarischen Kampf zu dressiren; der Gebrauch, Ringe, Spangen und andere Zierrathen von Gold und Edelsteinen zu tragen; die Mode, das Gesicht zu pudern und dergleichen: das Alles sollte als verächtlich, hochmüthig, eitel und verschwenderisch betrachtet werden. — Es wäre nicht leicht, diese Dinge durch bloße Verbote abzuschaffen; und doch, wenn ihnen nicht Einhalt gethan wird, so wird dadurch die öffentliche Sittlichkeit verschlechtert. — So mögen denn zuvörderst diejenigen, welche hohe öffentliche Aemter bekleiden, diese Dinge als schimpflich betrachten und ihre Verachtung und ihren Abscheu dagegen aussprechen; dann wird das Volk von selbst sie aufgeben, ohne daß man Strafen darauf setzen oder ausdrücklich sie verbieten muß. — Wenn das Volk gute Anstalten gründet, z. B. Krankenhäuser, Kirchen**), Schulen, Waisenhäuser und andere Zufluchtstätten, so sollten die Beamten dieselben besuchen und ermuthigen. Sind noch keine derartige Anstalten da, so sollten Aufforderungen

*) Der North China Herald giebt in mehreren Nummern des J. 1860 Auszüge daraus in englischer Uebersetzung.

**) Unter Kirchen sind hier zunächst öffentliche Gebäude zu verstehen, welche für das Studium der religiösen Schriften, für gemeinnützige Vorträge ꝛc., nicht aber für gottesdienstliche Zwecke im eigentlichen Sinne bestimmt sind.

dazu erlassen werden. Dieß ist der Weg, um die Verbesserung der nationalen Sitten und Gebräuche herbeizuführen und zu befördern. — Gegenseitige Beschimpfungen, Verläumdungen und Neid kommen her aus der Beschränktheit des Sinnes und der Unvollkommenheit der Gesetze und der volksthümlichen Sitten. Wo nun öffentliches oder persönliches Unrecht geschieht, so werden [von nun an] die Klagen des Volks ihren öffentlichen Ausdruck [Gehör und Abhülfe] finden.

„Bühnenspiele, Nonnen- und Mönchsklöster, sowie der Stand der Nonnen und Priester überhaupt, sind Uebel, die abgestellt werden müssen. Das Mittel zur Abhülfe aber besteht in der Anstellung von Religionslehrern und Unterrichtsbeamten, in der Unterweisung und sittlichen Erneuerung des Volks, in dem Bestreben, die Leute freundlich zum Guten hinzulenken, sie aufrichtig zu warnen und zur entschlossenen Entfernung ihrer Irrthümer zu ermuntern.

„China war bis dahin gewohnt, gewisse Dinge in hohen Ehren zu halten, die aber in Wirklichkeit nur den Hochmuth und die Verschwendung nähren, wie z. B. Poesie, Malerei, die schönen Künste überhaupt, samt Gold und kostbaren Steinen. — Man darf zwar dieß Alles nicht geradezu als werthlos betrachten; allein es verdient nur einen geringeren Grad der Werthschätzung. Diejenigen Gegenstände dagegen, welche der allerhöchsten Werthschätzung würdig sind, sind Gott, der himmlische Vater, Christus, der himmlische Bruder, und der heilige Geist, drei Personen in Einem Wesen. Verehrung der Dreieinigkeit und Glaube daran müssen ihren Ausdruck finden in freiwilligem, andächtigem und regelmäßigem Gottesdienst. Dadurch wird das böse Herz gebessert, der wahre Werth der Seele anerkannt, die Unwissenheit beseitigt und die natürlichen Gaben und Kräfte des Menschen in lebendige Thätigkeit gesetzt. — Zu den Gegenständen von sekundärem Werth gehören die nützlichen Dinge. Dampfschiffe, Lokomotiven, Uhren, Telegraphen, Thermometer, Barometer, Sonnenuhren, Teleskope, Sextanten, Revolvers, Globusse und photographische Apparate, — das sind Dinge der nützlichen Art; sie erweitern und vermehren unsre Erkenntniß. Die Verfertigung solcher Dinge erfordert eine Kunst der edelsten Art, und die Bewunderung, die sie uns einflößen, ist nicht auf Eine Stufe zu setzen mit den Ergötzungen der Weiber und Kinder.

„Was die in China herrschenden Religionen betrifft, so führen die Buddhisten und Taoisten Alles ins Leere, ins Chaos zurück, und

ihre Falschheit liegt auf der Hand. Die [konfuzischen] Gelehrten versuchen zwischen Beiden die glückliche Mitte zu finden; aber sie kennen nicht die Grenze des menschlichen Vermögens. Keine dieser Religionen kann verglichen werden mit dem Evangelium, der wahren Lehre, in welcher die Strafen der göttlichen Gerechtigkeit und die Begnadigungen der unendlichen göttlichen Barmherzigkeit ohne irgend eine Disharmonie in dem Mittlerswerk Christi sich einigen. Die Religion Jesu vertreibt die Unwissenheit der Menschen, tröstet sie im Kummer, verleiht ihnen die wahre Weisheit und bessert ihren sittlichen Wandel. Wenn die Menschen die Segenskräfte des Evangeliums tief ins Herz aufzunehmen vermögen, so werden sie im Stande sein, ihre Leidenschaften zu bezwingen und ihre Gemüther zu erleuchten. Nur die wahren Jünger Christi, nur die Kinder Gottes vermögen solches. Menschliche Kraft, ohne göttliche Hülfe, reicht dazu nicht aus. Es gehört die erneuernde Kraft des heiligen Geistes dazu, um dieß zu Stande zu bringen."

So weit die einleitenden Bemerkungen in dem Buche des Kanwang. Es folgen nun unter verschiedenen Rubriken besondere reformatorische Vorschriften, die sich theils auf das bürgerliche Gemeinwesen überhaupt, theils auf das sittliche und religiöse Leben insbesondere beziehen. Heben wir Einiges daraus hervor, um das ehrenhafte Ringen dieses Mannes nach socialer und sittlicher Hebung seines Volkes zu veranschaulichen.

Es wird die Errichtung von Postbüreau's für die Beförderung der Regierungsdepeschen, von Briefposten für die Privatkorrespondenz, und von Zeitungsbüreau's für die Verbreitung der neuesten Nachrichten, sowie der Preiscourants ꝛc. empfohlen. „Alles soll mit vollkommener Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit geschehen." Das Verlorengehen von Briefen, die Verbreitung falscher Zeitungsnachrichten ꝛc. wird mit entsprechenden Strafen bedroht. Lokalblätter sollen täglich, Distriktszeitungen wöchentlich, Provinzialblätter monatlich erscheinen. Druckort, Preis des Blattes und der Name des Herausgebers soll genau angegeben sein. — Ueber die Verwendung des öffentlichen Schatzes (in Geld und Naturallieferungen) ist monatlich Rechnung zu stellen. „Bestechung oder Unterschleif auch nur im Werth eines einzigen Pfennigs ist aufs schärfste zu ahnden." — Ueber Handel und Zölle ist in jeder Marktstadt ein eigener Inspektor zu setzen. Auch hier wird Betrug und Unterschleif mit den härtesten Strafen bedroht. — Was die Unterstützung der Dürftigen betrifft, so

sollen sich dafür freiwillige Hülfsvereine bilden. „Die Reichen und Angesehenen einer Stadt sollen die Geschäfte solcher Vereine leiten, in dem demüthigen Bestreben, der herzlichen Güte und Mildthätigkeit des himmlischen Vaters und des himmlischen Bruders nachzueifern. Beisteuern sollten mit freudiger Willigkeit dargereicht werden zur Erleichterung der Noth der Unglücklichen, zur Erziehung der Verlassenen, zur Verpflegung der Findelkinder ꝛc. Gaben an Geld und Kleidern sollten nicht ohne weise Vorsicht schlechtweg gegeben werden, nur um sich durch Almosengeben einen guten Namen zu machen. Schlechte Subjekte würden dadurch veranlaßt, sich ihren Unterhalt zu verschaffen, ohne arbeiten zu müssen, — eine Sache, die äußerst schädlich und bedenklich wäre. Solche Subjekte sollten vielmehr zur Arbeit angehalten und die Gaben der Liebe ihnen unter der Gestalt von Arbeitslohn verabreicht werden. Sind es aber Kranke und Arbeitsunfähige, so soll man ihnen umsonst die Gaben reichen." — Für die Kranken sollen Spitäler errichtet werden, und zwar von wohlhabenden und angesehenen Leuten, „in herzlicher Nachahmung der heiligen Liebe des himmlischen Vaters und des himmlischen Bruders." Die Spitalärzte sollen von dem Verein besoldet werden. — Auch für die Krüppel, Blinden, Tauben, Stummen, sowie für Waisen und Wittwen, die keine Verwandten haben, sollten Zufluchtshäuser durch die Wohlthätigkeit der Reichen errichtet werden. Dabei wird aber aufs Angelegentlichste empfohlen, daß solche Unglückliche, je nach ihrer Fähigkeit, in Musik, im Schreiben, Rechnen und andern nützlichen Dingen unterrichtet werden, „damit ihre Kräfte nicht brach liegen, sondern entwickelt und gehoben werden." . . „Die Alten und Schwachen unter ihnen sollten freundlich behandelt werden, damit ihr Geist fröhlich und munter erhalten werde, auch wenn sie nicht mehr arbeiten können." Weiter werden Vorschriften gegeben, wie Dorfschulzen anzustellen, und was ihre Aufgaben seien, namentlich solange noch der Krieg dauert: Reinhaltung der Straßen, um Krankheiten durch Miasma zu verhüten, Aufspürung und Bestrafung der Diebe, sorgfältige Abwehr von Spionen und Feinden, treue Verpflegung der Verwundeten ꝛc. — Wichtig ist, was, im Gegensatz gegen die barbarische Sitte der jetzigen Regierung, in Betreff der Familien der Verbrecher verordnet wird. „Die Frauen und Kinder der Verbrecher sollen straflos sein, es sei denn, daß sie erwiesener Maßen Mitschuldige des Verbrechens sind. Sie sollen wohlwollend und mit

Güte behandelt werden, um sie dadurch zu bewegen, ein tugendhaftes Leben zu führen. Sie in die Strafe ihrer Eltern mit hineinzuziehen, würde dieselben nur zum Ingrimm und zur Rebellion treiben." Lehrreich sind besonders die vorgeschlagenen Reformen in Betreff der Strafgesetze, namentlich gegenüber der gräulichen Barbareien, durch die das Strafverfahren der Mandschu-Regierung befleckt wird. „Gefangene, die nicht Kapitalverbrechen begangen haben, sollten gut behandelt werden. Nahrung und Kleidung soll ihnen nach Bedürfniß verabreicht werden. Der Name ihres Vergehens ist auf ihre Kleidung zu schreiben. Man sollte sie zum Straßenbau verwenden. Je zwei oder drei Verbrecher sollten an Einem Fuß aneinander gekettet werden. Ihre Hüter sollten mit Peitschen und Säbeln ausgestattet sein, während sie sie bewachen. Leichtere Vergehen sind mit Verpflanzung in einen andern Distrikt, schwerere mit Verbannung in eine andere Provinz bestraft werden. Die Zeit der Verbannung richtet sich nach der Schwere des Vergehens. Der Zweck der Strafe sollte darin bestehen, im Gemüth des Gefangenen Schaam über seine Thaten hervorzubringen, die Wiederholung des Vergehens zu verhüten und namentlich eine Besserung in seinem Charakter zu bewirken. Barmherzigkeit und Strenge sollten auf diese Weise selbst in der Bestrafung des Verbrechens sich die Hand bieten." — In eine ganz eigenthümliche Noth und Begriffsverwirrung geräth der Kan-wang bei Anlaß der Todesstrafe. Er weiß nur dadurch sich zu helfen, daß er die Enthauptung (das Blutvergießen) verwirft, und dagegen das Hängen gestattet, indem er das Letztere, wie es scheint, als eine Selbstüberlieferung des Verbrechers an den göttlichen Richter faßt. Er sagt: „Das sechste Gebot heißt: 'Du sollst nicht tödten.' Der himmlische Vater aber will die Sünde in der jenseitigen Welt bestrafen; deßhalb sollte Niemand im gegenwärtigen Leben mit dem Tode bestraft werden. Allein der himmlische König [das Oberhaupt der Taipings] ist vom himmlischen Vater verordnet, die Menschheit zu regieren, und deßhalb, wenn ein Mensch ein Verbrechen begeht, bedarf es in der That keiner Strafe durch die herrschende Gewalt. Der Verbrecher, der seine Strafe erleidet, wird nicht von Menschen zum Tode gebracht; vielmehr bindet er eben durch seine verbrecherische That sich selbst und fordert den himmlischen Vater auf, an ihm die Strafe zu vollziehen. Obgleich aber dem so ist, so dürfen doch diejenigen, die da Gewalt haben, nicht versäumen, solche zu unterweisen, welche

ein Verbrechen begangen haben. Die Kapitalverbrecher sollten an den Galgen gehängt werden. Ihr Hals ist in eine Schlinge zu thun, während ihre Füße auf einem Brett stehen; während sie aber emporgezogen werden, ist das Brett wegzuziehen, so daß sie durch Erdrosselung sterben. Vorher soll man die Art des Verbrechens, die Umstände, unter denen es geschehen, und die Zeit, wann es gethan wurde, öffentlich ausrufen, damit die Zuschauer mit heilsamer Furcht erfüllt werden. Auf diese Weise kann eine strenge Befolgung des Gebots: 'Du sollst nicht tödten,' annähernd erreicht werden. Die zehn Gebote umfassen die Sünden des Herzens, ehe sie zur That werden. Die Gesetze einer Nation aber kontrolliren nur die äußeren Handlungen der Menschen. Damit nun die Verbrechen sich nicht mehren, muß das Volk zuerst und vor Allem in den zehn Geboten unterwiesen und darnach durch das Landesgesetz, welches in Harmonie mit jenen Geboten zu stehen hat, regiert werden. Sicherlich sollte Niemand mit dem Tode bestraft werden ohne vorausgehende Unterweisung. Wird nach diesen Grundsätzen gehandelt, so werden diejenigen, die im Gebot Gottes wohl unterwiesen sind, ein Gefühl der Schaam erhalten und in ihrem Charakter gebessert werden."

Der Kan-wang kommt dann auf den in China so furchtbar herrschenden Kindermord zu reden. „Das Umbringen von neugeborenen Knaben und Mädchen sollte verboten werden. Wenn es den Eltern an Mitteln zu deren Unterhalt fehlt, so sollen ihre Kinder von denen, die keine haben, an Kindesstatt angenommen, aber alsdann nicht als Sklaven betrachtet werden. Auch können sie an Findelhäuser übergeben werden. Kindermord aber sollte als strafbares [Kapital-] Verbrechen betrachtet und behandelt werden.

„Der Verkauf von Kindern ist in fremden Ländern gesetzlich verboten. Wenn nun [bei den Chinesen] Kinder von ihren Eltern verkauft werden, so geschieht es um des augenblicklichen Gewinns willen. Sie bedenken nicht, daß sie sie damit in lebenslängliche Sklaverei überliefern, Unehre auf ihre Vorfahren bringen und ihrem Vaterlande den Dienst ihrer Nachkommen entziehen, während die letzteren vielleicht Männer von ausgezeichneter Begabung würden. Statt ihrem Vaterlande zu dienen, gereichen ihm solche Personen zu Schand' und Schaden. Kinder sollten viel eher bei Reichen als Dienstboten untergebracht, nicht aber als Sklaven verkauft werden, was uns die Verachtung anderer Nationen zuzieht. Mädchen, die von ihren El-

tern nicht erhalten werden können, sollten in wohlhabenden Familien Mägde werden und können sich nachmals anständig verheirathen."

Es folgen nun Reformvorschläge in Betreff einer Reihe von andern nationalen Uebeln und Schäden. „Berauschende Getränke, Opiumgenuß und jede Art von Tabak sollte in erster Linie den öffentlichen Beamten, und hernach auch dem Volk im Allgemeinen verboten sein. . . . Fremdes Opium sollte die Zollinie nicht passiren dürfen; Opiumschmuggel sollte mit dem Tode bestraft werden." — „Was das Verbot von Bühnenspielen, heidnischen Festivitäten und Opferfeierlichkeiten betrifft, so sollte zuerst der Betrug des Herzens überwunden und beseitigt werden. Das Geld, das für dergleichen Dinge zusammengesteuert und verschwendet wird *), sollte zu Hospitälern, Waisenhäusern, Armenanstalten und Schulen verwendet werden; denn das sind Dinge, die dem Volke wahrhaft zu Gute kommen." — Statt der Geomantie (einer Art Wahrsagerkunst, die in China aus der Lage der Hügel und Berge und dergl. Gutes oder Böses weissagt) sollten die verborgenen Schätze der Berge (Gold, Silber, Kohlen ꝛc.) durch Bergbau ausgebeutet werden. „Ach," ruft der Kan-wang aus, „daß die Erde, die solche Schätze beherbergt, Jahrtausende lang bei uns verschlossen blieb!" — Die „neun nutzlosen Gewerbe" werden sodann aufs entschiedenste bekämpft; sie bestehen in der Quacksalberei, Wahrsagerei, Astrologie, Glücks- und Unglücksdeuterei, im Geisterbannen, im Mönchsthum der Buddhisten und Taoisten, im Nonnenwesen und im Wahrsagen aus chinesischen Schriftzeichen. Wer damit sich abgebe, ruinire die Sittlichkeit des Volks. Bücher, welche dergleichen Dinge enthalten, sollten verbrannt werden. Es werde nur der Müssiggang dadurch befördert. Wer nicht des Tags sechs Stunden arbeite, sei er noch so reich oder vornehm, der sei ein Müssiggänger, und der Müssiggang nährt die bösen Gelüste des Herzens, während Arbeitsamkeit und Fleiß die Kraft des Menschen erhöht und stärkt, so daß er immer Größeres auszurichten vermag. Der himmlische Vater bestrafte unsre ersten Eltern damit, daß sie im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod essen sollten; aber dieß hatte zugleich den heilsamen Zweck, daß ihre leibliche Kraft durch Fleiß und Arbeit gestärkt und das Aufkommen sündlicher Gedanken verhindert werde." — Die

*) Solche Bühnenspiele werden in China durch öffentliche Subscriptionen oder durch freigebige Reiche veranstaltet.

heidnischen Tempel und die Klöster sollten ganz aufgehoben werden, meint der Kan-wang. „Diejenigen Bewohner der Klöster, welche bereits das Ordensgelübde auf sich genommen, sollte man nöthigen, ins bürgerliche Leben zurückzukehren. Ihre Bücher sollten verbrannt, ihre Gebäude in Kirchen verwandelt, das Klostergut zur Errichtung von Spitälern und anderen wohlthätigen Anstalten verwendet werden. Dadurch würde das Volk „aus der Finsterniß errettet und auf den Pfad des Lichts geführt werden."

So redet der Kan-wang in seinem Buche. Man erinnere sich, daß es zunächst nur Vorschläge zu Reformen und gute Räthe sind, die er giebt. Er selbst spricht es offen aus, daß er sich keine Illusion mache, als ob diese Reformen raschen und allgemeinen Eingang finden würden; „ja," ruft er aus, „selbst wenn eine rasche Reformation im Lande stattfinden würde, so wird es immer nicht wenige ungehorsame und gottlose Leute geben, für welche die ernste Strenge des Gesetzes noth thut." Aber das werde doch jeder weise und vernünftige Mensch erkennen, daß es gute und heilsame Vorschläge seien, und deshalb sei es die Pflicht jedes ächten Patrioten, zu deren Einführung mitzuwirken.

Und in der That, es weht uns aus diesen Reformvorschlägen ein so wohlthuender, würdiger und ächt christlicher Geist an, daß keine Regierung in Mitten der Christenheit und keine gesetzgebende Behörde sich ihrer zu schämen brauchte. Besonders ist zu beachten, wie alle Maßregeln, die er empfiehlt, von der heiligen Gerechtigkeit Gottes oder von Seiner heiligen Liebe hergeleitet und auf sie basirt werden. Wahrlich, wenn unter einem großen, nach Licht und Freiheit ringenden Volke solche Stimmen laut werden, namentlich wenn sie von oben herab, von den Führern und Häuptern der Bewegung ausgehen, so darf man an dem Geschick einer Nation nicht verzweifeln. Es ist wahr, diese Stimme mag jetzt noch durch den Lärm der Waffen, durch den Sturm der Leidenschaften, durch den Jammer, der an alle Bürgerkriege sich knüpft, übertönt werden; aber sie wird nicht ganz wirkungslos vorübergehen.

Der Kan-wang hat übrigens in seinem Buche sich nicht beschränkt auf den Entwurf solcher Reformen, die auf das sittliche, bürgerliche und sociale Leben sich beziehen, sondern er geht auch direkt auf rein religiöse Fragen und Zustände ein. Ein Abschnitt handelt ausdrücklich von „der Sünde und der Glückseligkeit", worin Hung-yin

dem chinesischen Volke folgende sieben Punkte zur gründlichen Erwägung vorlegt: —

„1. Erkenntniß der Sünde. Wenn ich irgend einmal etwas sprach, that, hörte, sah oder dachte, was ich nicht hätte sollen, so war dieß eine Uebertretung des himmlischen Gebots. Darüber darf ich nicht in Unwissenheit bleiben. Wenn ich aber vollends die Gnade Gottes vergesse, die mir eine Seele gab, so daß ich mich weit unterscheide von Thieren und Pflanzen; — oder wenn ich vergesse der gütigen Vorsehung Gottes, die bei meiner Geburt, in meiner Kindheit und in allen meinen späteren Jahren über mich wachte und mich segnete; — oder gar wenn ich die Gnade vergesse, die da Christum zu mir herabbrachte in die Welt, daß er sich für meine Sünden kreuzigen ließ: wenn ich das Alles vergesse, sollte ich da nicht meiner großen Schuld gewahr werden?

„2. Reue über die Sünde. Für jede Sünde sollte eine Zeit tiefer aufrichtiger Reue eintreten. Der sich schuldig Fühlende mag wohl an seine Brust schlagen und heilig geloben, hinfort nicht mehr zu sündigen. Es muß aber nicht eine Reue in Worten sein ohne Herzensempfindung. Der himmlische Bruder hat gesagt: 'Wenn dein Auge dich ärgert, so reiß es aus und wirf es von dir; es ist dir besser einäugig in den Himmel einzugehen, als mit zwei Augen in die Hölle zu fahren. Wenn deine Hand dich ärgert, so haue sie ab; es ist dir besser mit Einer Hand in den Himmel einzugehen, als mit beiden Händen in die Hölle geworfen zu werden.' Ja groß ist der Ernst der wahren Buße. Sollte man mit ihr es leicht nehmen dürfen?

„3. Verlassen der Sünde. Wer seine Sünde nicht kennt, kann über sie nicht Reue tragen (Buße thun). Wer aber Reue darüber fühlt, muß sie auch verlassen; sonst bleibt die Sünde, und es ist gerade, als wäre keine Reue da gewesen.

„4. Vergebung der Sünde. Es giebt eine wahre Erkenntniß der Sünde, eine wahre Reue darüber, ein wahres Verlassen derselben. Ist nun irgend ein wahres Verlassen der Sünde im Leben und Wandel geschehen, so darf man von der Barmherzigkeit des himmlischen Vaters die Vergebung derselben erwarten. Wenn Fehler, die man vor Menschen bekennt, von diesen vergeben werden, wie sollte der himmlische Vater nicht bereit sein, die Sünde zu vergeben, die man vor Ihm reumüthig bekannt hat?

„5. Erlösung von der Sünde. Da der himmlische Vater

bereit ist, die Sünde zu vergeben, so konnte der himmlische Bruder unser Erlöser und Stellvertreter werden. Wäre der himmlische Vater nicht bereit, uns zu vergeben, so müßten wir ernstlich den himmlischen Bruder bitten, bei Ihm für uns als Fürsprecher einzutreten. Dann wird Er das Verdienst und die Stellung des himmlischen Bruders ansehen und ihm gestatten, die Sünden Aller zu tragen. Es ist gerade so, als wenn Jemand den Tien-wang [das Oberhaupt der Taipings] sehen möchte: derselbe muß zuerst seine (des Tien-wang) Erlaubniß einholen und dann durch eine Mittelsperson eingeführt werden; dann kann er zugelassen werden. Wünscht man vor dem himmlischen Vater zu erscheinen, so muß zuerst der himmlische Bruder um seine Vermittlung und Fürsprache angegangen werden; dann kann man die Gnade der Vergebung und Erlösung erlangen.

„6. Entfernung der Sünde. Wenn irgend Jemand wahrhaft seine Sünde bereut, so vergiebt ihm der himmlische Vater bereitwillig seine Sünden. Seine Schuld wird dann auf den himmlischen Bruder übertragen, der sie an seiner Statt trägt. Dadurch verschwindet sie ganz und gar, und geht hinweg jenseits der Gränzen des Universums. Wenn ich dann gleichwohl noch fühle, daß ich noch Sünde habe, so habe ich doch ihrethalben nicht mehr das Schuldgefühl, sondern ich freue mich jeden Tag, und lobe und preise meinen Heiland.

„7. Die Glückseligkeit. Wenn Jemand reingewaschen ist von der Sünde, so kann er glücklich, selig werden. Gleichwie ein Gefäß, das vom Unrath gereinigt ist, nunmehr gebraucht werden kann, um köstliche Stoffe aufzunehmen. Wenn der Leib einen schmutzigen ekelhaften Hautausschlag hat, so kann man kein gutes Kleid tragen. Wie aber könnte die Seele, wenn sie mit Sünde befleckt ist, Glückseligkeit von Oben aufnehmen? Glückseligkeit kommt vom Himmel, von dem erhabenen Ort, von dem alles Köstliche und Herrliche stammt. Wie sollte dieß solchen Seelen zu Theil werden, die mit dem Unrath der Sünde noch erfüllt sind?

„Alle Brüder und Schwestern mögen ruhig und ernst über das Gesagte nachdenken. Ist es so oder nicht? ... Der himmlische Bruder, Christus der Erlöser, sagt: 'Selig sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich.' [Folgen nun die sieben Seligpreisungen aus der Bergpredigt.]"

Dieß sind einige Züge aus den ehrenhaften Reformversuchen des Hung-yin. Wenn die Wirkung derselben bis dahin gering und kaum

wahrzunehmen ist, soll uns dieß verwundern? Wenn das Oberhaupt der Taipings in seinem stolzen Selbstgefühl, und wenn das Volk selbst in seiner gegenwärtigen Verwilderung diesen Versuchen noch unübersteiglich scheinende Hindernisse in den Weg stellt, sollen wir deshalb an der Sache der Taipings verzagen? Das sei ferne. So lange Gott seine Hand nicht von ihnen zieht, — und bis jetzt haben wir keine Ursache das zu glauben, — so soll auch unsre Hoffnung für sie nicht aufhören.

---

3. Das Verhältniß zu den Ausländern.

Hung-yin hatte bei seiner kühnen Reise, die er nach Nanking unternahm, wie oben erwähnt, zwei Hauptzwecke vor Augen. Der eine gieng auf religiöse und sittliche Reform, der andere aber darauf, „den Taipings eine versöhnliche Politik gegen die Ausländer zu empfehlen, — eine Politik, die geeignet wäre, wenn auch nicht ihre Mitwirkung zur Erreichung des Ziels der Rebellion, so doch wenigstens ihre Sympathie dafür zu sichern." Es führt uns dieß auf ein neues wichtiges Kapitel, das unsrer besondern Beachtung und Aufmerksamkeit werth ist.

Als die Taiping-Rebellion größere Dimensionen anzunehmen begann und zu einer politischen Macht im chinesischen Reiche anwuchs, mußte die Frage, welche Stellung sie zu den Ausländern einzunehmen habe, den Führern der Bewegung sich von selbst aufdrängen. Denn diese Ausländer, zunächst wenigstens die Engländer, waren ja gleichfalls schon zehn Jahre vor dem Ausbruch der Rebellion (im J. 1842) mit der Mandschu-Dynastie, gegen welche die Taipings einen Vertilgungskampf unternahmen, in offenen Krieg gerathen und hatten sie gründlich gedemüthigt. Sollte nicht eine Verbindung mit England naturgemäß und beiden Theilen gleich vortheilhaft sein? Ueberdieß hatte Hung Siu-tsuen, der Taipingfürst, in religiöser Beziehung Vieles, unendlich Vieles einem Britten (dem Missionar Roberts in Hongkong) zu verdanken, und nach seiner Meinung bestand zwischen den christlichen Ausländern und seinen eigenen religiösen Ueberzeugungen eine so große Aehnlichkeit und Verwandtschaft, daß er, der Taipingfürst, Jene als „Brüder" anzusehen sich berechtigt halten mußte. Endlich lag die Ueberlegenheit der Ausländer in Sachen

bürgerlicher Künste und nützlicher Erfindungen so offen zu Tage, daß eine nähere Verbindung mit ihnen auch in dieser Beziehung den Taipings nur vortheilhaft scheinen konnte.

Allein andererseits standen einer solchen Annäherung an die Ausländer ebenso große, oder noch größere Bedenken im Wege. Der tiefgewurzelte, auf nationaler Selbstgenüge und Eitelkeit ruhende Widerwille gegen alles Fremdländische, Nichtchinesische wohnte in den Taipings so gut als in dem übrigen chinesischen Volke, und erlitt auch durch die tiefgehenden Wirkungen der neuen (religiösen und politischen) Lehren kaum eine merkliche Umwandlung. Dem scharfblickenden Auge Siu-tsenēns konnte auch die Immoralität und tiefe Versunkenheit der Ausländer, die in den Küstenstädten China's des Handels wegen sich aufhielten, nicht verborgen bleiben, so daß ihm eine engere Gemeinschaft mit *ihnen* kaum wünschenswerth erscheinen konnte. Und vollends der *Opiumschmuggel*, an dem die Ausländer zum unermeßlichen Ruin China's, blos um des elenden Gewinns willen, mit solcher Zähigkeit festhielten, ja selbst Krieg deshalb führten, — konnte da von Freundschaft und gleichen Interessen die Rede sein? Endlich — und dieß mochte am schwersten ins Gewicht fallen — lag es ja auf der Hand, daß der Britte ein gefährlicher Nachbar und ein noch gefährlicherer Freund sei. In China ist folgende Fabel vom „Müller und seinem Kameel" im Umlauf: „In einer Nacht ward ein Müller von seinem Kameel aufgeweckt, welches seine Nase in dessen Zelt zu bringen versuchte. 'Es ist hier außen sehr kalt,' sagte das Kameel; 'ich will nur meine Nase hereinstecken.' Der Müller hatte nichts dawider. Nach einer Weile wünschte das Kameel auch den Hals, sodann seine Vorderfüße hereinzubringen, und so kam Schritt für Schritt am Ende das ganze Thier herein ins Zelt. Das war aber dem Müller zu viel, und er beklagte sich bitterlich. 'Ei,' sagte das Kameel, 'wenn's dir nicht gefällt, so kannst du gehen. Ich meinestheils bin einmal da und werde hier bleiben.'" — Sollte Hung Siu-tsenēn nicht vor einem ähnlichen Loos besorgt sein, wenn es sich um eine Verbindung mit England handelte? Kannte er doch Englands Geschichte in *Indien* gar wohl. Er selbst aber fühlte sich von Gott berufen, die fremdländische Mandschu-Dynastie zu stürzen, nicht um sie aufs Neue in ausländische Hände übergehen zu sehen, sondern um einen ächt-nationalen Thron aufzurichten; er glaubte, „mit Hülfe des himmlischen Vaters und des himmlischen Bruders" das Werk der

Erneuerung seines Volkes auch ohne fremde Einmischung fortführen und vollenden zu können.

Diese zwei widersprechenden Neigungen — bald für, bald wider die Ausländer — sehen wir auch in dem thatsächlichen Verhalten der Taipings gegen sie immer aufs Neue auf- und niedertauchen. Es stellte sich dieß schon bei ihrem allerersten Zusammentreffen mit offiziellen Abgeordneten der brittischen Regierung deutlich ins Licht. Nachdem nemlich die Taipings Nanking gewonnen (19. März 1853) und auch die umliegenden wichtigen Plätze am Yang-tse-kiang besetzt hatten, wurde den Engländern für die Sicherheit der großen Hafenstadt Schanghai bange, die dem ausländischen Handel seit 1843 eröffnet und der bedeutendste Stapelplatz für den Waarenaustausch geworden ist. Es lag ihnen deshalb ernstlich daran, die Taipings vor einem Angriff auf diesen Platz zu warnen und ihnen zu gleicher Zeit die Grundsätze darzulegen, welche sie selbst in dem Kampf der Taipings mit den Mandschu's zu beobachten gesonnen seien. „Es ist die feststehende Gewohnheit unsrer Nation," heißt es in einem offiziellen Schreiben an die Taipinghäupter, „in keiner Weise uns in irgend einen Streit zu mischen, der in den Ländern, welche von unsern (brittischen) Unterthanen zu Handelszwecken besucht werden, stattfinden mag.... Kurz, es ist unser Wunsch, in dem Kampfe zwischen Euch und den Mandschu's vollkommen neutral zu bleiben. Aber unsre Nation hat ein großes Etablissement in Schanghai, bestehend aus Wohnhäusern, Gotteshäusern und Waarenlagern, während der Hafen von einer Menge unsrer Schiffe besucht wird. Ihr dagegen habt jetzt Nanking erreicht, das in nicht großer Entfernung von Schanghai liegt, und es wird erzählt, daß Ihr die Absicht habt, gegen Schanghai vorzurücken. Unter diesen Umständen ist es uns wünschenswerth zu wissen, in welchem Geiste Ihr gegen die Engländer zu verfahren gedenkt, im Fall ihr nach Schanghai vorrücket."

Mit diesem Schreiben begab sich die Kriegsdampfschaluppe Hermes, mit dem Kommandanten Sir G. Bonham und dem königlich brittischen Dolmetscher Meadows an Bord, den Yang-tse hinauf, direkt auf Nanking zu. Allein unglückliche Umstände, die den Argwohn der Taipings aufs äußerste erregen mußten, knüpften sich gleich anfangs an diese Expedition. Die feigen Führer der kaiserlichen Flotte, welche im Fluß weiter abwärts von Nanking lag, hängten sich wie ein Schweif an das brittische Kriegsschiff an und fuhren in seinem

Geleite stromaufwärts. Daß Bonham dieß duldete, scheint unverantwortlich; aber das Princip der Neutralität schien ihm die Hände zu binden. Außerdem war ihm das Gerücht zu den Taipings vorausgelaufen, daß die Engländer eine Anzahl ihrer eigenen Kriegsschiffe den Kaiserlichen zur Verfügung gestellt, — sei es verpachtet oder verkauft hätten. Ersteres (das Vermiethen) war völlig unbegründet; letzteres (das Verkaufen, als Sache des Privathandels) konnte die Regierung als solche nicht hindern, da sie mit der kaiserlichen Dynastie in diesem Augenblick nicht im Kriege sich befand. Als deshalb der Hermes mit dem Schweif von kaiserlichen Kriegsfahrzeugen vor dem ersten durch die Taipings besetzten Platze erschien, wurde sofort von den Wällen herab ein heftiges Feuer gegen ihn eröffnet. Der Hermes erwiederte es glücklicher Weise nicht, sondern fuhr ruhig mit voller Dampfkraft weiter und überließ es den zurückbleibenden kaiserlichen Dschunken den Kampf auszufechten. Allein ein bedenklicher Anlaß zum Argwohn war nun einmal gegeben, und als Sir G. Bonham vor Nanking ankam und die Unterhandlungen mit den Taipings eröffnen wollte, hatte er genug nur damit zu thun, ihre Vorurtheile gegen die unzuverläßigen Ausländer wegzuräumen. Der Taiping-Beamte, welcher die Unterhandlungen mit dem Hermes führte, konnte nur schwer überzeugt werden, daß die Engländer es nicht *mit* den Mandschu's *gegen* die Insurgenten hielten; noch schwerer zu begreifen war es ihm, „warum wir Britten (so erzählt Meadows), die wir doch alte Feinde der Mandschu's und andererseits Brüder seiner Partei seien, *insofern wir mit ihnen denselben Gott und Erlöser* anerkannten, nicht die letztere unterstützten."... „Als die Sache der Mandschu's noch gut gestanden sei, da hätten sie (die Mandschu's), den Wünschen des chinesischen Volks entgegen, sich den Engländern feindselig gezeigt, und diese seien daher ganz in ihrem Recht gewesen, Krieg gegen sie [1843] zu führen. Gleichwohl seien dieselben Mandschu's jetzt, wo sie in Noth seien, niederträchtig genug, sich an ihre früheren Feinde (die Engländer) um Hülfe zu wenden, und seien emsig bemüht, Engländer und Chinesen [die nationale Partei des Volks] mit einander zu verfeinden. Es wäre doch viel natürlicher, daß die beiden Letzteren sich verbrüderten und gemeinschaftliche Sache gegen die Mandschu's machten." — Der brittische Bevollmächtigte (Sir G. Bonham) aber blieb bei seiner Erklärung, daß England in diesem innern nationalen Kampfe China's vollkommene *Neutralität* beob-

achten werde. Das Ergebniß der Unterhandlungen war kein befriedigendes. Die Taipings begriffen die Politik der Ausländer nicht und mißtrauten ihr nachher nur noch mehr als zuvor.

Nur in Einem Punkte war für den Augenblick etwas erreicht worden, und das war allerdings für die Britten zunächst die Hauptsache. Die Taipings gaben, für jetzt wenigstens, den Plan auf, nach dem Süden vorzurücken und Schanghai zu beunruhigen. So lange aber die Handelsinteressen der Engländer nicht beeinträchtigt wurden, so lange mochten die Taipings thun, was ihnen beliebte; sie mochten siegen oder unterliegen, es war Jenen gleich.

Es folgte nun für die Taiping-Rebellen jene denkwürdige, von uns bereits (vergl. S. 358 ff.) geschilderte Periode, wo sie durch innere Zwistigkeiten unter sich selbst zerspalten, von außen aber durch ein gewaltiges Belagerungsheer des Kaisers immer enger eingeschlossen und durch all dieses bis an den Rand des Untergangs gebracht wurden. Mehrere Jahre giengen darüber hin, bis der innere Zwist mit dem blutigen Untergang des Fanatikers Yang Siu-tsing, die Bedrängniß von Außen aber mit dem kühnen siegreichen Hindurchbrechen mehrerer Rebellen-Corps durch das kaiserliche Belagerungsheer ein glückliches Ende erreichte. Der Sieges- und Eroberungszug der letzteren gieng zunächst nordwärts, Peking zu, und westwärts, das Flußthal des Yang-tse hinauf. Die Richtung nach Schanghai zu, das der Haupthandelsplatz der Engländer war, wurde anfangs noch immer sorgfältig vermieden. Allein im Jahr 1857 und 1858 traten Ereignisse zwischen den Engländern und der Mandschu-Dynastie ein, welche auch für die Taipings von höchster Bedeutung sein mußten. Es brach nemlich zwischen den Britten (dießmal in Gemeinschaft mit ihren französischen Alliirten) und der regierenden Dynastie der zweite große Krieg aus, der einerseits mit der Eroberung der südlichen Hauptstadt Kanton, andererseits mit der Erstürmung der Taku-Forts am Peiho und dem Friedensvertrag von Tien-tsin (26. Juni 1858) endigte. Wir haben davon früher (Miss. Mag. 1859 S. 201 ff.) ausführlich gehandelt. Mußte nicht durch diese Vorgänge, namentlich ehe es zum Friedensabschluß kam, in den Taipings die Hoffnung erwachen, daß nun endlich das mächtige England erkennen müsse, wie die Mandschu-Dynastie eine treulose, den Interessen der Ausländer unwandelbar feindselige Macht sei, während zwischen England und den Taipings hundert gemeinsame Interessen beständen, die

man nur aufrichtig zu erkennen und zu pflegen hätte, um für beide Theile unzählige Vortheile zu gewinnen? Allein die Taipings übersahen dabei zwei Umstände, die nur allzuschwer gegen sie ins Gewicht fielen. Der eine bestand in dem schändlichen Opiumhandel, den die „großen Handelshäuser" in Schanghai und Kanton schwunghaft und mit unermeßlichem Gewinn betrieben, und von dessen glücklichem Fortgang die indobrittische Regierung in Kalkutta jährlich eine Einnahme von mehr als drei, oft mehr als vier Millionen Pfund Sterling bezieht. Wenn aber schon die Mandschu-Dynastie unerbittlich gegen die Opium-Einfuhr war*), so waren es die Taipings noch mehr. Setzten sie doch den Tod auf die Einfuhr und den Genuß dieses Leib und Seele zerstörenden Giftes. Wie konnten sie da vor den Augen der Britten Gnade finden? — Der zweite folgenreiche Umstand, den die Taipings übersahen, war, daß die protestantischen Engländer nunmehr mit den römisch-katholischen Franzosen alliirt und mit ihnen auf chinesischem Boden erschienen waren. Die Franzosen aber haben ausgesprochener Maßen nicht, wie die Engländer, Handels- und Kolonial-Interessen im fernen Osten zu wahren, son-

*) Es ist eine unauslöschliche Schmach für England, namentlich aber für den sonst so ehrenwerthen Lord Elgin, welcher als höchster brittischer Bevollmächtigter die Angelegenheiten des zweiten und dritten chinesischen Kriegs zu leiten hatte und auch den Frieden von Tien-tsin abschloß, daß er im genannten Friedensvertrag der tiefgedemüthigten Mandschu-Regierung endlich die gesetzliche Anerkennung der Opium-Einfuhr in China abnöthigte. Es ist eine bezeichnende Thatsache, daß das königliche Beglaubigungsschreiben, mit welchem Lord Elgin von England nach China auszog, bei dem Schiffbruch des Dampfers Ava bei Ceylon in die Tiefe des Meeres versank, und daß dasselbe, als es nachmals dennoch aus der Tiefe heraufgefischt wurde, nicht blos vom Seewasser, sondern von zersetztem Opium, der sich auf dem Ava befand, gründlich beschmutzt und befleckt war. Noch denkwürdiger ist die Thatsache, daß gerade in dem Augenblick, wo die Regierung in Indien in Folge jener gesetzlichen Anerkennung des Opiumhandels in China und des davon erwarteten unermeßlichen Aufschwungs des Opiumhandels auf eine außerordentlich erhöhte Einnahme von ihrem Opium-Monopol rechnete, die Entdeckung gemacht wurde, daß in den inneren Provinzen China's selbst eine hinreichende Menge Opium producirt, und daß somit die Hoffnung auf ein gesteigertes Begehren nach dieser Giftwaare bitterlich getäuscht wurde. Die Wirkung dieser Entdeckung war (im laufenden Jahr 1861) ein so außerordentliches Sinken der Opiumpreise auf dem indischen Markt, daß die Regierung abermals, wie seit Jahren, statt einen Ueberschuß in ihren Staatseinnahmen, ein schweres Deficit zu gewarten hat. Denn unser Gott ist ein eifriger Gott!

dern ausschließlich den Missionen der römischen Kirche ihre Hülfe zu leihen. Denn es ist eine überaus lehrreiche Wahrnehmung, daß gerade die französische Nation, dieses ungläubigste, religions- und sittenloseste Volk Europa's, sich zum eifrigsten Vorkämpfer des Pabstthums, der römischen Interessen und der katholischen Missionen überall aufwirft. Nun aber verfahren die Taipings von Anfang an und bis heute ebenso schonungslos gegen die Heiligenbilder der katholischen Mission in China, wie gegen die Buddhisten- und Taoistentempel und ihre Götzenbilder. Sie finden keinen Unterschied zwischen beiden, und zerstören beide gleichermaßen. Damit aber haben sie zwischen sich und den Franzosen die Brücke abgebrochen; und da England so enge mit Frankreich alliirt ist, so kann auch zwischen England und den Taipings keine Gemeinschaft bestehen.

So hat der Opiumhandel und die Allianz Englands mit Frankreich eine Scheidewand zwischen den Taipings und den Ausländern aufgerichtet, welche, so lange sie besteht, beide Theile nie wird zusammenkommen lassen. Wer diese Sachlage aufmerksam beachtet, wird manches Räthselhafte zu begreifen und auch so viele Verdammungsurtheile, die in den Zeitungen über die Rebellen sich finden, auf ihr richtiges Maaß zurückzuführen vermögen.

Der Friedensvertrag von Tien-tsin hatte den Ausländern das chinesische Reich erst wahrhaft eröffnet; doch auch hier fand sich noch eine beschränkende Ausnahme. Diejenigen Gebiete, welche die Taiping-Rebellen dermalen noch inne hätten, sollten von den Ausländern auch fernerhin gemieden werden. Denn auch die Mandschu-Dynastie konnte des Argwohns nicht los werden, daß die Engländer möglicher Weise die Sache der Insurgenten unterstützen möchten. Aber es sollte nicht also bleiben. Als die brittische Gesandtschaft, welche das von der Königin von England unterzeichnete Friedensdokument laut Verabredung nach Peking zur Unterzeichnung durch den chinesischen Kaiser überbringen sollte, im Jahr 1859 in den Peiho einlief, bemerkte die Expedition nicht, daß die im Jahr zuvor eroberten Taku-Forts neu armirt, aber sorgfältig maskirt waren. Eine furchtbare Schlappe, der Verlust einiger Kanonenboote, der Tod vieler englischen Soldaten und ein schmählicher Rückzug war die Folge dieses harmlosen Vertrauens in die Redlichkeit der Mandschu's. Ein dritter chinesischer Feldzug war unvermeidlich. Eine kolossale Streitmacht, wie sie die Gestade China's noch niemals gesehen (das französische Geschwader

betrug 36 Schiffe mit 6000 Mann, das englische aber 200 Segel mit 15,000 Mann), erschien mit Ende Juli 1860 vor dem Peiho, um Rache für die unerhörte Treulosigkeit zu nehmen. Am 1. August fand die Landung statt, und am 21. waren nach kurzem glänzendem Kampfe die Taku-Festungen aufs Neue genommen und die Mandschu-Truppen in die Flucht getrieben. Einige Tage später brach das verbündete Heer nach Tien-tsin, am 8. Sept. von dort gegen die Hauptstadt Peking auf. Es ist bekannt, wie Lord Elgin, der als oberster Bevollmächtigter der brittischen Krone die Expedition leitete, aufs Neue durch sein thörichtes Vertrauen auf die Mandschu-Treue sich in eine Falle locken ließ und an eben dem Orte, der zu Friedensunterhandlungen vom Kaiser bezeichnet worden war, von einer überlegenen feindlichen Reitermasse überfallen wurde. Glücklicherweise fiel den Verräthern nur eine verhältnißmäßig kleine Schaar von Engländern und Franzosen (unter ihnen freilich angesehene und schwer entbehrliche Männer) in die Hände. Von nun an war beschlossen, den Frieden nur in Peking selbst zu diktiren. In den ersten Tagen des Oktober brach man gegen die Hauptstadt auf. Man stieß zuerst auf den reichen prachtvollen Sommerpalast des Kaisers, der außerhalb der Thore lag. Er ward geplündert und dann mit allen seinen unvergleichlichen Umgebungen in Brand gesteckt und verwüstet. Am 13. Oktober erschien man vor einem der nördlichen Thore Pekings und gab der Regierung Bedenkzeit bis zum Mittag. Jetzt war diese freilich bereit, in Allem nachzugeben, Alles anzunehmen, Alles zu versprechen. „Um zwölf Uhr," heißt es in einem Bericht, „wurde das Thor abgetreten. Sofort ward es von den Alliirten militärisch besetzt: die Engländer postirten sich auf der rechten, die Franzosen auf der linken Seite, und auf den Mauern wurden die Fahnen der beiden Nationen aufgepflanzt. Es war ein feierlicher Moment, als dieses den Fremden so lange und so streng verschlossene Thor der Hauptstadt eines unermeßlichen Reiches sich aufthat, als man unter diesen doppelten Gewölben des doppelten Durchpasses einzog, diese hohen und großartigen Mauern erstieg, von welchen aus man die große Stadt beherrschte. Kein Vertheidiger ließ sich blicken, weder auf den Mauern, noch in der Straße; die Bevölkerung, die eine Belagerung oder eine Beschießung befürchtet hatte, wußte nicht recht, ob sie sich über unsre Besetzung freuen oder beunruhigen sollte."

Am 24. Oktober fand die feierliche Unterzeichnung des Vertrags

von Tien-tsin durch Kung, den Bruder des in die Mongolei geflüchteten Kaisers, für die Engländer, am 25. für die Franzosen statt, im großen Saale des Ceremonienhofes. Die Friedensbedingungen waren dieselben, wie sie 1858 in Tien-tsin stipulirt worden waren, nur daß neue Entschädigungsforderungen dazu kamen. Doch fiel der Punkt, der den Verkehr mit den von den Taipings besetzten Gebieten untersagte, hinweg, während andererseits die Franzosen in den Vertrag die Forderung aufnahmen, daß es allen Angehörigen ihrer Nation gestattet sein solle, nicht nur im ganzen Lande ungehindert zu reisen, sondern auch Grundbesitz zu erwerben und darauf Kirchen, Klöster, Seminare ꝛc. zu erbauen, wie auch daß das früher besessene, aber von der christenfeindlichen Mandschu-Regierung eingezogene Grundeigenthum der Mission wieder herauszugeben sei. Um davon sofort thatsächlich Gebrauch zu machen, suchten die katholischen Priester, welche im französischen Heere sich befanden, die Trümmer der früheren Kathedrale wieder auf, um sie unverweilt wiederherzustellen. „Wir eilten," schreibt der katholische Missionar der auswärtigen Missionsgesellschaft, der Priester Delamare, „wir eilten, diese alten Ueberreste aus vergangenen Zeiten aufzusuchen, und fanden das ehrwürdige Denkmal gegenüber dem Thor Suen-U; aber, o großer Gott, in welchem Zustande! Die äußere Mauer ist fast gänzlich zerfallen, und von den Häusern, welche mehrere Bischöfe und so viele erlauchte Missionare inne hatten, ist kein Stein auf dem andern geblieben. Der Hofraum vor der Kirche, wo man jetzt noch zwei große marmorne Schildkröten erblickt, welche einen Stein mit Inschriften in chinesischer und Mandschu-Schrift tragen, ist mit Disteln, Dornen und dichtem Gebüsch überwachsen. Die Thore sind weggenommen und mit Schutt zugemauert; die Fenster sind zerschlagen und die Steinplatten des Fußbodens vielfach herausgehoben und zerbrochen. Ueberall tritt der Fuß auf Trümmer. Die Kirche hat nur Ein Schiff mit sechs Seitenkapellen. Der Hauptaltar, so wie die Altäre der Kapellen, sind umgestürzt; Schnitzwerk und Zierrath liegen am Boden; das Gewölbe ist durch ein Loch durchbrochen, was unstreitig die bedenklichste Verwüstung ist. Nur die Fresken am Gewölbe sind ganz geblieben und noch ziemlich gut erhalten. Das Kreuz auf dem Frontispice-Giebel wurde erst im J. 1853 herabgeworfen. Das ist der traurige Zustand, in welchem wir die Kirche vorfanden." ... Allein französische Ingenieure, welche General Montauban den Priestern

zur Verfügung stellte, wußten in drei Tagen die Verwüstung zu beseitigen; das Innere ward schwarz behängt, der Fußboden mit rothen Teppichen ausgelegt; das Kreuz sogar mußte von der chinesischen Regierung wieder herausgegeben und auf die Spitze der Kirche aufgepflanzt werden. Am 29. Okt. ward unter Glanz und Pomp in Mitten Pekings das Tedeum in der restaurirten Kathedrale gesungen, während zwei Bischöfe, umgeben von ihrem Klerus, bei ihren Thronsesseln standen.

Ein nachdenksamer Beobachter dieser Vorgänge kann sich nicht verbergen, daß damit ein schwerer, fast tödtlicher Schlag die Sache der Taipings getroffen hat. Sie selbst mußten dieß erfahren, noch ehe das Tedeum in Peking ertönte.

---

4. Die Affaire von Schanghai.

Während die alliirten Heere der Engländer und Franzosen im Norden operirten, nahmen die Taipings die günstige Gelegenheit wahr, um mehrere Expeditionen nach dem Süden von Nanking auszusenden. Am 21. Merz 1860 erschienen sie plötzlich vor Hang-tschau, der Hauptstadt der Provinz Tsche-kiang, einige Wochen nachher vor Su-tschau, der Provinzialhauptstadt von Kiang-su. Wir haben die Eroberung dieser beiden schönsten, volkreichsten und berühmtesten Städte früher (vergl. S. 362 ff. und 369 f.) geschildert. Damit aber waren die Taipings in die nächste Nähe von Schanghai, dem wichtigsten Handelsplatz der Engländer, vorgerückt. Die Eroberung der beiden obengenannten Städte (Hang-tschau und Su-tschau) hatte aber für die Taiping-Rebellen so lange keine Bedeutung, ja die Behauptung dieser wichtigen und reichen Plätze war für sie so lange unmöglich, als Schanghai nicht gleichfalls in ihren Händen war. Schanghai ist für die Taipings gerade das, was in unsern Tagen Rom für das neue „Königreich von Italien" ist. Die Vergleichung paßt in mehr als Einer Beziehung. Denn gleichwie Rom unter dem Protektorat einer auswärtigen Macht steht und von derselben eine militärische Besatzung empfangen hat, welche jede Ueberschreitung des römischen Gebiets zu ahnden entschlossen ist; wie ferner dieses Rom die sichere Zufluchtstätte der Gegner des revolutionären Königreichs von Italien, und der Sammelplatz ist, von wo aus die Gegenopera-

tionen unaufhörlich fortgehen; wie endlich die „Pacifikation der südlichen Provinzen" für das Haupt der italienischen Revolution unmöglich ist, so lange Rom nicht von den Franzosen geräumt wird; so ist Alles in ähnlicher Weise der Fall mit Schanghai. Die kaiserlichen Truppen, die aus der ganzen Umgegend durch die Taipings hinweggefegt werden, ziehen sich einfach nach Schanghai zurück, wohin diese nicht folgen können und dürfen; von hier aus sind die Rebellen stets von neuen Ueberfällen der Kaiserlichen bedroht; hier sammeln sich für die Kaiserlichen die Kräfte an Geld*), Munition und Mannschaft, um die Rebellen immer wieder mit frischer Energie angreifen zu können. Nicht daß es den Taipings nicht ein Leichtes wäre, auch Schanghai gleich den andern großen Städten des Binnenlandes zu überwältigen, wenn es sich selbst überlassen würde; aber es ist der Schild des mächtigen England, der über diese Stadt ausgebreitet ist, weil England sie für die Interessen seines Handels für unentbehrlich hält, gerade wie Louis Napoleon die Stadt Rom für seine politischen Interessen nicht zu entbehren vermag. So ist nun seit Jahren dieses Schanghai der Pfahl im Fleische der Taipings, und es ist begreiflich, daß die Rebellen bis auf den heutigen Tag kein Mittel unversucht ließen, um es in ihre Hand zu bekommen.

Nun ist allerdings in Mitten Schanghai's eine nicht unbedeutende Partei, die ebenso eifrig, als die Taipings selbst, die Einverleibung der Stadt in die Reichsgemeinschaft der Letzteren wünscht. Denn für's Erste würde ein großer Theil der eingeborenen Bevölkerung selbst es für ein Glück halten, von der Mandschu-Regierung erlöst und mit einer ächt nationalen Dynastie bedacht zu sein. Auch befinden sich fortwährend und seit langer Zeit geheime Agenten der Taipings in Schanghai, welche in aller Stille und nicht ohne bedeutenden Erfolg die Stimmung des Volks bearbeiten. Viele Schanghai-Bewohner wünschen auch nur deßhalb die Stadt in den

*) Die Engländer in Schanghai nemlich haben sich verpflichtet, die Ein- und Ausfuhrzölle in diesem belebtesten Seehafen China's durch ihre Beamten erheben zu lassen und den Ertrag gewissenhaft in die Kassen der kaiserlichen Regierung abzuliefern. Da nun eine europäische Verwaltung unendlich viel gewissenhafter und energischer ist, als die beste chinesische, und da die Schanghai-Zölle einen ungeheuern Ertrag abwerfen, so bilden diese gegenwärtig fast die einzig sichere Einnahmsquelle der kaiserlichen Regierung, die dadurch somit die Mittel erhält, den Krieg gegen die Taiping-Rebellen fortzusetzen.

Händen der Taipings zu wissen, um endlich einmal der ewigen Spannung und Angst überhoben zu sein. Fürs Andere sind es die Missionare in und um Schanghai, denen eine solche Wendung der Dinge nicht unerwünscht sein würde; denn wenn auch unter den Taipings noch gar Vieles sich findet, was mit einem gesunden Christenthum von ferne sich nicht verträgt, so sind sie doch ein viel hoffnungsvollerer, für die Saat des Evangeliums weit eher bereiteter Boden, als die übrige Masse des chinesischen Volks. Endlich kann es auch dem nüchtern denkenden brittischen Handelsmann nicht entgehen, daß ein siegreicher Ausgang der Taiping-Rebellion (und zu großem Theil hängt derselbe von der Gewinnung Schanghai's ab) für seine Handelsinteressen nur vortheilhaft sein müßte; denn darüber kann kein Zweifel mehr obwalten, daß die Taiping-Partei einen lebhaften Handelsverkehr mit dem Ausland wünscht und sucht und begünstigen würde, während die Mandschu-Dynastie von Alters her denselben verabscheut und nur in Folge schwerer militärischer Niederlagen ihn tolerirt. Auch sind ja bereits die Taipings im Besitz der wichtigsten Thee- und Seidedistrikte. — Was hindert denn nun die Engländer, den Taipings das Vorrücken gegen Schanghai zu gestatten und für ein paar Tage das Auge zuzudrücken, bis die Mandschu's verjagt sind und die Stadt im Besitze der Rebellen ist? Etwa die augenblickliche Störung, die aus einer kriegerischen Operation dieser Art für ihren Handel erwachsen könnte? Aber ist dieser Handel nicht noch viel schlimmer seit Jahren gestört, dadurch daß eben zwischen Schanghai und Nanking (und folglich auch dem ganzen Inland) die Handelswege durch die fortgehenden Zusammenstöße der Mandschu's und der Rebellen gesperrt sind? Müßte nicht der vollständige Sieg der Letzteren (in Folge des Falles von Schanghai) den Verkehr unendlich erleichtern, die Straßen säubern, das Binnenland erst recht eröffnen? Oder ist es die Furcht vor der Raub- und Plünderungsgier der Taipings? Ist es die Sorge um die reichen brittischen Waarendepots, die hier aufgehäuft sind? Würden sie nicht unter dem Tumult einer Belagerung und Eroberung zu Grunde gehen? Aber wenn auch in Wirklichkeit eine solche Gefahr vorhanden wäre, steht den Engländern denn nicht eine bewaffnete Macht, nicht eine Anzahl Kriegsschiffe zu Gebot, welche hinreichend sein würde, die Sicherheit ihrer außerhalb der Stadt liegenden Faktoreien, ihrer Wohnungen und ihres gesammten Eigenthums vollständig zu

verbürgen? Diese Gefahr jedoch ist durchaus nicht vorhanden. Die Thatsachen selbst, die wir unsern Lesern vorzulegen im Begriff sind, werden es hundertfach bestätigen. Lernen wir dieselben näher kennen.

Im März 1860 hatten die Rebellen, wie schon erwähnt, Hang-tschau und Su-tschau erobert. Diese beiden Städte lagen etwa 15 bis 20 Stunden von Schanghai entfernt. An der Spitze dieser Kriegsoperationen stand Li, der den Amtstitel Tschang-wang (der „getreue König") führt, einer der edelsten Parteiführer der Taipings, ein Mann, der den Reformationsbestrebungen des Kan-wang (oder Hung-yin) am zugänglichsten zu sein scheint. Kein Gedanke aber beschäftigte diesen Tschang-wang lebhafter, als einerseits die Gewinnung Schanghai's, wodurch die Sache der Taipings in diesen Gegenden erst die entscheidende Oberhand gewinnen müßte, und andererseits eine aufrichtige, für beide Theile gleich vortheilhafte Handelsverbindung mit den Ausländern. Der letztere Wunsch scheint in ihm namentlich durch den Reformator Kan-wang geweckt und zum lebhaftesten Verlangen gesteigert worden zu sein. So kam es, daß er nicht nur den ausländischen (englischen und französischen) Händlern, die sich bald in Hang-tschau und Su-tschau einzustellen wagten, mit der größten Freundlichkeit entgegenkam, sondern daß er auch die Fortsetzung und Ausdehnung eines solchen Handelsverkehrs ausdrücklich ermuthigte. „Es ist Thatsache," sagt der North China Herald vom 11. August 1860, „daß von Anfang an die Taipings in Su-tschau dringend wünschten, mit den Ausländern auf freundschaftlichem Fuß zu stehen und ihren Handel in Seide und Thee in jeder Beziehung unbelästigt zu lassen. Es ist ferner Thatsache, daß ein [ausländisches] Schiff ums andere von Schanghai aus ungehindert nach den Seidedistrikten geht, Fracht einkauft und reichbeladen zurückkehrt." — Nun, wann ist dieß je in denjenigen Gebieten geschehen, in welchen die Kaiserlichen das Regiment haben? Der Vortheil, der aus diesem freien Verkehr mit dem Innern den ausländischen Händlern erwuchs, war so einleuchtend, daß die Versicherung, die der North China Herald (freilich in der Gestalt eines Vorwurfs) giebt, und die der Tschang-wang selbst ausdrücklich wiederholt, wohl glaubwürdig ist, — die Versicherung, daß diese Händler (der N. Ch. Herald fügt bitter hinzu: auch die Missionare) den General Tschang-wang eingeladen hätten, mit seinen Truppen nach Schanghai zu kommen und dem dortigen Mandschu-Regiment ein Ende zu machen. „Als meine Armee Su-

tschau erreichte," sagt der Tschang-wang selbst, „kamen Franzosen begleitet von andern Ausländern dahin, um Handel zu treiben. Sie sprachen persönlich bei mir vor und luden mich ein, nach Schanghai zu kommen, damit die nöthigen Schritte zur Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen uns gethan würden. Da ich nun weiß, daß Eure Nationen gleich uns Gott den himmlischen Vater, und Jesus den himmlischen Bruder, verehren und somit Eines Glaubens und Eines Ursprungs mit uns sind, so setzte ich volles und zweifelloses Vertrauen in ihre Worte und entschloß mich demgemäß, zu euch nach Schanghai zu kommen."

Ehe jedoch Tschang-wang diesen Plan ausführte, sandte er ein offizielles Schreiben an die oberste brittische Behörde in Schanghai, worin er seine Absichten deutlich und bestimmt darlegte. Er versichert darin, daß er mit den Ausländern, die er als Brüder ansehe und achte, nur freundschaftliche Handels-Beziehungen anzuknüpfen wünsche; daß bei dem beabsichtigten militärischen Zug gegen Schanghai die Personen und das Eigenthum derselben gewissenhaft respektirt werden sollen; daß er ferner ausschließlich gegen die Mandschu-Regierung kämpfe, und wenn die kaiserlichen Behörden freiwillig die Stadt Schanghai an die Taipings übergeben würden, so werde für den Handel der Ausländer auch nicht einen Augenblick eine Störung eintreten. Ja er ersuche die Ausländer, nach freiem Belieben eine Gränzlinie zu bestimmen, innerhalb welcher sie unbelästigt etwa zu wohnen wünschten, und über welche, selbst wenn es zur Erstürmung der Chinesenstadt kommen müßte, kein Taiping den Fuß setzen dürfe. Alles was er von ihnen zunächst begehre, sei völlige Neutralität, wie sie selbst (die Engländer) dieß schon im Jahr 1853 ausdrücklich durch ihren Bevollmächtigten Sir G. Bonham als ihren festen unabänderlichen Grundsatz ausgesprochen hätten.

Dieses offizielle Schreiben des Tschang-wang gelangte richtig an die Engländer in Schanghai; aber es wurde keiner Antwort gewürdigt. Einige Wochen später sandte der Taiping-General ein zweites ähnliches Schreiben an sie; es hatte aber das gleiche Loos und erhielt keine Erwiederung. War es nun Entrüstung über diese geringschätzige Behandlung, oder war es die Hoffnung, daß das thatsächliche Erscheinen eines bis dahin siegreichen Taiping-Heeres die Frage rasch zur Entscheidung bringen müsse, — genug, in den ersten Tagen des August 1860 brach der Tschang-wang mit großer Heeresmacht von Su-tschau auf

und rückte gegen Schanghai vor. Erst jetzt ließen sich die Kommandanten der brittischen und französischen Truppen herbei, folgende Erklärung an den Tschang-wang zu senden: „Da wir vernommen haben, daß eine bewaffnete Macht gegen Schanghai im Anzug ist, so erklären wir hiemit, daß die Stadt und die ausländische Niederlassung von den alliirten brittischen und französischen Truppen militärisch besetzt ist, und wir erklären deshalb, daß, falls bewaffnete Truppenkörper die Positionen, die wir innehaben, angreifen oder nur ihnen nahekommen sollten, dieselben als Feinde angesehen und demgemäß behandelt werden sollen. Schanghai den 16. Aug. 1860."

Zur Veranschaulichung der nun folgenden Vorgänge ist es nöthig im Auge zu behalten, daß Schanghai am westlichen Ufer des Flusses Wu-sung (nahe bei dessen Mündung ins Meer) liegt und auf der Nord-, West- und Südseite mit starken Festungsmauern umgeben ist. Auf der Südseite außerhalb der Stadt (hart am Fluß) liegen die Faktoreien und Handelsniederlassungen der Engländer; die Nordseite, gleichfalls außerhalb der Stadt, haben gegenwärtig die Franzosen inne. Ueberall aber, namentlich nordwärts, dehnen sich die Vorstädte mit ihren reichen und ansehnlichen Gebäuden und kostbaren chinesischen Magazinen weithin aus. Auf der Westseite aber befand sich, etwa eine halbe Stunde von der Stadt, ein befestigtes Lager, das von etwa 300 kaiserlich-chinesischen Truppen besetzt und vertheidigt wurde. Von dieser Seite her hätte die Eroberung der Stadt durch die Taipings ohne alle Belästigung der Ausländer geschehen können; und von dieser Seite her war es auch, daß Tschang-wang mit seinem Heere von Su-tschau aus anrückte. Hören wir nun einen Engländer in Schanghai selbst weiter erzählen. Er schreibt unter dem 17. August (dem Freitag, an welchem die Talpings wirklich in die Nähe der Stadt kamen) an den Herausgeber des ebendort erscheinenden North China Herald (vergl. die Nummer vom 18. Aug. 1860), wie folgt: —

„Die Woche, die nun schnell ihrem Ende sich naht, war für Viele eine Zeit der Aufregung und des Schreckens. Furcht hat sich nicht blos der feigen und furchtsamen Eingeborenen, sondern auch der in der Regel furchtlosen Ausländer bemächtigt. Am Samstag Nachmittag (11. Aug.) gieng das Gerücht, daß die Rebellen nur noch wenige Stunden von Schanghai entfernt seien; daß der Angriff auf die Stadt am folgenden Tag stattfinden sollte, daß aber die Ausländer und ihr Eigenthum vollkommen respektirt werden würden. Diese Nach-

richt brachte ein ausländischer Händler, der eben von Su-tschau kam. Die Kunde verbreitete sich rasch unter den Chinesen und brachte unter ihnen die gewöhnliche Wirkung hervor. Doch der Sonntag vergieng vollkommen ruhig, ebenso der Montag, ohne irgend ein Anzeichen, daß die Rebellen kämen. Am Dienstag jedoch wurden zwei gleichlautende Taiping-Proklamationen entdeckt, von denen die eine in der Handelsniederlassung der Ausländer [außerhalb der Stadt], die andere am östlichen Thore der Stadt selbst angeschlagen sich fand. Der Wortlaut derselben ist folgender:

'Li, kaiserlicher Kommissär der Taiping-Dynastie ꝛc., macht hiemit folgendes bekannt.

'Da die vom Himmel bestimmte Zeit der Mandschu-Dynastie abgelaufen ist, so wurde der wahre geheiligte Souverän in die Welt gesandt, sie (die Welt) zu retten. Und Ich, beehrt mit seinem Befehl, den Auftrag des Himmels zur Bestrafung der Verbrechen der verworfenen Dynastie auszurichten, habe von der Zeit an, da ich für die gute Sache in Kwang-si mich erhob, niemals eine Schlacht geliefert, ohne zu siegen, und nie eine Stadt angegriffen, ohne sie zu nehmen.

'Vor kurzer Zeit nun, als unsre Armeen Su-tschau besetzten, sind Eure (der Ausländer) Landsleute wieder und wieder in mich gedrungen, ich möchte nach Schanghai kommen, um persönlich über verschiedene Punkte, die auf den auswärtigen Handel sich beziehen, mich mit Euch zu verständigen. Dieß ist der Grund, warum ich hieher gekommen bin, nicht um Streit zu suchen und mit auswärtigen Nationen zu kämpfen, sondern ihnen einen Vertrag zu ungehindertem Handelsverkehr anzubieten. Und nun kommt mir eine Zuschrift von Euch [s. oben die Erklärung der franz. und britt. Kommandanten] zu, deren Inhalt ich nur mit dem größten Erstaunen lesen konnte.

'Ich möchte Euch zu Gemüth führen, daß ich eine zahllose Armee unter mir stehen habe, und daß die Vernichtung einer so unbedeutenden Stadt wie Schanghai uns keine Schwierigkeit darbietet. Wenn ich deshalb vor diesen Platz komme und meine Truppen regungslos vor demselben aufstelle, so geschieht dieß in der That nur im Geiste einer aufrichtigen Achtung vor Euch und aus Rücksicht auf unsern gemeinschaftlichen Glauben. Denn würde ich sofort Euch feindlich angreifen, so hieße dieß ja so viel als wenn die Glieder Einer Familie wider einander kämpften, und unfehlbar würde darüber die Mandschu-Dynastie vergnügt in die Faust lachen.

'Mit der Mandschu-Dynastie lieget ihr Ausländer gegenwärtig im Krieg; Ihr könnet die Treulosigkeit der Mandschu's bei den Taku-Forts nicht vergessen haben. Unser Taiping-Reich aber hat bei seinem gegenwärtigen Kampf keinen andern Zweck, als unser Land der [Mandschu-] Fremdherrschaft wieder zu entreißen [und eine nationale Dynastie aufzurichten]; wir liegen im Kampf mit jener, aber mit den ausländischen Nationen haben wir keinen Streit.

'Eure Länder setzen viel Werth auf freien Handelsverkehr. Nun aber wären die Vortheile, die Ihr in dieser Beziehung von uns erlangen würdet, ungleich größer, als die, welche Euch die Mandschu-Dynastie gewährt; denn sobald friedliche Beziehungen zwischen Euch und uns hergestellt sind, könnte Euer Handel allenthalben ohne irgend eine Beschränkung und Hemmung betrieben werden.

'Allein der wunderliche und seltsame Inhalt der Zuschrift, die an mich gelangt ist, bleibt mir ganz unerklärlich. Ich muß daraus schließen, daß auf Eurer Seite die Erwägung, daß wir von Einer gemeinsamen Religion sind, kein Gewicht habe, ja daß Ihr vielleicht die Absicht habet, Anlaß zum Streit [mit uns] zu suchen. Deshalb lasse ich diese Erklärung an die Ausländer in Schanghai ergehen. Wünschet Ihr einen freien Handelsverkehr kraft gegenseitiger Uebereinkunft fortzuführen, so möget Ihr sofort und ungehindert zu mir kommen und über die Bedingungen einer solchen Uebereinkunft unterhandeln. Ist es aber Euer Wunsch, uns Schwierigkeiten zu bereiten und Euch in Feindseligkeiten einzulassen, so werden meine Truppen wie eine Wasserflut herankommen und meine Befehle unbeweglich wie die Berge feststehen; und wir können die Zeit wohl erwarten, wo Sieg oder Niederlage sich entscheiden werden. Gegeben am 14. Tag des 7. Monats des 10. Jahrs der Taiping-Dynastie.'

„So lautete die Proklamation, die der Tschang-wang anschlagen ließ. Zugleich mit ihr wurde das Gerücht verbreitet, — ob wahr oder falsch, kann ich nicht sagen — daß der Tschang-wang ein officielles Schreiben an jeden der fremden Consuln (den brittischen und französischen) gesandt habe, worin er die Räumung der Stadt von Seiten der ausländischen Soldaten verlange, und zugleich drohe, falls dieß verweigert würde, die fremde Handelsniederlassung in Brand zu stecken. Als dieß Alles bekannt ward, kam die chinesische Bevölkerung der Stadt in große Bewegung. Bis spät in die Nacht sah man die Leute in Einem ununterbrochenen Strom aus Schanghai aufs Land fliehen.

Die Ausländer aber fiengen gleichfalls an, gewaltige Vorbereitungen zum Schutz ihrer Niederlassung zu treffen. Der Mitwoch gieng etwas ruhiger vorüber; aber der Donnerstag (16. Aug.) brachte wieder neuen Alarm. Es hieß, daß Myriaden von Rebellen bereits in der Nähe von Schanghai stünden und direkt auf die Stadt losgiengen. Ja um 1 Uhr Mittags stürzten die Chinesen schreiend und jammernd heran [in das Quartier der Ausländer] und riefen, die Rebellen seien gekommen und hätten bereits einige Theile der Vorstädte in Brand gesteckt. Am Abend erreichte die Aufregung im Fremdenquartier die höchste Spitze. Europäische Frauen und Kinder wurden theilweise an Bord der Schiffe gebracht oder an andere sichere Orte, damit die Männer im Fall der Noth leichter zu entkommen vermöchten.

„Nun, was soll denn all diese Angst und Aufregung auf unsrer [der Engländer] Seite? Warum diese kriegerischen Vorbereitungen, die Errichtung von Batterien, die Bildung eines Freiwilligencorps, das Aufschlagen eines kleinen Lagers auf dem Rennplatz, das Aufwerfen von Barrikaden in den Straßen unsres Quartiers? Man antwortet uns: die Furcht vor einem Angriff der Rebellen sei die Ursache davon. Aber was sollten denn wir von den Rebellen zu fürchten haben? Sind denn diese Leute unsre Feinde geworden? Und wenn Ja, so fragen wir: wie ist dieß gekommen? Daß sie bis in die allerneueste Zeit unsre Freunde gewesen sind, ist eine Thatsache, die Niemand leugnen kann. Das Zeugniß aller derer, die unter ihnen gewesen sind, — Handelsleute oder Missionare — und die unwandelbare Freundlichkeit und Höflichkeit, mit der sie jederzeit gegen die Fremden sich benommen haben, beweist dieß. Einer von denen, welche die Rebellen in ihrem eigenen Lager besucht haben, schreibt: 'Die Stimmung, die unter ihnen gegen die Ausländer herrscht, ist offenbar die allerfreundlichste, die man sich denken kann. Sie scheinen ein aufrichtiges Verlangen zu haben nach freundlichem Verkehr mit den Fremden, und die Beförderung der Handelsinteressen liegt ihnen sichtbar am Herzen. Sie sagen: die Eröffnung der 18 Provinzen des Reichs für den Handel wäre ihnen höchst willkommen und angenehm. Sie versichern, daß Fremde respektirt werden würden, wann und wo sie nur durch ihr (der Rebellen) Territorium reisen.' — Ferner sagt der Kan-wang [der Reformator Hung-yin] in seinem neuen Werk: 'Ausländische Nationen sollen auf dem Fuß völliger Gleichheit behandelt werden; auch sollen Fremde niemals mit beschimpfenden Namen betitelt werden. Missio-

nare werden volle Freiheit haben, überall hin zu gehen und das Evangelium zu predigen.' Ferner sind Boote mit Seideladungen und großen Geldsummen durch ihr Gebiet hin- und hergegangen ohne die geringste Belästigung, ohne irgend einen Grund zu Befürchtungen. Noch in den letzten Tagen sind zwei ausländische Fahrzeuge aus dem Innern mit großen Seideladungen nach Schanghai zurückgekehrt; sie passirten eine große Rebellenflotte bei Sung-kiang [einige Meilen oberhalb Schanghai], ohne auch nur das leiseste Zeichen von Mißstimmung oder Unfreundlichkeit zu erfahren. Nun mit diesen Thatsachen vor Augen, wiederhole ich die Frage: was ist's denn, das uns mit Furcht vor diesen Leuten erfüllt? Wer, oder was hat sie uns zu Feinden gemacht?..

„Es kann kein Zweifel darüber walten, daß die militärische Besetzung der Stadt durch unsre Truppen die Hauptursache all des Uebels ist. Einer der Rebellenführer urtheilte folgendermaßen: 'Die Stadt Schanghai gehört dem Mandschu-Kaiser Hien-fung, und nicht den Engländern und Franzosen; und demnach haben wir ein Recht, sie zu nehmen, falls wir es vermögen. Warum solltet denn nun Ihr ins Mittel treten und sagen: ihr sollt und dürft sie nicht haben? Warum solltet Ihr den Kaiserlichen gegen uns helfen? Wir hegen die freundlichsten Gesinnungen gegen Euch und haben Alles was in unsrer Macht stand gethan, um zwischen uns und Euch gegenseitige Harmonie und gutes Einvernehmen zu fördern. Wie kommt es denn, daß Ihr auf uns mit Geringschätzung und Verachtung und mit hochmüthigem Stolze herabsehet? Neutralität ist der einzig angemessene Boden, auf den Ihr euch zu stellen habt. Aber ist nicht Eure militärische Besetzung der Stadt und Eure offen ausgesprochene Erklärung, daß Ihr jedem Versuch von unsrer Seite, sie zu erobern, Euch mit bewaffneter Hand entgegensetzen werdet, eine direkte und handgreifliche Verletzung des Neutralitätsprincips? Indem Ihr so die Partei unsrer Feinde ergreifet und an seiner Seite gegen uns fechtet, werdet ihr ja ausgesprochener Maßen unsre erklärten Feinde. Von uns habt ihr nichts zu fürchten. Eure Personen und Euer Eigenthum werden aufs gewissenhafteste und heiligste respektirt werden. Wenn Ihr es wünschet, so werden wir es zum Gesetz machen, daß Keiner unsrer Soldaten jemals das Fremdenquartier betrete; und wenn je Einer trotz dieses Verbots es wagen sollte, die festgesetzte Gränzlinie zu überschreiten, so sollt Ihr Recht und volle Freiheit haben, ihn zu verhaften, die Bastonade ihm zu geben und selbst ihn zu tödten.'

„Nun, ist denn dieß Alles nicht klar und offen geredet? Wir möchten wissen, was unsre obersten Behörden hierauf zu sagen haben. Was im Himmel und auf Erden kann uns denn rechtfertigen, daß wir uns in eine Sache mischen wollen, die uns nichts angeht? Haben denn wir für dieß Volk zu entscheiden, wer ihr rechtmäßiger Souverän sein soll? Sollten wir wirklich uns entschließen können, eine Dynastie [die Mandschu's] zu stützen und aufrecht zu halten, die bis ins Herz faul und zerfressen ist? — eine Dynastie, die anerkannter Maßen am Zusammenbrechen ist, in Folge ihrer inneren Verderbniß und weit vorgeschrittenen Fäulniß? Haben wir etwa im Sinn, diese kräftige National-Erhebung in allen 18 Provinzen des Reichs niederzuwerfen? Wo nicht, so lasset uns nicht so wahnsinnig sein, durch einen für den Augenblick wirksamen Widerstand ein Volk zu reizen, das uns später vielleicht nach allen Seiten hin belästigen, unsern blühenden Handel zerstören und in einer Zeit, wo weder französische noch brittische Truppen mehr zu unsrem Schutze im Land sind, über uns herfallen und uns vernichten könnte.

„Können wir es ferner verantworten, wenn wir irgend etwas thun, das dazu beiträgt, einen Kampf in die Länge zu ziehen, der ohne allen Zweifel fortgehen wird, bis eine neue nationale Dynastie zu Stande gekommen ist, — einen Kampf aber, der, so lange er währt, ein unberechenbares Maaß von Elend über das Volk bringt? ... Aber, fragt man vielleicht, sollten wir nicht eben aus Mitleid für das arme Volk die Stadt Schanghai militärisch besetzen und sie gegen die Rebellen in Schutz nehmen? Gewiß nicht; es sei denn, daß es unsre Pflicht wäre, jede andere Stadt in China gleichfalls gegen sie in Schutz zu nehmen und militärisch zu besetzen. Dann wäre es unsre Pflicht, auch nach Sung-kiang und nach Tsing-pu und nach Sutschau zu marschiren und die Rebellen daraus zu vertreiben. Wir sind aber überzeugt, daß die Sache in Schanghai so arrangirt werden kann, daß das Volk nur sehr wenig zu leiden hat, wenn die Rebellen wirklich kommen sollten....

„Mit diesen Thatsachen vor Augen, — ist es zu verwundern, daß die Rebellen über unser Benehmen entrüstet, und daß sie entschlossen sind, mit Gewalt ihr Recht in Anspruch zu nehmen? Wenn wir entschlossen sind, den Feind gegen sie zu spielen, dürfen wir denn erwarten, daß sie den Freund gegen uns spielen werden? Würden wir unter ähnlichen Umständen anders handeln?... Die Rebellen

haben ein eben so scharfes Gefühl für Recht und Unrecht, vielleicht ein schärferes, als wir. Sollten sie kommen und uns [Ausländer] aufs Haupt schlagen und aus dem Fremdenquartier jagen, — ich glaube aber nicht, daß sie dieß thun werden, — so müßte die ganze Schuld davon wahrlich nicht auf sie, sondern auf diejenigen fallen, welche sie dadurch in unsre Feinde verwandelt haben, daß sie sich zu einer Handlungsweise verleiten ließen, welche nicht nur von jeder gesunden Politik, sondern auch vom gemeinsten Rechtsgefühl als einer großen christlichen Nation unwürdig verurtheilt werden muß. Wir wissen nicht und begehren es nicht zu wissen, ob die militärische Besetzung der Stadt Schanghai durch ausländische Truppen in ihrem letzten Grunde dem Einfluß der Priester zuzuschreiben ist, wie vielfach behauptet wird; aber das wissen wir, wem wir eine volle Woche der Unruhe und der Angst zu verdanken haben, und auf wen die Schuld fällt, wenn unsre Wohnungen zerstört und unsre Personen verletzt werden!" —

So schreibt ein Engländer in Schanghai selbst, und sein ernstes Mahnwort erschien in der bedeutendsten englischen Zeitung, die zu Schanghai wöchentlich ausgegeben wird, und zwar an dem gleichen Tage, wo die Rebellen hart vor dieser Stadt sich zeigten. Die zuletzt darin gegebene Andeutung, welche auf geheimen „Einfluß der Priester" hinweist, müssen wir noch besonders betonen. Sie hat, wie es scheint, nur allzu guten Grund. Die Allianz des protestantischen Englands mit dem römisch-katholischen Frankreich ist an und für sich eine Anomalie; sie hat bis dahin vor Allem in China für die Sache der Menschlichkeit und namentlich für die Sache der Evangelisation des chinesischen Reichs die betrübendsten Folgen getragen. Im Gefolge der dortigen französischen Truppen befindet sich eine ganze Heerschaar hoher und niederer Priester, deren Klugheit und Energie, wo es die Sache ihrer Religion gilt, sprichwörtlich geworden ist. Frankreich hat ja bei seiner Betheiligung am chinesischen Feldzug, — neben der politischen Absicht, Englands Macht nicht zu groß werden zu lassen, — keinen andern Zweck, als die Ausbreitung und Förderung der römisch-katholischen Missionen im fernen Osten. Daher das bedeutende Geleite von Bischöfen, Priestern und Mönchen. Wie sollten diese Letzteren aber den Taiping-Rebellen günstig gesinnt sein, — jenen „Barbaren", welche den römischen Bilderdienst ebenso rücksichtslos behandeln als den buddhistischen Götzendienst? Im Herzen der römi-

schen Priester ist der Stab über die Taipings längst gebrochen; denn die Taipings besitzen ja die Bibel in der Landessprache, und drucken und verbreiten sie zu Zehntausenden: weg also mit diesen Taipings, den Todfeinden des katholischen Glaubens!

Daß der Kommandant der französischen Truppen in China, der unter diesem „Einfluß der Priester" steht, zur militärischen Besetzung Schanghai's und zur feindseligen Abwehr der Taipings, somit zum gewissenlosen Bruch der feierlich ausgesprochenen Neutralität rathen und drängen konnte, begreifen wir; aber die Engländer? Nun, was thut man doch nicht den lieben Alliirten zu Gefallen! Bei einem englischen Staatsmann hat in der Regel die religiöse Frage eine höchst untergeordnete, wenn überhaupt eine Bedeutung; sie fällt bei militärischen und Staats-Actionen gar nicht oder kaum ins Gewicht. Dagegen verbanden sich ja die „großen Handelshäuser" in Schanghai — wenn schon von einem ganz andern Standpunkt des Interesse's aus — mit den französischen Alliirten in der gleichen Bitte. Der große heilbringende Handelsartikel nemlich, welcher die Schatzkammern der brittischen Schanghai-Kaufleute bis zum Ueberfließen bereichert, ist das Opium. Die Taipings aber sind die entschlossenen und mächtigen Gegner der Opium-Einfuhr und haben darauf den Tod gesetzt; folglich weg mit ihnen! Ruft doch auch der in Hongkong erscheinende Handels-Anzeiger (China Overland Trade Report) sich in jedem Blatt die Kehle heiser, um einen Rachezug zur Vernichtung dieses „fanatischen Raub- und Mord-Gesindels" zu Stande zu bringen. Eine solche Sprache gegen die opiumfeindlichen Taipings aber muß auch den brittischen Staatsmännern einleuchten; denn in der reichen Opium-Kultur in Indien und seiner Ausfuhr nach China liegt ja eine der wichtigsten Einnahmequellen des indischen Staatsschatzes; die Taipings, wenn sie Herren China's würden, wären aber darin ein furchtbarer Stein des Anstoßes; folglich muß die Stadt Schanghai von den Britten und Franzosen militärisch besetzt, die Neutralität gebrochen, die anrückende Rebellen-Armee als Feind behandelt werden! Es geht nicht anders.

Am Freitag den 17. August, demselben Tag, an welchem der oben mitgetheilte Warn- und Mahnruf eines nüchternen Engländers geschrieben wurde, zeigte der von Flammen geröthete westliche Horizont, daß die Taipings im Anzug seien. Einige der von den Kaiserlichen besetzten kleinen Ortschaften waren von ihnen in Brand gesteckt

worden. Am Abend des Tages erreichte Tschang-wang, der an der Spitze des Zuges stand, das Dorf Si-ka-wei, das nur eine Stunde von Schanghai entfernt ist, und wo eine Jesuiten-Kirche und ein katholisches Seminar zur Erziehung eingeborener Priester sich befindet. Die Kirche, welche von den Taipings ohne Zweifel für einen Buddhistentempel genommen ward um der vielen Heiligenbilder willen, wurde von diesen Zeichen des Bilderdienstes gewaltsam gereinigt, ein Priester, der sich solcher Entweihung widersetzen wollte, erschlagen und Kirche und Seminar zum Hauptquartier Tschang-wangs eingerichtet. Hören wir nun denselben Engländer, dessen warnende Stimme wir oben vernahmen, den ferneren Verlauf der Dinge weiter erzählen. (Vergl. North China Herald 1. Sept. 1860.)

„Am Samstag Morgen (18. Aug.)," schreibt er, „hatten die Rebellen ein Gefecht mit den kaiserlichen Soldaten bei Lu-kia-wan [dieß ist das befestigte Lager der chinesischen Truppen, eine halbe Stunde von Schanghai], und schlugen dieselben in die Flucht. Ein eingeborener Offizier hat mir gesagt, daß [von den 300 Mann, die dort standen] nur etwa 20 bis 30 nach Schanghai entkommen seien, von dem Schicksal der Uebrigen wisse man nichts. Nach diesem leichten Sieg marschirten die Taipings gegen das westliche und südliche Thor von Schanghai, während zwei- bis dreihundert von ihnen weiter zogen nach den östlichen Vorstädten und dort ankamen, ehe sie von unsern (brittischen) Offizieren als Rebellen erkannt wurden. Ein anderer Trupp betrat das Haus eines Ausländers am südlichen Thore, behandelte aber die Bewohner desselben mit der größten Zuvorkommenheit und Achtung*). Derselbe schickte sich eben an, nach der Niederlassung der Ausländer (brittisches Quartier) sich zu begeben, als er plötzlich sein Haus von Soldaten umgeben sah, die er anfänglich für Kaiserliche hielt, aber bald als Rebellen erkannte. Ihr Anführer, ein ausnehmend frisch und verständig aussehender Mann, in Seide gekleidet und an seinem Arm drei Spangen (eine von grünlichem Edelstein, eine von Gold und eine von Silber) tragend, gieng sogleich in ein Gespräch mit dem Ausländer ein und fragte ihn, ob er den höchsten

*) Es war dieß der Missionar Mills, dessen Wohnung nahe beim südlichen Thor der Stadt, etwas entfernt vom Fremdenquartier liegt. Er selbst erzählt seine Erlebnisse fast ganz gleichlautend mit dem vorliegenden Bericht (vergl. North China Herald 1860, 25. August, Seite 135).

Gott verehre. Darauf erwiederte er: 'Ja, ich verehre Gott, und ich bin deßhalb in dieß Land gekommen, um die Leute zu ermahnen, daß sie das Gleiche thun.' — 'Das ist recht,' rief der Rebellenhauptmann und versprach dabei sogleich, daß seine Leute weder ihn und seine Familie belästigen, noch irgend etwas an den Missionshäusern oder dem Missionseigenthum beschädigen werden. Sodann zog er einen Streifen Papier hervor und bat jenen Herrn, denselben an seiner Hausthüre zu befestigen. Darauf war geschrieben: 'Der Tschang-wang Li befiehlt, daß die Wohnungen der Ausländer in Schanghai von seinen Offizieren und Soldaten nicht beschädigt werden dürfen. Sollte irgend Einer diesen Befehl mißachten, so soll er enthauptet werden.'*) In diesen Worten spricht sich die unwandelbare Politik der Taipings gegen die Fremden aus. Sie hatten gewünscht, jeden Zusammenstoß mit den Ausländern zu vermeiden, und sie sind unverkennbar entschlossen, uns mit Achtung zu behandeln, mögen wir sie auch mit Kugeln und Kartätschen traktiren. Die Wohnungen der Fremden am südlichen Thor, Herrn Wardner's Haus am westlichen Thor und die römisch-katholischen Gebäude im Dorf Si-ka-wei, — alle stehen noch, obgleich nichts leichter gewesen wäre, als sie in Aschenhaufen zu verwandeln,

*) Der North China Herald erzählt an einer andern Stelle: „Jener Rebellen-Anführer stieg (alsdann) vom Pferde, trat in Herrn Mills' Haus und behandelte ihn mit ganz besonderer Höflichkeit und Güte. Als Herr Mills ihm ein chinesisches N. Testament und etliche christliche Traktate zeigte, machte Jener die Bemerkung, er verstehe diese Dinge nicht so ganz gut. Als darauf einige der Rebellen wünschten, Herrn Mills' Haus zu besetzen und Kanonen daselbst aufzupflanzen, genügte ein Wink des Anführers, dieß abzuweisen. Während der Unterredung des Letzteren mit dem Missionar (drinnen im Haus), wurden die Rebellen, die um das Missionshaus her standen, von der Stadtmauer aus [von den dort postirten Engländern] erkannt, und sofort begann das Feuer auf sie. Nun hielt Herr Mills mit seiner Familie es an der Zeit, in aller Eile nach einem Ort größerer Sicherheit zu entweichen. Auf dem Weg nach dem Fremdenquartier passirten sie die östliche Vorstadt, wo sie zu ihrem großen Erstaunen bereits zahlreiche umherstreifende Corps von Rebellen fanden, die bis ganz in die Nähe des französischen Quartiers vorgedrungen waren. Die flüchtigen Missionsleute erfuhren jedoch auf dem ganzen Weg keinerlei Belästigung, indem die Erklärung: 'Auch wir verehren den höchsten Gott', ein ganz genügender Frei- und Geleitbrief für sie war. — Es ist übrigens billig, hier noch beizufügen, daß das Papier, das am Missionshaus angeschlagen war, aufs genaueste respektirt ward, so daß nach dem Abzug der Rebellen sich weder am Haus noch am sonstigen Eigenthum irgend eine Beschädigung fand." (Vergl. N. Ch. Herald 1860 S. 135.)

wenn die Insurgenten dieß gewollt hätten. Es geht das Gerücht, daß ein katholischer Priester in Si-ka-wei von ihnen soll getödtet worden sein. Es ist sehr zu beklagen, wenn dieß geschehen ist; wir sind aber überzeugt, daß es geschah, weil sie nicht wußten, daß der Mann ein Christ war. Da er gemeine chinesische Kleidung trug, so nahmen sie ihn vielleicht für einen gewöhnlichen Chinesen; oder es mögen andere Umstände damit verbunden gewesen sein, die sie entschuldigen.

„Genug, als sie dem westlichen Thore von Schanghai sich näherten und man sie als Rebellen erkannte, wurde der Befehl gegeben, auf sie [von den Mauern] zu feuern. Sie winkten mit der Hand, baten unsre Offiziere nicht zu schießen und standen regungslos da, offenbar wünschend, Unterhandlungen zu eröffnen und ihre Absicht zu erklären. Davon wurde keine Notiz genommen, sondern zwei Stunden lang ward ein scharfes Musketen- und Geschützfeuer gegen sie unterhalten. Dann erst zogen sie sich zurück mit einem Verlust, den Einige auf 40, Andere auf 200 Getödtete schätzen. Man kann sich aber auf keine Schätzung verlassen, da Todte und Verwundete sorgfältig von ihnen weggetragen wurden, ehe ihre Zahl genau erkundet werden konnte. Ob aber viele oder wenige, — der Tod dieser Männer kann in keinem andern Lichte betrachtet werden, als in dem eines schändlichen Mords, — begangen nicht von unsren Soldaten, die den Befehlen folgen mußten, sondern von denen, die zu diesem teuflischen Verfahren Rath und Befehl gaben. Solche Thaten wie diese treiben uns die Schamröthe ins Gesicht, also daß wir uns im Staube verkriechen möchten. Unser Christenthum und unsre Civilisation sind in den Augen der Heiden zu Spott und Hohn geworden. Unser Nationalcharakter ist geschändet, unser guter Name entehrt durch solche verkehrte und niederträchtige Entfaltung brutaler Gewalt. Diese Leute sind vielleicht zu schwach dazu, um Böses mit Bösem vergelten zu können, auch wenn sie es wollten; aber der Tag der Vergeltung wird sicherlich kommen, wo wir Sturm ernten werden von dem Wind, den wir gesäet haben.

„Am Sonntag Morgen machten die Insurgenten, wie es heißt, einen Versuch, das von den Franzosen besetzte Quartier [im Osten der Stadt] zu betreten; allein sie wurden von den französischen Soldaten mit Schüssen empfangen und zurückgetrieben. Auch hier, wie am südlichen Thor, scheinen sie auf alle mögliche Weise versucht zu

haben, Unterhandlungen zu eröffnen; aber sie erfuhren dieselbe Behandlung wie dort. Nachdem sie zurückgetrieben waren, stürzten die französischen Soldaten wüthend über die friedlichen Bewohner der Vorstadt her und mordeten Männer, Frauen und Kinder ohne Unterschied. Ein Mann wurde mit dem Bajonett durchbohrt, während er eben ruhig seine Opiumpfeife rauchte. Eine Frau, welche soeben ein Kind geboren hatte, ward ohne den leisesten Anlaß von ihrer Seite mit dem Bajonett gespießt. Frauen und Mädchen wurden von diesen ruchlosen Marodeurs [den Franzosen] entehrt und Häuser geplündert, ohne daß ihnen Einhalt geboten worden wäre. Den unglücklichen Leuten, die durch Flucht sich zu retten suchten, ward Alles genommen, was sie bei sich trugen und Alles auf Einen Haufen geworfen. Wurde das Eigenthum nicht sofort und willig hergegeben, so gab das Bajonett die Entscheidung. Ein Lastträger, der mit 400 Käsch [kleine chinesische Münze] eben vorüber gieng, ward mit blanker Waffe in den Arm gehauen. Der Mann ließ sein Bündel fallen und lief davon, und der Soldat, der ihn verwundet hatte, hob es auf, offenbar ebenso vergnügt über seinen Gewinn, als über das teuflische Mittel, durch welches er ihn erlangt hat. Die Insolenz, welche diese Lumpenkerls ja auch gegen die meisten Engländer, die etwa einmal das französische Quartier besuchen, an den Tag zu legen pflegen, gränzt aus Unerträgliche. Was mich betrifft, so würde ich das Joch der Mandschu-Dynastie zehntausendmal lieber ertragen, als das der Franzosen, und ich bin vollkommen überzeugt, dieß ist auch die Ansicht der Chinesen.

„Nachdem dieß Teufelswerk eine Zeitlang fortgegangen war, wurde der prächtige Tempel der 'Königin des Himmels' von den Franzosen in Brand gesteckt. Seitdem hat die Feuersbrunst immer weiter um sich gegriffen, so daß jetzt die östliche Vorstadt ein überaus betrübtes Schauspiel darstellt. Das Niederbrennen der südlichen und westlichen Vorstädte durch die Engländer, und des größeren Theils der östlichen Vorstadt durch die Franzosen, hat Tausende von Chinesen ihrer friedlichen Wohnstätten beraubt und an den Bettelstab gebracht. Was wir den Rebellen verwehren wollten, das haben wir selbst meisterlich gethan. Es ist wahr, nachdem wir einmal die Insurgenten uns zu Feinden gemacht oder sie irrthümlich für unsre Feinde gehalten, so wurde allerdings dieses Werk der Verwüstung bis auf einen gewissen Grad unvermeidlich. Aber wenn wir bedenken, daß diese verheerenden

Flammen durch die absichtliche Selbstverblendung, durch das Vorurtheil und den Stolz der ausländischen Machthaber in Schanghai angezündet wurden, so wendet sich unsre Seele in Ekel und Schauer hinweg.

„Am Montag früh sah man die Insurgenten nach dem Rennplatz [am brittischen Fremdenquartier] marschiren. Nachdem sie bis auf eine Viertelstunde sich genähert hatten, pflanzten sie ihre Banner auf hochaufgeworfenen Gräbern und Erdhaufen auf, während sie selbst sich in zwei benachbarte Weiler zurückzogen. Das Freiwilligen-Corps [im Fremdenquartier] begab sich sofort an seinen Posten bei den Barrikaden, die Marinesoldaten besetzten die verschiedenen Vertheidigungspunkte des Quartiers, eine Haubitze und etliche Brandraketengeschütze wurden gegen die Linien der Rebellen hinausgeschickt und in weniger als einer halben Stunde war das Quartier in einem uneinnehmbaren Zustand. Nun begann das Schießen mit leichtem und grobem Geschütz. Die Insurgenten hielten es mehrere Stunden lang aus, unbeweglich wie Stein, ohne einen einzigen Schuß zu erwiedern. Endlich platzte eine wohlgezielte Bombe von einem der im Fluß liegenden Kriegsschiffe in Mitten eines der beiden Weiler, — eine zweite Bombe von dem Rennplatz aus platzte zwei Sekunden später in dem andern Weiler. Drei Minuten nachher sah man die Rebellen nach ihren Bannern eilen, sie rasch aufrollen und auf die Schulter nehmen. Gegen Sonnenuntergang marschirte die ganze Truppe gegen das Dorf Si-ka-wei zurück, wo sie für die Nacht ihr Quartier aufgeschlagen zu haben scheinen. Am Dienstag und Mittwoch machten sie verschiedene Bewegungen in bedeutender Entfernung von der Stadt. Der Donnerstag gieng ruhig vorüber. Die Insurgenten haben seitdem keine neue Bewegung gegen die Stadt zu gemacht, und auch auf unsrer Seite fand kein weiteres Schießen statt.

„Dieß ist ein schwacher Umriß der Vorgänge, die sich seit dem ersten Erscheinen der Insurgenten in der Nähe von Schanghai zugetragen haben. Der Schrecken war sehr groß, sowohl unter den Ausländern als den Chinesen. Bei nicht Wenigen scheint die Furcht die Oberherrschaft über ihr besseres Urtheil gewonnen zu haben. Einer machte am Montag Abend die weise Bemerkung: ihre (der Taipings) Sache könne nicht von Gott sein, weil sie die Stadt Schanghai nicht hätten zu nehmen vermocht. Eine solche Bemerkung wäre der Freunde Hiobs ganz würdig. Der kluge Mann, der sie machte, muß erst noch lernen, daß Macht und Recht nicht immer beisammen sind. Manche,

die mit großem Interesse und sichtbarer Befriedigung von ihren (der Taipings) Siegen in andern Theilen des Reichs gehört haben, sind nun ganz entrüstet über ihre Unverschämtheit, daß sie es wagen, uns so nahe zu kommen und uns auf diese Weise zu beunruhigen. Ach, ach, diese elende Selbstsucht, die uns anklebt! Kaum steht unser eigenes persönliches Interesse auf dem Spiel, so schließt man Aug' und Ohr und Herz und will von Gerechtigkeit nichts wissen und die Stimme der Vernunft nicht hören.

„Wer ist denn anzuklagen? So lange die Stadt Schanghai in den Händen des Taotai (kaiserlich-chinesischen Generalstatthalters) ist, so haben die Rebellen ebenso volles Recht, sie anzugreifen und zu erobern, als jede andere Stadt innerhalb der Gränzen der 18 Provinzen des Reichs. Allerdings wir, im Vertrauen auf unsre überlegene Macht und im Blick auf die Schwäche der emporstrebenden nationalen Partei, wir können ins Mittel treten und sagen: Ihr sollt sie nicht haben! Aber ein solches Verfahren ziemt doch nur einem grundsatzlosen, plump dareinfahrenden Eisenfresser. So lange die Stadt eine kaiserliche Stadt ist, können wir nicht unsre Soldaten hineinlegen, um sie gegen eine Macht zu vertheidigen, die anerkanntermaßen gegen uns freundlich gesinnt ist, ohne daß wir ebendamit einen Grundsatz verletzten, dessen Nichtbeachtung unabsehbaren Schaden für unsre besten Interessen herbeiführen muß. Stellet euch auf neutralen Boden, und beide Parteien werden euch respektiren; verlasset diesen Boden und ihr werdet von der einen Partei gehaßt, von der andern verachtet werden. Denkt etwa der chinesische Generalstatthalter von Schanghai, denken die städtischen Behörden höher von euch, weil ihr ihnen diesen Beistand geleistet habt? Und wird der Kaiser Hien-fung selbst euch dafür danken? Wahrlich, nein! Sollten die Mandarinen von Schanghai großmüthig genug sein, dem Kaiser den Dienst zu erwähnen, den ihr ihnen geleistet, so könnte das ihnen ihre Knöpfe (Mandarin-Ehrenzeichen) oder gar den Kopf kosten.

„Die Hülfe, die wir der kaiserlichen Sache geleistet, dadurch daß wir die Stadt Schanghai für den Taotai und gegen die Insurgenten vertheidigt haben, ist sehr wesentlich. Der chinesische General kann nunmehr Schanghai zur Operationsbasis gegen die Letzteren machen. Von da aus kann er seine 'Helden' aussenden, um die Insurgenten bei ihren Bewegungen stets zu beunruhigen; dahin können sie zurückfliehen als in eine sichere Zufluchtstätte, wenn sie

geschlagen werden. Hier sind sie vollkommen außer aller Gefahr. Unser Pulver, unser Blei, unsre Kartätschen sind eine feurige Mauer um sie her. Unsre Ehre ist zu ihrem Schutze verpfändet; das Leben unsrer eigenen braven Soldaten muß geopfert, ihr Blut vergossen werden, wenn es zur Erhaltung der kaiserlichen Stadt nothwendig ist. Gebet Schanghai den Insurgenten, — oder wenn dieß zu viel gefordert ist, jaget die kaiserlichen Mandarinen fort und nehmet die Stadt für euch selbst in Besitz, und diese ganze Provinz (Kiang-su) und wahrscheinlich auch die Provinz Tsche-kiang wird sofort den Taipings in die Hände fallen. Faßt man diese Thatsachen ins Auge, so wundert man sich nicht, daß die Insurgenten so über Alles begierig sind, die Stadt Schanghai den Händen der Kaiserlichen zu entreißen, und ohne Zweifel werden sie nimmermehr ruhen, bis daß dieses Ziel — so oder anders — erreicht ist.

„Unsre militärische Besetzung und Vertheidigung Schanghai's zu Gunsten des Taotai und gegen die Insurgenten ist allerdings das Hauptunrecht; allein es ist noch etwas Anderes, was die Häupter der Taipings schmerzlich verletzt haben muß. Ich meine die stillschweigende Geringschätzung, mit der sie von den ausländischen Machthabern in diesem Seehafen behandelt wurden. Bald nach der Eroberung Suttchau's durch die Rebellen sandte der Tschang-wang eine offizielle Mittheilung an Ihre Excellenzen Herrn Bruce (England), Monsieur Bourboulon (Frankreich) und Herrn Ward (Amerika), um mit ihnen in Betreff Schanghai's zu einer freundschaftlichen Verständigung zu kommen. Darauf ward nie geantwortet. Der Kan-wang („Schildkönig", ehemals Hung-yin) kam expreß von Nanking nach Su-tschau, um mit mehreren Missionaren über Missionsangelegenheiten zu verhandeln, und um zugleich mit den Repräsentanten der ausländischen Mächte über die Besetzung der Stadt Schanghai und über verschiedene den Handel betreffende Punkte Rücksprache zu nehmen. Dieser Mann ist dem Publikum bekannt durch Edkins' Uebersetzung einzelner Abschnitte seines neuesten Werks. Niemand kann diese Auszüge [wir haben oben daraus Manches mitgetheilt] lesen, ohne für diesen Mann mit einer Achtung erfüllt zu werden, wie man sie sonst nicht leicht einem Chinesen zollt. Da er mit den Lehren des Christenthums gründlich bekannt und mit Ausländern und auswärtigen Angelegenheiten im Allgemeinen wohl vertraut ist, so glaubte er jene Fragen besser als irgend ein anderer von den Taiping-Königen verhandeln zu

können. Allein auch seine Zuschriften an die fremden Consuln hatten ganz dasselbe Schicksal, wie die von Tschang-wang: sie wurden nie beantwortet, vielleicht nicht einmal eröffnet. Wir haben vernommen, daß er dieß sehr bitter gefühlt und es sowohl als eine persönliche Beschimpfung, als auch als eine höchst ungerechte Geringschätzung der Taiping-Sache überhaupt betrachtet habe. Da ihm aber Alles daran lag, jede Kollision mit den Ausländern zu vermeiden, so ließ er sich herab, eine zweite Zuschrift an den englischen Consul ergehen zu lassen, die aber, wie die frühere, mit verächtlichem Stillschweigen erwiedert ward. Wir tadeln darüber den brittischen Consul nicht; er hat auf höheren Befehl so handeln müssen. Was uns betrifft, die wir nur sehr wenig von den diplomatischen Finessen verstehen, so erscheint uns die Stellung, welche der oberste brittische Bevollmächtigte, Herr Bruce, gegen die Insurgenten einnimmt, die allerungerechtfertigste, die sich denken läßt. Man vergleiche damit das Verhalten des Sir George Bonham [s. oben S. 500 f.] im Jahr 1853. Damals wurde uns von den Taipings gleichfalls vorgeworfen, wir hielten es mit den Kaiserlichen. Hierauf eilte Sir G. Bonham sofort nach Nanking selbst, um den Rebellenhäuptern unsre vollkommene Neutralität darzulegen und auseinander zu setzen. Bonham's eigene Worte lauten so: 'Es ist uns neuerdings zu Ohren gekommen, daß ein Kampf zwischen den eingeborenen Chinesen und den Mandschu's ausgebrochen ist, und daß Ihr, der östliche König, Nanking erobert habt. Mancherlei Gerüchte kamen nun in Umlauf; namentlich haben die Mandschu-Behörden eine Proklamation erlassen des Inhalts, daß sie zehn oder mehr Dampfschiffe von den westlichen Nationen entlehnt hätten, mit denen sie sofort den Yang-tse-kiang hinauffahren und eure Truppen angreifen würden. Dieß ist ganz und gar unwahr. Es ist die feststehende Gewohnheit unsrer Nation, in keiner Weise sich in irgend einen Streit zu mischen, der in den Ländern, welche von unsern Unterthanen zu Handelszwecken besucht werden, stattfinden mag. Es kann deshalb gar keine Frage sein, daß wir jetzt in China unsre Dampfboote dazu herleihen sollten, um in dem bestehenden Kampfe nach irgend einer Seite hin Beistand zu leisten. Kurz, es ist unser Wunsch, in dem Kampfe zwischen Euch und den Mandschu's vollkommen neutral zu bleiben.'

„Dieß war die weise und gerechte Politik des Sir George Bonham im J. 1853, und wahrlich sie bildet einen ruhmvollen Kontrast gegen

die verblendete Politik des Herrn Bruce. Wenn der erstere recht handelte (und wer zweifelt daran?), so handelt der letztere offenbar verkehrt; denn er hat das Princip der Neutralität gröblich verletzt. Hätte Herr Bruce gehandelt wie Sir G. Bonham, so wäre alle das Uebel, von dem wir bedroht wurden und noch sind, abgewendet worden. Und überdieß haben wir jetzt hundertfach stärkere Ursache, als vor sieben Jahren, das Princip der Neutralität festzuhalten. Der Kaiser Hien-fung ist schwächer und der Taipingfürst stärker geworden als je. Damals waren die Insurgenten weit von uns entfernt, jetzt sind sie unsre nächsten Nachbarn. Damals waren ihre Absichten zweifelhaft; jetzt kennt man sie ganz genau. Ihre Stimmung gegen die Ausländer und gegen den auswärtigen Handelsverkehr war damals unklar; jetzt weiß man wie dringend sie wünschen, mit uns in freundschaftliche Beziehung zu treten und die besten Interessen des Handels zu fördern. Die Mandschu-Dynastie ist um sieben Jahre ihrem Sturz näher gerückt, während die Taiping-Dynastie durch sieben Jahre voll schwerer Erfahrung befestigt und gestärkt ist. Sie ist gegenwärtig die eigentlich herrschende Macht in China, man mag sagen was man will. Ja sie hat es in ihrer Gewalt, dieses fruchtbare reiche Handelsgebiet (China) in eine Einöde zu verwandeln. Sie aus Su-tschau und Nanking verjagen, wäre nur der Anfang unabsehbarer Verwirrung. So lange sie im Besitz dieser Städte sind, werden sie in ihren Bewegungen vorsichtig sein und sich wohl hüten etwas zu thun, was den Zorn der auswärtigen Mächte reizen könnte. Jaget sie von dort weg, und siehe, sie werden das Land überfluten und Verwüstung und Tod auf ihrem Marsche zurücklassen....

„Seitdem das Obige geschrieben worden, sind drei Herren von einem Besuch in dem Dorfe Si-ka-wei zurückgekommen. Sie fanden, daß die Landleute überall in ihre Hütten und zu ihrer Arbeit heimgekehrt sind. Zwar ist vieles in Brand gesteckt und in Asche gelegt worden, doch weit weniger als man Anfangs glaubte. Die Felder und Ernten sind nicht im geringsten beschädigt. In einem Tempel in der Nähe der römisch-katholischen Missionsniederlassung sind alle Götzenbilder in Stücke zerschlagen. Jene Herren fanden nur zwei Leichname, die im Fluß schwammen, und einen im Felde liegen. Die (katholische) Kirche ist ganz und gar unbeschädigt geblieben. Den übrigen (kathol.) Gebäuden ist es weniger gut gegangen, doch litten sie keinen wesentlichen Schaden. Ein stattlicher fetter Priester und zwei

andere Männer sind gegenwärtig dort und bewachen die Missionsniederlassung gegen die Lokaldiebe. Was den Priester betrifft, der ermordet worden sein soll, so sagten die Leute dort, man habe darüber keine Gewißheit. Gestern (23. Aug.) sind die Insurgenten von dort aufgebrochen. Folgende Proklamation fand sich an der (katholischen) Kirche angeschlagen:

'Der Tschang-wang erläßt hiemit an die Offiziere und Soldaten seinen Befehl, damit Alle genau darnach sich halten. Nachdem ich den himmlischen Auftrag erhalten, meine Soldaten überallhin in den Kampf zu führen, so sind dieselben bereits bis vor Schanghai gekommen und haben ihre Zelte vor der Kirche aufgeschlagen. Nun wird hiemit befohlen, daß nicht der allergeringste Theil ausländischen Eigenthums beschädigt werden darf. Die Veteranen unter meinen Soldaten sind hinreichend bekannt mit der himmlischen Religion, um zu wissen, daß die Ausländer ebenso wie die Unterthanen der Taiping-Dynastie insgesammt den höchsten Gott anbeten und ebenso Jesum verehren, und daß Alle als Brüder anzusehen sind. Die Veteranen werden deshalb sicherlich keinen Schaden thun. Aber ich habe daran gedacht, daß die Soldaten, die erst kürzlich in unsre Reihen eingetreten sind, vielleicht nicht wissen, daß dieß (die Kirche) ein Ort der Gottesverehrung ist, und deshalb noch nicht vollkommen verstehen, daß die Religion der Ausländer Eins mit der unsrigen ist und den gleichen Ursprung hat. Darum ziemt sichs, diesen Befehl zu erlassen. Deshalb sei allen Soldaten, Veteranen oder Neulingen, hiemit kund und zu wissen gethan, daß ein Jeder, der sich einer Verletzung des Eigenthums, der Güter, Häuser oder Kapellen der Ausländer schuldig macht, ohne Barmherzigkeit mit dem Tode bestraft werden wird. Zittert Alle und gehorchet.

„So lautet die Proklamation. Man sieht daraus, daß diese Leute mit den friedlichsten Gesinnungen gegen die Ausländer gekommen sind. Ihr Benehmen gegen uns, seit sie in der Nähe von Schanghai erschienen sind, bildet einen mächtigen Kontrast gegen unser Verfahren gegen sie, — ihnen zur Ehre, uns zur Schande. Was auch ihre Irrthümer in Sachen der christlichen Glaubenslehre sein mögen, — so viel ist gewiß, daß sie uns weit voraus sind in der praktischen Ausübung dessen, was unser Herr und Meister gesagt hat: 'Segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen.'"

* * *

So schreibt ein Engländer unmittelbar nach jenen Ereignissen; er spricht es in dem gelesensten Blatte von Schanghai offen aus, den englischen und französischen Behörden ins Angesicht. Ein Leitartikel des North China Herald, der gegen die Taipings nichts weniger als günstig gestimmt ist, giebt in der gleichen Nummer im Wesentlichen den gleichen Bericht über diese Vorgänge, lobt aber das Benehmen der Engländer und Franzosen über die Maßen und schildert mit sichtbarer Befriedigung die Verheerungen, welche das Geschütz der Ausländer unter den Reihen der Insurgenten angerichtet habe. Er kann sich zwar den Umstand nicht recht erklären, daß die Rebellen das Feuer der Britten und Franzosen nicht erwiedert hätten, freut sich aber berichten zu können, daß „nicht ein Einziger auf unsrer Seite verwundet ward oder gefallen ist!"

Wir können nicht umhin, noch ein Aktenstück hier beizufügen. Es ist die Denkschrift des Tschang-wang, die er auf seinem Rückzug von Schanghai schrieb und an die „ehrenwerthen Consuln von Großbrittanien, von den Vereinigten Staaten, von Portugal und andern Ländern" (man merke: Frankreich ist nicht ausdrücklich genannt) abgehen ließ. Sie lautet also:

„Li, der königliche Fürst ꝛc. . . Wort und Treue zu halten, ist der Grundsatz, der unsre Dynastie in ihren freundschaftlichen Beziehungen zu andern Völkern leitet. Betrügerisches und treuloses Vergessen früherer Uebereinkünfte aber ist die wahre Quelle, aus der bei den ausländischen Nationen so viel Uebel und Unrecht hervorgeht.

„Als meine Armee Su-tschau erreichte, kamen Franzosen, begleitet von Leuten aus andern Nationen, dahin, um Handel zu treiben. Sie sprachen persönlich bei mir vor und luden mich ein, nach Schanghai zu kommen, damit freundschaftliche Beziehungen zwischen uns für die Zukunft verabredet würden. Da ich wußte, daß eure Nationen gleich uns Gott den himmlischen Vater und Jesum, den himmlischen älteren Bruder, verehren und somit mit uns Eine Religion und gleichen Ursprung haben, so setzte ich volles und zweifelloses Vertrauen in ihre Worte, und so kam ich, um mit ihnen in Schanghai zu Unterhandlungen zusammenzutreffen. Es kam mir nie in den Sinn, daß die Franzosen sich von den Dämonen (den kaiserlichen Mandschu-Behörden) verführen lassen, ihr Wort brechen und der getroffenen Uebereinkunft den Rücken kehren würden. Gleichwohl kamen sie nicht mir entgegen, als ich vor Schanghai eintraf, wollten auch

von keiner Unterhandlung etwas wissen, sondern ließen sich durch die Dämonen bewegen, Schanghai gegen uns in Schutz zu nehmen, wodurch sie ihre frühere Uebereinkunft gebrochen haben. Dieß ist gegen die Grundsätze der Gerechtigkeit. . ." [Dann spricht der Tschang-wang die Vermuthung aus, die Franzosen müßten irgendwie durch die Mandschu-Dynastie bestochen worden sein, und die Vertreter der übrigen Nationen müssen sich in den Gewinn getheilt haben: anders sei ihm die Sache gar nicht erklärlich. Der Kaiser Hien-fung wisse wohl, daß zwischen den abendländischen Nationen und den Taipings eine Gemeinsamkeit religiöser Interessen bestehe; aber eben deßhalb gehe er (der Kaiser) darauf aus, die ersteren durch Bestechung an sich zu fesseln und sie gegen die Taipings aufzustacheln.] „Dieß ist aber gegen ihren eigenen Vortheil," fährt er fort; „wollen sie sich denn mit ihrem Handel auf Schanghai und dessen nächsten Umkreis beschränken und nicht an andere Orte denken, [die in unsern Händen sind]? Und wie können sie sich verantworten vor Gott dem himmlischen Vater, und vor Jesus, dem himmlischen älteren Bruder, und vor andern Nationen der Erde?

„Unser Oberhaupt ist vom Himmel berufen und regiert nun seit zehn Jahren. Die eine Hälfte des Gebiets, das er nun inne hat, schließt die reichen Länder des Ostens und Südens in sich. Bald wird das ganze Land unter unsrer Herrschaft sein. Wollen nun die Franzosen mit ihrem Handel sich auf den kleinen Fleck Schanghai beschränken, so mögen sie es. Kommen sie wieder in unser Gebiet, um Handel zu treiben, so hätten wir ein Recht, ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten; denn sie haben ihr Wort gebrochen und den Frieden verletzt. Dennoch, so viel von mir abhängt, werde ich im Geiste der Großmuth mir ihre Gegenwart unter uns geduldig gefallen lassen und nicht mit ihnen über das Vergangene abrechnen. Unsre Soldaten aber und unsre Offiziere werden das erlittene Unrecht nicht vergessen können; sie sind mit Entrüstung erfüllt und verlangen nach Rache. Ich kann hinfort nicht überall einstehen für ihr Benehmen gegen die Ausländer, von denen sie so Schweres erduldet haben.

„Ich hätte die Mittel in der Hand, Rache zu nehmen; allein ich habe erwogen, daß Ihr und wir gleichermaßen Jesum verehren, und daß trotz allem, was geschehen ist, zwischen uns die Verwandtschaft gemeinschaftlicher Grundanschauungen und gemeinschaftlicher Religionslehren besteht. Ueberdieß kam ich nach Schanghai, einen Ver-

trag zu schließen, damit wir durch Handel und gleiche Interessen verbunden würden. Ich kam nicht in der Absicht, mit euch zu kämpfen. Hätte ich sofort die Stadt angegriffen und von Euren Leuten etliche getödtet, so wäre das so viel gewesen, als wenn Glieder Einer Familie mit einander gekämpft hätten, — was uns nur dem Spott der Dämonen (Mandschu's) ausgesetzt hätte. Ferner muß es unter den Ausländern, die in Schanghai sich befinden, Leute von verschiedener Einsicht und Gemüthsart geben; es muß dort verständige Leute geben, welche die Grundsätze des Rechts kennen und wohl wissen, was heilsam und schädlich ist. Nicht Alle unter Euch können vom Geiz beherrscht sein und die allgemeinen wahren Interessen des Handels in diesem Lande vergessen haben. Deßhalb werde ich für jetzt den Unwillen unterdrücken, den mir die neueste Erfahrung erweckt hat, und in Liebe einen Pfad eröffnen, auf dem wir unsre Beziehungen zu einander auf einen bessern Fuß stellen können. Ich fürchte, daß, wenn meine Soldaten zur Eroberung Schanghai's schreiten würden, sie nicht im Stande wären, zwischen Guten und Bösen zu unterscheiden, und in diesem Fall wüßte ich nicht, wie ich mich vor Jesus, dem himmlischen älteren Bruder, verantworten sollte. Das Gefühl banger und angelegentlicher Sorge für Euch veranlaßt mich, Euch fremden Nationen ernstlich vorzustellen, was Weisheit und was Thorheit ist in diesen Angelegenheiten, und welcher Weg heilsam und vortheilhaft, welcher hingegen nachtheilig und schädlich wäre; deßhalb bitte ich Euch inständig, zu erwägen, was ihr thun wollet.

„Sollte irgend eine Eurer Nationen bedauern, was vorgefallen ist, und freundschaftliche Beziehungen zu unsrem Staat für das Bessere halten, so möget Ihr euch nicht fürchten, zu mir zu kommen und Berathungen mit mir anzuknüpfen. Ich behandle die Leute nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und werde nicht dulden, daß ihnen Unwürdiges widerfahre. Solltet Ihr euch jedoch noch ferner von den Dämonen bethören lassen und thun, was sie euch sagen, ohne zu bedenken, was für ein Unterschied zwischen Euch und ihnen besteht, so habt ihr die Schuld Euch selbst zuzuschreiben, wenn Ihr allerlei Schwierigkeiten auf Euern Handelswegen finden solltet."

Wir brauchen zu diesen Dokumenten nichts hinzuzufügen. Sie reden für sich selbst. England hat seitdem seine thörichte Politik, den Taipings gegenüber, nicht aufgegeben. Diese aber haben weder Schanghai seitdem wieder beunruhigt, noch überhaupt den Weg der Versöhn-

lichkeit verlassen. Die Handelsboote der Ausländer passiren Nanking nach wie vor und befahren den ganzen Yang-tse-kiang, als wenn nichts vorgekommen wäre. Besuche aus allen Nationen und Ständen erscheinen in Nanking selbst und in den andern Städten, die von den Taipings besetzt sind, ohne die geringste Belästigung zu erfahren. Aber die Gemüther der Letzteren sind den Abendländern entfremdet; ihre kriegerischen Operationen gegen die herrschende Dynastie sind überall behindert, solange Schanghai die unantastbare Zufluchtstätte der Kaiserlichen ist; der Handel wird dadurch gelähmt; der religiöse Einfluß der Missionare auf die Taipings bleibt ohne Kraft und Wirkung, weil man dem Wort der Fremden nicht traut, — und doch fährt man fort, die Taipings mit allen Schmähnamen zu überhäufen und alle Schuld der fortgesetzten endlosen Kriegsleiden ihnen zur Last zu legen. Ist das auch Recht?

Wir werden im nächsten Artikel, mit dem wir diese Betrachtungen zunächst zu schließen gedenken, noch von den neuesten Besuchen der Missionare in Nanking ꝛc. reden, und dann den Gesammteindruck, den uns das gewissenhafte, ernste und mühevolle Studium der Taipingsache gegeben hat, in einige Sätze zusammenzufassen versuchen.

Hindu-Landleute, dem heiligen Strom Verehrung darbringend.

Proceß und Verurtheilung
des Missionars Long in Kalkutta.

Die moderne Industrie hat ohne Zweifel der Menschheit große und wichtige Dienste geleistet und ist in der Hand Gottes unläugbar einer der gewaltigsten Hebel, um eine ganze Reihe von Hemmungen und Hindernissen aus dem Wege zu räumen, die der Ausrichtung Seiner großen Endabsichten in der Welt bis dahin im Wege standen. Aber daneben ist sie die grausame rücksichtslose tyrannische Macht, welche den Versuch scheint machen zu wollen, wie weit man unter der trügerischen Form allgemeiner Wohlthat die natürlichen Menschenrechte der Individuen und der Völker mit Füßen zu treten vermöge zu Gunsten des großen Kapitals. Die Fabriken setzen unzählige Hände in Bewegung und gewähren Zehntausenden das tägliche Brod; aber sie würdigen diese Tausende selbst zu Maschinen herab, lösen das Familienleben auf, dieses Fundament aller bürgerlichen und sittlichen Wohlfahrt, und schaffen ein Proletariat, das die unabläßig drohende Gefahr der Gegenwart ist. Die Produktion der Baumwolle, dieser Lebensbedingung der modernen Industrie, verwohlfeilt eine Reihe unserer gewöhnlichsten Bedürfnisse; aber sie hat die Sklaverei zur scheinbar unerläßlichen Bedingung, sie erniedrigt Millionen unserer schwarzen Brüder zur käuflichen Waare, entzündet die Sklavenkriege Afrika's und hat einen der größten Staaten der Erde neuerdings zum blutigen Bürgerkriege getrieben. Die Steigerung der Manufaktur nöthigt zur Aufsuchung neuer Märkte, zur Eröffnung neuer Absatzwege; die verschlossenen

Pforten der Völkerwelt werden aufgestoßen, die Menschheit wird sich näher gebracht, ein Austausch der Ideen und der geistigen Güter unsres Geschlechts wird ermöglicht; allein diese Industrie entzündet mit schonungsloser Hand blutige ungerechte Kriege, um die Völker zur Abnahme der Fabrikate zu zwingen, sie scheut sich nicht, ein großes Volk sittlich und leiblich durch Opium zu Grunde zu richten, um den bedenklichen Silberabfluß rückwärts in die eigenen Kassen zu lenken, und bricht Treue und Redlichkeit, verletzt die einfachsten Grundsätze des Völkerrechts und stellt einem nach Licht und Freiheit ringenden Volke gewaltthätige Hemmungen in den Weg, wo das eigene materielle Interesse es zu erheischen scheint. Die Industrie unterstützt und fördert die Gründung von Kolonieen, wie in Neuseeland und Australien, und stellt den Kolonisten und Pflanzern unermeßliches Kapital zur Verfügung, wie in Indien; sie verbreitet europäischen Gewerbfleiß, europäische Energie, Kunst und Betriebsamkeit; aber sie beraubt mit unerhörter Gewaltthat die Ureinwohner des Landes ihres väterlichen Grundbesitzes, drängt sie Schritt für Schritt von dem geheiligten Erbe ihrer Väter hinweg, entzündet den Rassenkampf und sieht mit kaltem Gleichmuth dem raschen Verschwinden ganzer Nationen aus der Mitte der großen Völkerfamilie zu; oder sie macht, wie in Bengalen, den Eingeborenen zum Heloten, nöthigt ihm Sklavendienste ab, tritt sein Menschenrecht mit Füßen und weiß nichts von Pflichten, die er ihm schuldig wäre.

Es ist dieß ein trauriges dunkles Gemälde, — aber malen wir etwa die Dinge mit Uebertreibung ins Schwarze? Wollte Gott, es wäre dieß Uebertreibung. Aber wir täuschen uns nicht. Unsere Zeit gibt auf allen Seiten Zeugniß dafür. Wir wiederholen es, die moderne Industrie leistet nach Gottes Rath der Menschheit große und wichtige Dienste, und wir dürfen hinzufügen, daß es nicht wenige Männer der Industrie gibt, die mit lauterem und redlichem Ernst diese wohlthätige Seite der zur Weltmacht gewordenen Bewegung aus allen Kräften zu fördern bemüht sind. Aber es sei auch nochmals gesagt: die moderne Industrie ist in ihren Wirkungen daheim und draußen zu einer grausamen herzlosen tyrannischen Macht geworden, unter deren Herrschaft die Massen des Volkes in unsrer eigenen Mitte und die farbigen Nationen jenseits der Meere unsäglichen Schaden, unendliche Unbill erleiden.

Es gewährt aber dem Menschenfreunde einen nicht geringen Trost

zu sehen, wie in unsern Tagen zu gleicher Zeit zwischen diese Tyrannin und ihre Opfer eine rettende Liebe sich in die Mitte zu stellen versucht und nach der einen Seite hin die schonungslose Ungerechtigkeit abzuwehren, die Gewaltthat zu hindern und den Schaden zu mildern, nach der andern Seite hin die Menschenrechte der Unterdrückten zu vertheidigen, ihre Lage zu bessern, ihrem sittlichen und physischen Jammer abzuhelfen bemüht ist. Es ist dieß die Aufgabe und Arbeit der innern Mission in unsrer eigenen Mitte, und andererseits (wenigstens theilweise) die Aufgabe der äußern Mission draußen unter denjenigen Heidenvölkern, die mit Europäern und mit der abendländischen Industrie in unmittelbare Beziehung gestellt sind. Es ist große Beschränktheit zu glauben, daß der Missionar draußen nichts anderes zu thun habe, als zu predigen und Schule zu halten. Das Christenthum, das er als den edelsten Schatz der Menschheit, und zwar in seinem ganzen Heilsreichthum, den Völkern zu bringen hat, faßt allerdings den Heiden zuerst durch das Wort der Predigt in seiner innersten geistigen Lebenstiefe an und pflanzt da hinein den Gottessamen eines neuen heiligen Lebens; aber es kann mit seinen Wirkungen ja nicht in dem verborgenen Heiligthum des Gewissens stehen bleiben, sondern es schafft von diesem innern Lebenspunkte aus den ganzen Menschen um, bis in seine äußersten Lebensbeziehungen hinaus, und will ihn und seine ganze Stellung zu Gott und Menschen, zur Familie, zu seinem gesammten Volk und zu den übrigen Völkern der Erde nach der ewigen göttlichen Idee neugestalten. Einem Heidenvolk darin ein treuer und weiser Gehülfe nach allen Seiten hin, ein rechter Geburtshelfer und Erzieher zu sein, das ist die Aufgabe des Missionars. In diesem Sinne ist es, daß der größte unter den Missionaren, der Apostel Paulus, sich einen „Gehülfen und Mitarbeiter Gottes" nennt. Als solcher hat der Heidenmissionar nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht und den Beruf, sich abwehrend und rettend in die Mitte zwischen den Bedrückten und seinen Unterdrücker, zwischen die Tyrannei einer verhängnißvollen Industrie und die Menschenrechte der sittlich und physisch gefährdeten Masse des Volks zu stellen. Ist es aber da zu verwundern, wenn auf den Missionar allzuoft der ganze Haß und Zorn derjenigen Partei fällt, die sich durch seine Einmischung in ihren Interessen beeinträchtigt glaubt? Je weniger der Diener Christi überhaupt für die von materiellen Interessen beherrschte Klasse eine angenehme und willkommene Erscheinung ist, um so wüthender

und rücksichtsloser wird ihr Zorn gerade ihn treffen, wenn er es wagt, mit kühnem Muthe die Sache der Unterdrückten zu vertreten. Und wehe ihm, wenn er auch nur durch leise Unvorsichtigkeit, durch einen noch so verzeihlichen Fehler dem unerbittlichen Gegner eine Blöße giebt!

Die Geschichte der neuern Mission weist dafür eine Reihe lehrreicher Thatsachen auf. In Südafrika sind es die holländischen Kolonisten (Boers), welche um ihres eigenen schnöden Interesse's willen die eingeborenen Hottentotten- und Betschuanenstämme mit Füßen getreten und mit Grausamkeiten überhäuft haben. Was aber die ersten Missionare der Brüdergemeinde, was später ein Vanderkemp, und was in der neuesten Zeit ein Moffat, ein Livingstone und Andere von den Boers zu erdulden hatten, weil diese Knechte Christi für die Menschenrechte der mißhandelten Volksstämme einzustehen wagten, das weiß Jedermann. In Demerara und Westindien haben ein John Smith und ein Knibb den Zorn der sklavenhaltenden Pflanzer bis aufs äußerste erfahren müssen, und Jener mußte im Gefängniß als ein zum Tod verurtheilter Verbrecher sterben, weil man ihm, dem Kinde des Friedens, den blutigen Negeraufstand (1823) schuld gab. In Neuseeland sind es die Missionare, von dem edlen Missionsbischof an bis herab zu dem einfachen Reiseprediger, denen die unersättliche Ländergier der Kolonisten in neuester Zeit die Schuld des verhängnißvollen Rassenkriegs zuschiebt, der auf der nördlichen Insel wüthet. Und in Ostindien? Wie hat die alte, nun ruhmlos erloschene Kompagnie gegen den Zutritt der Missionare in ihr Territorium mit Händen und Füßen so lange, lange sich gewehrt, nur um ihre eigene ungerechte Wirthschaft ungestört fortführen zu können! Und nachdem sie es nicht mehr wehren konnte und durfte, wie hat sie immer und immer wieder die Sendboten des Evangeliums als die unerträglichen Friedensstörer, als die Aufstifter des Volks, als die Ursächer fortwährender Verlegenheiten gebrandmarkt! Ja diese Ostindische Kompagnie sollte und konnte es nicht lassen, noch ihr letztes Mißgeschick — die große Militär-Meuterei im Jahr 1857, diese vollreife Frucht ihrer eigenen Saat, den Missionaren (!) in die Schuhe zu schieben. Es wundert uns dieß nicht, sowenig als wir uns über den köstlichen Tumult der Silberarbeiter in Ephesus (Apgsch. 19) wundern, oder über das Wort der Leute zu Thessalonich, die da von zwei einfachen Predigern des Evangeliums sagen: „Die den ganzen Weltkreis empören, die sind auch hieher gekommen!"

Die neueste Zeit hat eine weitere denkwürdige Thatsache in dieser Richtung geliefert. Der Proceß und die Verurtheilung des Missionars Long in Kalkutta ist nur aus diesem Zusammenhang verständlich. Die große und mächtige „Association der europäischen Landeigenthümer und Handelsleute" (Landowners' and Commercial Association) in Bengalen, zu welcher die ausgebreitete Klasse der Indigopflanzer gehört, ist gewissermaßen in das Erbe der ursprünglichen Ostindischen Handelskompagnie getreten. Diese letztere hatte bekanntlich schon im Jahr 1833 vollständig aufgehört, eine Handelsgesellschaft zu sein, und war gänzlich in eine politische Macht umgestaltet worden. Allein die großen und mächtigen Handelsherren und Kapitalisten, welche nun nicht mehr als „Ostindische Kompagnie" Handel treiben und durch Monopole sich bereichern durften, bildeten fortan Privat-Handelskorporationen, wovon obengenannte „Association" ein Zweig ist. Hier fanden die großen Kapitalien die gleiche Verwendung wie früher, die gleichen Zwecke wurden verfolgt, die gleichen Mittel angewendet, und in dem Allen vererbte sich auf diese Privatkorporation auch der gleiche Geist der alten Kompagnie. In dem System der Indigoproduktion aber, wie es sich bis auf den heutigen Tag in Nieder-Bengalen erhalten hat, prägt sich vor Allem der alte böse Geist der maßlosen Ungerechtigkeit gegen den eingeborenen Rayat (oder Landbauern) aus. Wir haben darüber in einem früheren Artikel (unter dem Titel: Der Bauernaufstand in Bengalen, MMag. 1860 S. 385 ff.) ausführliche Mittheilungen gegeben. Wir lernten dort das Verhältniß der Indigo-Pflanzer zu den Rayats näher kennen. Während im ganzen übrigen Indien die europäischen Pflanzer in gutem Vernehmen zu der landbauenden Bevölkerung stehen, indem sie für dieselbe theils einen einträglichen Markt eröffnen und gute Preise zahlen, theils die große Zahl von Knechten und Taglöhnern, die sie auf ihren Pflanzungen beschäftigen, durch reichlichen Lohn und gute Behandlung an sich fesseln, so ist dieß in Nieder-Bengalen, dieser ältesten und reichsten brittischen Provinz in Indien, in allen Stücken ganz anders. Hier ist der Rayat kaum etwas anderes als der Sklave des Indigopflanzers. Dieser nimmt dem Bauern die besten Felder weg und nöthigt ihn, die Indigopflanze darauf anzubauen. Für den Ertrag dieser Felder zahlt der Pflanzer einen Preis, wie er ihm gut dünkt, und indem er sich selbst unendlich bereichert, kümmert er sich nicht darum, ob der Bauer ruinirt wird und mit seiner ganzen Fa-

milie ins Elend geräth. Ja es ist dieß dem Pflanzer eben recht, denn nun kann er durch Vorschüsse, die er dem verarmten Rayat darreicht, diesen zu seinem Schuldner machen und ihn ebendamit unlösbar an sein Interesse ketten. Dabei kam dem Indigopflanzer bis dahin eine Art von Gerichtsbarkeit über die ihm verschuldete Bauernschaft zu. Er konnte sie auspfänden, ins Gefängniß werfen, mit Stockschlägen traktiren. Dem Rayat aber war es unmöglich, vor dem ordentlichen Gericht sich Recht und Hülfe zu schaffen; denn die englischen Gerichtshöfe sind zu weit entlegen, die Kosten für eine Gerichtsverhandlung zu unerschwinglich, und der bengalische Bauer ist viel zu unwissend, als daß er die gerichtlichen Formen kennen sollte, die das englische Gesetz vorschreibt. So war er seit alter Zeit einem elenden Sklavenloos unter dem Stecken des europäischen Treibers preisgegeben — einem Loos, das kaum weniger schlimm ist, als das eines Negersklaven auf Kuba oder in Virginien.

Seit 20 bis 30 Jahren aber hat in die Bevölkerung Bengalens, wie Indiens überhaupt, ein Sauerteig hineinzuwirken begonnen, von dem auch die verkommene, tief unten stehende Klasse der Rayats nicht unberührt bleiben konnte. Wir meinen die Mission und Alles was im Gefolge derselben hinzukam. Die Provinz Bengalen bietet in dieser Beziehung ein eigenthümliches, besonders lehrreiches Schauspiel dem Beobachter dar. Die Predigt des Evangeliums fand unter den gebildeten und reichen Schichten der eingeborenen heidnischen Bevölkerung wenig, sehr wenig Aufnahme. Wenn irgendwo in Indien, so gilt von Bengalen das Wort des Apostels: „Nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle, sondern was thöricht ist vor der Welt, das Schwache, das Unedle, das Verachtete und das da nichts ist, das hat Gott erwählet.“ Es sind die Bauerndörfer, die Hütten der Rayats, wo das süße Wort vom Trost aller Armen und Elenden Aufnahme fand; und gerade mitten in den wichtigsten Indigodistrikten liegen die großen Christengemeinden von Kischnagor. Nun ist es eine Thatsache, die von der ganzen Kirchengeschichte bestätigt wird, daß, wo das Christenthum unter einem Volke sich Raum und Einfluß verschafft, sofort nicht blos ein zarteres lebendigeres Gefühl für das gesammte Gebiet der Pflichten, sondern auch ein ebenso scharfes und lebendiges Bewußtsein von den unveräußerlichen Menschenrechten in dem Einzelnen erwacht. Das Christenthum, und es allein, ist die Begründerin wahrer Freiheit unter den Völkern; es bekämpft

und überwindet von innen heraus alle Ungerechtigkeit und Tyrannei, welchen Namen sie haben mag, und indem es einem Jeden die Pflicht auferlegt: „Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thu' du ihnen auch," ruft es auch Allen zu: „Seid nicht der Menschen Knechte, denn ihr seid theuer erkauft." Was Wunder, wenn der bengalische Rayat, seitdem er von dem Lichte des Evangeliums berührt ward, ein viel schärferes Gefühl für das Unrecht in sich erwachen fühlte, das er von dem Indigopflanzer zu erdulden hatte, als je zuvor! Dazu aber kam nun noch ein anderes Element, das in sekundärer Weise eine Frucht des Christenthums ist. Wir meinen die abendländische Civilisation, die sich in Bengalen mehr als in andern Provinzen Indiens freie Bahn brach. Denn dort ist der Sitz der indobrittischen Regierung, wo sich unzählige brittische Beamte von Einfluß und Bildung ab und zu aufhalten; dort sind die großen Unterrichtsinstitute, welche der Staat für die eingeborene Jugend begründet hat und unterhält; hier befinden sich die tiefgreifenden ausgedehnten höheren und niedern Schulen der schottisch-kirchlichen Mission, aus denen viele hunderte gründlich gebildete Hindu's hervorgegangen sind; dort haben sich englische Sprache und Literatur, englische Ideen und Sitten in einem Maaße Geltung verschafft, wie sonst nirgends in Indien. Dieß Alles hat auf die höheren und mittleren Klassen der eingeborenen Bevölkerung in noch viel umfassenderem Grade Einfluß ausgeübt, als die Mission. Die Folge davon ist, daß heute der höhergestellte gebildete Bengale nach Sitte und Lebensanschauung ein ganz anderer ist, als er vor dreißig Jahren war. Er studirt die Geschichte der Kulturstaaten alter und neuer Zeit, liest mit Interesse die Times, diese brittische Weltzeitung, und schreibt selbst Flugschriften oder Artikel in die öffentlichen Blätter. Und gleichwie in unsern europäischen Ländern, namentlich in England, dieser Lehrmeisterin Indiens, die Presse zu einer Macht geworden ist, durch welche die öffentliche Meinung sich bildet und ausspricht, und gegen welche selbst die stärksten Regierungen sich kaum zu halten vermögen, so fängt auch in Bengalen eine einheimische Presse und Literatur mächtig und unwiderstehlich sich zu rühren an. Allerdings sind es zunächst nur die gebildeten Klassen der Hindu's, welche diesen Hebel zu handhaben verstehen oder von ihm in Bewegung gesetzt werden. Allein auch die untern Klassen, auch die Rayats selber, bleiben davon nicht unberührt. Die Zahl der Lesenden wächst mit der Zahl der Volkszeitungen und

Volksschriften, und wer nicht selbst zu lesen versteht, der hört wenigstens, was die einheimischen Blätter lehren und berichten.

Faßt man alles dieß aufmerksam ins Auge, so begreift man, daß in der neueren Zeit der bengalische Rayat nicht mehr der geduldige, unverwüstlich geduldige Sklave geblieben ist, der er Jahrhunderte hindurch war. Das Christenthum einerseits und die allgemein sich verbreitende abendländische Civilisation andererseits weckten und schärften in ihm das Gefühl des Unrechts, das er litt, und das Bewußtsein des Rechts, das ihm als Menschen und brittischem Unterthan zustand. So kam es, daß im vorigen Jahr der Bauernaufstand gegen die Indigopflanzer ausbrach, den wir seiner Zeit näher geschildert haben. Es ist ferne von uns, diesen Ausbruch roher Gewalt und gesetzloser Selbsthülfe zu rechtfertigen; aber wir begreifen ihn. Auch die indobrittische Regierung, obschon sie durch rasches militärisches Eingreifen und durch ein zeitweiliges Ausnahmsgesetz dem öffentlichen Rechte Geltung verschaffen mußte, nahm sich doch der Sache der Rayats ernstlich an, indem sie sofort eine Kommission niedersetzte, durch welche die schreienden Uebelstände, unter denen das Landvolk seufzte, genau sollten untersucht werden. Unter den Mitgliedern dieser Kommission saß nach dem Willen der Regierung ein Indigopflanzer so gut als ein Missionar, obwohl der letztere in den Augen des ersteren wie ein Feind und erklärter Gegner galt. Die Regierung wollte alle Parteien hören. Der Bericht, welchen diese Prüfungskommission an die Regierung einlieferte, stellte die tiefen Schäden des ganzen Verhältnisses der Indigopflanzer zu den Rayats, und das namenlose Elend, unter welchem diese schmachteten, in ein so helles Licht, daß selbst diejenigen erschraken, welche zuvor schon genug davon wußten. Den Missionaren aber, über welche die Indigopflanzer in den maßlosesten Schmähungen und bittersten Anklagen sich ergossen hatten, wurde darin das Zeugniß gegeben: „Es läßt sich in der That nicht einsehen, wie Männer in ihrer Stellung einen ehrenhafteren und des Christen würdigeren Weg hätten einschlagen können" (siehe das Ausführlichere im MMag. 1861 S. 184 ff.). Der Gouverneur von Bengalen selbst, Herr Grant*), sagt in dem Bericht: „Ich kann nicht umhin, meine

*) Es sei hier bemerkt, daß Bengalen eigentlich zum direkten Regierungsbezirk des General-Gouverneurs von ganz Indien gehört; da es aber nicht wohl angeht, daß der oberste Lenker von ganz Indien zugleich die spezielle Verwaltung einer Provinz in seinen Händen habe, so ist diese einem Lieutenant-Gouver-

Bewunderung auszusprechen über das Benehmen der Missionare während des ganzen Verlaufs dieser peinlichen Ereignisse."

Der Kommissionsbericht samt dem Bericht des Herrn Grant gelangte im December 1860 an die oberste Regierung in Kalkutta, und von ihr sollte nun beides, begleitet von den Ansichten und Vorschlägen des Generalgouverneurs und seiner Räthe, an den brittischen Minister für Indien, Sir Charles Wood, nach London abgehen. Von dort erwartete man die allerhöchste Entschließung in der Sache des Indigopflanzers und des Rayat. Ein Korrespondent schreibt uns nun aus Kalkutta unter dem 1. Juni 1861: „Die Indigopflanzer haben hier große Erbitterung und schwere Klagen veranlaßt, und Schande über europäische Gesittung, Schmach über das Christenthum gebracht. Doch Gottlob, ihrem Unwesen ist nun ein Ziel gesetzt, und zwar ist die Nachricht, welche alle Eingeborenen mit Freude erfüllt und alle Zeitungen beschäftigt, erst vor wenigen Tagen aus England eingetroffen. Die Indigopflanzer nemlich hatten ein besonderes 'Kontrakt-Gesetz' verlangt, [d. h. ein Gesetz, wornach ihr Verhältniß zu den Rayats nicht unter die allgemeingültigen Landesgesetze gestellt, sondern besonders regulirt werden sollte, und zwar so, daß ihre Macht über die Rayats eher erweitert, als beschränkt worden wäre]. Zu diesem Ende hatten sie den Generalgouverneur mit Bittschriften und Audienzen bestürmt, und dieser war bereits dahin gebracht worden, dieses 'Kontrakt-Gesetz' in England zur Annahme zu empfehlen. Die armen Bauern wären dadurch in die Hände der Pflanzer, welche mit ihren Faktoreien ganz Bengalen überfäet haben, gleich Leibeigenen überliefert worden, und die Bedrückung hätte vollends zum Ruin der ohnehin schon so lange her gequälten Rayats geführt. Alle Zeitungen der Eingeborenen, englische sowohl als bengalische, waren angefüllt mit Artikeln über die Pflanzer und mit Berichten über ungerechte Aburtheilungen durch die niedern Gerichtshöfe, über blutige Zusammenstöße, welche zwischen ganzen Dörfern einerseits und den bewaffneten Knechten der Pflanzer andererseits vorfielen, und bei denen es oft Verwundete und Getödtete gab, über ungerechte Einkerkerung armer Rayats durch die Pflanzer und dergleichen. Keine englische Zeitung in Kalkutta oder sonst in Bengalen hatte so viel

---

neur unter der Oberaufsicht des General-Gouverneurs anvertraut. Wir bezeichnen Jenen aber, der Kürze wegen, nur als „Gouverneur von Bengalen".

Muth und Gerechtigkeitssinn, Partei für das Wohl der Massen gegen die Gewinnsucht einiger englischen Spekulanten zu ergreifen; nicht einmal der Friend of India, der das Organ der 'guten Christen' sein will, wagte den Indigopflanzern gegenüber zu treten. Ich sprach neulich einen auf dem Lande angestellten Unteramtmann, einen Heiden, der durch seine Rechtlichkeit sehr geschätzt ist. Er wurde vor einigen Monaten von der Regierung zwei Tagereisen weit hinauf in den Norden geschickt, um Streitigkeiten zwischen englischen Pflanzern und eingebornen Bauern zu schlichten. Die ersteren kamen ihm aufs freundlichste entgegen, luden ihn zu Gastmählern ein und boten ihm als Geschenk sogleich 300 Rupies (Fr. 750) an, um ihn für ihre Sache zu gewinnen. Er lehnte Alles ab und war bemüht, Gerechtigkeit zu schaffen; aber er konnte nichts ausrichten. Die Schlechtigkeiten und Schliche der Pflanzer, sagte er zu mir, übersteigen alle Begriffe. Er selbst wurde von ihnen im Gerichtshof zu Kischnagor verklagt, und so trat er von der ihm gewordenen Aufgabe zurück und kam wieder in seine Heimath. — Die meisten dieser Pflanzer kamen als Abenteurer ohne Geld in dieß Land und ließen sich von der Indigo-Kompagnie in Kalkutta anstellen, d. h. eine Indigo-Faktorei sich übertragen. An jene hatten sie dafür 25 Procent vom Gewinn abzutreten und wurden dabei doch noch reiche Leute, ohne daß sie selbst sich Grundeigenthum angekauft hätten. Andere, die das letztere thun, müssen mit weniger Gewinn zufrieden sein, haben aber dafür auch keine Streitigkeiten mit den Bauern, sowenig als dieß bei den englischen Kaffeepflanzern in Ceylon der Fall ist. Die meisten aber ziehen es vor, den Bauern Geldvorschüsse aufzunöthigen gegen die Verpflichtung, auf ihrem (der Bauern) Feld Indigo zu pflanzen; und statt dem Bauern für ein gewisses Stück Land, das er hergibt, auch nur so viel zu zahlen als er selbst Auslagen hatte, nämlich zehn Rupies, — von Gewinn gar nicht zu reden, — geben sie ihm zwei Rupies, wodurch er natürlich ruinirt werden muß.

„Nun, wie gesagt, diesen Zustand der Dinge wünschten die Pflanzer durch das 'Kontrakt-Gesetz' zu verlängern und zu verewigen, und hatten dafür bereits den General-Gouverneur gewonnen; allein es gelang den Bemühungen des rechtlich gesinnten Gouverneurs Grant, die Staatsmänner in London von der wahren Sachlage und von der Ungerechtigkeit eines solchen Gesetzes zu überzeugen, und so ist dasselbe vom Parlament und der Regierung in England ver-

worfen worden. Die Freude unter den Bauern und unter allen Freunden der guten Sache ist allgemein. Die Rayats, zuerst ermuthigt durch Missionar Bomwetsch [früher in Basel gebildet und seit 1846 in Indien, im Dienst der englisch-kirchlichen MG.], dessen aufopferungsvolle Anstrengungen nun gekrönt sind, wissen, daß Herr Grant für ihr Wohl besorgt und auf strenge Gerechtigkeit bedacht ist; sie weisen deshalb die Drohungen und Lockungen der Pflanzer von sich, und schon die dießjährige Indigo-Ernte wird bedeutend geringer sein, als in früheren Jahren. Die Pflanzer müssen eben entweder mit geringerem Gewinn sich begnügen lernen, indem sie den Rayat besser zahlen und menschlicher behandeln, oder sie müssen sich auf andere Pflanzungen (in Zucker und Baumwolle) verlegen."

So schreibt einer unserer Korrespondenten im Juni dieses Jahres. Daß die Indigopflanzer, deren Macht nun ebenso empfindlich beschränkt wurde als ihr Gewinn, mit neuem Grimm und größerer Bitterkeit gegen ihre Gegner, namentlich aber gegen die Missionare, erfüllt wurden und ihnen nicht nur unberufene Einmischung in öffentliche Angelegenheiten, sondern sogar absichtliche Aufreizung der Bauern zum Aufruhr zur Last legten, ist nicht zu verwundern. Ihr Haß war vornemlich gegen die Missionare Bomwetsch, Schurr und Blumhardt gerichtet, deren Stationen mitten in den Indigodistrikten liegen, und durch deren Berathung und eifrige Verwendung viele ihrer Gemeindeglieder und selbst heidnische Rayats vor schreiender Ungerechtigkeit bewahrt blieben. Die indobrittischen Zeitungen, die zum Theil direkt unter dem Einfluß der Indigopflanzer stehen, waren voll von maßlosen Schmähungen und Injurien gegen die Missionare, so daß mehr als einmal die Konferenz der Missionare in Kalkutta sich fragte, ob es nicht ihre Pflicht sei, öffentliche Klage bei den Gerichten über so unerhörte Verunglimpfungen zu führen. Einestheils aber wollten sie lieber Unrecht leiden, als es durch gerichtlichen Proceß abwehren; anderntheils wünschten sie die Erbitterung der Gegner nicht durch solche Schritte zu steigern. War ihnen doch auch durch den oben berührten Kommissionsbericht und durch die freiwillige amtliche Erklärung des Gouverneurs Grant eine so glänzende Ehrenrettung zu Theil geworden, daß sie ruhig schweigen und das Uebrige Gott überlassen konnten.

Auch die Verwerfung des Kontrakt-Gesetzes legten die Pflanzer den Missionaren und dem Einfluß der brittischen Missionsgesellschaften

zur Last. Aber ihr Grimm schien völlig machtlos, weil es ihnen an einem Anhaltspunkt fehlte, an dem sie ihn auslassen konnten. Da kam ihnen, wie vom Himmel herab, eine Sache zu Ohren, welche plötzlich das Heft, das ganze Heft, in ihre Hände zu legen und die verhaßten Gegner, die Missionare, ihrer Rache wehrlos zu überliefern schien. Wir müssen dieß näher kennen lernen.

Während in allen Dörfern Nieder-Bengalens von der Indigosache geredet, von allen einheimischen Tagblättern und Flugschriften die Angelegenheit besprochen wurde, griff ein gewandter Hindu den Gegenstand auf und verarbeitete ihn zu einem indischen Volksdrama. Ganz Hindostan liebt dramatische Darstellungen*); der eigentliche Bengale aber ist dafür leidenschaftlich eingenommen. Da nun vollends in dem genannten Volksgedicht ein Stoff behandelt wurde, von dem gerade alle Welt bewegt und erfüllt war, und zwar in ächt volksthümlichem Geist und Ton, so mußte es allenthalben begeisterte Aufnahme finden. Wir müssen die Hauptzüge dieses Drama, das unter dem Titel Nil Darpan d. h. Indigo-Spiegel erschien, unsern Lesern vorführen.**)

„Der Nil Darpan," sagt die Saturday Review in ihren einleitenden Bemerkungen, „ist ein bengalisches Drama, in welchem die Ansichten der Eingeborenen von den Indigopflanzern und von all den tausend Uebeln, die in ihrem Gefolge sich finden, niedergelegt sind. Es ist eine Art Kriegsmanifest gegen die europäischen Pflanzer. Die Pflanzer werden darin dargestellt als Leute, die den Rayat schmählich betrügen, ihn ins Gefängniß sperren und morden, seine Töchter entehren und die obrigkeitlichen Richter dadurch bestechen, daß sie (die Pflanzer) zu dem verbotenen Umgang ein Auge zudrücken, den die Magistratspersonen mit den Ehefrauen der Pflanzer unterhalten. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß das Gemälde, das hier entworfen wird, ein unwahres ist. Es ist unwahr, nicht weil solche Frevel nie begangen worden wären, sondern weil vereinzelte seltene Fälle, die von Zeit zu Zeit einmal vorgekommen sein mögen, zu einem Ganzen

*) Wir haben im Septemberheft dieses Jahres ein Muster davon in der „Indischen Hochzeit" gegeben.

**) Wir entnehmen diese Darstellung der englischen Zeitung „Saturday Review," 13. Juli 1861, da wir es nicht selbst zu Gesicht bekommen konnten.

zusammengefügt sind, welches die überall und stets herrschende Wirklichkeit vorstellen soll. Es mag sein, daß Eingeborene schmählich von den Pflanzern oder ihren Knechten betrogen, vielleicht auch gemordet wurden; daß Magistratspersonen nicht immer unpartheiisch verfahren; daß eingeborene Frauen und Töchter dem Verführer zur Beute fielen. Allein es ist verkehrt und unwahr, dieß als die Regel darzustellen.*) Auch die Rayats werden in dem Stück ebenso unwahr gezeichnet, als die Pflanzer. Sie erscheinen hier allzumal als das friedlichste, nobelste, frömmste, geduldigste und fleißigste Geschlecht, das man sich denken kann. Wir wissen aber von vorne herein, daß dieß nicht nach dem Leben gezeichnet ist. Es ist eben wie bei den 'guten, frommen Kindern' in einem christlichen Traktat; sie sind ein Ideal, aber nicht Fleisch und Blut. Aber alles dieß zeigt nur, daß man in Asien, wie in Europa, wo es um Parteikämpfe sich handelt, die eigene Sache in den rosigsten Farben malt, während auf die Gegner alles mögliche Schlimme gehäuft wird."

„Die Hauptpersonen in dem Stück," fährt der Recensent fort, „sind zwei Indigopflanzer, ein Herr Wood und ein Herr Rose. Das sind nun zwei unbändige Raufbolde, die beim geringsten Anlaß sofort zur dicken Riemenpeitsche greifen, um die armen Rayats damit zu bearbeiten. 'Wood Sahib' (d. h. Herr) namentlich liebt es, den Bauern so lange auf die Brust zu trampeln, bis ihnen das Blut in hellen Tropfen herunterläuft, und in einer Gesellschaft von Bauern, in welcher sein brutales Benehmen besprochen wird, hebt einer der Redenden besonders hervor, daß 'Wood Sahib's Schuhe gewaltige Nägel haben', und daß 'der Wütherich diese Nägel den Leuten trefflich in die Brust zu stampfen verstehe.' Seine Grausamkeiten nun wecken das Rachegefühl eines bengalischen Helden, der gleich anfangs im Stück auftritt und da ankündigt, daß, wenn er den Frevler kriegen könne, 'er ihn mit Einem Klapps in die Höhe lüpfen, ihn zu Boden werfen und all seinen Gottstrafmichs und andern Verwünschungen ein Ende machen werde!' Am Schluß des Stückes führt dieser kecke

*) Sonderbar! Eben diese Art der Darstellung ist ja die Eigenthümlichkeit aller tendenziösen Romane, Schauspiele ꝛc. Man denke nur an „Onkel Toms Hütte". Wenn jeder Stand und jede Klasse der öffentlichen Gesellschaft das, was in tendenziösen Dichtungswerken über sie ausgesagt wird, zum Anlaß eines Injurien-Processes nehmen wollte, wo würde man genug Richter und Gerichtshöfe auftreiben können? Anm. des Herausg.

Rayat seine Drohung aus, zwar nicht dadurch, daß er den 'Wood Sahib' mit einem Klapps in die Höhe lüpft, sondern ihm — die Nase abbeißt. Ehe aber dieß geschieht, ward sein Zorn noch durch eine Züchtigung gesteigert, die er persönlich von 'Rose Sahib' zu erfahren hatte. Als dieser nemlich hörte, daß der künftige Rächer sich weigere, gegen andere Rayats Zeugniß abzulegen, ergriff er ein Folter-Instrument, 'Ramkant' genannt, und indem er dasselbe dem Rayat applicirt und ihn mit Füßen tritt, ruft er dem Opfer seiner Grausamkeit mit teuflischer Lust und Bosheit zu: 'Sei still, du Schweinekerl! Hier dieser Ramkant schmeckt ja so süß!' In dieser Weise werden die Pflanzer durch das ganze Drama hindurch gezeichnet. Sie sprechen die schändlichsten Sachen offen in den rohesten Worten aus. Wood Sahib ist besonders offenherzig in dieser Beziehung, und vertraut einem seiner eingebornen Helfershelfer, Namens Gobi, die gemeinen Gedanken seiner Seele in der brutalsten Sprache an. So erzählt derselbe, wie er einen der Rayats gezwungen habe, nicht blos überhaupt Indigo auf seinem Feld zu bauen, sondern auch die besten Stücke seines Landes, hart an der Seite seines Wasserbehälters, dazu herzugeben; dadurch habe er 'mit Einem Stein zwei Vögel getroffen'; denn einerseits werde nun überhaupt Indigo gewonnen, anderntheils müsse der Rayat dazu gerade solches Land hergeben, das ihm für andere Gewächsarten am nützlichsten gewesen wäre.

„Um die Phantasie des Bengalen zu erhitzen, werden dann die entsetzlichsten Dinge so reichlich als möglich angehäuft. Namentlich im fünften Akt treten dergleichen schauerliche Katastrophen so rasch nach einander auf, daß man nach und nach fast stumpf wird gegen die Leiden der Unglücklichen, die der Fluch des Indigo getroffen hat. Der Hausvater einer Rayat-Familie, welcher widerrechtlich in den Kerker geworfen worden war, wird todt in demselben angetroffen,*)

*) Einer der angesehensten anglikanischen Prediger in Kalkutta erzählt: Als er noch Vorsteher der St. Pauls-Schule (in dieser Stadt) gewesen, sei einmal der Vater eines seiner Schüler, ein Pflanzer, mit gebrochenem Arm zu ihm gekommen. Auf die Frage, wie er sich diese Verletzung zugezogen habe, sagte er ganz offen: er habe mit seinen Rayats eine Prügelei gehabt; er habe es aber dem Schurken wacker bezahlt, denn den habe er erschlagen! — Ein Pflanzer selbst äußerte kürzlich gegen einen Freund in Kalkutta: solche Scenen, wie sie in dem Nil Darpan dargestellt seien, könnten wohl vorkommen; er selbst habe einmal einen Rayat in seinem Waarenhaus eingesteckt, habe es vergessen, habe einige Tage herumreisen müssen, und bei seiner Heimkehr sei der arme Schlucker todt gewesen!

und dabei findet man seine Kleider so arrangirt, daß dadurch eine ganz besondere Beschimpfung ihm sollte angethan werden. Dieser letztere Umstand bringt über die Glieder der Familie fast noch größeren Gram, als der Tod des Familienhauptes selbst. Der Jammer macht die Wittwe des Verstorbenen wahnsinnig, und in einem Paroxismus tödtet sie ihre Lieblingsschwiegertochter, indem sie sie erwürgt. Der älteste Sohn wird von Wood Sahib tödtlich verwundet, weil er von diesem, mit Anerbietung eines Geschenks von 50 Rupies, sich die Gunst erbeten hatte, während der Zeit, die für die Begräbnißfeierlichkeit seines Vaters nöthig war, vom Anpflanzen des Indigo befreit zu sein. 'Dein Vater,' habe Wood Sahib im Zorn gesagt, 'dein Vater ist im Zuchthaus bei Dieben und Räubern gesessen und da gehängt worden; behalte dein Geld für die Opferung von Stieren, die zur Leichenfeierlichkeit nöthig sind!' — 'Es ist eine Sünde,' fügt der Redende hinzu, 'dieß Wort auch nur zu wiederholen!'*) Es sei übrigens diese rohe sündliche Rede des Pflanzers begleitet gewesen von einem Fußtritt, den derselbe dem Bittenden mit seinen Nägelschuhen aufs Knie versetzt habe. Das aber sei ihm, dem Sohn des verunglimpften Vaters, zu viel gewesen; eine Zeitlang sei er stille dagestanden, dann aber habe er dem Sahib einen tüchtigen Stoß auf die Brust gegeben. Darüber wurde Wood's Zorn maaßlos: 'er nahm einem Knecht, der dabei stand, seinen Stock aus der Hand und schlug dem Unglücklichen damit auf den Kopf. Der Schädel ward eingeschlagen, und der junge Mann fiel bewußtlos zu Boden.' Die Gruppe von Rayats, denen diese entsetzlichen Dinge erzählt werden, bricht in Jammer und Wehklagen aus und wird nicht einmal durch den Anblick von Wood Sahib's Nase aufgerichtet, die der Rächer abgebissen und nun den Trauernden zum Troste vorweist. Die Jammerscenen häufen sich nun so rasch, und die Handlung wird so komplicirt durch das Auftreten immer neuer Verwandten der Familie, welche hereinkommen, um das Elend zu sehen, und die dann nach wenigen Gemeinplätzen in Ohnmacht fallen, daß man am Ende nicht weiß, wer von ihnen lebendig oder todt ist, bis endlich die Heldin des Stücks kommt, die von dem Pflanzer mißhandelt und dann auf irgend eine Weise getödtet wird. Glücklicherweise zählt in der Schluß-

*) Der Sier und die Kuh ist dem Hindu hochheilig; ein solches Thier zu tödten, erscheint ihm als höchste Sünde.

rede des ganzen Stückes der jüngere Sohn der Familie alle die Gräuelthaten noch einmal auf und schließt damit das Ganze ab. 'Wie jammervoll dieß Alles!' ruft er am Ende aus. 'Die Familie Bose von Swaropur ist zu Grunde gerichtet durch den Indigo, diesen großen Verderber der Ehre und des Glücks! Wie schrecklich sind die Arme des Indigo!'

„Es fehlt diesem Stück aber auch nicht an einem komischen Element. Dieß stellt sich besonders dar in einer Scene, wo der Richter die Klage eines Rayat gegen einen Pflanzer anhört und sie dann so entscheidet, wie es seiner eigenen Bequemlichkeit und den Interessen des Indigopflanzers am dienlichsten ist. Der Anwalt des Beklagten hält eine Rede, die voll bengalischen Humors ist. Er repräsentirt die Klasse der Pflanzer und erbietet sich zu beweisen, daß die letzteren gar nie solche Dinge könnten gethan haben, die man ihnen Schuld gebe. Er könne das schon dadurch zur Genüge beweisen, daß dieselben ja Christen seien. Die Vergehen, deren man sie beschuldige, seien von der christlichen Religion streng verboten. 'Die Hauptregel der christlichen Religion aber ist: Güte beweisen, vergeben, sanftmüthig sein und Andern Gutes thun; somit ist es gar nicht wahrscheinlich, daß die Pflanzer, welche zu einer so wahren und reinen Religion sich bekennen, anders handeln sollten.' Der Richter hört die Anwälte beider Parteien an und unterbricht sie nicht. Endlich bemerken diese, daß des Richters Aufmerksamkeit nur theilweise ihnen zugewendet und fast ganz durch einen Brief in Anspruch genommen ist, den er schreibt. Er ruft dann einen Gerichtsdiener herbei und sagt ihm, den Brief der Frau Wood zu überbringen. Darauf macht er dem vorliegenden Rechtsfall dadurch ein einfaches und rasches Ende, daß er erklärt, derselbe müsse zur 'Nathi' d. h. zu den Akten des Gerichtshofs gelegt werden, 'worauf er von dannen eilt zu Frau Wood und zum Ort des Vergnügens....'

„Auch sonst fehlt es dem Stück nicht an plastischen Stellen, die uns die Ueberschwenglichkeit des Orientalen im Ausdruck lebendig vor Augen stellen. So drückt ein benachbarter Rayat, Namens Sadhu, seine Empfindungen über das Unglück, das den ältesten Sohn der im Stück vorgeführten Familie betroffen hat, dadurch aus, daß er ausruft: 'er könnte sich von hundert giftigen Schlangen beißen, oder lebendig braten lassen, ohne zu klagen; er könnte einem ganzen Haufen von Räubern und Mördern begegnen und doch gleichmüthig

bleiben; ja er könnte das allerschlimmste ertragen, was einem Menschen begegnen dürfte, nemlich zehn Indigofaktoreien in einem einzigen Dorfe zu sehen; — aber das könne er nicht ertragen, von dem vortrefflichen ältesten Sohne dieser Familie, der doch die Stütze aller seiner Untergebenen gewesen sei, sich auf ewig getrennt zu sehen.' Solche Sprache ist ächt orientalisch.

„Durch das ganze Stück zieht sich ein Zug äußerster Hoffnungslosigkeit hindurch. Allerdings scheint ein gewisser Glaube an die wirkliche Rechtlichkeit, Güte und Gerechtigkeit der obersten (brittischen) Regierung und an die sittliche Schönheit der christlichen Religion durchzuschimmern; aber die oberste Regierung und die christliche Religion sind 'weit weg', und der Pflanzer ist 'sehr nah bei der Hand'. Es ist schon etwas, daß die Eingeborenen glauben, die Regierung meine es treu, gut und redlich mit ihnen; aber sie sind überzeugt (wie aus dem Stück hervorgeht), daß die Regierung bei all ihrem guten Willen sehr schwach und kraftlos ist. Es mag darin viel Wahrheit liegen .... Während ferner in diesem Stück die allgemeine Haltung der Pflanzer vielfach entstellt und verunglimpft wird, so kann doch wohl kein Zweifel darüber sein, daß unter ihnen wenigstens eine tiefe Verachtung, ein innerer Widerwille gegen die Eingeborenen nur allzusehr herrschend ist, — eine Neigung, sie mit den Negern auf gleiche Stufe zu stellen und sie gleich Negersklaven zu behandeln; und wenn es nicht bis zu rohen Thaten und Mißhandlungen kommt, wie sie in dem Nil Darpan dargestellt sind, so ist das nur den unermüdlichen Anstrengungen einer milden und gerechten Regierung zu verdanken. .."

So schreibt der Recensent des Nil Darpan in der Londoner Saturday Review, ohne noch zu ahnen, zu welcher Aufregung und Gewaltthat derselbe in Kalkutta Anlaß geben sollte. Wir theilen nur noch den Prolog des Stückes mit, wie er uns in englischer Uebersetzung mitgetheilt wurde, und zwar ist dieß um so nöthiger, weil dadurch der nächste Anlaß zur gerichtlichen Verfolgung gegeben ward.

„Ich lege hiemit," beginnt er, „den Nil Darpan oder Indigo-Spiegel in die Hände der Indigopflanzer. Ein Jeglicher von ihnen möge nun sein Angesicht darin beschauen und dann den Schmutzfleck der Selbstsucht von seiner Stirne abwaschen, statt dessen aber das Sandelholzpulver des Wohlthuns auf dieselbe auftragen. Dann werde ich meine Arbeit reich belohnt, das Wohl der hülflosen Rayats

gesichert und Englands Ehre gerettet sehen. O ihr Indigopflanzer, euer böswilliges Verfahren hat einen Makel gebracht auf die englische Nation, die so hochgeziert war durch die ewig denkwürdigen Namen eines Sydney, Howard, Hall und anderer großen Männer. Ist eure Gier nach Geld so übermächtig, daß ihr durch den Anreiz dieses eitlen Reichthums euch verleiten lasset, gleich dem fressenden Rost in den längst erworbenen und reinen Ruf des brittischen Namens Löcher zu machen? Stehet endlich ab von jenem ungerechten Verfahren, durch welches ihr ungeheure Summen als Gewinn für euch erlanget; dann werden die armen Leute samt ihren Familien im Stande sein, ihre Tage in Frieden und Wohlsein zuzubringen. Ihr bezahlet heutzutage Dinge, die wohl hundert Rupies werth sind, mit nur zehn Rupies, und ihr wisset sehr wohl, was für große Noth daraus den Rayats erwächst. Und dennoch wollt ihr das nicht öffentlich bekannt werden lassen, weil ihr ganz von dem Trachten nach Geldgewinn eingenommen seid. Ihr saget, daß etliche unter euch freiwillige Beiträge geben zur Errichtung und Unterhaltung von Schulen, sowie auch daß manche von euch Arzneimittel reichen zur Zeit der Noth; aber die Beisteuern der Pflanzer zu Schulen sind verhaßter noch, als wenn einer mit dem Schuh eine Milchkuh tödten würde, und ihre Geschenke von Arzneien sind gleichwie wenn Einer dicke Milch in den Giftbecher mischen würde. Wenn das Auflegen von ein wenig Terpentin auf die Wunden und Striemen, welche durch die Lederpeitsche verursacht wurden, so viel ist als Verabreichen von Medicin, ja dann ist jede Indigofaktorei eine arzneispendende Apotheke. Die Herausgeber zweier Zeitungen füllen ihre Spalten mit eurem Lob; was aber auch andere Leute davon denken mögen, — ihr habt davon [von diesem Zeitungslob] weder Genuß noch Vergnügen; denn ihr wisset ganz gut, warum sie so reden. Was für eine erstaunliche Anziehungskraft hat doch das Silber! Der abscheuliche Judas Ischarioth hat den großen Prediger der christlichen Religion, Jesus, in die Hände des verhaßten Pilatus verrathen um 30 Rupies; was Wunder denn, wenn die Inhaber zweier Zeitungsblätter, geknechtet durch die Hoffnung auf den Gewinn von eintausend Rupies, das arme hülflose Volk dieses Landes eurem Rachen überliefern? Aber Glück und Unglück drehen sich wie ein Rad, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Sonne des Glücks bald ihr Licht auf das Volk dieses Landes werfen wird. Die höchst gutherzige Königin

Viktoria, die Mutter des Volkes, hielt es nicht länger für rathsam, ihre Kinder durch Mägde [die Ostindische Kompagnie] säugen zu lassen, und hat sie nun in ihren eigenen Schooß und Arm genommen, um sie zu nähren. Der sehr gelehrte, einsichtsvolle, tapfere und edelherzige Lord Canning ist nun der General-Gouverneur von Indien; Herr Grant, der allzeit leidet mit den Leidenden unter seinem Volk, und glücklich ist, wenn sie glücklich sind, der die Gottlosen straft und den Guten eine Stütze ist, hat das Amt eines Lieutenant-Gouverneurs [von Bengalen] übernommen, und andere Personen, wie die Herren Eden, Herschel ꝛc., deren Wahrheitsliebe, deren große Erfahrung und strenge Unparteilichkeit allbekannt sind, breiten sich fortwährend Lotusgleich auf der Oberfläche des Sees des Civildienstes aus. Deßhalb wird es immer gewisser, daß diese großen Männer sehr bald den Stab der Gerechtigkeit zur Hand nehmen werden, um den Leiden Einhalt zu thun, welche die Rayats zu erdulden haben von dem großen Riesen Rahu, — dem Indigopflanzer!"

Es war am Schlusse des vorigen Jahrs, gerade zu der Zeit, als die allgemeine Aufregung der Rayats fast ihren Höhepunkt erreicht hatte, daß Missionar James Long von Kalkuttu sich auf einer Missionswanderung in der Umgegend der Hauptstadt befand und da von einem Eingeborenen ein Exemplar des Nil Darpan zugesandt erhielt. Long arbeitete als Missionar der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft seit 20 Jahren zuerst in Mirsapur, dann in Kalkutta. Er ist einer der gebildetsten Männer in der bengalischen Mission, hat die Landessprache inne wie nicht leicht ein Anderer, machte sich mit unermüdlichem Fleiß nicht nur mit der Geschichte der Mission in ganz Ober-Indien *), sondern auch mit den Sitten und Gebräuchen, sowie mit der ganzen Denkweise und den Anschauungen des Volkes aufs gründlichste bekannt und gewann dadurch eine seltene Vertrautheit mit dem indischen, namentlich dem bengalischen Volkscharakter. Ueber

*) In des Herausgebers Bibliothek steht ein höchst lehrreiches und mit außerordentlichem Fleiß bearbeitetes englisches Werk von Long, das unter dem Titel: Handbook of Bengal Missions in connexion with the Church of England; together with an account of general educational efforts in North-India, Lond. 1848, auf mehr als 500 Seiten die Geschichte der dortigen Missionen in eingehender Weise behandelt und noch jetzt eine der inhaltsreichsten Quellen für dieselbe ist.

seine eifrige unermüdliche Thätigkeit als christlicher Missionar, über seine herzmäßige Theilnahme an des Volkes Wohl und Wehe, über sein brüderliches Verhältniß zu den lebendigen Christen aller Klassen und über seinen untadelhaften Sinn und Wandel vor Gott und Menschen, vor Christen und Heiden, — über all dieses ist unter allen Wohlgesinnten und Urtheilsfähigen in Indien nur Eine Stimme. Auch der indobrittischen Regierung hat er unschätzbare Dienste geleistet. Vermöge seiner ausgezeichneten Sprachkenntniß und seines eisernen Fleißes war er im Stande, alle im Druck erscheinenden einheimischen Volkszeitungen und Broschüren zu lesen und dadurch in ganz seltenem Maaße mit der unter dem indischen Volke herrschenden Stimmung bekannt zu werden. Je weniger aber die meisten englischen Beamten theils der Landessprache hinreichend Meister waren, theils Zeit und Gelegenheit fanden, um sich auch nur in einem mäßigen Grade mit dieser Art von inländischer Literatur bekannt zu machen, und je wichtiger doch auf der andern Seite für die Regierung eine genaue Bekanntschaft mit der unter den Massen herrschenden Stimmung sein mußte, um so dankbarer war selbst die oberste Behörde in Kalkutta für jede bedeutendere Mittheilung, welche der treue und eifrige Missionar ihr aus den zahllosen Volksblättern zu machen im Stande war. „Missionar Long," sagt Herr Seton Karr, der ausgezeichnete Sekretär des Gouverneurs von Bengalen, in einem officiellen Schreiben an den General-Gouverneur vom 29. Juli 1861, „Missionar Long war mir und Andern schon längst als ein Mann bekannt, der seit Jahren seine Aufmerksamkeit der inländischen Literatur von Bengalen und den verschiedenen Druckschriften zuwandte, welche aus der einheimischen Presse kommen und unter den mittleren und untern Schichten des Volks in einer Ausdehnung im Umlauf sind, davon wenige Europäer eine Ahnung haben. Druckschriften dieser Art über verschiedene sociale Fragen von höherem Interesse wurden von ihm zur Kenntniß der obersten Behörden gebracht, wovon ein ganzes Register im Bengal-Archiv Zeugniß gibt. Ich glaube aber, daß gerade in der gegenwärtigen Periode Indiens Niemand im Ernst es in Abrede stellen wird, von welcher unermeßlichen Wichtigkeit es sei, daß die indobrittische Regierung genau unterrichtet bleibe von der herrschenden Stimmung der Eingeborenen, wie sie sich in ihren Tagblättern und andern literarischen Erscheinungen ausspricht."

In diesem Sinne betrachtete Missionar Long auch das Volks-

drama Nil Darpan und zwar um so mehr, als gerade jetzt die Indigofrage nicht blos das Volk überall, sondern auch die Regierung in hervorragendem Grade beschäftigte. War doch kurz vorher eine Prüfungskommission von der Regierung aufgestellt worden, welche die unläugbaren Uebelstände untersuchen und den wahren Thatbestand ans Licht bringen sollte; und Missionar Long war aus Auftrag der obersten Behörde selber ein Mitglied dieser Kommission gewesen. Kein Dokument aber schien ihm die öffentliche Stimmung des Volks in Betreff der Indigo-Kultur plastischer und eindrucksvoller darzustellen, als eben dieser Nil Darpan, obwohl auch er, gleich jedem vernünftigen Menschen, klar erkannte, daß darin nach Art aller Tendenzromane die Indigopartei im gehässigsten, übertriebensten Lichte, die Sache der Rayats aber in den rosigsten Farben dargestellt war. Genug, dieß war die Auffassung und Stimmung des Volkes — und hierin lag ihm die Hauptsache. Er glaubte deshalb nicht blos berechtigt, sondern verpflichtet zu sein, einem Gliede der Regierung davon Mittheilung zu machen. Bei seiner Rückkehr nach Kalkutta überbrachte er den Nil Darpan dem ihm befreundeten Sekretär des Gouverneurs von Bengalen, dem oben erwähnten Herrn Seton Karr. Dieser selbst erzählt weiter: „Ich sprach nun mit dem Gouverneur selbst [Herrn Grant] von dem Werk, in der Ueberzeugung, daß es meine Pflicht sei, alle einheimischen Publikationen, welche die herrschende Stimmung des Volks ins Licht stellen, zu seiner Kenntniß bringen zu sollen. Herr Grant, sowie auch andere Personen, sprachen den Wunsch aus, eine Uebersetzung des Drama zu sehen; und da nun Herr Long mir mittheilte, daß ein Eingeborener bereit sei, es ins Englische zu übertragen, so wurde diese Uebersetzung unter meiner Sanktion ausgeführt." — So sagt Seton Karr. Was aber die Uebersetzung selbst betrifft, so revidirte Long dieselbe sorgfältig, strich die anstößigen Stellen, die für ein europäisches Ohr widerwärtig oder sonst für die Veröffentlichung unzulässig waren, und begleitete das Ganze mit einer kurzen Vorrede. Nachdem er darin den Ursprung dieses Drama und der Uebersetzung kurz dargethan, fährt er fort: „Der Nil Darpan vertritt die Sache derer, welche die Schwachen sind; er schildert einen respektabeln Rayat oder Landbauern, der mit seiner Familie im Genuß seines Grundstücks glücklich lebte, bis das herrschende Indigo-System ihn nöthigte, Vorschüsse zu nehmen, sein eigenes Land zu vernachläßigen und eine Pflanze zu bauen, die ihn an den Bettelstab

brachte, so daß er in die Lage eines Leibeigenen und Vagabunden herabsank. Die Wirkung von alle dem auf sein Haus, seine Familie und seine Verwandtschaft wird dargestellt in einfach plastischer, aber wahrer Sprache. Auch wird darin angespielt auf die Parteilichkeit etlicher Magistratspersonen zu Gunsten der Pflanzer, und auf das Gesetz vom vorigen Jahr, wodurch die Verletzung eines Indigo-Kontrakts als Kriminalverbrechen behandelt wird." — „In einfach plastischer, aber wahrer Sprache," sagt Long; es ist ihm dieses Wort entschlüpft, ohne zu ahnen, daß es ihm so grausam sollte misdeutet werden. Wir werden darauf wieder zurückkommen, da es den Hauptanklagepunkt gegen ihn bildete.

Herr Seton Karr fährt nun in seiner Darlegung des Ganges, den die Publikation des Nil Darpan nahm, folgender Maßen fort: „Sodann wurden, gleichfalls unter meiner Sanktion [und auf Kosten der Regierung] 500 Exemplare gedruckt und diese ganze Auflage auf mein Büreau gebracht. Herr Long gab mir die Namen mehrerer Personen, von denen er wünschte, daß das Werk ihnen zugesandt würde; ich selbst fügte noch weitere Namen hinzu, worauf die Versendung, mit dem Regierungsstempel und mit der der Regierung zustehenden Freimarke versehen, stattfand. Die Personen, denen [von mir] das Werk zugesandt ward, sind lauter solche, die vorher schon sämtliche auf die Indigokrisis bezüglichen Dokumente in gleicher Weise zugeschickt erhalten hatten." — Aus der späteren Erklärung des General-Gouverneurs selbst (8. August 1861) geht hervor, daß „zahlreiche Exemplare theils an Parlamentsglieder und öffentliche Vereine in England, theils an einige Personen in Indien, und nicht weniger als 20 Exemplare an das Staatssekretariat in London" versandt wurden. In einem andern officiellen Dokumente heißt es: „Etwa ein Dutzend Exemplare wurden aus dem Bengal-Regierungsbüreau an Personen in Indien, und etwa 150 Exemplare nach Hause (England) geschickt." „Die Personen, an welche Long die Broschüre gesandt wünschte, sind einige wenige Privatfreunde und Missionsgesellschaften in England, denen er Druckschriften von allgemeinem Interesse aus Indien mitzutheilen pflegt."... „Sehr wenige Leute haben das Werk selbst zu Gesicht bekommen... Im Bengal Office liegen noch jetzt mehr als 300 Exemplare."

Dieß ist der officielle, aus den Akten geschöpfte Thatbestand. Es geht daraus hervor, daß auf Missionar Long in keiner Weise irgend

eine Schuld fällt. Er ist weder Verfasser des Drama, noch Uebersetzer des Originals, noch im eigentlichen Sinne Herausgeber, noch viel weniger der Verbreiter des Schriftchens. Was ihm allein zur Last fallen kann, ist der in seiner eigenen Vorrede vorkommende Ausdruck: die Schilderung der bestehenden Uebelstände sei eine im Wesentlichen „wahre", obgleich in dichterischem Gewand. Eben damit aber hat er seinen bis zur Wuth ergrimmten Feinden, den Indigopflanzern, eine Handhabe gegeben, an der sie ihn fassen und vor Gericht ziehen konnten. Den eingeborenen Verfasser des Drama zu belangen, fiel ihnen nicht ein; es ist auch seltsamer Weise im ganzen Verlauf des Processes gar nicht von ihm die Rede. An Herrn Grant, den Gouverneur von Bengalen, unter dessen Sanktion der Nil Darpan übersetzt, mit Vorrede versehen, gedruckt und unter dem Regierungsstempel versandt wurde, oder an seinen Sekretär, Herrn Seton Karr, welcher dabei vornemlich die ausführende Thätigkeit hatte, wagten sie sich entweder nicht, oder sie wollten diese Herren nicht in Unannehmlichkeiten bringen. Dagegen diente es ihnen viel besser, einmal an einem Missionar, über dessen ganze Brüderschaft sie schon längst und immer aufs Neue in den öffentlichen Blättern sich in den allergröbsten und schändlichsten Verunglimpfungen ergossen hatten, ihr Müthchen zu kühlen. Sie klagten ihn bei dem obersten Gerichtshof auf „absichtliche und böswillige (maliciöse) Ehrenkränkung" an, und verlangten, daß gegen den Schuldigen „mit der äußersten Strenge des Gesetzes" verfahren, daß an ihm einmal ein Exempel statuirt werde.

Es ist dieß sehr lehrreich und bezeichnend. Unter Allen, denen in dieser Sache überhaupt eine Schuld beizumessen sein mag, war Long in den Augen jedes billig Denkenden der mindest Schuldige; aber aus Allen heraus wird er zum Schuldopfer erwählt, weil er die verhaßte Parthie der Missionare, dieser treuesten Vertreter der Menschenrechte des gleich einem Sklaven mißhandelten Rayats, repräsentirt. Es ist ganz dasselbe Verfahren, wodurch einst Missionar Smith von den Pflanzern in Demerara der Anstiftung zum Negeraufruhr bezeichnet und zum Tode verurtheilt ward. Doch die Anklage ist ja noch nicht das Entscheidende; es handelt sich alles um den Spruch des Gerichts. Und sollte ein brittisches Schwurgericht, dessen altberühmte Rechtlichkeit sich in dem allgemein anerkannten Grundsatz ausspricht, daß der Wahrspruch über einen Angeklagten „auf augenschein-

lichen, allen Zweifel ausschließenden Beweis" (Evidence) sich gründen muß, unter den vorliegenden Umständen über Missionar Long das „Schuldig" sprechen können? Hören wir den Gang der Dinge.

Das englische Schwurgericht (Jury), vor welches ein derartiger Gerichtsfall gehört, besteht aus besonders erwählten Schwurmännern (in der Regel nur zwölf), die nach ihrer Ueberzeugung einfach mit Ja oder Nein die Frage zu entscheiden haben: ist der Angeschuldigte des ihm zur Last gelegten Verbrechens schuldig? Lautet die Antwort Ja, so bestimmt der königliche Großrichter nach geschehener Berathung mit den Gerichtsbeisitzern das Strafmaß. Ehe es aber zu dieser letzten Entscheidung kommt, gehen andere Verhandlungen voran. Erst wird nach Einreichung einer Klage von der sogenannten Groß-Jury die Frage entschieden, ob Grund zu der vorgebrachten Anklage vorhanden sei oder nicht. Findet diese die Klage zulässig (true bill, gute Klage), so beginnt nun erst das Verfahren vor dem eigentlichen Schwurgericht. Der Angeklagte wird vor die Gerichtsschranke (Bar) gebracht; hier wird ihm vom Gerichtsschreiber die Anklage-Akte vorgelesen, worauf er sich zu erklären hat, ob er sich selbst schuldig erkenne oder nicht. Im ersteren Fall wird gleich von dem Richter die Strafe bestimmt; antwortet er aber: „Nicht schuldig," so beginnen in Gegenwart der schweigend zuhörenden Schwurmänner die Hauptverhandlungen. Der Anwalt des Klägers erzählt die in Frage kommende That und hört, wo es nöthig ist, die zuvor vereideten Anschuldigungszeugen ab. Der Anwalt des Angeklagten aber sucht seinerseits die vorgebrachten Beschuldigungen zu entkräften, seinen Schutzbefohlenen zu rechtfertigen und wo möglich seine Unschuld zu beweisen. Auch dem Angeklagten selbst wird (doch erst schließlich vor dem Urtheilsspruch des Richters) gestattet, sich zu vertheidigen und seine eigene Sache zu führen. Je nach der Wichtigkeit des Processes können diese Verhandlungen, welche immer öffentlich sind, einen, zwei und mehr Tage währen. Die Schwurmänner aber sind bis zum Schluß des ganzen Verfahrens d. h. bis nach der Fällung des Urtheils gewissermaßen in strengem Gewahrsam und dürfen in dieser ganzen Zeit nicht mit der übrigen Welt verkehren. Sind nun die Verhandlungen so weit vorgeschritten, daß die Sache nach der Ueberzeugung des vorsitzenden Richters spruchreif ist, so resumirt der Letztere alle vorgebrachten

Thatsachen in möglichst klarer und objektiver Form und fordert dann die Geschworenen auf, ihr Schuldig oder Nichtschuldig nach Pflicht und Gewissen zu sprechen. Diese ziehen sich zurück, um unter sich die Frage zu berathen. Ihr Wahrspruch muß einstimmig sein. Oft kommen sie lange, lange nicht zu einem Entscheid; jeweilen kehren sie in den Gerichtssaal wieder zurück, um sich noch über irgend eine Frage weitere Weisung oder Belehrung zu holen. Endlich treten sie unter die athemlos schweigende Versammlung im Saal, und ihr Sprecher verkündet den Wahrspruch. Lautet derselbe auf Schuldig, so steht schließlich dem Großrichter und seinen Gerichtsbeisitzern die Entscheidung über das Strafmaß zu, das er feierlich dem Angeklagten verkündigt.

Dieß ist die Gerichtsform, welcher sich Missionar Long in Kalkutta zu unterziehen hatte. Hören wir nun den Verlauf der Dinge.

Sobald unter den Pflanzern der Druck des Nil Darpan und seine Versendung an verschiedene Adressen unter dem Regierungsstempel ruchtbar ward, entstand ein wahrer Aufruhr in ihren Kreisen. Die wenigsten unter ihnen hatten selbst die Schrift zu lesen bekommen; um so schärfer malte das anschwellende Gerücht die Dinge, die darin von den Pflanzern ausgesagt seien. Man war entschlossen, an dem Urheber dieser Schrift exemplarische Rache zu nehmen. Doch wußte man nicht recht, an was man zunächst mit einer gerichtlichen Klage sich halten solle. Eines jedoch lag am nächsten, nemlich daß in der Vorrede von zwei indobrittischen Zeitungen gesagt war, sie stünden im Dienste der Indigopflanzer und erhielten jede dafür jährlich ein Geschenk von 1000 Rupies. Wer anders konnte damit gemeint sein, als der „Englishman" und der „Hurkaru", welche beide in Kalkutta erscheinen und die Sache der Pflanzer zu vertreten pflegen? Dieß griff man auf. Die mächtige Association von Landeigenthümern und Handelsleuten, mit welcher sich die „Association der Indigopflanzer" schon seit längerer Zeit verschmolzen hat, trat zusammen und beschloß, zunächst den Drucker des Nil Darpan gerichtlich zu belangen und die daraus erwachsenden Proceßkosten auf sich zu nehmen. Dieß sollte nur den Weg bahnen zur gerichtlichen Verfolgung des Herausgebers, des Missionars Long. Der Umweg sollte ihnen erspart werden. Long nahm sofort mit aufgeschlagenem Visier die ganze Verantwortlichkeit auf sich, und auf sich allein; ja er verzichtete von vornherein und vollständig in der ehrenhaftesten Weise darauf, diejenigen Männer, auf welche doch in erster Linie ein Vorwurf in der Sache hätte fallen

können, — den Gouverneur von Bengalen und dessen Sekretär — auch nur leise in die Mitleidenschaft zu ziehen. Er war von seiner eigenen Unschuld, von der Reinheit und Lauterkeit seiner Absichten und von der Untadelhaftigkeit seines ganzen Verfahrens in der Sache vor Gott und seinem Gewissen so überzeugt, daß er kein menschliches Gericht scheuen zu dürfen glaubte; und sollte ihm je etwas Ungeschicktes dabei begegnet sein, so war er bereit, die Folgen davon in Demuth zu tragen und sie allein zu tragen. Als deshalb die Indigopflanzer eine Klage gegen ihn einzureichen sich anschickten, veröffentlichte er folgende Erklärung, die wir auszugsweise hier mittheilen.

„Da mein Antheil an der Herausgabe der Uebersetzung des Nil Darpan vielfach in der Oeffentlichkeit besprochen wird, so erlaube ich mir, eine kurze Erläuterung hierüber abzugeben. Ich bitte mich aber zu entschuldigen, wenn ich dabei von mir selbst mehr als mir lieb ist zu reden veranlaßt bin; es geschieht nur, weil ich mich selbst zu vertheidigen genöthigt werde. Innerhalb der letzten fünfzehn Monate bin ich mit Nennung meines Namens und mit der heftigsten Erbitterung von denjenigen Zeitungen angegriffen worden, welche den gegenwärtigen Zustand des 'Indigo-Systems' unterstützen, und in den letzten Wochen wurde ich von dem Inhaber des 'Englishman' und von den Pflanzern mit einer gerichtlichen Verfolgung auf Ehrenkränkung bedroht. Ich schicke mich deshalb an, meine Stellung zu der Sache offen und wahr darzuthun.

„In den letzten zehn Jahren meines Aufenthalts in Kalkutta bin ich durch verschiedene Umstände veranlaßt worden, ein sehr tiefes und thätiges Interesse an dem zu nehmen, was neuerdings auch in England so viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, — an der einheimischen Presse, insofern sie einestheils der Ausdruck der Anschauungen und Stimmungen des indischen Volks, anderntheils ein Mittel ist, um auf die Massen zu ihrem Besten einzuwirken. In den letzten acht Jahren bin ich deshalb auch in Verbindung gestanden mit der 'Gesellschaft für Hebung der einheimischen Literatur', sowie mit der großen Sache des indischen Volksunterrichtswesens.

„Meine eigenthümliche Stellung in Kalkutta hat mich mehr als andere Missionare mit der inländischen Presse in Berührung gebracht, und dieß veranlaßte mich, als Mitglied des 'Vereins für christliche Schulbücher' und der 'Gesellschaft für Hebung der einheimischen

Literatur', Auszüge aus der bengalischen Presse in drei Bänden herauszugeben (in der Landessprache). Auch ist mir die Aufgabe geworden, verschiedene bengalische Manuscripte durchzusehen und zu prüfen, sowie die Herausgabe anderer zu besorgen. Während ich auf diese Weise beschäftigt war, wurde ich durch meine Missionsaufgaben im Süden von Kalkutta und durch meine Missionsreisen in andern Distrikten, in nahen Verkehr mit der ackerbauenden Bevölkerung des Landes gebracht, und ihre Bedürfnisse wie ihr Elend haben sich meiner Beachtung unwillkührlich aufgedrängt. Ich habe dort [im Süden der Hauptstadt] eine kleine Anstalt für eingeborene Lehrer und Schriftleser, die ich zu bilden habe. Für sie muß ich geistige Nahrung herbeischaffen. So hat meine Stellung als Missionar, sowie meine tiefe Ueberzeugung von der höchsten Wichtigkeit einer gesunden einheimischen Literatur, mich genöthigt, auf die Herausgabe bengalischer Werke so große Aufmerksamkeit zu verwenden.

„Ich habe Grund zu glauben, daß meine schwachen Bemühungen in dieser Sache nicht erfolglos geblieben sind; ja ich bin durch viele Zuschriften von Missionaren, von englischen Civilbeamten und von einsichtsvollen Eingeborenen darin ermuthigt worden. Und in der That, es ist in unsern Tagen unverkennbar, daß mittelst der inländischen Presse sich weithin und in immer umfassenderem Grade wohlthätig auf die Massen des Volks wirken läßt. Wiederholt bin ich auch von Radscha's (eingeborenen Fürsten) und andern einflußreichen Personen gebeten worden, ihnen eine Kollektion nützlicher bengalischer Bücher für ihre Bibliotheken zuzusenden, und auf verschiedene andere Weise habe ich mich bemüht, auf die Reichhaltigkeit der einheimischen Presse aufmerksam zu machen. — Von der Regierung oder von irgend Jemand sonst habe ich niemals auch nur einen Heller empfangen, noch würde ich ihn annehmen für Dienstleistungen dieser Art, indem ich dieß Alles als einen Theil meiner Lebensaufgabe, als einen Zweig meiner literarischen Missionsarbeit betrachte. Dagegen hat die Regierung mich je und je dadurch ermuthigt, daß sie etliche meiner Berichte über die einheimische Presse hat drucken lassen. [Folgen beispielsweise einige Thatsachen.] Ich habe Grund zu glauben, daß diese Druckschriften nicht ohne Nutzen für die Freunde der Mission und des Volksunterrichts in Indien gewesen sind, und daß dadurch der einheimischen Presse dieses Landes eine größere und ernstere Beachtung zugewendet worden ist... So

oft neue Bücher von besonderem Interesse in der Landessprache erscheinen, pflege ich dieselben an Missionare, an Freunde des Unterrichtswesens und an Regierungsbeamte zu senden, ohne Rücksicht auf die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der darin ausgesprochenen Gedanken, nur damit man die Stimmung und Denkweise des Volkes daraus kennen lerne... Dabei hatte ich oft Gelegenheit, mit Erstaunen wahrzunehmen, in welcher offenen Weise Bücher zum Kauf ausgeboten und weithin verbreitet wurden, worin die schamlosesten und obscensten Dinge gedruckt sind. Ich machte dem gesetzgebenden Rath davon Mittheilung, und in Folge davon wurde ein Gesetz erlassen, das den Verkauf solcher Bücher verbietet, — ein Gesetz, das treffliche Wirkung gethan hat... Vor sechs Jahren etwa sandte der Hof der Direktoren (der Ostindischen Kompagnie) den Befehl nach Kalkutta, für die Bibliothek des Ostindienhauses in London Exemplare von allen Originalschriften, die im Bengalischen erschienen sind, anzuschaffen. Ich wurde damit beauftragt und habe den Auftrag ausgeführt.

„In derselben Absicht, — nemlich um meine Landsleute mit der Strömung der einheimischen Volksstimmung bekannt zu machen, ließ ich von Zeit zu Zeit in die Hurkaru-Zeitung Artikel einrücken mit der Ueberschrift: 'Geist der einheimischen Presse', und aus dem gleichen Grunde machte ich voriges Jahr mehrere Personen mit einem bengalischen Drama bekannt, Nil Darpan betitelt, das, obgleich stark aufgetragen und gefärbt, doch augenscheinlich die Auffassung der Eingeborenen von den Wirkungen des Indigo-Systems darlegt. Bis dahin beschränkte sich der Streit darüber mehr auf die Pflanzer, die Handelsleute und die Missionare; Viele dagegen wünschten auch zu wissen, in welchem Ton die eingeborene Presse darüber rede. Das Drama war bereits weithin unter der eingeborenen Bevölkerung in Umlauf, und so drückten nun mehrere Personen den Wunsch aus, daß es ins Englische übersetzt würde zur Belehrung derjenigen, denen es von Wichtigkeit war, die Stimmung des Volkes kennen zu lernen. Um diese Volksstimmung ins Licht zu stellen, und keineswegs um Oel in das Feuer des Streits zu gießen, fand diese Schrift eine aufmerksame Beachtung. Es ist aber natürlich, daß in einem Werk, wie dieses Drama, das (wie in der Einleitung gesagt ist) ausgesprochener Maßen zu dem Zweck veröffentlicht ward, die unter den Eingeborenen allgemein herrschende Ansicht von dem Indigo-System darzustellen, sich Aeußerungen und Stellen finden, die der reinere und geläuterte

Geschmack eines Europäers nicht ertragen kann; und Jedermann, der auch nur ein wenig mit der orientalischen Literatur bekannt ist, weiß, wie stark diese Mängel in vielen sonst hochgepriesenen orientalischen Produkten hervortreten. In der englischen Uebersetzung des Nil Darpan nun wurden die anstößigeren Stellen ausgemerzt oder gemildert, und ich bedaure, daß etliche Stellen, welche Anstoß gegeben haben, aus Unachtsamkeit stehen geblieben sind. Aber Jedermann, der sich die Mühe geben will, das Original selbst zu lesen, wird finden, daß ein gutes Theil davon in der Uebersetzung weggelassen ist. Was aber die Stelle in des eingeborenen Verfassers Vorrede betrifft, wo er von zwei Zeitungen redet, die unter dem Einfluß der Pflanzer stehen sollen, so kam es mir nie in den Sinn zu glauben, daß jemals ein englischer Leser auf diese Beschuldigung einen Werth legen werde. Die höchst unbedeutende Summe (1000 Rupies), die dort als Bestechungsmittel angegeben ist, schien mir die Thorheit dieser Anschuldigung sofort ins Licht zu stellen, zumal gegenüber von Zeitungen, die eine so große Abonnentenzahl haben.

„Daß meine Absicht bei der Veröffentlichung dieser Uebersetzung durch den Druck nicht eine böswillige war, das zeigen die Worte, mit denen ich meine eigene Einleitung schloß. 'Es ist der angelegentlichste Wunsch des Schreibers dieser Zeilen,' heißt es dort, 'daß in Bälde völlige Harmonie hergestellt werde zwischen dem Pflanzer und dem Rayat, daß beide Parthien durch gemeinschaftliche Interessen mit einander sich verbunden fühlen, und daß der Europäer, der in den Landdistrikten wohnt, der Schirm und Schild der eingeborenen Bauernschaft werden möge, bis ein Jeglicher von den Rayats unter seinem Mango und unter seiner Tamarinde sicher wohne und Niemand ihn erschrecken dürfe.' Auch verweise ich auf meine Zeugen-Aussage in der von der Regierung zur Prüfung der Indigo-Sache berufenen Kommission, wo ich ausdrücklich zugab, daß in der neuern Zeit die Haltung der Pflanzer sich gebessert habe, und meine Ansicht dahin aussprach, daß der ganze Streit sich doch auf die Uebel des Systems beschränken [und nicht auf die Indigo-Kultur selbst oder gar auf Persönlichkeiten ausdehnen] möge.

„Ich bin von der Wahrheit des von Lord William Bentinck (dem einstigen Generalgouverneur) ausgesprochenen Grundsatzes durch und durch überzeugt, 'daß Indien für jetzt noch durch eingeborene Geschäftsmänner unter europäischer Oberaufsicht muß verwaltet wer-

den.' Sollen wir aber diese europäische Ueberlegenheit und Oberaufsicht behaupten, so glaube ich, — gemäß dem Grundsatz: man müsse auch vom Feinde lernen, — es sei für die Europäer aller Klassen und Stände in diesem Lande von Nutzen, sich je und je in dem Spiegel der eingeborenen Presse zu beschauen. Auch Lord W. Bentinck war dieser Ansicht, wenn er dieser [inländischen] Presse gestattete, über ihn und seine Verwaltung scharfe Kritik zu üben, 'in Anbetracht, daß sie (die Presse) der Ausdruck und zugleich ein Sicherheitsventil der öffentlichen Meinung ist.' In gleicher Weise handelte der Marquis von Hastings, als er im Jahr 1818 den Serampore Darpan (Spiegel) patronisirte und ihm die Vergünstigung gewährte, unter einem bloßen Drittel des gewöhnlichen Porto-Betrags versandt zu werden. Diese Zeitung wurde von Missionaren redigirt und enthielt sehr oft Auszüge aus einheimischen Volksblättern, in welchen die Europäer und selbst die Regierung scharf mitgenommen wurden. Ich erinnere mich in alten Nummern dieser Zeitung Auszüge aus bengalischen Volksblättern gelesen zu haben, wo z. B. ein englischer Richter dargestellt wird, wie er während der Gerichtssitzung Branntwein trinkt und in der Trunkenheit Reden führt, die Niemand verstehen konnte, während seine untergeordneten Gehülfen emsig die empfangenen Bestechungen einstreichen. Der verstorbene Missionar Morton pflegte häufig Uebersetzungen aus einheimischen Schriften zu veröffentlichen, worin gerade die Missionare aufs schimpflichste mitgenommen wurden.

„Aber man sagt, es vertrage sich mit der Stellung eines Geistlichen nicht, sich in Dinge zu mischen, wie die Indigo-Frage. Ich frage dagegen: gehört nicht die Erhaltung des Friedens in Indien mit zu seiner Pflicht? In diesem Lande befindet sich eine kleine Zahl von Europäern mitten in einer großen Masse von Eingeborenen. Wenige von den ersteren verstehen etwas von der Landessprache oder wissen etwas von der Stimmung des Volks. Ein Vulkan mag unter ihren Füßen zum Ausbruch sich bereiten, und am Horizont Indiens mögen sich dunkle Wolken sammeln. Ist denn da der Wächter, der das Warnungszeichen gibt, für einen Feind zu achten? Wenn ein Geistlicher weiß, daß unter dem Volk eine Stimmung herrscht, die mit Blutvergießen endigen könnte, soll er davon keine Anzeige machen? Es ist allgemein anerkannt und zugegeben, daß in den Indigo-Distrikten etwas von einer solchen Stimmung sich zeigte und

noch zeigt. Wie soll aber dieß zur Kenntniß der Beamten und der Männer von Einfluß gebracht werden, damit sie auf ihrer Hut seien? Wahrlich die einheimische Presse ist es, die am besten davon Kunde gibt, was unter der Oberfläche vorgeht; sie ist eine der sichersten Führerinnen, wenn es gilt, die wahre Volksstimmung kennen zu lernen. Ich bezeuge hiemit in feierlichem Ernst, daß ich für die künftige Sicherheit der Europäer in Indien und für die Wohlfahrt des Landes nichts wüßte, das wichtiger wäre, als daß alle Klassen der Europäer den Barometerstand der eingeborenen Volksstimmung wohl beachten. Es ist meine tiefste Ueberzeugung, daß ein auf der Zufriedenheit der eingeborenen Bevölkerung gegründeter Friede wesentlich nothwendig ist für die Wohlfahrt Indiens, und daß es Thorheit ist, die Augen zu schließen gegen die Warnungen der einheimischen Presse. Der allzufrüh dahingeschiedene ehrenwerthe Financier J. Wilson fühlte, daß die Aeußerungen der einheimischen Presse die Aufmerksamkeit der obersten Behörden verdienen; denn er ordnete als einen wesentlichen Zweig seines Amtsorganismus das Amt eines bezahlten Uebersetzers an, der die Behörden mit den Ansichten der einheimischen Presse (im Bengalischen, Urdu, Tamulischen ꝛc.) über die Finanzmaßregeln der Regierung bekannt zu machen habe; und ich habe kürzlich erst in diesen Uebersetzungen manchen bittern Angriff gegen die Regierungsmaßregeln gelesen... Es wäre für Indien gut gewesen, wenn man vor der großen Militär-Meuterei (1857) auf die Aeußerungen der einheimischen Volksblätter geachtet hätte! Man kümmerte sich nicht darum, und die Leute schliefen ruhig am Rand eines kochenden Vulkans. Wären ein Jahr vor der Meuterei Uebersetzungen aus der einheimischen Presse der Agra-Präsidentschaft gemacht, und wären diese Uebersetzungen einflußreichen Beamten mitgetheilt worden, vielleicht die Europäer wären mit allen ihren Arsenalen, die in den Händen der Sipoys sich befanden, nicht so unglaublich überrascht worden. Ich befand mich wenige Monate vor dem Ausbruch der Meuterei in der Agra-Präsidentschaft und war sehr erstaunt über die Geringschätzung, mit welcher einflußreiche Männer jeden Ausdruck der unter den Eingeborenen herrschenden Stimmung betrachteten, wie sich dieselbe in der einheimischen Presse kund gab. Ja schon im J. 1853, als ich die Gassen und Winkel von Delhi nach einheimischen Schriften durchstöberte, fiel mir die erstaunliche Aufregung der Muhamedaner auf, und ich verließ die Stadt mit dem tiefen Eindruck, daß

Brennstoff in Masse sich sammle, und daß es nur eines Funkens bedürfe, um Alles zu einem furchtbaren Brand zu entzünden.

„Die Aufgabe des Missionars ist, eine christliche Volkskirche im Lande zu pflegen. Ich habe stets mit tiefer Betrübniß gesehen, wie unsere Mission in Bengalen noch in vieler Beziehung allzusehr einer Treibhauspflanze gleicht und nur durch schwere Geldopfer von Seiten der Ausländer unterhalten wird. Das Christenthum hat verhältnißmäßig noch nicht recht den Weg zu der ländlichen Bevölkerung Bengalens gefunden. Nach meiner Beobachtung und Erfahrung scheint eine der hauptsächlichsten Ursachen dieses Uebelstandes in der geistigen, sittlichen und socialen Versunkenheit des Rayat zu liegen, und hier muß ich wiederholen, was ich in meiner Einleitung zu dem Nil Darpan gesagt habe. 'In den letzten Jahren,' heißt es dort, 'haben christliche Philanthropen die öffentliche Aufmerksamkeit hinzulenken versucht auf den Zustand der Rayats von Bengalen und auf den Druck, unter dem sie seufzen, und man ist zu dem Schluß gekommen, daß wenig Aussicht oder Möglichkeit vorhanden sei, den geistigen, sittlichen und religiösen Zustand des Rayat zu verbessern, so lange ihm nicht ein festes Besitzrecht an das von ihm bebaute Land gewährleistet ist. Wenn der bengalische Rayat als Leibeigener, oder als bloßer Einsaße ohne Besitzrecht, oder als Taglöhner behandelt wird, so werden die Missionare, die Schullehrer und selbst diejenigen, welche die materiellen Hülfsquellen des Landes zu heben bemüht sind, bald finden, daß ihre Arbeit eine wahre Sisyphusarbeit ist, — eitel und fruchtlos. Statistische Thatsachen haben bewiesen, daß in Frankreich, in der Schweiz, in Holland, Belgien, Schweden, Dänemark, Sachsen ꝛc. der Volksunterricht bei dem Bauern nur da, wo ihm das feste Besitzrecht auf sein Bauerngütchen gewährleistet ist, heilsam wirkt, daß aber in diesem Fall wirklich bei ihm Fleiß, Mäßigkeit, Rechtschaffenheit und Reinlichkeit gehoben, die Achtung vor dem Eigenthum geweckt und bestärkt, der Sinn für häusliche Annehmlichkeit vermehrt, ein Geist gesunder und kräftiger Selbstständigkeit gepflegt, der Anbau des Landes verbessert, die Armuthei verringert und das Volk allem Revolutionswesen abgeneigt und zu einem Freund der Ordnung gemacht wird. Selbst Rußland führt eben jetzt in diesem Geiste den großen Plan der Emancipation der Leibeigenen aus.

„... Ich spreche mein aufrichtiges Bedauern aus, daß aus Mangel an Achtsamkeit einige Ausdrücke oder Stellen in dem Schrift-

chen stehen geblieben sind, welche Anstoß gegeben haben. Indem ich aber dieß thue, kann ich nicht verbergen, daß es mir selsam vorkommen will, daß Klagen hierüber gerade von denjenigen Kalkutta-Zeitungen erhoben werden, welche das bestehende Indigo-System in Schutz nehmen; denn ich kann mich getrost auf Jeden berufen, der seit dem Beginn des Jahres 1860 hier gewohnt hat, und ihn fragen, ob er jemals in modernen Streitschriften größere Giftigkeit und Bitterkeit gefunden habe, als wie sie die öffentlichen Organe der Pflanzer in ihren wiederholten Ausfällen gegen die Regierung, gegen die Missionare und diejenigen Regierungsbeamten, mit deren Maßregeln sie unzufrieden waren, an den Tag gelegt haben. Ich könnte hier zahlreiche überaus giftige und gehässige Stellen aus jenen Blättern anführen und es getrost dem Urtheil aller ehrlichen Leute überlassen, ob nicht auf jener Seite die Preßfreiheit schmählich mißbraucht worden sei, und ob etwa diese europäischen Zeitungsschreiber ihren eingeborenen Handwerksgenossen ein Vorbild der Mäßigung gelassen haben. Was mich selbst und den Missionar Bomwetsch betrifft, so haben etliche unsrer Freunde mehrmals den Wunsch ausgesprochen, daß wir bei den Gerichten auf Ehrenkränkung klagen sollten; allein wir wollten bis dahin lieber ebenso, wie die Beamten der Regierung es thaten, die Schmähungen dieser Tagblätter mit Stillschweigen tragen.

„Man hat gesagt, daß ich für die volle Wahrheit jeder einzelnen Aussage in diesem Drama einstehe. Dergleichen kam mir niemals in den Sinn. Die Thatsache ganz im Allgemeinen, wie ein ehrbarer Rayat sich in seinem Familienkreis glücklich fühlte, bis das bestehende Indigo-System ihn nöthigte, Vorschüsse von den Pflanzern anzunehmen, dieß und dieß allein ist es, wovon ich sagte, daß es in dem Drama in 'in plastischer, aber wahrer Sprache' dargestellt sei. Und selbst diese so beschränkte Aussage von meiner Seite hatte nicht den Sinn, als wenn ich meinte, das was in dem Drama gesagt ist, gelte von allen Rayats und von allen Pflanzern ohne Ausnahme. Alles was ich sagen wollte, Alles was aus meinen Worten sollte entnommen werden, war das, daß in vielen Fällen, nach der allgemeinen Meinung und nach dem unter den Eingeborenen überall herrschenden Glauben, die Wirkung des Indigo-Systems auf die Wohlfahrt der Rayats und ihrer Familien gerade so verderblich sei, wie das Drama es darstelle. Und da diese und ähnliche Darstellungen überall unter den Eingeborenen kursiren und Glauben finden, so sollte man, seien

nun diese Darstellungen durchaus oder nur theilweise wahr, dieselben nicht leicht nehmen, noch sollte sie irgend Jemand verdecken, dem der Friede und das Wohl dieses Landes, oder dem seine eigene Sicherheit und ungestörte Wohlfahrt in demselben am Herzen liegt."

So lautet die Erklärung des Missionars Long. Als dieselbe in den öffentlichen Blättern erschien, sprachen nicht nur alle gemäßigten Männer in Kalkutta und unter ihnen selbst viele von den großen Kaufleuten, sondern auch mehrere Mitglieder der „Association der Grundbesitzer" den Wunsch aus, daß die gerichtliche Verfolgung sistirt und zurückgenommen werde. Allein die Wuth der Pflanzer war zu groß, und die Gelegenheit, einen Missionar zu ruiniren, zu günstig, als daß sie davon hätten abgebracht werden können. Die Klage auf „absichtliche und böswillige Ehrenkränkung" ward eingereicht, und nachdem dieselbe als eine „gute Klage" (true Bill) erkannt worden war, begann am 19. Juli 1861 das gerichtliche Verfahren vor dem Schwurgericht. Wir müssen aber hier noch die Bemerkung vorausschicken, daß ein altes englisches Gesetz sagt, daß bei einem Injurienproceß es nicht darauf ankomme, ob das, was über einen Andern Ehrenkränkendes ausgesagt worden, wirklich wahr und mit Thatsachen zu beweisen sei, sondern nur darauf, ob die Ehrenkränkung ausgesprochen worden ist. Dieß gilt als „Friedensstörung". Wenn ich also einen Menschen als Mörder oder Dieb oder Ehebrecher bezeichne, so kann er mich auf Ehrenkränkung vor Gericht belangen, obschon er in Wirklichkeit und bewiesener Maßen ein Mörder, Dieb oder Ehebrecher ist; und ich werde bestraft, nicht weil ich etwas Unwahres von ihm ausgesagt, sondern obgleich ich die Wahrheit geredet habe. Es sei zu Ehren der englischen Gesetzgebung gesagt, daß dieses Gesetz in England selbst längst abgeschafft ist; aber in Indien gilt dasselbe noch heute, und dieser Umstand ist es, auf den die ergrimmten Pflanzer sich stützten. Aber auch da noch, auch unter dem Schutz dieses sinnlosen Gesetzes, — sollte es wirklich, nach der obigen Erklärung Long's und bei der ganzen Lage der Sache, selbst dem erbittertsten Feinde möglich sein, den Missionar auf „absichtliche und böswillige Ehrenkränkung" gerichtlich zu belangen oder ihn gar dessen schuldig zu finden? Konnte denn er für das verantwortlich gemacht werden, was ein eingeborener Dichter geschrieben? Konnte es denn von einem vernünftigen Menschen als Ehrenkränkung aufgefaßt werden, wenn der

sprachkundige Missionar seinen Landsleuten in ihrer Sprache mittheilt, was die Eingeborenen über sie denken, reden und schreiben, und zwar in der ausgesprochenen Absicht es übersetzt und mittheilt, damit die ohnehin vielfach bedrohte englische Regierung in Indien die Gefahr kennen lerne, die für sie jetzt in der Stimmung der Bauernschaft liegt, wie 1857 in der Stimmung der Sipoy-Armee? Und wenn Long in der Uebereilung den Ausdruck braucht, die Uebelstände des Indigosystems seien in dem vorliegenden Drama „in plastischer aber wahrer Sprache" dargestellt, hat er sich denn über den Sinn dieser Worte nicht in einer Weise gerechtfertigt, die jeden billigen und nüchternen Leser überzeugen muß, daß hier von „absichtlicher und böswilliger Ehrenkränkung" nicht die Rede sein könne? Aber der Haß hat keine Augen für Wahrheit und Recht, und daß auch im brittischen Gerichtshof zu Kalkutta, ja selbst auf dem Stuhl des Großrichters, der Haß und die Leidenschaft regieren könne, das wird unsere weitere Darstellung beweisen.

Ehe Long vor dem Schwurgericht erschien, wurde er mit einer Adresse beehrt, welche die höchstgestellten und angesehensten Eingeborenen Kalkutta's an ihn richteten. Sie ist unterzeichnet von „Radhakant Radscha Bahadur, Radscha Kali Krischna Bahadur, Radscha Narendro Krischna, Babu Rumanath Tagore, und 43 andern angesehenen Eingebornen der Hauptstadt." Es heißt darin: „Wir, die Unterzeichneten, haben mit Aufmerksamkeit Ihre kürzlich erschienene 'Erklärung' gelesen... Der Antheil, den Sie seit Jahren an der Hebung der einheimischen Literatur genommen haben, sowie an der Kundmachung der Anschauungen und Stimmungen der Eingeborenen, wie sich dieselben in der einheimischen Presse abspiegeln, hat Ihnen ein Recht auf die Dankbarkeit aller Klassen des einheimischen Gemeinwesens gegeben, trotz der Verschiedenheit der religiösen Ansichten, die zwischen Ihnen und uns besteht; und wir glauben, daß die Sache eines guten Regiments nicht wenig dadurch gefördert wurde, daß Sie mit so großem Eifer bemüht waren, die Ansichten und Stimmungen der Eingeborenen in Betreff wichtiger socialer und politischer Fragen zur Kenntniß der regierenden Behörden und des hier wohnenden europäischen Publikums zu bringen. Bei der eigenthümlichen Stellung der indobrittischen Regierung, wie sie einmal ist,

ist es für uns unnöthig, ausführlicher darzulegen, wie wichtig es für dieselbe sei, in Sachen der Gesetzgebung und Verwaltung die Meinung und Stimmung der Eingeborenen zu Rathe zu ziehen, wie und auf welchem Wege dieselbe auch ihren Ausdruck finden mag, und wir erlauben uns es auszusprechen, daß wir vollkommen Ihre Ansicht zu der unsrigen machen, daß 'ein auf der Zufriedenheit der eingeborenen Bevölkerung gegründeter Friede wesentlich nothwendig ist für die Wohlfahrt Indiens, und daß es Thorheit ist, die Augen zu schließen für die Warnungen der einheimischen Presse.'

„Wir sind überzeugt, daß der Antheil, den Sie an der Veröffentlichung der Uebersetzung des Nil Darpan durch den Druck genommen haben, in voller Uebereinstimmung steht mit der von Ihnen gehegten Ansicht von dem hohen Werth, den Sie auf die Aufklärung der hier wohnenden Europäer über den Inhalt der einheimischen Presse legen, und wir haben deßhalb mit Schmerz und Betrübniß den bittern persönlichen Streit in den öffentlichen Blättern wahrgenommen, wozu Ihre lobenswerthen Bemühungen Anlaß gegeben haben.

„Daß der Nil Darpan ein wahrer Ausdruck der herrschenden Volksstimmung über die Indigo-Sache sei, können wir mit voller Zuversicht bezeugen. Wir wissen wohl, daß im Original sich Stellen finden, worin weiblichen und andern Personen Dinge in den Mund gelegt werden, durch welche die Ohren gebildeter Menschen verletzt werden; aber solche Stellen drücken nur die Ideen und Gedanken aus, die unter derjenigen Klasse der Gesellschaft gäng und gäbe sind, welche in dem Drama handelnd auftritt. Sollte aber ein da und dort vorkommender indelikater Ausdruck ein Grund sein für die Unterdrückung eines dichterischen Werks, so fürchten wir, es müßten die ältesten und besten klassischen Schriften unsres Landes, die doch in der ganzen Welt hochgeehrt sind, auf immer dem Auge des Publikums entzogen werden; und wollte man nach demselben Massstab mit der europäischen Literatur verfahren, so müßten nicht wenige unter den Meisterwerken des abendländischen Genius dem gleichen Schicksal verfallen. Wir fürchten jedoch, daß der offene und scharfe Tadel, den Ihre Bemühungen erfahren haben, einfach das Ergebniß einer interessirten und parteisüchtigen Opposition ist.

„Wir glaubten es der guten Sache schuldig zu sein, daß wir Sie in den Besitz dieses Ausdrucks unsrer Ansichten über diese wichtige Frage setzen, in der Zuversicht, daß es als Mittel diene, dem

falschen Eindruck entgegen zu arbeiten, der zu unsrem Leidwesen da und dort Raum gewinnt, — dem Eindruck, als ob die eingeborene Bevölkerung den Nil Darpan *nicht* für den richtigen Ausdruck der allgemeinen Volksstimmung betrachte, und als ob sie die Beweggründe, welche Sie veranlaßten, dieses Drama zur Kenntniß des europäischen Publikums zu bringen, nicht zu würdigen verstände. Nichts kann irrthümlicher sein als das, und wir hoffen und glauben aufrichtig, daß dieses Schreiben jenen beklagenswerthen Irrthum gründlich beseitigen werde." (Folgen die Unterschriften.)

Wenn diese Adresse, die in den öffentlichen Blättern erschien, einerseits für Missionar Long eine eklatante Ehrenrettung war, so mußte sie andererseits die Erbitterung seiner Gegner nur noch mehr steigern; ja wir werden sehen, zu welchen unglaublichen Dingen sie im Lauf der Gerichtsverhandlungen Anlaß gab.

Es war am 19. Juli und den folgenden Tagen, daß in den großen Gerichtssaal zu Kalkutta eine ungeheure Menge von Menschen, Europäer und Eingeborene, sich herbeidrängten, um dem Verlauf eines Processes zu folgen, wie Indien kaum je einen gesehen hat. Den Vorsitz führte der Großrichter, Sir Mordaunt *Wells*, angethan mit dem scharlachrothen Mantel und die große weiße Perücke auf dem Haupt. Zu seiner Seite saßen die Sekretäre, der Gerichtsschreiber und die Gerichtsbeisitzer, hinter ihm die zwölf Schwurmänner. Rechts und links erschienen die Anwälte sowohl des Angeklagten als der Kläger; Missionar *Long* aber saß hinter der Schranke auf dem Stuhl des Verbrechers. Die Anklage-Akte wurde von dem Gerichtsschreiber verlesen. Darauf wurden die Zeugen vernommen, welche die verschiedenen Beweise für die Gültigkeit der Anklage vorzubringen hatten. Es erforderte dieß im Grund wenig Zeit; denn es handelte sich ja nicht sowohl um *äußere* Thatsachen, sondern der Punkt, um den sich Alles allein bewegte, war die Frage, ob auf Long die Schuld „absichtlicher und böswilliger Ehrenkränkung," an der gesammten Klasse der Indigopflanzer verübt, zu bringen sei oder nicht. Dieß ins Licht zu stellen, war zunächst die Sache der beiden Anwälte. Wir haben keinen näheren Bericht weder über die Art und Weise, wie der bestellte Rechtsanwalt der Pflanzer seine Beweise für des Angeklagten Schuld vorgebracht, noch über das Geschick, mit welchem des

Letzteren Anwalt die Unschuld seines Schützlings vertheidigt habe. Genug, die Reden und Gegenreden wurden durch vier Tage hindurch mit steigendem Eifer geführt, bis beide Parthieen, wie es schien, sich in ihren Beweisgründen für und wider erschöpft hatten. Es lag nun an dem vorsitzenden Großrichter, Sir Mordaunt Wells, mit Ruhe, Würde und Ernst die vorgebrachten Thatsachen und Gründe Für und Wider zu resumiren und dann die Schwurmänner anzuweisen, im anstoßenden Saal sich über den zu fällenden Wahrspruch zu berathen. Ueber die Art und Weise nun, wie Sir M. Wells diese seine Aufgabe vollzog, herrscht in allen Blättern Indiens nur Eine Stimme der Entrüstung oder wenigstens des Bedauerns. Wohl resumirte er, wie seine Pflicht es war, die im Verlauf der Verhandlung vorgebrachten Gründe und Gegengründe und that es mit besonderem Geschick; aber so sehr vergaß er nach und nach seine Stellung, die er in diesem Augenblick (vor dem Wahrspruch der Geschworenen) einzunehmen hatte, daß er allmählig in den heftigsten Beschuldigungen gegen den Angeklagten sich ergoß und somit, ehe die Schwurmänner sprachen, den Urtheilsspruch vorausnahm und Jenen gewissermaßen diktirte, welchen Spruch sie zu fällen hätten. Ja er gieng noch weiter in der Herabwürdigung seiner richterlichen Würde. Er machte seiner längst bekannten gründlichen Verachtung gegen die Eingeborenen Indiens in den schändlichsten Schmähungen Luft und sprach seine Entrüstung darüber aus, daß Missionar Long die oben mitgetheilte Adresse, welche die höchstgestellten Notabilitäten Kalkutta's vor dem Beginn des Processes an ihnen gerichtet, „nicht mit Verachtung zerrissen und den Winden übergeben habe." Denn es sei ja notorisch, daß das ganze Volk dieses Landes nichts anders als eine Rotte von „Fälschern, Betrügern und Meineidigen" sei.

Man traut seinen Ohren nicht, wenn man einen brittischen Oberrichter vom Präsidentenstuhl herab in solchem Augenblick und vor einer solchen Versammlung also reden hört. Und doch so war es; und fast möchte man sich freuen, daß es also geschah; denn es sollte vor aller Welt offenbar werden, welcher Geist bei diesem Processe die Richter bewegte.

Doch gegen das Ende seiner Rede scheint Sir M. Wells sich wieder gefaßt zu haben. Er wandte sich an die Schwurmänner und sprach: „Ich nehme keinen Anstand zu sagen, daß wenn der Ange-

klagte bei der Herausgabe des fraglichen Pamphlets nur und ausschließlich von dem aufrichtigen und gewissenhaften Verlangen, das Publikum mit Mißbräuchen bekannt zu machen, deren Abstellung er dadurch [durch die Publikation des Drama] herbeizuführen hoffte, und sonst von keinem andern Motiv getrieben ward, so befände er sich innerhalb der Gränzen des Rechts, welches durch das Gesetz einem Jeden gewährleistet wird, der bei der Erfüllung einer allgemeinen Pflicht in guten Treuen handelt. Und besonders als Diener der Religion hätte er ein volles Recht auf jeglichen Schutz des Gesetzes bei seinen Bemühungen, das Laster zu unterdrücken und die öffentliche Sittlichkeit zu fördern, selbst wenn er in der Wärme des Gefühls und des Ausdrucks Dinge ausspräche, die für diejenigen, denen sein Wort gälte, nicht anders denn peinlich sein sollten. Die Jury hat also auf Grund des ganzen Inhalts des in Frage stehenden Pamphlets zu entscheiden, ob auf Seiten des Angeklagten nur und ausschließlich das Verlangen vorherrschte, aufrichtig und gewissenhaft das öffentliche Wohl der Gesellschaft zu befördern, frei von aller Beimischung anderer und weniger reiner Beweggründe, — oder aber nicht..." Darauf zogen die Geschworenen in den anstoßenden Saal sich zurück.

Nach anderthalbstündigem Warten der ganzen versammelten Menge kehrten die Schwurmänner in den Gerichtssaal zurück (wie der Englishman, das Organ der Pflanzer, erzählt), um an den vorsitzenden Richter noch eine Frage zu stellen, ehe sie sich zu einem Wahrspruch entscheiden könnten, — die Frage: ob die Annahme, der Angeklagte habe nicht alle in dem Pamphlet vorkommenden Aussagen für wahr gehalten [und dennoch dasselbe veröffentlicht], nicht schon selbstverständlich das Schuldig in sich schließe; oder ob in diesem Fall erst noch aus andern Gründen bewiesen werden müsse, daß er böswillig gehandelt habe. Darauf erwiederte der Großrichter: „Selbst vorausgesetzt, Herr Long habe nicht allen in der Schrift enthaltenen Aussagen Glauben geschenkt, — wenn sie (die Schwurmänner) glauben, daß der Angeklagte die fragliche Schrift zum Besten des öffentlichen Gemeinwesens herausgegeben und in Umlauf gesetzt habe, und daß er von der Ueberzeugung ausgegangen sei, die Veröffentlichung einer solchen Schrift trage dazu bei, eine Reform des Indigosystems herbeizuführen, und daß er also in guten Treuen gehandelt habe, so hätte er doch noch ein Recht auf Freisprechung. Wenn sie aber andererseits auf Grund des Inhalts des Pamphlets

und der Art, wie es veröffentlicht und in Umlauf gesetzt wurde, überzeugt seien, daß der Angeklagte von einem Geist der Erbitterung gegen die Pflanzer getrieben worden sei, und die Absicht gehabt habe, diese Klasse herunterzusetzen, zu beeinträchtigen, lächerlich zu machen und in Verachtung zu bringen, — in diesem Fall würde das Gesetz bei dem Angeklagten Böswilligkeit voraussetzen, und der Wahrspruch müßte auf Schuldig lauten."

Somit bewegte sich die ganze Rechtsfrage um die Entscheidung, ob Missionar Long böswillig gehandelt habe oder nicht. Die Jury zog sich abermals zurück und erschien nach kurzer Zeit wieder, um unter der lautlosen Stille der Versammlung — das Schuldig auszusprechen. Ein Ton des Erstaunens und der Entrüstung einerseits, und der unverhaltene Jubel des Sieges andererseits gieng durch die Menge der Zuhörer auf der Tribüne. — Doch es stand ja noch dem vorsitzenden Richter das Recht zu, die Schwurmänner nochmals zurückzuweisen und ihnen aufzutragen, einen besseren, richtigeren Wahrspruch zu suchen. Ebenso konnte der Anwalt des Angeklagten auf Stillstellung des richterlichen Urtheils antragen, d. h. verlangen, daß der vorsitzende Richter seinerseits kein Urtheil fälle, sondern die Sache noch einer weiteren Untersuchung unterwerfe. Ob der Richter diesem Verlangen dann Rechnung tragen wollte oder nicht, stand bei ihm und den Gerichtsbeisitzern. Im verneinenden Fall handelte es sich schließlich darum, über den Schuldiggesprochenen das Strafmaaß zu bestimmen. Dabei konnte er den geringsten Grad der Strafe erkennen und damit die Geschworenen gewissermaßen beschämen; er konnte aber auch, je nachdem seine eigene Stimmung ihn trieb, ein hohes, ja das äußerste und höchste Strafmaaß dekretiren, das in solchen Fällen durch das Gesetz zulässig ist.

Auf Anrathen seines Anwalts verlangte Long die Stillstellung des richterlichen Urtheils. Er erhob sich, um in einer längeren Rede selbst seine Sache zu führen. „My Lord," sprach er, „ich hatte nach dem Gesetz keine Gelegenheit noch Erlaubniß, mich persönlich gegen die Schwurmänner auszusprechen. Ehe Sie aber das Urtheil sprechen, darf ich mich selbst erklären über die Beweggründe, die mich bei der Herausgabe des Nil Darpan geleitet haben. Ich werde dabei hinweisen darauf, daß ich als Missionar, als Ausleger der Stimmung der Eingeborenen, wie sie sich in der einheimischen Presse ausspricht, als Freund des Friedens, der Ruhe und Sicherheit der in diesem Lande

wohnenden Europäer, und als Freund der socialen Wohlfahrt der Eingeborenen gehandelt habe." Wir gehen auf die Auseinandersetzungen, mit welchen Missionar Long nun die Reinheit seiner Absicht zu beweisen bemüht war, nicht näher ein. Es war kaum etwas Neues darin gesagt, obwohl die ganze Rede für jeden Unparteiischen das Gepräge durchsichtigster Lauterkeit und des edelsten reinsten Ernstes trug. Gleichwohl unterbrach ihn der Oberrichter nach einiger Zeit mit der Bemerkung, daß, was er sage, nicht zur Sache gehöre, und nahm ihm so diese letzte Gelegenheit, sein Recht und seine Unschuld zu bezeugen.

Nachdem die versammelten Gerichtsbeisitzer die verlangte Stillstellung des Urtheils abgewiesen, erhob sich der Oberrichter und sprach: „Herr Long, — Nach einer sorgfältigen und geduldigen Prüfung der gegen Sie gerichteten Klage hat die Jury über Sie das Schuldig ausgesprochen, und nachdem der Gerichtshof die Forderung auf Stillstellung des Urtheils abgewiesen hat, ist es nun meine schmerzliche Pflicht, das Strafmaaß zu bestimmen. Sie sind des Vergehens der absichtlichen und böswilligen Ehrenkränkung gegen die Herausgeber der beiden Zeitungen Englishman und Hurkaru, und ebenso der gleich absichtlichen und böswilligen Ehrenkränkung der Indigopflanzer von Bengalen überwiesen und schuldig befunden. [Folgt nun ein kurzes Resumé der ganzen Verhandlung, worauf er fortfährt:] Es ist ganz unmöglich, den unwiederbringlichen Schaden zu überschauen, den Sie durch die Verbreitung dieses Libells verursacht haben. Es ist aber Ein Umstand bei diesem ganzen Rechtsfall, den ich nicht ohne besondere Erwähnung übergehen kann: ich meine Ihre Stellung als Geistlicher der Kirche Englands. . . Darin liegt eine Erschwerung Ihres Vergehens, und wenn Sie öffentlich in diesem Gerichtshof ausgesprochen haben, daß der Fortschritt des Christenthums gehindert werde durch das irreligiöse Betragen vieler Europäer, so kommt mir vor, eine solche Aeußerung auf Ihrer Seite, in dem Augenblick, wo Sie soeben der Ehrenkränkung gegen viele Ihrer Landsleute schuldig befunden wurden, sei wahrlich nicht am Platz, und vielleicht mag die Mehrzahl der Europäer dafür halten, daß Ihr Benehmen nicht eben viel beigetragen habe zur Förderung eines wahren praktischen Christenthums. Sie vor allen andern Leuten hätten die Vorschrift, die Sie als Lehrer des Christenthums vorzutragen haben, sich praktisch merken sollen: 'Wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, also thut ihr ihnen auch.'

„Meine Pflicht ist eine schmerzliche, aber ich darf vor ihrer Vollziehung nicht zurückschrecken.

„Das Urtheil des Gerichtshofs lautet dahin, daß Sie eine Geldbuße von 1000 Rupies (Fr. 2500) an unsre souveräne Herrin, die Königin, zu zahlen haben, und daß Sie im gemeinen Gefängniß [Zuchthaus] von Kalkutta für die Periode eines Kalendermonats sollen eingesperrt werden, — und daß Sie weiter solange sollen eingesperrt bleiben, bis die Geldbuße bezahlt ist."

Es war dieß wohl das höchste Strafmaaß, das nach dem Gesetz konnte erkannt werden. In dem Augenblick aber, wo das Urtheil ausgesprochen ward, trat der Babu (Ehrentitel) Kali Prosono Singh hervor und zahlte für den Verurtheilten die 1000 Rupies auf den Tisch der Richter. „Wir hören aus zuverläßiger Quelle," sagt ein Kalkutta Blatt, „daß viele andere eingeborene Herren auf der Stelle bereit waren, ja um die Ehre baten, diesen Dienst dem Verurtheilten erweisen zu dürfen."

Missionar Long ward ins Gefängniß abgeführt. Schon am folgenden Tage wurde bei ihm angefragt, ob er es zugeben würde, daß die eingeborne Stadtgemeinde von Kalkutta eine Bittschrift an die oberste Regierung richte um Erlassung seiner Gefängnißstrafe. Er wies dieß mit richtigem Takte entschieden ab, da es der Regierung nur Verlegenheiten bereiten würde. Seine Erklärung war: „Es ist Gnade, so Jemand um des Gewissens willen zu Gott Kränkungen verträgt und Unrecht leidet." 1. Petr. 2, 19. „Uebrigens," so heißt es in einem Schreiben aus Kalkutta, „hat Long seine eigene Wohnung im Gefängniß, welche Herr Seton Karr (der Sekretär des Gouverneurs von Bengalen) aufs Beste ausstatten ließ. Seine treffliche Gattin hat sich mit ihm gefangen gegeben (Kinder haben sie keine), und den ganzen Tag ist er von Besuchern, Eingeborenen und Engländern überlaufen. Dazu hat er seinen Panditen (eingeborenen Sprachgelehrten) bei sich; ja sogar Schullehrer und Schüler läßt er zu sich kommen."

Der Name Seton Karr erinnert uns aber an den Antheil, den dieser treffliche Regierungsbeamte, ebenso wie sein Vorgesetzter, Herr Grant, der Gouverneur von Bengalen, an der Uebersetzung, Herausgabe und offiziellen Verbreitung des Nil Darpan hatten, und zwar wie wir oben darlegten, in einem viel höheren Grade hatten, als

Missionar Long. Daß der Letztere während des ganzen Processes diese Thatsache gar nicht berührte und Alles allein auf sich nahm, um jene edlen Männer in keiner Weise zu kompromittiren, kann uns nur mit neuer und hoher Achtung für ihn erfüllen. Nur Einmal (wie es scheint) wurde im Verlauf der Verhandlung auf den Antheil hingewiesen, den jene hohen Beamten an der Sache hatten, — nicht aber von Long, sondern von dem vorsitzenden Richter selbst. In seinem Schlußwort, ehe er das Urtheil sprach, äußerte er sich in folgenden Worten: „Theilweise durch Ihre (Long's) Vermittlung sind nahezu dreihundert [?] Exemplare dieser ehrenkränkenden Schrift in Umlauf gesetzt worden, und zwar nach Aussage eines Zeugen mit der offenbaren Sanktion des Sekretariats von Bengalen und auf öffentliche Kosten. Ich fühle mich verpflichtet zu sagen, daß solch ein Vorgang seines Gleichen nicht hat in den Regierungsdepartementen Englands; und als Richter des obersten Gerichtshofs habe ich die Pflicht zu erklären, daß ein solches Verfahren nie wieder in diesem Lande vorkommen möge, indem dadurch nothwendig jenes Gefühl der Achtung und des Vertrauens untergraben werden müßte, das zwischen Obrigkeit und Untergebenen bestehen sollte. Ich habe mich im Verlauf des Processes aufs sorgfältigste jeder Aeußerung eines Urtheils, direkt oder indirekt, enthalten über die persönlichen Motive, welche die Beamten der Regierung veranlaßt haben, die Verbreitung der fraglichen Schrift zu sanktioniren. Es ist immer der gerathenste und sicherste Weg im Leben, anzunehmen, daß Männer in öffentlicher Stellung aus reinen und gerechten Beweggründen handeln, bis das Gegentheil erwiesen ist, und es folgt keineswegs, daß die Beamten, welche die Verbreitung der Schrift gestatteten, auch nur im leisesten Grade ungesetzlich gehandelt haben."

Warum hat der Oberrichter, der diese schönen Worte sprach, dieselben nicht auch auf den Missionar angewendet, — auf einen Mann, der zwanzig Jahre lang in Ehre und Treue sein Amt verwaltet, der Regierung und dem ganzen europäischen Gemeinwesen in Indien so oft und so lange die preiswürdigsten Dienste gethan, sich als Freund des Volkes unverrücklich bewiesen und die Achtung und Liebe aller Ehrenmänner erworben hatte? Aber Long war ja ein Missionar, ein Verfechter der Interessen des vielgeplagten Rayat gegen die schamlosen Uebergriffe und Ungerechtigkeiten einer mächtigen eigennützigen Partei; wie sollte er auf Billigkeit Anspruch machen dürfen?

Wenn aber Long in zarter edler Schonung seine hochgestellten Freunde nicht kompromittiren wollte, so konnten doch diese ihrerseits nicht schweigen. Wir haben schon oben gesehen, wie Herr Seton Karr freimüthig und öffentlich sich über seinen Antheil an der Publikation des Nil Darpan aussprach. Unmittelbar nach der Verurtheilung Long's, am 25. Juli, legte er in einer Zuschrift an den Gouverneur von Bengalen*) seine eigene Stellung zu dieser peinlichen Geschichte offen dar. Er giebt sich darin in der ehrenhaftesten Weise in denjenigen Stücken schuldig, die ihm wirklich zur Last fallen, und bittet um Enthebung von seinen Aemtern, die er, ohne die Regierung zu kompromittiren, nicht länger behalten könne. Herr Grant aber wies dieß entschieden ab, mit der nobeln Erklärung, daß bei einem Manne, der mit so hingebender Treue, mit so großer Ehre und so ausgezeichnetem Talent mehr als zwanzig Jahre lang der Regierung gedient habe, eine Uebereilung jener Art nicht so schwer könne bestraft werden, zumal da er so ehrenhaft sein Bedauern darüber geäußert habe. Allein Seton Karr beruhigte sich dabei nicht. Am 29. Juli erneuerte er seine Bitte, und zwar zu Handen des General-Gouverneurs selbst. „Leider," heißt es darin, „bedachte ich nicht, daß es etwas Anderes ist, Kopien von offiziellen Dokumenten, die auf Befehl der Regierung gedruckt sind, [mit dem Regierungsstempel und mit der der Regierung zustehenden Postfreimarke] hinaus unter die Leute zu senden, — und wieder etwas Anderes, dieß mit Exemplaren eines übersetzten inländischen Drama's zu thun, das nicht ordnungsgemäß der Einsicht des Lieutenant-Gouverneurs unterbreitet, sondern nur im Lauf eines Gesprächs ihm erwähnt worden war. Ich kann deshalb nicht umhin zuzugeben, daß durch dieses Verfahren die Regierung von Bengalen dem Vorwurf ausgesetzt wurde, als habe sie ohne gebührende Rücksicht auf die oberste Regierung von Indien gehandelt, und daß der Generalgouverneur daraus Anlaß zu schwerer Klage nehmen kann. Ich spreche darüber mein tiefes Bedauern aus, und kann nicht an-

*) Seton Karr war bis kurz vorher in der wichtigen Stellung eines Sekretärs des Gouvernements von Bengalen gestanden; bei der Eröffnung des „gesetzgebenden Raths" in Kalkutta aber war er (Anfang 1861) als Mitglied in denselben gewählt worden und erhielt vom Gouverneur die Erlaubniß, diese Wahl anzunehmen, mit dem ausdrücklich ihm vorbehaltenen Recht, nach dem Schluß der Sitzungen des gesetzgebenden Raths wieder in seine frühere Stellung als Sekretär zurückzukehren.

ders, als die Schuld von dieser ganzen Sache und allen ihren Folgen vollständig auf mich zu nehmen. Bei dem Allem aber hatte ich nicht die leiseste Absicht, die Ehrerbietung gegen die Regierung von Bengalen oder gegen die oberste Regierung von Indien auch nur von ferne zu verletzen ... Ich muß aber- und abermals darauf hinweisen, daß die Pflicht, dergleichen Schriften, wie der Nil Darpan ist, zur Kenntniß der Regierung zu bringen, von keinem Beamten vernachlässigt werden darf, und daß ich in meiner Stellung als Sekretär der Regierung von Bengalen meiner Pflicht nicht nachgekommen wäre, wenn ich die Schrift nicht beachtet hätte. Mein Fehler aber lag darin, daß ich sie vor ihrer Herausgabe nicht sorgfältig genug geprüft, und daß ich sie in der Weise, wie es geschah, ausgehen ließ ohne Wissen des Lieutenant-Gouverneurs .... Nach dem, was nun seitdem gegangen ist [Verurtheilung Long's ꝛc.], glaubte ich, daß die längere Beibehaltung meiner amtlichen Stellung die Regierung, der ich zu dienen die Ehre habe, nur in Verlegenheit setzen müßte; deshalb hielt ich es für meine Pflicht, um meine Entlassung aus dem gesetzgebenden Rath einzukommen, sowie auf mein Recht zu verzichten, wornach ich zu meiner früheren Stellung als Sekretär der Regierung von Bengalen nach Schluß der Rathssitzungen zurückkehren durfte. Herr Grant aber, der Gouverneur von Bengalen, glaubte keinen Grund zu haben, meine Entlassung anzunehmen. So lege ich die Sache in die Hand der obersten Regierung. Wenn ich mich aber nicht weiter über die ganze Sache ausspreche, so geschieht es in der That nicht deshalb, daß ich nicht die große Erbitterung tief bedauere, die sich erhoben hat, und nicht schmerzlich Leid trage über die Angriffe, denen die Regierung ausgesetzt war, sowie über die Folgen, welche die Sache für einen wahrhaft ernsten, eifrigen und grundlautern Missionar hatte, für den ich bei seinem Mißgeschick nur das tiefste Mitgefühl in mir trage."

Unterm 8. August erschien die offizielle Entschließung Lord Cannings, des General-Gouverneurs von Indien. Nach einem kurzen Resumé der Thatsachen sagt er darin: Da über den Nil Darpan selbst und seine Veröffentlichung in englischer Uebersetzung das richterliche Urtheil vorliege, so enthalte er sich seinerseits, darüber eine Meinung zu äußern. „Aber," fährt er dann fort, „indem wir kein Urtheil über das Werk aussprechen und bereitwilligst dasselbe im günstigsten Licht auffassen; indem wir ferner das vollste und rück-

haltsloseste Vertrauen setzen in die Versicherung des Herrn Seton Karr, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen, es könnten die darin anstößig befundenen Stellen als so verletzend aufgefaßt werden, wie es geschehen sei; und indem wir endlich einen Beamten, der vor Kurzem erst in einem so unparteiischen und versöhnlichen Geiste die Interessen der Indigopflanzer in Bengalen mitberathen half, vollständig von jeder Gehässigkeit und Feindseligkeit gegen die letzteren freisprechen; so können wir doch nur sagen, daß auch die weitestgehende Rechtfertigung der beklagten Stellen [jenes Drama's] nur in sehr geringem Maaße das Bedauern vermindert, mit dem wir den ganzen Verlauf der Sache angesehen haben." ...

Nun wird der Gouverneur von Bengalen selbst gewissermaßen entschuldigt, daß er die Uebersetzung des fraglichen Drama's sanktionirt habe, ohne doch dasselbe genauer geprüft zu haben, indem die Masse seiner Amtsgeschäfte ihn daran begreiflicher Weise verhindert habe. Es sei nur zu bedauern, daß nicht schon längst ein eigenes Bureau errichtet sei, dem die systematische und offizielle Prüfung solcher inländischen Werke und die Berichterstattung darüber ausschließlich obliege. Dagegen hätte der Gouverneur von Bengalen, nachdem der Fehler seines Sekretärs zu Tage gekommen, sein Mißfallen darüber unzweideutiger und schärfer aussprechen sollen. Denn dieser (Herr Seton Karr) habe sich eine Pflichtverletzung zu Schulden kommen lassen, die unverantwortlich erscheine und die Autorität der obersten Regierung von Indien zu untergraben geeignet sei.

Das schwerste in der Sache sei aber die Versendung der Schrift unter Regierungsstempel. „Mehr konnte nicht gethan werden, um die in dem Drama ausgesprochenen Ansichten zugleich als Ansichten der Regierung von Indien zu stempeln." Davon aber habe der Gouverneur von Bengalen nichts gewußt, und die Schuld liege allein auf dem Sekretär, — eine Schuld, welche dieser auch ausdrücklich auf sich und auf sich allein nehme. „Darin aber (in jener Handlung) liegt eine unerklärbare Anmaßung von seiner Seite und eine indiskrete Ausübung einer Amtsgewalt, die ihm nicht zusteht, und die schwer zu vereinigen ist mit der Versicherung, daß ihn lautere und reine Absichten darin geleitet hätten... Dadurch ist, wenn auch aus Unachtsamkeit, ein großer öffentlicher Skandal veranlaßt, der Streit der Parteien und Klassen ist noch mehr verbittert, die Gefühle vieler unserer Landsleute sind, wenn auch unabsichtlich, verwundet worden und Andere sind

deshalb in kriminelle Untersuchung und Strafe verfallen. Es ist dieß schon an und für sich eine schwere Buße für einen eifrigen und hochgesinnten öffentlichen Beamten, dem die Ehre seiner Regierung am Herzen liegt, der seit vielen Jahren derselben mit den höchsten Ehren gedient hat und erst neuerdings zu einer so bedeutungsvollen Aufgabe (zum gesetzgebenden Rath) berufen worden ist. Auch vergessen wir nicht, daß Hekr Seton Karr für all das in dem ehrenhaftesten Sinn und Geist sein Bedauern ausgesprochen und um seine Entlassung gebeten hat. Aber wir sind dadurch doch nicht der Pflicht enthoben, es öffentlich darzuthun, daß solche bedauerliche Indiskretionen sich nicht mit dem Amt eines Sekretärs der Regierung von Bengalen vertragen und deshalb — soll Herr Seton Karr, wenn seine Funktionen im gesetzgebenden Körper zu Ende gehen, nicht zu dem Amt eines Sekretärs der Regierung von Bengalen zurückkehren dürfen."

Also die Bitte um Entlassung von seiner Stellung als Mitglied des gesetzgebenden Raths ward nicht gewährt; dagegen Regierungssekretär sollte er nicht wieder werden. Anders konnte allerdings die oberste Behörde Indiens kaum handeln, ohne sich in harten Widerspruch zu setzen mit dem höchsten Gerichtshof, und ohne zugleich mit einer mächtigen Klasse der europäischen Bevölkerung Bengalens (mit den Pflanzern und ihren Protektoren — den Kapitalisten in England) in einen bedenklichen Kampf einzulassen. Aber gutmachen konnte diese milde und ehrenhafte Erklärung des General-Gouverneurs nichts; im Gegentheil, der Umstand, daß auch Seton Karr, der Freund der Eingeborenen, zum Opfer fiel, und daß Herr Grant, der Gouverneur von Bengalen, der durch das ganze Land das ungetheilte Vertrauen der einheimischen Bevölkerung genießt, gleichfalls eine wenn auch noch so milde Rüge empfieng, goß nur Oel ins Feuer und erhöhte die Erbitterung der Eingeborenen. Hätte die Partei der Pflanzer weislich zu dem Nil Darpan geschwiegen, so wäre derselbe in kurzer Zeit vergessen worden, und ein besonderer Schade für die Sache der Indigopflanzer war in keiner Weise daraus zu befürchten; stand diese doch in den Augen aller Eingeborenen und aller wahren Freunde des Volks schon schlimm genug. Allein das wüthende Geschrei, das die Pflanzer in ihren Organen gegen den Darpan erhoben, der Grimm, mit dem sie über die Missionare überhaupt und nun besonders über Long herfielen und seine exemplarische Bestrafung verlangten, der geräuschvolle

Verlauf des Processes, dabei namentlich die unwürdigen empörenden Auslassungen des Oberrichters über den Charakter der Bengalen, und endlich die unerwartete strenge Strafe, die über Long ausgesprochen ward, — alles dieß machte den Riß zwischen den europäischen Pflanzern und der eingeborenen Bevölkerung so tief, so unheilbar, daß England in den nächstkommenden Jahren mehr als je einen schweren Stand in Indien haben wird. Missionar Long ist in den Augen der Hindu's nichts anderes als der Märtyrer ihrer Sache, und daraus wird die Begeisterung leicht erklärlich, die sich in Indien jetzt an seinen Namen knüpft, und wir verwundern uns nicht, wie nun auf einmal ein Missionar der Held des Tages, ja der gefeiertste Mann in ganz Indien geworden ist.

Es liegt vor uns eine ganze Reihe von Dank- und Beileids-Adressen, die aus allen Theilen Indiens (nicht blos aus Kalkutta und Bengalen), ja selbst aus England an Long eingelaufen sind. Wir können nicht umhin zu bezeugen, daß sie in einem durchaus besonnenen, nüchternen und loyalen Tone abgefaßt sind. Eine derselben, wohl die bedeutendste, ist von nicht weniger als dreitausend Eingeborenen Kalkutta's unterzeichnet, mit den Namen der Angesehensten an der Spitze. Nicht ohne Bedeutung ist darin die Stelle, wo es heißt: „Da der europäischen Presse eine so große Freiheit für die Besprechung alles dessen gewährt ist, was die Regierung, die Rechtspflege und die Interessen der Eingeborenen angeht, so können wir unser Erstaunen nicht verbergen über eine so ganz neue Art, wie das Gesetz im vorliegenden Fall in Anwendung gekommen ist. Wir sind überzeugt, daß, wenn Ihre Sache vor das Parlament und das brittische Volk kommt, Sie kein Tadel treffen wird ꝛc.... Wir nehmen an dem Ausgang Ihres Processes schmerzlichen Antheil; aber Sie haben den Trost, daß Sie für die Sache der Gerechtigkeit und Menschlichkeit leiden, indem Sie die höchsten Interessen der Armen, der Schwachen und der Unterdrückten des Landes vertreten haben."

Es sind das Worte, die in dem Munde von Heiden gegenüber einem Missionar höchst denkwürdig sind; und so sehr wir der augenblicklichen Aufregung, sowie der tendentiösen Natur dieser Adressen Rechnung tragen und sie deshalb keineswegs überschätzen, so ist es doch ein folgenreiches und bedeutungsvolles Zeichen, daß Gott durch eine so auffallende Thatsache zum ersten Mal der heidnischen Bevölkerung Indiens so recht deutlich kundgethan hat, daß der christliche

Missionar wahrhaftig ihr Freund sei im edelsten Sinne des Wortes. Es zeigte sich diese Verehrung des Missionars von Seiten des Volkes namentlich am 24. August, dem Tage, wo Long's Haft zu Ende gieng. Unter unermeßlichem Jubelruf und in einem wahren Triumphzug wurde derselbe beim Gefängniß abgeholt und nach seiner Wohnung geleitet. Wir hoffen und beten zu Gott, daß der treffliche wackere Mann sich durch solche Demonstrationen eines wankelmüthigen Volkes nicht betäuben und irreleiten lasse. Es liegt darin für ihn selbst eine größere Gefahr, als in der Schmach, die er zu tragen hatte. Er bedarf großer Weisheit, Nüchternheit und Demuth, wenn sich nicht ein schädlicher Ruß von all diesem Weihrauch an ihn ansetzen soll.

Wie tiefgreifend aber die Erbitterung und Aufregung der Eingeborenen noch immer sei, das beweist die große Versammlung, die am 26. August (zwei Tage nach Long's Befreiung) in der prachtvollen Halle des Palastes des Radscha Radhakant Bahadur in Kalkutta stattfand. Ausgeschrieben wurde dieselbe zu dem Zwecke, „das amtliche Benehmen des ehrenw. Sir Mordaunt Wells, eines der Richter des obersten Gerichtshofs in Kalkutta, in Betracht zu ziehen." Wir erinnern uns, was für ehrenrührige und bittere Ausfälle er gegen den Charakter der Eingeborenen in der Schlußsitzung des Long'schen Processes sich erlaubte. Es hatte dieß nach allen Seiten hin aufs tiefste verletzt und die ohnehin große Empfindlichkeit der Hindu's bitter gekränkt, um so mehr, da zunächst kein Anlaß dazu vorhanden war. Fast in allen Adressen an Long ist davon die Rede. Jetzt aber sollten entschiedene und öffentliche Schritte zur Abwehr solcher Unbill gethan werden. Ehe die bestimmte Stunde zur Eröffnung der erwähnten Versammlung (Abends 5 Uhr) kam, war bereits jeder Winkel des Palastes gedrängt voll. „Wir gehen wohl nicht zu hoch," sagt ein Kalkuttablatt, „wenn wir sagen, daß etwa fünftausend Personen hier zusammengedrängt waren, — die Blüthe der eingeborenen Stadtgemeinde. Es waren da die Millionäre, die Semindare (oder großen Grundbesitzer), die Kaufleute, die Handwerker, kurz alle Klassen der eingeborenen Bevölkerung." Folgendes ward zum Beschluß erhoben: „Diese Versammlung spricht sich hiemit, nicht ohne tiefes Bedauern, dahin aus, daß ihr Vertrauen in Sir Mordaunt Wells, in seiner Eigenschaft als Richter im obersten Gerichtshof von Bengalen, erschüttert ist in Folge seiner häufigen und rücksichtslosen Ausfälle auf den Cha-

rakter der Eingeborenen dieses Landes, wobei er einen Mangel an Mäßigung beweist, die mit der ruhigen Würde eines Richters unverträglich ist; sowie in Folge seiner wiederholten und indiskreten Kundgebung starker politischer Parteilichkeit und Rassenbevorzugung, die mit unparteiischer Gerechtigkeitspflege sich nicht verträgt." Daran schloß dann weiter der Beschluß sich an, eine Denkschrift nach England geben zu lassen, worin „dem Staats-Sekretär für Indien in aller Unterthänigkeit die vorstehenden Thatsachen und Remonstrationen unterbreitet werden, damit derselbe solche Vorkehrungen treffe, wie sie unter solchen Umständen passend und nöthig erscheinen mögen;" — mit andern Worten, es wird Wells' Abberufung verlangt.

Die Denkschrift ist wohl seitdem abgegangen. Daß damit der Regierung daheim und draußen peinliche Verlegenheiten bereitet sind, ist nur allzu wahr. Aber was sollen wir sagen, wenn der Friend of India, dieses bedeutendste, achtbarste und verbreitetste Blatt Indiens, das Vorgehen der angesehensten Eingeborenen der Hauptstadt mit neuem bitterem Schimpf erwiedert? „Jung Bengalen," heißt es da in einem Leitartikel, „ist nur ein unmündiges Kind in der Kunst politischer Agitation. Nach einem halben Jahrhundert unbeschränkter Freiheit und englischer Erziehung hat es nur die allerniedrigste unter den menschlichen Seelenvermögen, die Nachahmungsgabe, zu entwickeln vermocht. Die Freiheit, die der Mann des 'jungen Bengalens' genießt, verkehrt er nur allzuleicht in Zügellosigkeit, und mit einem Grad von Ignoranz, deren wir ihn nicht für fähig gehalten hätten, bemüht er sich, alle Formen konstitutioneller Freiheit sich anzueignen, während ihm doch der Geist derselben fehlt. Bis dahin war seine Laufbahn, während sie Besseres zu verheißen schien, nur die der äußersten Selbstsucht und sittlicher Feigheit. Er (der Mann des jungen Bengalens) will keine Last tragen mit seinen englischen Mitbürgern; er will keiner Anstrengung sich unterziehen, um den socialen und religiösen Aberglauben zu zerstören, unter welchem seine Landsleute seufzen; er will lieber die Bande noch fester ziehen, von denen die Kinder des Landes gekettet sind. Sein ganzes politisches Leben geht in Petitioniren und Protestiren auf. Er ist Grundbesitzer, — deshalb soll er steuerfrei sein! Er ist reich, — deshalb soll die Vermögens- und Einkommenssteuer abgeschafft werden, und der Arme soll die Schatzkammer des Staates füllen, dadurch daß er den doppelten Preis für das schwarzgraue Salz der Regierung zu zahlen angehalten werde! Er

hat die Süßigkeiten des englischen Lasters gekostet, und um sein Gewissen zum Schweigen zu bringen und seinen Lebenswandel in den Augen der Gesellschaft zu rechtfertigen, schafft er sich ein System eines atheistischen Pantheismus und nennt es die Urlehre der Weda's. Er bringt Monster-Adressen an einen christlichen Missionar zu Stande, der so blind ist, daß er nicht die dahinter steckenden Motive sieht, und sympathisirt mit diesem Missionar um seines ehrlichen Kampfes willen wider das Indigo-System, während er selbst (der Bengale) das Christenthum haßt und dessen bitterster Gegner ist, ja während er, fern von seinen Gütern lebend, die Bauernschaft unterdrückt, sie in dumpfer Unwissenheit erhält und sich der Aussicht freut, seine Ländereien von der Konkurrenz englischer Grundbesitzer befreit zu sehen. Wenn eine Kommission aufgestellt wird zur Untersuchung der Lage der Rayats, so weigert er sich entschlossen, sein Zeugniß in der Sache abzugeben, oder wenn er je vor die Glieder der Kommission zu treten wagt, so vermeidet er sorgfältig, gerade darüber Aufschluß zu geben, was man gerne wissen möchte. Erst wenn das junge Bengalen einmal mehr Gemeingeist zeigt; wenn es einmal mit Ernst die Regierung bei ihren Bemühungen, den erschöpften Staatsschatz zu füllen, unterstützt, statt ihr Hindernisse in den Weg zu legen; wenn es seine Rayats unterrichtet, und aufhört falsche Steueransätze zu liefern; wenn es keck und muthig die Kaste bekämpft, den Götzendienst aufgibt und die weiblichen Glieder seiner Familien zu erziehen und zu unterrichten anfängt, — erst dann werden wir mit Respekt seine Meinungsäußerungen hören und ihm bei seiner Agitation unsere Hülfe leihen. ... Sir Mordaunt Wells' Fehler bestand nicht in einer Verletzung der Gerechtigkeit, sondern des guten Geschmacks, nicht in einer Verletzung der öffentlichen Moral, sondern des öffentlichen Anstands. Kein Eingeborener kann das Vorherrschen der Betrügerei und des Meineids aufrichtig in Frage stellen ... Hätten sich nun diese Herren darauf beschränkt, öffentlich zu erklären, daß es mit der Ehre eines Richters und Gentleman sich schlecht vertrage, so zu handeln, wie Sir M. Wells that, und hätten sie sich deshalb entschlossen, ferner mit ihm keinen persönlichen Umgang zu pflegen, so wäre das ganz am Platze gewesen[!], so lächerlich sie sich auch damit gemacht hätten. Aber die Abberufung eines Richters auf solche Gründe hin verlangen, und zu dem Ende die höchste Prärogative Ihrer Majestät der Königin anrufen, — das heißt seine eigene Ignoranz an den Tag legen und seine völlige Unfähig-

keit für die Ausübung derjenigen politischen Rechte beweisen, nach denen das junge Bengalen so großes Verlangen trägt!"

Wir tragen tiefes Leid über diesen bittern, bis ins Mark einschneidenden Hohn, mit welchem hier die Eingeborenen Indiens, und zwar die höchsten und angesehensten Klassen des Landes, wie mit einem Fußtritt von Seiten der Engländer traktirt werden. Die Scheidewand, welche der Uebermuth der herrschenden Nation zwischen sich und den Hindu's aufgerichtet hat, ist leider schon hoch genug, der Riß zwischen Eingeborenen und Europäern schon allzu tief und weit, als daß es noch solcher tiefverletzenden hochfahrenden Verachtung weiter bedürfen sollte. Wir zittern für England; denn auch den Völkern gilt der unverbrüchliche Rechtsgrundsatz des ewigen Gottes: „Mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherlei Maaß ihr messet, wird euch gemessen werden." Der ganze Verlauf des vorliegenden Processes hat uns einen Blick thun lassen nicht nur in den verhängnißvollen Kampf, in welchem die moderne Jeduſtrie mit den Rechten und Interessen der Eingeborenen Indiens und mit der treuen Vertreterin dieser Rechte, der Mission, getreten ist, sondern auch einen Blick in die tiefe Aufregung, die sich eines großen und einflußreichen Theils der indischen Bevölkerung bemächtigt hat. Die Indigofrage und Missionar Long's Verurtheilung ist aber nur eines von den vielen Gährungselementen, die gegenwärtig auf die beunruhigendste Weise die indische Gesellschaft in Aufregung erhalten. Möge England nicht zu spät erkennen, was zu seinem und Indiens Frieden dient.

Register.

Afrika, Ausbreitung d. Islam in, 15 ff.
—, Christengemeinden in, 15.
—, Entdeckungen in, 19 ff.
—, Handel in, 19.
—, Mission in, 20 f.
—, Negerhandel in, 12 ff. 41 ff.
—, Reisen in, 25 ff. 144 ff.
—, Völkerwanderungen in, 142.
Allahabad, Militärstation in Nord-Indien, 422 ff.
Arbousset, Miss. 159.
d'Arnaud, Ingenieur, 51.
Association der europ. Landeigenthümer u. Handelsleute in Bengalen, 537.

Badaga's, Hirtenstamm der Nilagiri, 74. 86 ff. 111. 195 ff. 240 f.
Barmen, Missionshaus in, 464.
Basler Missionare in Armenien, 58.
— in Kalikut, 109.
— in Kannanur, 109.
— in Malabar, 109.
— in Mangalur, 59.
— auf den Nilagiri, 59 ff. 117 ff.
Bassuto's, Volksstamm in Afrika, 144 ff.
—, Bekehrte unter denselben, 169 ff.
—, Kriege mit andern Stämmen, 153 ff.
Beduinenstämme, 320 ff.
Benares, Nord-Indien, 428.
Bengalen, Aufstand der Indigobauern in, 184.
—, abendländische Civilisation in, 539
Betschuanen, in Afrika, 147 ff.
Blaue Berge, s. Nilagiri.
Bibel, die, in den ind. Regierungsschulen, 137 ff. 245.
—, bei den Taipings in China, 341.
Blumhardt, Miss. 543.
Boers, die, in Südafrika, 373.
Bomwetsch, Miss., 543.
Bonham, Sir G., brittischer Gesandter, 499 f. 526.
Bourboulon, franz. Gesandter, 525.
Bruce, britt. Gesandter, 525 f.
Brun-Rollet, Reisender in Afrika, 51.
Burton, Reisender in Afrika, 35 ff.
Bühler, Miss., 123 f. 191. 199 ff.
Buschmänner in Afrika, 149.

Canning, Lord, Generalgouverneur in Indien, 180. 428. 551. 577.
Casalis, E., Direktor der Pariser Missions-Anstalt, 143 ff.
Casamajor, britt. Beamter, 112. 119. 134.
Chalmers, Miss., 286.
Cheek, Arthur Markus, engl. Fähndrich 422 ff. 454 ff.
Coles, s. Kol's.
Corrie, Bischof Dr., 257.
Crauford, Kaplan, 434.

Dana, Fluß in Ostafrika, 26 ff.
Deggeller, Miss., 125.
Delamare, kathol. Miss., 505.
Delhi, ehem. Mogul-Residenz, 422. 427.
Demerara, britt. Kolonie, 255.
Dodabetta, Berg in Südindien, 63.
Drama, indisches, 378 ff. 544 ff.
Dschagga, Ortschaft in Ostafrika, 22. ff.
Dschackatalla, Badagadorf, 227.
Dschamna, Fluß in Indien, 424 f.
Duff, Miss. Dr., 436. 456.

Ehrhardt, Miss., 31 ff.
Einkommensteuer in Indien, 180.
Elgin, Lord, 502 ff.
Ellis, Miss., 269.
Elphinstone, Lord, Gouverneur in Madras, 111.
Engländer u. Franzosen in China, 502 ff.
Entdeckungen in Afrika, 1 ff.
Evangelium, das, im Kampf mit dem Heidenthum, 249 f.

Fattehpur in Nordindien, 422, 436 ff.
Fellatah, Negerstamm, 16.

Galla, afrik. Volk, 17. 22 f.
Ganges, ind. Fluß, 424 ff.
Geißler, Miss. 278 f.
Gesellschaft z. Förderung d. christl. Volksunterrichts in Indien, 326.
— zur Verbreit. des Evangeliums unter den Muhamedanern, 319.
Gopinath Nandy, Miss., 421 ff.
—, Berufsthätigkeit, 437. 460.
—, Flucht von Fattehpur nach Allahabad, 438 ff.
— vor Gericht u. im Gefängniß, 443 ff.
—, Krankheit und Tod, 460.
Gosselin, Miss., 159.
Goßner's Mission in Neu-Guinea, 278 f.
Gottesverehrer in China, 308 ff.
Grant, Gouverneur in Bengalen, 138. 540 ff. 551 ff.
Greiner, Miss., 110.
Griqua's, Hottentottenstamm, 158.

Hahn, Hugo, Miss., 465.
Hamberg, Th., Miss., 125. 283 f. 471. 473.
Hang-tschau, chin. Stadt, 362 ff.
Handel in Afrika, 19. 29.
Hartwell, Miss., 369.
Hawaii, Insel, 266.
Hay, Miss., 435.
Heidentaufen, 209 ff.
—, Hindernisse dagegen, 211 ff.
Helmore, Miss., 373. 406 ff.
v. Heuglin, Hofrath, 7.
Hobson, Gouverneur, 262.
Hoch, Miss., 125.
Hoffmann, General-Superintendent, 122.
Holmes, Miss., 483.
Hung-jin, Verwandter d. Rebellenkaisers in China, 284 f.
— als Katechist i. Hongkong, 285 f. 477 ff.
— als Kan-wang oder Schildkönig der Taipings, 287. 474 ff. 525.
—, dessen relig. und sittl. Reformvorschläge, 486 ff.
Hung Siu-tseuen, Chinese, als Schulmeister, 288.
— bei den Prüfungen in Kanton, 289.
—, Krankheit u. Vision, 290 ff.
— als Prediger einer neuen Lehre, 298 ff.
— als Rebell gegen die Mandschu-Dynastie, 310 ff.
— als Kaiser der Taipings, 319, 339 ff. 469. 477.

Jesuiten, franz., in China, 281.
—, auf den Nilagiri, 116 f.
Indien, Armee in, 182.
—, Besoldungen in, 182.
—, das junge, 377 ff.
—, Einkommenssteuer in, 179.
—, Eisenbahnen in, 186.
—, Finanzen in, 179 f.
—, Gränzkriege in, 183.
—, Hochzeitsgebräuche in, 379 f.
—, Hungersnoth u. Seuchen, 185 f.
—, Indigo-Bauern in, 184.
—, Lehensfürsten in, 183 f.
—, Militär-Meuterei in, 422 ff.
—, Mission in, 246 ff.
—, Papiergeld in, 181.
—, religiöse Parteien in, 186 f. 242 f.
—, Schul- u. Unterrichtswesen in, 244 ff.
—, Strafcoder in, 244 ff.
—, Verbreitung christl. Schulbücher und Volksschriften in, 326.
Indigopflanzer, die, in Bengalen, 537 ff.
Josenhans, Inspektor, 193. 196.
Irion, Miss., 192 f.
Jury, die, in Kalkutta, 556 ff. 569 ff.

Kaffern, afr. Volksstamm, 146 ff.
Kamehameha, König der Sandwichinseln, 267.
Kanakaru, ind. Volkskaste, 209.
Kanton, Eroberung von, 501.
Kaole, ostafr. Küstendorf, 35.
Kapiolani, Königin v. Hawaii, 272 ff.
Karr, Seton, Gouvernements-Sekretär, 552 ff. 574 ff.
Kaseh, ostafr. Handelsplatz, 36. 43.
Kasenge, ostafr. Dorf, 42.
Kateri, Badagadorf, 125 ff.
Käti, Miss.-Station, 110 ff. 191.
Kay, Dr., 138 f.
Kennedy, J., Miss., 457.
Kenia, ostafr. Berg, 23 f.
Kies, Miss., 377.
Kikuyu, Ostafrika, 23.
Kilauea, Vulkan auf Hawaii, 269 ff.
Kilimandscharo, ostafr. Berg, 23.
Kisuludini, ostafr. Miss.-Station, 33.
Kischnagor, Bengalen, 538.
Kiwira, ostafr. Fluß, 44.
Kiwoi, Wanika-Häuptling, 25 ff.
Kmeri, ostafr. König, 30.
Knoblecher, kathol. Miss., 51.
Kol's, ind. Volksstamm, 247.
Konda-Berge, Südindien, 62 f.
Koranna's, Hottentottenstamm, 158.
Kotagiri, Berg in Südindien, 63. 191.

Kota's, ind. Volksst., 74. 99 ff. 192. 240 f.
Krapf, Miss., Dr., 14. 22 ff.
Kung, Bruder d. Kaisers v. China, 505.
Kuruman, afr. Miss.-Station, 373. 404.
Kurumba's, ind. Volksstamm, 74. 102 ff.
Kwangsi, chin. Provinz, 300. 305. 475.
Kwang-tung, chin. Prov., 286. 476.
Kwa-tschau, chin. Stadt, 360 f.

Lawrence, Sir Henry, 428.
Lechler, Rud., Miss., 125. 285. 333 ff.
Legge, Dr., Missionsarzt, 474.
Livingstone, Miss. Dr., 372. 405. 414. 419 f.
Long, James, Miss., 537 ff.
— als Mitglied der Prüfungskommission für ind. Volksschriften, 553.
—, von den Indigopflanzern der Ehrenkränkung angeklagt, 555 ff.
— Proceß und Verurtheilung, 569 ff.

Mackenzie, Miss., 373. 406 ff.
Makololo, südafr. Volksstamm, 143 ff.
Maluti-Gebirge in Afrika, 143 ff.
Martin, Vorsteher der höh. Unterrichts-Anstalt in Berhampur, 138.
Matebele, südafr. Volksstamm, 373. 402.
Maulwi, muham. Religionslehrer, 434 ff.
Maunga, ostafr. Berg, 24.
Meadows, britt. Dolmetscher, 284. 294. 340. 499.
Metz, J. F., Miss., 60. 132 ff., 191 ff.
Militär-Meuterei in Indien, 422 ff.
Mills, Miss., 519 f.
Mirat, ind. Garnisonsstadt, 422. 427.
Mirsapur, Nordindien, 439. 442.
Mission, die, in Afrika, 20 ff. 372 ff. 402 ff. 466 f.
—, in Bengalen, 538.
—, auf Borneo, 467 f.
—, in China, 281. 468.
—, in Indien, 246 ff.
—, im Kapland, 466 f.
—, unter den Makololo, 405 ff.
—, unter den Matebele, 373 ff. 402 ff.
—, auf Neu-Guinea, 279 f.
—, auf den Nilagiri, 116 ff.
—, auf den Sandwichs-Inseln, 268.
—, auf Sumatra, 468.
—, im Yorubaland, 263.
Missionar, der, und die Politik, 249 ff.
Missionare in Bengalen, 184.
— in Neuseeland, 261 f.
— in Travankor, 257.
— in Zanzibar, 53.
— als Friedensboten, 263 f.
Missionare als polit. Aufwiegler denunzirt, 254. 257 ff. 468. 536.
Missionsgesellschaft, rheinische, 464 ff.
Missionsschulen in Indien, 237. 245.
Missionsverein in Ravensberg-Minden, 464.
Moffat, Miss., 373 ff. 402 ff.
Mögling, Miss., 110 ff.
Mokatschane, Betschuanenhäuptl., 167 ff.
Mombas, ostafr. Insel, 22 ff.
Mondgebirge in Ostafrika, 36.
Morija, südaf. Miss.-Station, 159.
Mörike, K., Miss., 126. 191 ff.
Moschesch, Häuptling d. Bassuto's, 142 ff.
Mosilikatse, südafr. König, 373. 402 ff.
Moslem-M-Gesellschaft, die neue, 319 ff.
Mukatti-Pic, südind. Berg, 62.

Namaqua's, afr. Volksstamm, 149.
Nanking, Stadt in China, 284. 317 f. 330. 473 ff.
Neger als sog. freie Arbeiter, 42 f.
Negerhandel in Afrika, 12 ff. 41 f.
Negerwohnungen, 44 f.
Nilagiri (blaue Berge), 59 ff. 109 ff. 189 ff.
—, Cholera auf denselben, 199.
—, Erweckungen, 209 ff.
—, Gründung e. Miss.-Station, 116 ff.
—, Klima, 64 ff.
—, Lage, 60 ff.
—, Missionsschulen, 237 f.
—, Pflanzenwelt, 67 ff.
—, Pockenkrankheit, 197.
—, Sitten u. Gebräuche, 76 ff. 207 ff.
—, Thierwelt, 68 f.
—, Volksstämme, 74 f. 192 ff.
Nilquellen, 48 ff.
Neu-Guinea, 277 ff.
Nevius, Miss., 363 ff.

Opiumhandel in China, 498. 502.
Ostafrika, Land und Volk, 44 ff.
—, Seen in, 23.
Ottakamand, Heilstation auf den Nilagiri, 63. 70 ff. 110.
Ottow, Miss., 278.

Palmerston, Lord, 138.
Papiergeld in Indien, 181.
Peiho, chines. Fluß, 501.
Peking, Hauptstadt v. China, 331. 404.
Petherick, Consul in Chartum, 51 f.
Philip, Miss. Dr., 158.
Post, H., Plantagebesitzer, 255.
Price, Miss., 373. 406 ff.

Radscha Radhakant Bahadur, 581.
Rangaswami, Berg in Südindien, 63.
Rayats, Bauern in Indien, 184. 537 ff.
Rebmann, Miss., 14. 22 ff.
Ritter, Carl, Urtheil über die Nilagiri-Mission, 72 ff.
Roberts, Miss., 303 f.

Sabatier, Ingenieur, 51.
Sandwichs-Inseln, 266.
Schanghai, chin. Hafenst., 473. 499. 506 ff.
Schmid, Bernhard, Miss. Dr., 117.
Schurr, Miss., 543.
Selwyn, Bischof in Auckland, 262.
Sekelutu, afrik. Häuptling, 405. 414.
Si, kaiserlich chin. General, 369 f.
Siao Tschao-hoey, westlicher König der Taiping-Rebellen, 352 ff.
Si-hu, See in China, 362.
Sipoy-Meuterei, die, in Indien, 427 ff.
Sispara, Südindien, 127 ff.
Siu-tseuen, s. Hung —.
Siwa (Schiwa), ind. Gott, 90 ff.
Skene, Consul in Aleppo, 220.
Sklavenhandel, 41 f.
Smith, Miss., 256 f. 536.
Speke, Kapitän, 29 ff.
Sullivan, Steuerbeamter in Koimbatur, 70. 78. 110.
Su-tschau, chin. Stadt, 369 ff.
Sykes, Miss., 373 ff.

Taipings, die, i. China, 281 ff. 339 ff. 469 ff.
— als Kämpfer für das „göttl. Recht" der Rebellion, 333 ff.
—, Kriege gegen die Truppen der Mandschu-Dynastie, 313 ff. 330 ff. 363 ff.
—, religiöser Kultus u. sittliches Verhalten, 347 ff. 367.
— gegen den Opiumhandel, 502.
—, Parteikämpfe unter denselben, 358 ff.
—, versöhnliche Politik gegen die Ausländer, 497 ff.
—, Urtheil eines Mandschu-Generals über dieselben, 311 f.
Taku-Forts, Erstürmung der, 501.
Taotai, chin. Statthalter, 524.
Thaba-Bossiu, afr. M.-Station, 159. 165.
Thomas, Miss., 373 ff. 404.
Tien-tsin, chin. Stadt, 331 f.
—, Friedensvertrag von, 504.
Tinnevelly, Erweckungen in, 247 f.
Toda's, ind. Hirtenstamm, 69 ff. 240 f.
Trevelyan, Gouverneur v. Madras, 180.
Tschaka, Kaffernhäuptling, 151.
Tschang-wang, Heerführer d. Taip., 509 ff.
Tschogatorre, Badaga-Dorf, 209.
Tschin-kiang, Hafen v. Nanking, 318. 360.
Tucker, Robert, engl. Richter, 437. 454.

Udschidschi (Ujiji), ostafr. Dorf, 37 ff.
Ukambani, Ostafrika, 24. 29 f.
Ukerewe-See, Ostafrika, 43.
Uniamesi, Ostafrika, 29 ff.
Universitäten in Indien, 244 f.
Usambara, ostafr. Königreich, 30.

Venn, Henry, Sekretär der engl.-kirchlichen MGesellschaft., 251.
Vogel, Dr. E., Reisender, 7 ff.

Wabembe, Negerrasse, 37.
Ward, amerik. Gesandter, 525.
Weigle, G. H., Miss., 118 ff. 209.
Wei-tsching, nördl. König d. Taip., 359 ff.
Wells, Sir Mordaunt, Großrichter, 569 ff.
Werne, Arzt, 51.
Wood, Sir Ch., Staatssekretär, 181. 541.
Wilson, Financier in Indien, 180 f. 563.
Wray, Miss., 255.

Yang Siu-tsing, östl.-König der Taipings, 310. 351 ff. 470.
Yang-tse-kiang, chin. Fluß, 499.
Yeh, kais. chin. Ober-Commissär, 357.
Yun-san, chin. Wanderprediger, 300 f.

Zambesi, afr. Fluß, 402 ff.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4.

Inhalt. Die Zigeuner und das Wort Gottes. (Zweite Abtheilung.) 1. Die Anstellung eines Zigeuner-Missionars. 2. Die Zustände der Zigeuner in England. 3. Das Werk des Missionars.

1861.

Die Zigeuner und das Wort Gottes.

Zweite Abtheilung.

1. Die Anstellung eines Zigeuner-Missionars.

Das letzte Bibelblatt (Nro. 3 dieses Jahres) hat von der Gründung des Zigeuner-Asyls bei Farnham (in England) erzählt. Eine große Schaar von Zigeunerfamilien hatte sich am Tage der Grundsteinlegung daselbst eingefunden; mehrere wackere Männer und Frauen aus ihrer Mitte hielten dabei köstliche Ansprachen. Und als der alte wackere Zigeuner Karl den Grundstein legte, sprach er in seines Herzens Bewegung die Bitte zu Gott aus, „daß der Bau, zu welchem hier der Anfang gemacht werde, nicht nur zu Stande kommen, sondern auch bleiben möge bis an der Welt Ende, und daß viele Tausende seines Volkes hier möchten bekehrt und wiedergeboren werden."

Das war freilich eine kühne Bitte, welche die Liebe ihm eingab. Es geht aber mit dergleichen Gebeten, auch wenn sie aus rechtem und lebendigem Glauben kommen, oft gar anders, als wir Menschen es meinen. Gott kann sie erhören, aber in ganz anderer Weise, als die Worte des Gebets gelautet haben; oder vielmehr Er kann sich

stellen, als habe Er kein Ohr für das Flehen seiner Kinder und thue gerade das Gegentheil von dem, was sie bitten, — und siehe, im eigentlichen Grunde erhört Er sie doch! So gieng es auch hier. Der ehrwürdige Zigeuner hatte den Herrn gebeten, Er möge die Anstalt erhalten und bestehen lassen bis an der Welt Ende; aber siehe, nach zwölf Jahren schon wurde sie geschlossen und verkauft! War denn das eine Erhörung? Nun, wir wollen sehen.

Nachdem am 24. Juli 1845 der Grundstein zu dem Asyl gelegt worden war, gieng der Bau rasch und glücklich voran, und schon am Anfang des folgenden Jahres konnte der Hausvater mit einer Anzahl brauner Zigeunerkinder in das neue Haus einziehen. Bald fieng die Arbeit frisch und munter an. Der Schulunterricht wechselte mit Landbau und der Erlernung zweckmäßiger Gewerbe ab. Allein gleich von Anfang an gieng es wunderlich zu in den Räumen der Anstalt. Das junge Volk war so wild, zuchtlos und ungeberdig, daß auch der geduldigste und muthigste Erzieher an ihnen wohl hätte verzagen können. Schmutz und Unordnung, Zank und Schlägerei, Lügen und Stehlen, böse Schliche und Kniffe, Widerbellen und heimliches Davonlaufen, — das Alles war an der Tagesordnung; denn diese Dinge steckten den Kindern in Fleisch und Blut. Das Lernen gieng schwer; arbeiten wollten sie nicht; an Zucht, Ordnung und anständige Sitte waren sie kaum zu gewöhnen. Oft wollte den lieben Hauseltern der Muth gänzlich entfallen. Und wenn dann eine Zigeunermutter oder ein Vater nach Farnham kam, um nach dem Ergehen ihrer Lieblinge zu sehen, — denn die Zigeuner sind sehr zärtliche Eltern, — und wenn dann da Einer und dort Einer von den zuchtlosen Jungen sich bitter bei der zärtlichen Mutter beklagte über das schwere Joch, das er zu tragen habe, oder gar über die wohlverdiente empfangene Züchtigung, da brach der Mutter das Herz und man nahm den Liebling wieder mit sich in Wald und Feld. Oder wenn es einem der Anstaltsknaben gelang, heimlich zu entlaufen, und er kam, geleitet von seltenem Wanderungsinstinkt, wieder zu den Seinen, und wenn er da mit beredter Zunge von den Leiden erzählte, unter denen die Anstaltskinder alle zu seufzen hätten, da verbreitete sich das immer schwärzer malende, immer mehr sich steigernde Gerücht von den Nothständen der Anstaltskinder wie ein Lauffeuer unter den übrigen umherstreifenden Zigeuner-Gruppen, und die Willigkeit, ihre Kinder dahin zu geben, nahm in gleichem Verhältniß ab. Dieß waren

die Erfahrungen, welche der wackere Hausvater des Zigeuner-Asyls zu Farnham gleich von Anfang an zu machen hatte.

War aber deßhalb die Arbeit im Farnham-Asyl verloren und umsonst? Als im Jahr 1857 dasselbe geschlossen werden mußte, weil keine Kinder mehr zu bekommen waren, so konnte dennoch der Bericht sagen: „So schmerzlich in vieler Beziehung unsre Erfahrungen waren, so haben wir gleichwohl Ursache, Gott zu preisen für das, was Er an dieser Anstalt und durch sie gethan hat; denn nicht weniger als 60 Zigeunerkinder sind darin christlich erzogen worden. Sie kamen herein, wie junge unbändige Waldeselsfüllen, aber viele wurden an christliche Zucht und Ordnung gewöhnt. Sie wußten nichts von dem wahren Gott und seinem Sohne Jesu Christo, und siehe, manche von ihnen haben die Anstalt wieder verlassen als hoffnungsvolle Christen, die mit Liebe und herzlichem Verständniß die heilige Schrift lesen, eine Reihe köstlicher Sprüche, sowie eine Fülle geistlicher kernhafter Lieder im Gedächtniß haben und nun im Stande sind, ihren Verwandten und Freunden herzeindringlich zu sagen, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, Sünder selig zu machen, und daß kein anderer Name den Menschen gegeben sei, darin sie könnten selig werden. Es fehlt uns nicht an Zeugnissen, daß die Bibel jetzt in vielen Zelten und Reisekarren der Zigeuner vorgelesen, und daß das Haus Gottes an den Sonntagen von Manchen besucht wird; und ist es zu viel, die Hoffnung auszusprechen, daß der Same, der in dem Farnham-Asyl ausgestreut ward, da und dort in einem jungen Herzen unter dem Thau und Sonnenschein der göttlichen Gnade zur Seligkeit aufgehen werde? Hoffen wir zu viel, wenn wir denken, daß durch den Mund dieser Unmündigen vielleicht da und dort eines ihrer erwachsenen Anverwandten aufgeweckt und zu der Frage gebracht werde: Was muß ich thun, daß ich selig werde?"

So heißt es in dem Bericht, und wir glauben nicht, daß die Hoffnung jener lieben Männer in England zu hoch gieng, auch wenn es diesseits der Ewigkeit noch nicht mit Zahlen nachzuweisen ist, wie weit sich diese Hoffnung erfüllt habe. Wohl war es recht schmerzlich, die Zahl der Zigeunerkinder, die der Anstalt zur Erziehung übergeben wurden, mit jedem Jahr mehr zusammenschmelzen zu sehen; allein andererseits wurde dadurch dem Verein, dem das Wohl dieses armen verwahrlosten Volkes am Herzen lag, Anlaß gegeben, einen neuen und folgenreichen Weg einzuschlagen, um den Zigeunern — und zwar

den Alten, wie den Jungen — ans Herz zu kommen. Dieser neue Weg war die Aussendung eines eigenen Zigeuner-Missionars, der diesen Unglücklichen auf allen ihren Irrgängen und Wanderzügen nachgehen, in ihren Schlupfwinkeln sie aufsuchen und ihnen das Brod des Lebens ins Haus bringen sollte. Denn auch in Mitten unsrer Christengemeinden giebt es ja so gar Viele, welche von selbst und aus eigenem Antrieb nicht herbeikommen wollen, um das Wort Gottes zu hören, sondern denen die suchende und rettende Liebe nachgehen und das seligmachende Wort vom Kreuz bringen muß. Wie viel mehr ist dieß der Fall bei einem so verkommenen und verwahrlosten Geschlechte, wie die Zigeuner sind! Sie sind der verlorene Groschen, der nicht von selbst in die Schatzkammer seines rechtmäßigen Eigenthümers zurückkehrt, sondern wo man ein Licht anzünden und im Koth und Auskehricht der Welt so lange mit Fleiß nach ihm suchen muß, bis man ihn findet.

So geschah es schon im Jahr 1855, daß der Farnham-Verein einen jungen bewährten Mann als Zigeuner-Missionar anstellte und ihn buchstäblich auf die Landstraßen, an die Hecken und Zäune aussandte, um die zerstreuten Wandergruppen dieses Volkes aufzusuchen und sie zum Reiche Gottes einzuladen. Allein auch hier stellten sich verschiedene Schwierigkeiten in den Weg. Einerseits nemlich wollten die Mittel des Vereins nicht ausreichen, um neben dem noch fortbestehenden Asyl auch einen solchen Missionar zu unterhalten; und andererseits fehlte den Freunden die rechte Erfahrung, um den neuen Arbeiter recht zu leiten, sowie die Zeit, um ihn gehörig zu beaufsichtigen. Da entschlossen sie sich zu einem Schritt, der zwar auf der einen Seite recht demüthigend für sie war, andererseits aber ihnen doch Ehre macht. Sie hoben nemlich die Anstalt in Farnham, die ohnehin keine neuen Zöglinge mehr bekommen konnte, ganz auf und verkauften die Liegenschaft; und dann wandten sie sich an die in London schon längst bestehende, trefflich organisirte und in großem Segen wirkende „Gesellschaft für Stadt-Missionen" mit der Bitte, einen oder etliche Zigeuner-Missionare anzustellen. Sie selbst, die Freunde in Farnham, wollten gerne die Kosten dafür tragen. Diese Bitte wurde ihnen mit Freuden gewährt, und seit dem Jahr 1857 geht nun, unter der Leitung der Gesellschaft in London, die Mission unter den Zigeunern Englands im Segen fort. Was für Erfahrungen aber die wackern Männer, die nun mit dem Worte des Lebens unter diesem

verwahrlosten Geschlechte herumziehen, bei ihrer Arbeit gemacht haben, das erzählen sie selbst in ihren Berichten, und daraus wollen wir nun auch einzelne Züge hervorheben.

2. Die Zustände der Zigeuner in England.

Wenn man die Mühsale und Beschwerden verstehen will, denen ein Zigeuner-Missionar bei seiner Arbeit sich zu unterziehen hat, so muß man vor Allem die äußeren und inneren Zustände kennen lernen, in denen dieß arme Volk sich herum treibt. Hören wir, was darüber einer der Missionare berichtet.

„Die Wohnstätten dieses seltsamen Volkes," sagt er, „sind entweder Häuser oder Wanderkarren oder Zelte. Zwar wohnen nur sehr wenige in Häusern; doch wenn dieß geschieht, namentlich im Winter, so wählen sie in der Regel die allerschlechtesten Quartiere in der Stadt, meistens mitten unter Diebsgesindel, in zerfallenen erbärmlichen Wohnungen, in überfüllten Gäßchen und Winkeln, wo Mangel und Elend vor dem Sonnenlicht sich verbirgt, in Dachkammern, wo Hunger und Kummer herrscht, — in dumpfen Orten, die recht im Gegensatz stehen zu ihren sommerlichen Wanderungen, wo sie im grünen duftenden Feld unter Gottes freiem Himmel kampiren. Oft sind in einer einzigen engen Kammer zwei, drei, ja vier Familien zusammengedrängt, ohne ein anderes Lager als faules Stroh oder alte Lumpen, häufig auch ohne Stuhl und Tisch; oder es steht höchstens ein alter schmutziger wackeliger Tisch und ein oder zwei zerbrochene Stühle in der Kammer. Mitten unter Schmutz und Entbehrung schleppen sie da ein elendes Dasein dahin, obwohl Viele von ihnen in Folge langer Gewohnheit die Bitterkeit solches Elends kaum mehr recht empfinden.

„Die meisten Zigeuner jedoch leben in Wanderkarren und Zelten, die man häufig an den Landstraßen, auf Seitenwegen, auf Allmendplätzen und in Wäldern findet, oder auch auf einem kleinen Stück Grund und Boden, den sie für einige Zeit gepachtet haben. In einem solchen Karren leben nicht selten vier bis zwölf Personen beisammen. Am häufigsten aber halten sie sich in Zelten auf. Diese sind oft kaum 5 Fuß breit und 8 lang, während andere ein klein wenig größer sein mögen. Ein paar Stöcke in die Erde gerammt, oben gegen einander gebogen und zusammengebunden, und dann darüber ein Stück zerrissenes Segeltuch oder eine wollene Decke gespannt,

kaum hoch genug, daß eine Person darin aufrecht stehen kann, während man oft auf allen Vieren hineinkriechen muß, — das ist die Wohnung der meisten Zigeuner. Oben am Zelt befindet sich in der Regel eine kleine Oeffnung, um den Rauch hinauszulassen von dem Feuer, das in der Mitte des Zelts angezündet wird; oft aber ist der Rauch darin so dick, daß er die Augen schmerzt, das Athmen beschwerlich macht und Alles mit schwarzem Ruß überzieht. Stroh, dürre Blätter oder alte Lumpen, die auf dem Boden ausgebreitet sind, bilden das Nachtlager, und ein Stück Holz oder ein Stein dient zum Kopfkissen. In diesem Raum schlafen sie und kleiden sich an; hier kochen, waschen und arbeiten sie. Hier leben sie in unmittelbarer Gemeinschaft mit Hunden, Katzen, Hühnern, Vögeln und vor Allem mit einer ganzen Heerschaar von Ungeziefer. Ja, so reichlich ist dasselbe hier zu Hause, daß ich manches Mal, wenn ich vom Boden eines Zelts, wo ich Platz genommen, oder von einer umgestürzten Waschbütte, die man mir zum Sitz hergerichtet, oder von einem Holzblock, den man mit einem alten Zigeunerkleid gewissermaßen gepolstert hatte, mich erhob und auf allen Vieren zum Zelte hinauskroch, mich beim Nachhausekommen, zum großen Verdruß meines lieben Weibes, mit einer ganzen Ladung lebendiger Wesen der verschiedensten Art bedeckt fand. Und dennoch — dieß ist der Lieblingsaufenthalt des Zigeuners. Da kann man am Abend, wenn die Nachtschatten über Feld und Wald sich lagern, die alten Leute, umgeben von dem jüngeren Volk, ausgestreckt finden um ein knatterndes Feuer, und der horchenden Jugend die alten Sagen und Geschichten erzählen von der herrlichen Freiheit und Ungebundenheit, die ihre Vorväter in alter Zeit genossen; oder sie reden von den beengenden Gesetzen des Landes und von der Feldpolizei, die so hart und strenge gegen den armen Zigeuner verfahre und ihn von Ort zu Ort forttreibe, als gehöre er nicht unter die menschlichen Wesen; aber Eines bleibe ihm doch, — sein Wanderzelt, das er auf grünem Wiesengrunde oder mitten unter dem Rauschen des Waldes aufschlage.

„Daß in solchen Wohnstätten, zumal bei dem unsteten ruhelosen Wanderleben, ein namenloses Sittenverderben wuchern müsse, ist leicht zu begreifen. Man hat vielfach das Zigeunerleben als ein rechtes Mistbeet von Lug und Trug, von Dieberei und Sittenlosigkeit aller Art beschrieben, und ich muß sagen, meine eigene Erfahrung hat mich überzeugt, daß das wahr ist.

„Was vor Allem ihre Unwissenheit betrifft, so gränzt dieselbe ans Unglaubliche, zumal wenn man bedenkt, daß sie seit Jahrhunderten in Mitten eines christlichen gebildeten Volkes leben. Als ich erst kürzlich mit einer alten neunzigjährigen Zigeunerin sprach, fragte ich sie unter Anderem, ob sie lesen könne. 'Lesen?' rief sie aus, 'wie soll unser eins lesen lernen, die wir an den Hecken und Straßen oder im Walde leben? Wir sind nie lange genug an einem Orte geblieben, um etwas zu lernen.' — Dieses Weib hat nur ausgesprochen, was bei den meisten ihres Volkes der Fall ist. Unter 462 Personen, bei denen ich in letzter Zeit genaue Nachfrage in dieser Beziehung hielt, konnten nur zwölf ein wenig lesen. In einem Zigeunerlager, das aus 40 Personen bestand, war nicht Einer im Stande, auch nur einen Buchstaben herauszubringen.

„Als ich mit einer Frau, die das Wahrsagen trieb und nun gefährlich krank darniederlag, über ihre Sünden sprach, sagte sie: 'Ich fürchte mich nicht vor dem Tod; ich wüßte nicht, daß ich je etwas gethan hätte, weßhalb Gott böse auf mich sein müßte.' Mit einem fünfzehnjährigen Jungen sprach ich über das Heil seiner Seele. Da richtete er seine schwarzen durchdringenden Augen auf mich und sagte mit einem ganz eigenthümlichen Staunen: 'Seele, — was ist das?' — 'Hast du nie von der Seele gehört, die in unserm Leibe wohnt?' fragte ich. — 'Nein,' war die Antwort. — 'Was wird denn aus dir, wenn du stirbst?' fuhr ich fort. — 'Ich gehe unter den Boden,' erwiederte er und deutete zu gleicher Zeit mit dem Finger auf die Erde. Auf die Frage, ob er nie etwas vom Himmel und von der Hölle gehört habe, rief er abermals: 'Nein.' — Ob er auch nichts von Jesus, dem Heiland der Welt, vernommen habe? — 'Nein.'

„Eine andere Wahrsagerin wurde krank. Als ich sie besuchte, sagte sie mir, sie fühle sich so elend und unglücklich und habe so große Angst vor dem Sterben; warum, das könne sie selbst nicht sagen. Auf meine weiteren Fragen fand ich, daß sie nicht die leiseste Vorstellung von einem Jenseits hatte. Als ich vom Gebet sprach, erklärte sie, sie habe nie in ihrem Leben gebetet, wisse auch nicht, was es sei. Das Unser Vater hatte sie nie in ihrem Leben gehört; in einer Kirche sei sie in ihrem siebenzehnten Jahre einmal gewesen und seitdem nicht ein einziges Mal wieder.

„Dergleichen Fälle kommen unzählige Mal vor, und ich könnte sie ins Unendliche vermehren. Manchmal freilich kann man Einen

sagen hören: 'Ich habe Gott in meinen Gedanken; ich sage von Zeit zu Zeit mein Gebet; aber was kann man von unsres Gleichen erwarten, daß wir viel wissen sollten? Wir können's nicht machen, wie wir gerne möchten, — wir müssen uns eben unser Brod erwerben!' Damit beruhigen sie dann ihr Gewissen.

„Wie es unter solchen Umständen mit ihrem sittlichen Wandel stehen müsse, ist leicht zu errathen. Schon ihre Lieblingsbeschäftigungen lassen deutlich erkennen, auf welcher tiefen Stufe sittlicher Verkommenheit sie im Allgemeinen stehen. Einige zwar suchen in ehrlicher Weise durch Korbmachen, Flechten von Strohsesseln und von Strohmatten, durch Schnitzen hölzerner Teller, Zuschneiden von Pfählen und Gartenstecken und dergleichen ihr Brod zu verdienen; aber einen Schneider, Schreiner, Zimmermann oder Maurer hab' ich nie unter den Zigeunern getroffen, überhaupt kein Gewerbe, das feste Ansäßigkeit an einem Orte erfordert. Hunderte von ihnen bringen ihre Tage in Müßiggang und Nichtsthun zu, indem sie in ihren Zelten herumlungern oder in der Nähe der Kneipen sich umhertreiben. Die Kinder laufen umher, den Kopf unbedeckt und struppig wie der Rücken eines Igels, barfuß oder in einem Paar alter Mannsstiefeln umherlotternd, den Leib mit Lumpen und jahrelangem Schmutz bedeckt, und so präsentiren sie sich den Vorübergehenden, die Hand nach einem Almosen ausgestreckt, und wenn sie ein paar Pfennige bekommen haben, so dienen dieselben nur dazu, der Trägheit und dem Laster ihrer Eltern neue Nahrung zu geben.

„Die Männer beschäftigen sich am liebsten mit Eselswettrennen, mit Dressiren von Kampfhähnen, mit Hazardspielen und mit Musiciren bei öffentlichen Volksfesten, bei Jahrmärkten und in gemeinen Bierhäusern. An letztere Orte ruft man sie gerne, daß sie zum liederlichen Tanz aufspielen oder die Gäste beim Würfelspiel und beim Essen und Trinken mit Geigen unterhalten. Bei solchen Gelegenheiten besteht ihr Lohn in der Regel in 2½ Franken für den Abend, woneben sie so viel Bier und Branntwein trinken dürfen, als ihnen beliebt; und im Genuß geistiger Getränke können sie es manchmal bis zu einer unglaublichen Virtuosität bringen. Ein Mann, der mich versicherte, er trinke sehr mäßig, sagte mir, daß er gewöhnlich an einem solchen Spielabend, außer einer großen Quantität Bier, einen Schoppen Branntwein zu sich nehme, und ein andermal sagte mir derselbe Mann, er habe Abends zuvor in anderthalb Stunden 22 Gläschen

Branntwein versorgt. Es ist natürlich, daß sie oft bei solchen Anlässen betrunken werden, in Händel gerathen und mit blauen Augen und zerkratzten Gesichtern nach Hause kommen, wo dann erst noch ihre Weiber eine Tracht Schläge davontragen.

„Den Frauen liegt es ob, das allermeiste für den Haushalt und für den Lebensunterhalt der Familie zu thun. Deshalb äußerte einmal ein alter anständigerer Zigeuner gegen mich: 'Ich würde es nicht gerne sehen, wenn meine Tochter einen Zigeuner heirathete; dagegen wenn meine Söhne Zigeunermädchen nehmen, so weiß ich, ihr Haushalt ist wohl versorgt; denn solche Frauen werden irgendwoher ein Stückchen Brod zu bekommen verstehen, auch wo kein anderer Mensch mehr Rath zu schaffen weiß.' Manche Männer gehen von dem Grundsatz aus, daß sie das Geld, das sie selbst sich irgendwie verdienen, auch zu ihrem eigenen Vergnügen zu verwenden das Recht haben, während sie es der Frau überlassen, für den Unterhalt der Familie zu sorgen. — Es ist bekannt, daß das Lügenwesen des Wahrsagens die Hauptquelle ist, aus welcher die Zigeunerin ihren Gewinn schöpft. Während des Winters durchstreift sie die Städte und Dörfer und macht sich an die Dienstmägde und andere bethörte Personen, um sie mit ihren Wahrsagereien zu betrügen; im Frühling, Sommer und Herbst aber findet man sie gewöhnlich bei den Volksfesten und Jahrmärkten. Ach wie oft habe ich bei solchen Gelegenheiten mit tiefer Betrübniß einzelne thörichte Mädchen an irgend einem abgelegenen Platze — etwa hinter einem Baum oder Busch oder Karren — mit ausgestreckter Hand vor einer Zigeunerin stehen sehen, während die braune Wahrsagerin mit forschendem Blick mittelst eines Silberstäbchens die 'Lebenslinien' der Hand verfolgte, um daraus das künftige Schicksal dieser bethörten Person zu deuten; oder aber sie schlug die Karten mit sinnender Bedächtlichkeit, um daraus ein kommendes Ereigniß zu verkünden, das natürlich jedesmal mit den rosenfarbigsten Zügen dem betrogenen Mädchen vorgemalt wird.

„Würfelspiel ist bei den Zigeunern besonders einheimisch, und viele von ihnen sind dadurch in völligen Ruin gerathen. Ein Mann, der einst in ziemlich guten Umständen sich befand, verlor einmal an einem einzigen Tag bei dem Pferderennen von Epsom nicht weniger als 75 Pfund Sterling (Fr. 1875). Derselbe Mann, der jetzt an den Bettelstab gekommen ist, sagte mir, er sei mehrmals mit seinem Wanderkarren auf einen Jahrmarkt gezogen und habe den Karren

samt Geld durch Spielen verloren und noch dazu einen Theil seiner Kleider versetzt. Wohl habe er auch manchmal gewonnen und tüchtig gewonnen; aber die Goldstücke, die durch Würfelspiel in seine Tasche kämen, seien keinen rothen Heller werth, denn 'wie gewonnen, so zerronnen!'

„Trunkenheit ist gleichfalls eines der verheerenden Laster, die unter den Zigeunern herrschend sind. Dieses Uebel ist wie ein fressendes Geschwür, das die edelsten Säfte des Leibes verzehrt und nichts als Elend, Armuth und Jammer in ihre ohnehin armseligen Wohnstätten bringt. Oft bin ich in ein Zigeunerlager gekommen und habe Männer und Weiber mit blauen Augen und zerkratzten Gesichtern getroffen, — es war die Folge von Trunkenheit. Sprach ich dann mit ihnen über die Sache, so pflegten sie zu sagen: 'Da ist nichts zu machen; wenn das Bier hineingeht, so geht der Verstand hinaus!' Ein Mann sagte mir, er habe manchmal 5 Pfund Sterling (Fr. 125) auf Einen Sitz mit Bier und Branntwein vertrunken. Ein Anderer verbrauchte regelmäßig jede Woche 75 Franken im Bierhaus. Mehrere versicherten mich, daß sie Monate lang keinen Tag nüchtern zu Bette giengen. Dieß ist namentlich bei denen der Fall, die als Musikanten in den Bierhäusern herumziehen. Und nicht blos die Männer, sondern auch die Weiber sind dem Trinken ergeben. Auf Jahrmärkten verdienen sie (die Weiber) sich oft ein gut Stück Geld mit Wahrsagen und dergleichen; aber dann geht oft Alles wieder die Kehle hinunter. Dann kommt's auch unter ihnen nicht selten zu Händeln und Schlägereien, wobei es oft wüthend zugeht. Manchmal werden dabei alte Beleidigungen heimbezahlt, wobei die Weiber ihre Männer, die Eltern ihre Kinder zum Dreinschlagen aufhetzen.

„Wenige unter den Zigeunern sind ordentlich und ehrlich mit einander getraut. Viele leben in wilder Ehe zusammen und haben zahlreiche Familien, ohne darin ein Unrecht zu sehen. Erst kürzlich sagte mir ein Mann, er wüßte nicht, was Schlimmes daran sei, wenn Einer sein bisheriges Weib nicht mehr möge, und sie dann verlasse, um eine andere zu nehmen. Ich weiß zwar, daß manche von ihnen, obwohl nicht ordentlich getraut, denen treu sind, die sie zum Weibe genommen; aber ich fürchte, die meisten sind sehr untreu gegen einander."

Dieß ist das traurige dunkle Gemälde, das uns einer der Zigeuner-Missionare von dem Volke entwirft, unter dem er im Namen des Herrn zu arbeiten hat. Wir begreifen es und stimmen von Herzen

bei, wenn er hinzufügt: „Wie ist einem solchen Geschlechte zu helfen? Antwort: nur dadurch, daß man buchstäblich das Evangelium zu ihnen bringt an die Landstraßen, Hecken und Zäune. Da sie den Werth der köstlichen Perle des Evangeliums nicht selber kennen und sie also auch nicht selbst zu suchen im Stande sind, so müssen wir sie ihnen zutragen und sie mit dem bekannt machen, was allein aus dem Elend ihnen heraushelfen und sie glücklich und reich in Gott machen kann." Ja, läge nicht im Evangelium eine Kraft Gottes, die auch den versunkensten Sünder zu retten vermag, so wäre die Arbeit umsonst. Aber sie sollte nicht vergebens sein.

---

3 Das Werk des Missionars.

Wenn ein wackerer Pfarrherr in unsern Städten und Dörfern die Armen und Kranken, die Verlassenen und Verkommenen seiner Gemeinde mit dem Ernst und Trost des Wortes Gottes besucht, so ist das allerdings oft ein schweres und mühevolles Stück Arbeit; aber er hat doch die Wohnungen seiner Gemeindeglieder meist in nächster Nähe, er findet seine Leute in menschlich anständigen, wenn auch noch so armseligen Hütten, und weiß, daß sie unter dem Einfluß christlicher Zucht, Ordnung und Sitte stehen. Aber wie ganz anders ist's bei dem Missionar, der unter Zigeunern arbeitet! Begleiten wir ihn einmal, wie er durch Wind und Wetter, durch Sturm und Regen, in Hitze und Kälte diesem unstet umherziehenden Volke von Ort zu Ort nachgeht, und wie er sie auf den Jahrmärkten, bei den großen Volksfesten, und dann namentlich in den Hopfendistrikten zur Zeit der Ernte aufsucht.

An einem Abend nach der Arbeit im Hopfenfeld war es, daß er eine alte Zigeunerin in der Nähe desselben traf. „Sie rief bald eine Anzahl ihrer Landsleute zusammen," schreibt der Missionar, „um mich zu hören. Da es schon dunkel war, zündeten sie ein Feuer an, brachten eine brennende Kerze herbei und stürzten eine Waschbütte um, damit ich darauf mich niedersetze. Ich las zuerst eine Stelle aus der Bibel vor. Mehrere meiner Zuhörer lagen ihrer ganzen Länge nach ausgestreckt am Boden, andere kauerten in sitzender Stellung umher, während noch Andere da standen oder sich an einander lehnten; alle aber, Alte und Junge, schienen mit so lebendigem Interesse zuzuhören, daß,

als ich endigte, mehrere Stimmen riefen: 'Das ist das Beste, was ich je gehört habe.' Dann sprach ich über die Kürze des Lebens, über die Nothwendigkeit, zum Heiland der Sünder zu kommen, und über den Ernst der Ewigkeit. Zuletzt sang ich ein Lied vor, in das sie, so gut sie konnten, einstimmten, und schloß mit einem Gebet. Sie dankten mir sehr und baten mich, ja bald wieder zu kommen. Als ich sie verließ, war es schon so finster geworden, daß ich meinen Weg zur Landstraße nicht mehr finden konnte; da nahm ein stämmiger Bursche mich beim Arm und führte mich zurecht."

Bei einer andern Gelegenheit sprach der liebe Missionar gleichfalls bis spät in die Nacht hinein zu einer Zigeunergruppe. „Beim Schlußgebet," schreibt er selbst, „war es rührend, Alte und Junge die Mützen abnehmen und Männer und Frauen auf den nackten Boden niederknieen zu sehen. Da lagen wir vor dem Herrn unter dem weiten Gezelt des Sternenhimmels, bei tiefer Dunkelheit, die nur durch den matten Schimmer einer einzigen Kerze erhellt war. Es war ein feierlicher Augenblick."

„Auf einem andern Hopfenfelde," erzählt der wackere Missionar, „sammelten sich anfangs nur wenige um mich. Gleichwohl fieng ich an, einen passenden Traktat vorzulesen, und siehe, bald waren mehr als dreißig Zigeuner um mich versammelt, die zwar im Anfang zu lachen und zu spotten geneigt waren, aber nach und nach immer ernster und aufmerksamer wurden. Während ich noch neben dem knatternden Feuer dastand und zu ihnen redete, kam ein Hund und legte sich zu meinen Füßen nieder. Auf den deutete ich und sagte: dieses Thier werde bald sterben und dann sei Alles aus mit ihm. So aber sei es nicht mit ihnen. Wohl müßten sie auch sterben, begraben werden und verwesen; aber ihre Seelen könnten nimmermehr sterben. Sie könnten ein Messer nehmen und sich die Kehle abschneiden, oder sich an den nächsten besten Baum hängen oder ins Wasser stürzen; aber damit könnten sie nur den Leib tödten, nicht aber die Seele. Diese trete in der jenseitigen Welt vor ihren ewigen Richter, und er werde sie dann an den Ort weisen, der ihr gebühre. 'Und wenn dem so ist,' fragte ich, 'solltet ihr da nicht mit Ernst um die Rettung eurer unsterblichen Seele bekümmert sein?' — 'Ja, ja, das sollten wir,' — erscholl es von allen Seiten. 'Wenn es uns am Ende nicht gut geht,' rief Einer aus der Gruppe, 'so sind wir selbst Schuld!' Daran knüpfte ich an, wies mit dringendem

Ernste auf den Heiland, der Niemanden hinausstoße, und stellte ihnen die barmherzige Liebe des guten Hirten, so gut ich konnte, vor Augen. Eine halbe Stunde zuvor, als ich zu diesem Lagerplatz gekommen war, hatte ich noch von allen Seiten fluchen und schwören gehört, aber lange ehe ich ihn wieder verließ, hatte das Fluchen aufgehört, und ich glaube, die meisten, die bereits zur Ruhe gegangen, waren wieder von ihren Lagern aufgestanden, um mich zu hören.

'Nun, wie geht's euch heute Abend?' rief ich einer andern Gruppe zu, die ich in ihrem Zeltlager einst besuchte. 'O ganz rein, ganz rein, mein Herr!' rief eine Zigeunerin. 'Da geht's euch besser, als mir,' erwiederte ich lächelnd. — 'Nein,' fiel die Frau wieder ein, 'ich meine, was die Gesundheit betrifft; ich weiß wohl, es ist keiner von uns gut!' Dieß gab mir Anlaß, über des Menschen natürliche Unreinigkeit und Verdorbenheit zu reden, aber auch auf die Reinigungsquelle des Blutes Christi hinzuweisen, das uns rein wäscht von aller Sünde. Während ich noch sprach, unterbrach mich eine alte, mehr als 80jährige Frau: 'Bitt' um Vergebung, mein Herr, wenn ich eine Frage mache. Ihr seid ein weiser Mann und könnet mich belehren. Gibt's nicht manche Leute, die sehr schön und gut reden, aber nicht selbst darnach thun? Ich kenne dergleichen Leute!' Ich erwiederte: das sei ganz wahr; es gebe Heuchler genug, aber ihr Loos werde ein schreckliches sein am jüngsten Tage. Da fiel eine andere Zigeunerin mir ins Wort und sagte: 'Alles was der Herr da sagt, das muß wahr sein, denn es kommt aus der Bibel; was aus der Bibel kommt, das muß wahr sein, — und wenn die Leute nicht darnach thun, so haben sie selbst es zu verantworten.' — 'Sie hat recht, sie hat recht,' tönte es von mehreren Seiten. Ein Mann bemerkte: 'Ich glaube, es giebt etliche gute Leute in der Welt, sonst würde Gott der Bösen nicht verschonen.' — 'Ach!' rief die Frau, die zuvor geredet, wieder aus, 'ich bin eine der gottlosesten elendesten Kreaturen in der Welt; wie's aber mit mir besser werden soll, weiß ich nicht.' Dieß gab wieder schöne Gelegenheit, diesen armen Leuten die Liebe Gottes in Christo anzupreisen."

Auf einem Jahrmarkt traf der Missionar mit einer Zigeunerin zusammen, von der er wußte, daß sie Wahrsagerei trieb. „Als ich sie anredete," schreibt er, „empfieng sie mich freundlich; aber auf ihrem abgezehrten Angesicht lag ein tiefer Zug von Traurigkeit. Kaum hatte ich ein paar Worte zu ihr gesagt, so rief sie: 'Ach mein Herr, ich

bin unglücklich; auf diesem Jahrmarkt geht es gottlos zu, aber ich selber bin doch das gottloseste Weib, das hier sich befindet. Es sind nur zwei unter den Geboten Gottes, die ich nicht gebrochen habe, und die sind Ehebruch und Mord. Alle andern habe ich gebrochen; und heute gehe ich umher, zu wahrsagen wo ich nur kann, obgleich ich weiß, daß das die größte Gottlosigkeit ist.' Einige von ihren Volksgenossen, die dabei standen, warfen ihr bei diesen letzteren Worten einen strafenden Blick zu. 'Das ist mir gleich,' fuhr sie fort, 'was ihr dazu saget; aber ich rede die Wahrheit. Ich kann mich vor Gott nicht verbergen. Wenn ich etwa heute nicht wahrsage, so geschieht es nicht, weil ich nicht gern möchte, sondern weil vielleicht Niemand mich darum anspricht; und ich weiß, Gott sieht auf den Willen so gut als auf die That, und eben darin sieht Er, daß ich Sünde thue.' Dann sprach sie weiter davon, wie sie des Zigeunerlebens so satt sei, und wie unglücklich sie dabei sich fühle. 'Aber was soll ich machen?' fuhr sie fort; 'ich muß mich und sieben Kinder erhalten, und mein Mann sagt, ich müsse auch ihn noch füttern.' Dann wies sie mir die Striemen und Narben, die sie von den Mißhandlungen ihres Mannes davongetragen. Ich suchte sie auf den Heiland zu weisen, zu dem auch die 'vornehmsten unter den Sündern' kommen dürften; dabei erinnerte ich sie namentlich an den Schächer am Kreuz, der auch noch Gnade gefunden habe. 'O,' rief sie, 'der hat Gnade *gesucht*, aber *ich* suche sie nicht einmal. Und ist's nicht so? Wenn ich hier eine Waschbütte hinstelle und alle schmutzigen Kleider samt Wasser darein thue, und lege die Seife daneben, so werden sich diese Kleider niemals *von selber* waschen; so geht's mir: wenn ich nicht *suche*, so werde ich niemals *finden*. Und was hälfe mir das Suchen, wenn ich dieß gottlose Leben immerdar fortsetze? Ach, ich wollte mit meinen Kindern gerne von Wasser und Brod leben, wenn ich nur aus diesem Jammerleben herauskommen könnte!' Ich sprach lange und herzeindringlich mit ihr. Beim Abschied rief sie mir mit eigenthümlichem Ernste nach: 'Beten Sie für mich!' Fälle dieser Art sind mir mehrere vorgekommen."

Wir könnten den eifrigen Diener des Herrn noch weiter auf seinen sauern Gängen begleiten; aber es ist Zeit, daß wir auch nach den *Früchten* fragen, die seine Arbeit etwa unter Gottes Segen getragen habe. Am liebsten freilich möchten wir die Antwort dem Herrn überlassen, der ja an Seinem großen Tage Alles ans Licht bringen

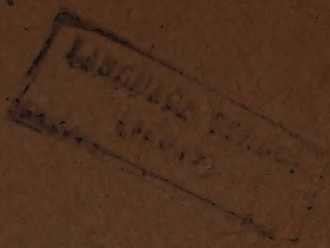
wird; allein es thut doch wohl und ermuthigt zur geduldigen Ausdauer in der Liebesarbeit, wenn wir auch etwas von Furcht sehen dürfen, und wären es noch so zarte Anfänge eines neuen Lebens. Und ist es da nicht erfreulich zu hören, daß es dem Missionar schon im ersten Jahr seiner Arbeit (1858) gelang, 42 Zigeunerkinder in christliche Schulen unterzubringen, eine Reihe von Trunkenbolden zu einem mäßigen geordneten Leben zu führen, mehrere Paare, die in wilder Ehe lebten, zur kirchlichen Trauung zu bewegen und bei Vielen wahrnehmen zu dürfen, daß sie aus eigenem Antrieb anfiengen regelmäßig dem sonntäglichen Gottesdienst in der Kirche beizuwohnen? Manche suchten den Missionar auch in seiner Wohnung auf, theils um noch in ihren reiferen Jahren lesen zu lernen, theils um im Worte Gottes gründlicheren Unterricht zu erhalten. Etliche verließen ihr unstetes versuchungsreiches Wanderleben und suchten eine ehrliche seßhafte Beschäftigung, was ja der Anfang zu christlicher Ordnung und Sitte ist. An Manchen aber durfte er noch Köstlicheres erfahren.

Ein alter Zigeuner, der viele Jahre lang ein unverbesserlicher Trunken- und Raufbold gewesen war, gab das Trinken mit entschlossenem Muthe auf, fieng an die nächste Dorfkirche regelmäßig zu besuchen und wurde ein ganz anderer Mensch. „Ich habe hier eine schwere Bürde," sagte er einst zum Missionar, indem er auf sein Herz deutete; „aber wenn ich zur Kirche gehe, wird die Last leichter. Ich kann nicht lesen, aber dort kann ich hören, was Gott in seinem theuern Worte mir zu sagen hat. Mein Trost ist das, was Christus für mich großen und unwerthen Sünder gethan hat."

Ein anderer Mann, dessen Lieblingssünde das Spielen war, gab dasselbe ganz auf und empfieng mit großer Dankbarkeit von dem Missionar eine Bibel, obschon er nicht selbst zu lesen verstand. „Oft wenn ich sein Zelt betrat," schreibt Jener, „fand ich Jemand bei ihm, der ihm einen Abschnitt aus dem Worte Gottes vorlas; und wo er Jemanden bekommen konnte, Alt oder Jung, der zu lesen verstand, der mußte zu ihm sitzen und ihm etwas aus der Bibel vorlesen. 'Ich höre gerne zu,' sagte er einmal zu mir, 'wenn Sie aus andern Büchern (etwa Traktaten) vorlesen; aber die Bibel hör' ich am allerliebsten; denn die halt' ich für die Königin unter allen Büchern, und an ihr kann ich mich nicht satt hören.' — Am liebsten ist diesem Manne die Geschichte des Heilandes. Gegenwärtig lernt er bei mir lesen."

Ein junges Zigeunerpaar, das seit mehreren Jahren in wilder

Ehe zusammen lebte, fand keine Ruhe mehr, bis ihnen die christliche Trauung zu Theil ward. Die junge Frau besonders war darüber ganz überglücklich, daß sie nun vor Gott und Menschen doch auch die Augen aufschlagen dürfe. Sie sei nun auch entschlossen, fügte sie bei, sich ganz dem Herrn Jesus zu übergeben. Einmal erzählte sie dem Missionar, wie ein katholischer Priester zu ihnen gekommen sei und ihnen von den Märtyrern erzählt habe, die durch ihre erlittenen Martern den Himmel verdient hätten. „Ach," rief sie aus, „wer will den Himmel verdienen? Mir ist, als könnte ich da hinaus gehen auf dieß Feld und mit Vergnügen an jedes meiner Glieder fünf Pferde spannen und mich in Stücke zerreißen lassen, wenn das mich in den Himmel brächte! Aber ich weiß, das thut's nicht. Ich kann allein durch Christum gerecht und selig werden." Als der Missionar einst mit ihr von der Liebe zu Jesu sprach, sagte sie: „Ich glaube, wenn ich nur die Nähe meines Heilandes fühle, so könnte ich in einer einsamen Höhle leben bei der elendesten Kost, — ich wäre doch glücklich; denn wornach mich am allermeisten verlangt, das ist das Gefühl, daß Er mein ist."

Wir könnten den Missionar noch an manches Kranken- und Sterbelager von Zigeunern begleiten und da sehen, was das Wort und die Gnade Gottes auch an den versunkensten unseres Geschlechts zu thun vermag; aber es sei genug. Wer aber von uns etwas von der Liebe Christi am eigenen Herzen erfahren hat, der mache sich auf und werde nicht müde, auch andere verlorene Seelen zu suchen und sie zum Heiland der Sünder zu weisen. Es ist ja der Arbeit auch in unserer Mitte viel. Oder ist nicht ein Jedes von uns berufen, dem armen verwahrlosten Bruder, dem wir im Leben begegnen, ein barmherziger Samariter, ein Retter und Wegweiser zum Leben zu werden? Dazu helfe uns der Herr nach Seiner großen Güte.

Redactor: Dr. A. Ostertag.
Druck von C. Schultze, in Commission bei C. Detloff in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 30 Cent. oder 9 kr.